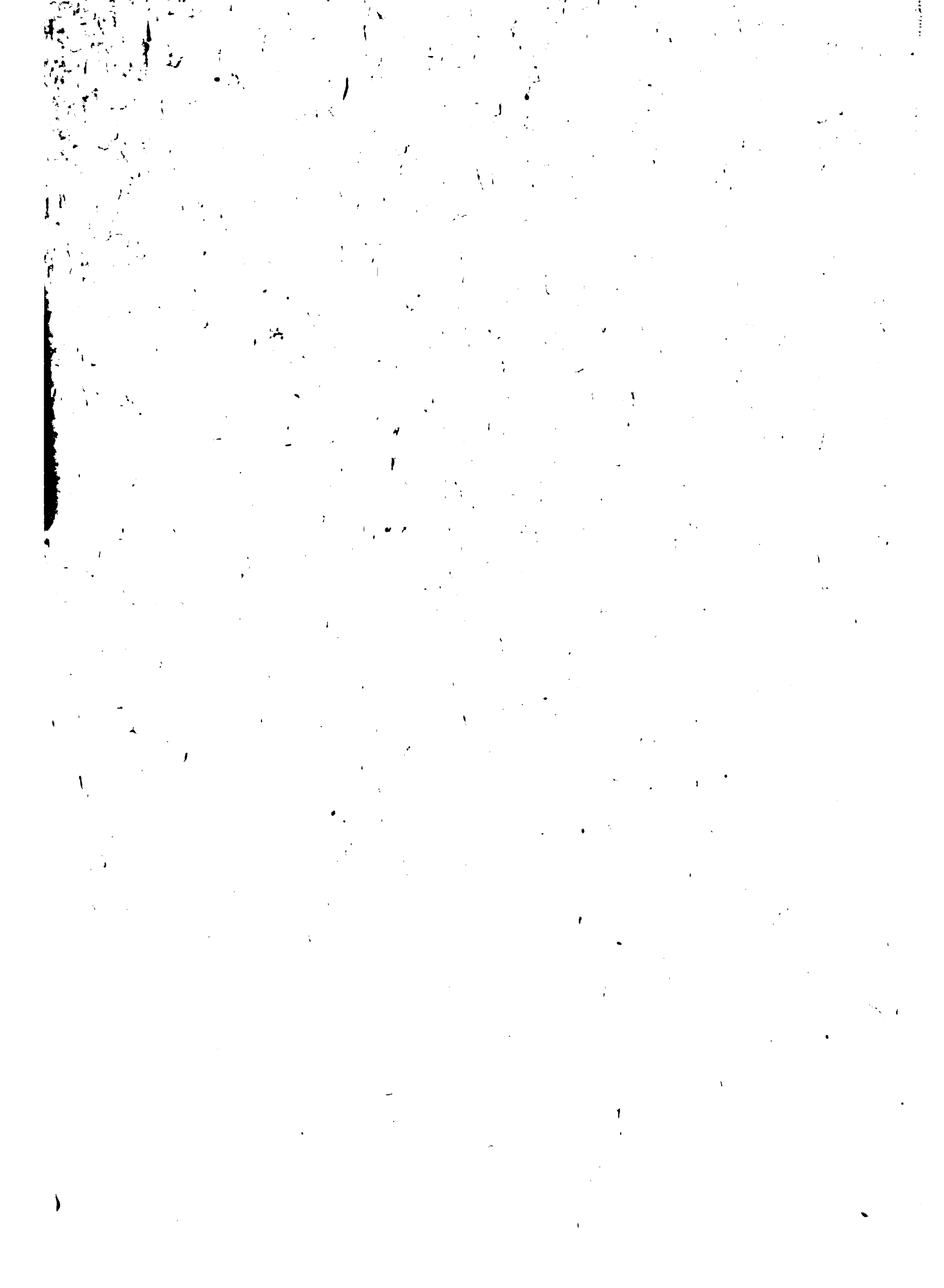
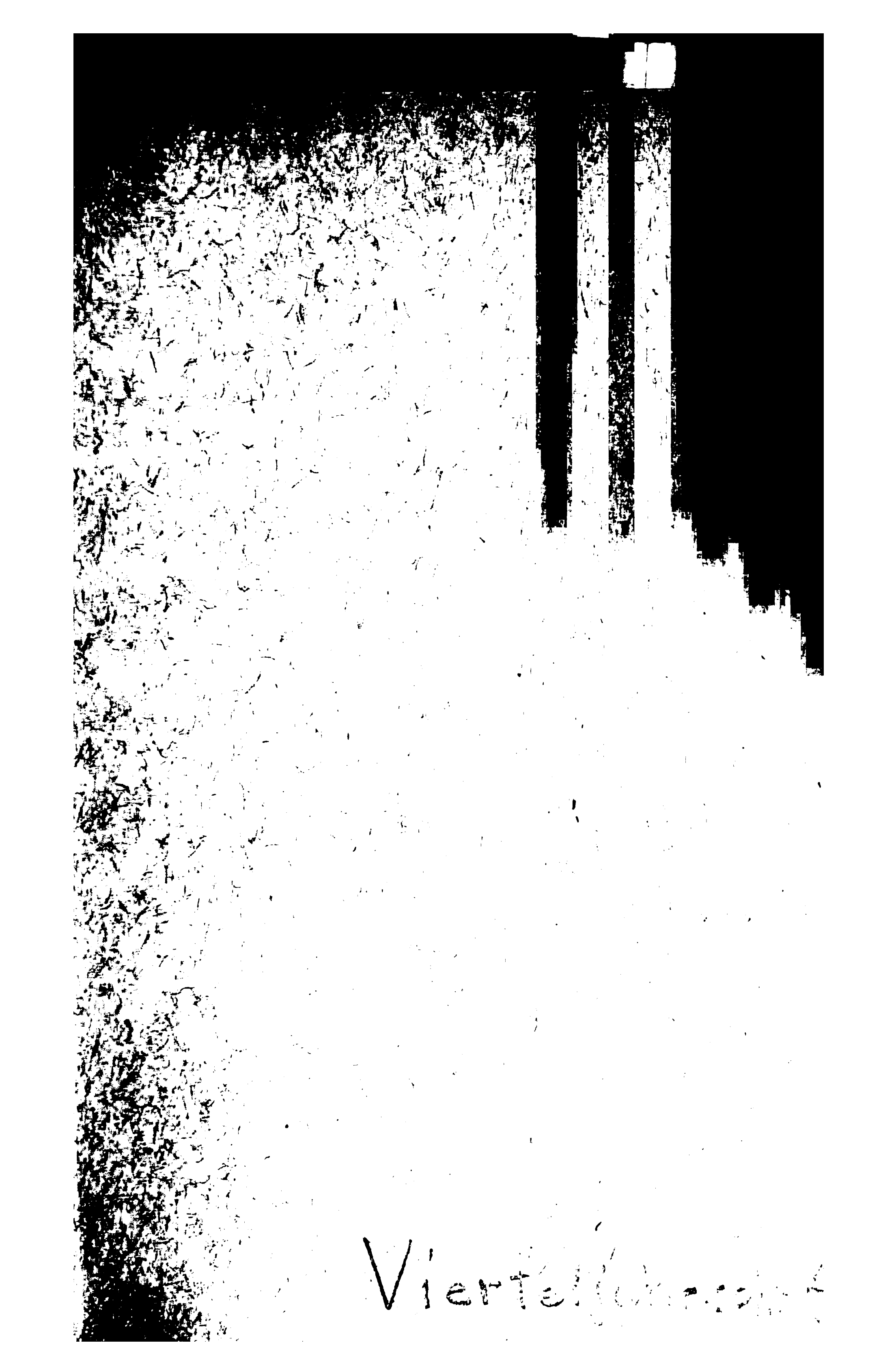



RESEARCH LIBRARIES
3 07493492 2




Viertel



VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

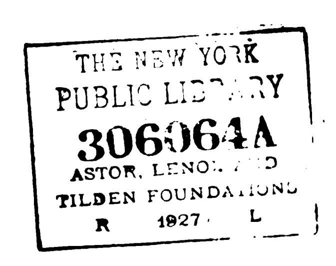
ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ZWEITER BAND

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1889



WEIMAR. - HOF-BUCHDRUCKEREI.

INHALT

INHALT

Seite



Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert.

Die poetische Gattung, die dem Culturüberdruss complicirter Zeiten ihren Ursprung verdankt, weist nach Gegenstand und Behandlungsart charakteristisch verschiedene Entwickelungsformen auf.

Stofflich lösen darin Natur und Menschenwelt einander ab, deren letztere in zwiefacher Verwendung begegnet: das biblische Hohelied als erstmaliger bewusster Ausdruck idyllischer Stimmung[1]) verherrlicht in Sulamith und ihrem Geliebten zwei wirkliche Naturkinder; das erste eigentliche Hirtendrama der Weltlitteratur: Jayadevas Gîtâgovinda (der 'Kuhhirt im Liede') führt in schäferlicher Umgebung und pastoralem Gewande Krishna-Vishnu mit Râdhâ vor. Dort thatsächlich Repräsentanten einfacher Zustände, hier blosse Maskerade im Schäferkostüm. Wie Ritusanhâra (der 'Jahreszeitencyclus') ein indisches Gegenstück zu Thomsons Seasons und Kleists Frühling darstellt und die sehnsüchtige Naturmalerei eines Moschos oder das beschreibende Lob des römischen Landlebens bei Horaz und Vergil in

[1]) Vgl. hierzu wie zur gesammten Entwickelung von Idyll und Dorfgeschichte in Alterthum und Mittelalter den Aufsatz von Gosche in seinem Archiv für Litteraturgeschichte 1, 169—227. Den vollständigsten Überblick über die Production in Deutschland von Neidhart von Reuenthal bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gewährt immer noch E. J. Koch, Compendium der Deutschen Litteraturgeschichte, Berlin 1798, 2², 170 ff.; vgl. S. 191 ff. Über Gottscheds Atalanta und ihr Verhältniss zu den romanischen Pastoralen wie zum Ritter-, Schäfer- und heroisch-galanten Roman handelt F. Rühle: Das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts, Halle 1885 (Diss.), über Gessner und seine Nachfolger wenig fördernd W. Nagel: Die deutsche Idylle im 18. Jahrhundert, Züricher Diss. 1887.

Erinnerung ruft, erscheint diese Doppelbewegung im Spiegel der abendländischen Litteratur gleichfalls als eine typische. Dem urwüchsigen Leben in Theokrits Idyllen und dem pseudovergilischen 'Mörsergericht' (Moretum[2])) tritt mit Vergils Eklogen die Allegorie gegenüber: 'Maske'[3]) also auch in der europäischen Schäferdichtung, ein verhängnissvolles Erbe für die romanische Litteratur und durch diese auch der neudeutschen bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein so verderblich!

Nach den glücklichen Anfängen der höfischen Dorfpoesie und der Dorfgeschichte des deutschen[4]) Mittelalters war die Vorführung des Bauern in jene komische Derbheit versunken, die in Fastnachtspiel und Schwankbuch ihr Extrem erreicht. Wohl fehlte es im Gesellschaftsliede des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts auch an frischem Lobe des Bauernlebens nicht[5]); Opitz erneuerte im Anschluss an Fischart[6]) Horazens Preis der Landlust. Aber schon hatten die Neulateiner seit Eoban Hesse[7]) die allegorische Ekloge mit Vorliebe angebaut und die Einflüsse des Auslandes sich geltend gemacht: auf Übersetzungen von Nicolas de Montreux Bergeries de Juliette (1595)[8]),

---

[2]) In Haupts Vergil, 2. Aufl., Leipzig 1873, S. 571—575. Vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Litteratur, 4. Aufl., S. 468 f. (§ 230, 3) und Bähr, Geschichte der römischen Litteratur 1[4], 644 f.

[3]) Über den Unterschied von Maske und Rolle vgl. Scherers Poetik S. 244.

[4]) Die ersten lateinischen Eklogen des Mittelalters s. bei E. Dümmler: Poetae latini aevi Carolini, Berolini 1881, 1, 270 ff. 360 ff. 382 ff.; über die Schäfernamen in der aus Karls d. Gr. Hofschule erwachsenen Akademie vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter 1[5], 147 f.

[5]) Vgl. z. B. bei Hoffmann von Fallersleben: Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts, 2. Aufl., Leipzig 1860, Nr. 339. 350.

[6]) Vgl. hierüber Opitz, Zeitschrift für deutsche Philologie 8, 477 ff.

[7]) Das Bucolicon Eobani Hessi Magistri Erphurdiensis erschien zuerst 1509 zu Erfurt in 4°, die zweite auf 17 Idyllen vermehrte Ausgabe: Helii Eobani Hessi, Bucolicorum Idyllia XII recognita et ex recenti editione Idyllia V 1528 zu Hagenau in 8°. Vgl. C. Krause, Helius Eobanus Hessus, Gotha 1879, 1, 79 ff. 398. 402 f. 404. 2, 20 f. 101.

[8]) Die Schäffereyen Von der schönen Juliana ... durch Ollenicem du Mont-Sacré [Anagramm von Nicolas de Montreux] einem Mayni-

Guarinis Pastor Fido[9]) und d'Urfés Astrée[10]) (1619) war 1624 unter dem Eindruck des letztgenannten berühmten pastoral allégorique die Gründung einer Académie de vrais amants im Schoose der Fruchtbringenden Gesellschaft gefolgt.[11]) Die deutschen Renaissancepoeten Weckherlin und Opitz[12]) werden als solche die Begründer einer allegorischen Hirtendichtung, die sich in Nürnberg selbst zum 'Rahmen für Feuilletons in Poesie und Prosa'[13]) gestaltet. Der Schäferroman tritt um die Mitte des Jahrhunderts gegen den heroisch-galanten zurück, und das ganz oder theilweise componirte Schäferstück theilt das Schicksal der Oper überhaupt, um erst im späteren Singspiel[14]) wieder aufzuleben;

---

schen Edelmann. Nun aber auss dem Frantzösischen in Teutsch gebracht durch F. C. V. B... Getruckt zu Mümpelgart in verlegung Petern Fischers 1595.

[9]) Pastor Fido. Ein sehr schön, lustige vnd nützliche Tragico-Comoedia. Erst in italiänischer Sprach... Beschriben und Dedicirt Von Baptista Guarino. Jetzo aber in vnser Teudsche Sprach mit fleiss vertirt vnd in Reimen verfasset, Durch Eilgerum Mannlich. Mühlhausen, bey Joh. Stang. 1619.

[10]) Von der Lieb Astreā vnd Celadonis Einer Schäfferin vnd Schäffers.. durch den Herrn von Urfée in Frantzösischer Sprach an Tag gegeben vnd.. den Teutschen Liebesleydenten in Teutsche Sprach versetzt durch J. B. B. V. B. Gedruckt zu Mümpelgart, durch Jacob Foilet vnd zu verkaufen bei Paul Ledertz, Buchhandl. Anno M.DC.XIX. — Über die damalige culturelle Bedeutung Mümpelgarts vgl. Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Berlin 1866, S. 31.

[11]) Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848, S. 138 ff. und desselben Verfassers: Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanovas Memoiren, Berlin 1846, 2, 21 f. — Das Original des Stiftungsbriefes, d'Urfés Antwort wie das Begleitschreiben des Vermittlers Herrn von Borstel ist jetzt neu gedruckt durch H. Welti: Zeitschrift f. neufranz. Sprache und Litteratur 5, 107 ff.

[12]) Weckherlins Eklogen stehen in der Ausgabe von 1684, Amsterdam, Jansson, S. 753—797, Opitzens schäferliche Liebeslieder im 4. Buch der Poetischen Wälder, in Fellgibels Ausgabe, Breslau 1690, 2, 183 ff. — Über die ungedruckten Eklogen des Casseler Medicus Johannes Rhenanus vgl. Höpfner a. a. O. S. 39.

[13]) Borinski, Die Poetik der Renaissance, Berlin 1886, S. 231.

[14]) Interessant ist es, dass 1774 J. W. Schöpfel seinen Palämon (ein Schäferspiel mit Gesängen in zween Akten von J. W. A. Sch. Frankfurt u. Leipzig bei Christian Gottlieb Hertel 1774) eingestandener-

dauernd erhält sich dafür die Beliebtheit bukolischer Einkleidung der Lyrik, selbst der des geistlichen Liedes (Spee, Scheffler), die durch litterarische Gegensätze und Modenwechsel wenig berührt wird. Wie in Frankreich eine Vorstufe der galanten Lyrik, mit welcher sie gegenüber dem Volks- und Gesellschaftsliede vor allem den frauenfreundlichen Zug gemein hat[15]), und in dieselbe als Hirtencantate fest eingegliedert[16]), erobert die Schäferpoesie doch auch in volksthümlichen Liedersammlungen ihren Platz. Wie die galante Lyrik eine Doppelströmung aufweist[17]), dichten Marinisten sowohl als Gegner des Schwulstes in bukolischer Form. Wenn von den letzteren Christian Weise bis auf ein vereinzeltes schäferlich-mythologisches 'Sangspiel'[18]) auf die pastorale Poesie überhaupt Verzicht leistet, kleidet sich zuweilen die Ovationsdichtung der Hofpoeten gleich der

massen (S. XVII f. der Vorrede) mit Gesängen untermischt, damit das Stück 'unter der Gestalt der Operette bey dem Theater nun den Zutritt finde, den man ihm im entgegengesetzten Falle noch viele Jahre lang verweigert haben würde'. Über Ch. F. Weisses ländliche Singspiele als Vertreter des Schäferstücks vgl. auch E. Schmidt, Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 7, 79.

[15]) Vgl. von Waldberg, Die galante Lyrik, Strassburg 1885, Quellen und Forschungen 56, 5. 30. 33 f. 60 f. Anm. 100 f. Über den Zusammenhang von d'Urfés Astrée mit den späteren Bestrebungen des Hôtel de Rambouillet s. Lotheissen, Geschichte der französ. Litteratur im XVII. Jh., Wien 1878, 1, 146. 153 ff.

[16]) Johann George Neukirch, Anfangs-Gründe zur Reinen Teutschen Poesie Itziger Zeit u. s. w., Halle 1724, S. 887. [Neumeister und Hunold-] Menantes, Die allerneueste Art zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen, Hamburg 1722, S. 347 f. — Hinsichtlich der Einordnung der sonstigen Formen scheint Schwanken zu bestehen: B. Neukirch bringt in seiner Sammlung: Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte (Bd. 1—6, Leipzig 1695—1709) die Schäfergedichte nicht nur unter die einander gleichartigen Rubriken der Verliebten Gedichte (1, 50 ff. 67 ff. 72 ff. 3, 63 ff.), Galanten Gedichte (2, 11 ff.) oder Galanten und verliebten Gedichte (z. B. 4, 81 ff.), sondern scheint einzelnen, oft in demselben Bande, eine Sonderstellung unter den Vermischten Gedichten (vgl. z. B. 2, 330 ff. 3, 357 ff. 4, 317 ff. 6, 207 ff.) anweisen zu wollen. Schäferliche Hochzeitsgedichte (wie z. B. 3, 151 ff.) wurden natürlich eben so wenig als die sonstige Gelegenheitsdichtung je zur galanten Poesie gerechnet.

[17]) von Waldberg a. a. O. S. 25.

[18]) Die betrübte und getröstete Galathee (1674).

sonstigen Gelegenheitsreimerei ins Schäfergewand[19]; Wernicke besingt in vier Eklogen zwei Todesfälle, eine Geburt und eine Vermählung[20]), und selbst Günther verfertigt nicht nur 'in fremdem Namen' ein Pastorell auf ein Hochzeitsfest[21]), sondern 'erinnert sich' auch 'der vorigen Zeiten und guter Freunde unter einem Schäfergedicht'[22]) und will in einem anderen echt conventionell seine Grabschrift in einen Baum schneiden.[23]) Die Anfänge der Anakreontik beschleunigen den Niedergang der galanten Poesie: die Schäferdichtung begegnet einem verwandten Element. So ist bei Hagedorn und den jüngeren Hallensern beides verbunden[24]); so verschlingen sich in Gessners Idyllen mit biblischen und Klopstockschen anakreontische Fäden[25]), und wenn die pastorale Lyrik doch eine gewisse Beeinträchtigung erfährt, herrscht die Schäferpoesie jetzt wieder im Bereiche des Dramas und erringt dann als Prosaerzählung nie dagewesene Erfolge.

---

[19]) Vgl. z. B. Königs Schäfergedicht auf die hohe Geburt eines Chur-Sächss. Printzen (Des Herrn von Königs Gedichte ... gesammlet und herausgegeben [von Joh. Christoph Rost], Dressden 1745, S. 39 ff.) und B. Neukirchs Schäfergedancken bey einer jagt Seiner Königl. Majestät in Preussen (in der oben citirten Sammlung Neukirchs 6, 207 ff., in Gottscheds Ausgabe: Herrn Benjamin Neukirchs ... auserlesene Gedichte ..., Regensburg 1744, S. 294 ff.).

[20]) Uberschrifte oder Epigrammata In acht Büchern Nebst einem Anhang von etlichen Schäffer-Gedichten ..., Hamburg 1701, S. 165 ff.

[21]) Sammlung von Johann Christian Günthers aus Schlesien bis anhero herausgegebenen Gedichten ... Vierte Auflage, Breslau und Leipzig 1746, S. 1134 ff.

[22]) A. a. O. S. 190 ff. Bei Fulda, Die Gegner der zweiten schlesischen Schule 1, 141 ff.

[23]) Sammlung S. 319 ff.

[24]) Vgl. unten.

[25]) Scherer, Litteraturgesch. S. 430. Die Verbindung von Schäferthum und Anakreontik bei Gessner empfanden die Zeitgenossen sehr deutlich; vgl. z. B. die unten citirte Abhandlung J. A. Schlegels im Anhang der 2. Aufl. seiner Batteux-Übertragung (Batteux ... Einschränkung der schönen Künste auf einen eintzigen Grundsatz. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Anhange einiger eigenen Abhandlungen versehen. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1759) S. 468 Anm. Bekannt ist, dass zu Gessners ersten poetischen Leistungen anakreontische Lieder gehörten.

Die mit dem Charakter des jeweiligen Stoffes zum Theil unmittelbar gegebenen Eigenthümlichkeiten des Stiles wurden der Hauptsache nach bereits angedeutet: die Natur wird meist idealistisch-elegisch beschrieben, das urwüchsige Leben und Fühlen einfacher Menschen in realistischem Genrebilde, oft satirischen Anstrichs, festgehalten; der allegorische Hirtendichter aber, der den überfeinerten Städter in erlogenem Schäfergewand nicht verleugnen will oder kann, kommt im besten Fall über graziös-sentimentale Natur- und Empfindungsmalerei nicht hinaus.

Zu diesen charakteristischen Momenten tritt als ein mehr zufälliges noch das Fehlen einer feststehenden Form, indem diese zwischen Epos, Lied und Drama, zwischen Prosa und Versen schwankt.

Kein Wunder, dass bei solch innerer und äusserer Verschiedenheit der poetischen Erzeugnisse, die aus Alterthum und Neuzeit unter den Namen des Idylls, der Ekloge, des Hirtengedichtes vorliegen, eine Poetik, die das Wesen der einzelnen Dichtungsgattungen dogmatisch zu bestimmen suchte, sich auf einem Gebiete, wo auch Aristoteles im Stiche liess, nicht zurecht zu finden vermochte, und dass das unvergleichliche Muster, das in Theokrits Idyllen der poetischen Nachbildung sich darbot, der wiedererwachenden deutschen Litteratur einstweilen so gut wie verloren blieb.

Unter diesem Gesichtspunkt wird in vorliegender Arbeit der Versuch gemacht, einem auch an sich nicht ganz unerfreulichen Dichtungsgebiet die historische Würdigung angedeihen zu lassen. Die Entwickelung des Idylls des achtzehnten Jahrhunderts, insoweit sie sich im besonderen Stoffkreise einer idealen Schäferwelt vollzieht, und die gleichzeitigen Forderungen der Ästhetik sollen nach ihrem gegenseitigen Verhältniss zur Darstellung gelangen.

Mit Gessner erreicht die Schäferpoesie ihre relative Vollendung; er gibt zugleich mit dem Zurückgreifen auf Theokrit und der Forderung eines grösseren Realismus den Anstoss zu jenem Umschwung, der sich in Herders einsichtiger Scheidung zwischen Theokrit und Gessner auf dem Gebiete der Theorie als vollzogen darstellt. So ergeben sich die Jahre 1756 bez. 1767 als Grenzen der Be-

trachtung: die Nachahmer Gessners bezeichnen eben so wenig eine wirkliche Weiterentwickelung der Schäferdichtung als das Fortleben der alten Anschauungen nach Herder für diejenige des Idylls überhaupt in Frage kommt.

1. Die deutsche Schäferdichtung von Gottsched bis auf die Bremer Beiträger.

Wir haben gesehen, wie jene irregeleitete Schäferpoesie, die eine halbe Erkennung der Antike im romanischen Auslande gezeitigt, seit Opitz, die Keime wirklicher Idyllen- oder wenigstens naturbeschreibender Dichtung überwuchernd, auch die deutsche Litteratur beeinflusst, nur den allgemeinen Stilwandlungen der Renaissance-, Barock- und Rococozeit unterworfen. Aber wenn im siècle de Louis XIV. für Frankreich eine Litteratur erblüht war, die noch zur Zeit des verfallenden Classicismus auf dem Gebiete der Ekloge einen Namen wie Fontenelle aufweist, hat die Reaction gegen den Schwulst in Deutschland auch für die Schäferdichtung platte Alltagsnüchternheit und Philistrosität im Gefolge, der neben dem poetischen Geiste nun auch der immerhin nicht ganz reizlose Wortprunk abgeht. Begegnen in B. Neukirchs grosser Anthologie noch Schäferlieder wie Bessers 'Eleonora die betrübte' (2, 330 ff.), so gähnt aus der Sammlung, die der fromm gewordene Hunold-Menantes seiner galanten Vergangenheit entgegensetzt[26]), bloss schäferliche Gelegenheitsdichtung entgegen, in welcher der zweimal[27]) vertretene Brockes höchstens sprachlich oder durch poetischere Anschauung der Landschaft in den obligaten Naturschilderungen hervorragt; dieselben beiden Nummern aus seiner Feder sind das Beste, was die 'Poesie

---

[26]) Auserlesene und theils noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener Berühmten und geschickten Männer zusammengetragen und nebst seinen eigenen an das Licht gestellt von Menantes. Stück 1—10: Halle 1718. 11—20: 1719. 21—27: 1720.

[27]) Stück 7 S. 577 ff. 12, 90 ff. Von Gedichten anderer Verfasser sei hier die im St. 27 S. 594 ff. enthaltene Hirtencantate hervorgehoben, weil die darin durchgeführte abgeschmackte Allegorie für ein Vermählungsgedicht originell erscheint: die Braut das Schaf, der Bräutigam der Hirt (der versichert, dass er ihr Herz, nicht ihre Wolle, das 'goldene Vliess', liebe!): wohl Contrafactur aus der geistlichen Lyrik.

der Niedersachsen'[28]) in pastoraler Gratulationspoesie aufzuweisen hat, und der gleiche sofort näher zu charakterisirende Stil eignet den Gelegenheitseklogen in dem von G. F. W. Juncker besorgten siebenten Theil Hoffmannswaldauscher Gedichte[29]), thatsächlich einem Corpus des obersächsischen Poetenkreises, an welchem J. U. König, Gottsched, der Herausgeber und sonstige Mitglieder der Leipziger deutschen Gesellschaft (Clodius, S. Seidel u. a.) betheiligt sind.

Es war Gottsched natürlich nicht gegeben, an lebensvolle Erfassung der modernen ländlichen und kleinbürgerlichen Welt zu denken. Die Ansätze dazu in den Lustspielen des Zittauer Rectors fallen ihm unter den 'weisianischen Comödienwust'; verwerfend spricht die Critische Dichtkunst[30]) von A. Gryphius 'sehr plump klingendem' 'Bauerstück' im Verliebten Gespenst. Vergil und Neukirch (der letztere als 'deutscher Theokrit'[31])) sind die Muster für Schäferdialog und -erzählung. Schon in der ersten Publication der deutschen Gesellschaft begegnet ein schäferliches Gratulationsgedicht von Gottsched[32]); die beiden ersten Auflagen der Critischen Dichtkunst bringen in dem Kapitel 'von Idyllen, Eclogen oder Schäfergedichten' (1. Aufl. S. 395 ff., 2. Aufl. S. 454 ff.) je vier Beispiele 'von seiner Arbeit': drei Hochzeitsgedichte und eine Geburtstagsgratulation; zu ihnen tritt in der 2. Auflage noch 'Urania', ein Ausdruck der Besorgniss um die Braut während Danzigs Belagerung durch die Russen.

---

[28]) C. F. Weichmanns Poesie der Niedersachsen, Hamburg 1725, 1, 75 ff. 118 ff.

[29]) Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bissher ungedruckter Gedichte siebender theil, nebst einer Untersuchung der Hanckischen weltl. gedichte. Franckfurt und Leipzig 1727. Darin S. 120 ff. ein schäferliches Hochzeitsgedicht vom Herausgeber selbst, ein zweites anonymes S. 130 ff. — Vgl. Nachricht von der erneuerten deutschen Gesellschaft in Leipzig und ihrer ietzigen Verfassung u. s. w., Leipzig 1727, S. 45.

[30]) 3. Aufl. Leipzig 1742, S. 497. Fortan citirt CD.

[31]) a. a. O. S. 495.

[32]) Oden der deutschen Gesellschaft in Leipzig ... Leipzig, Bey Joh. Friedr. Gleditschens sel. Sohn, Anno 1728, S. 242 ff.

Noch tiefer stehen die Schäfergedichte in den Schriften der Leipziger deutschen Gesellschaft[33]), sämmtlich durch Heiraten veranlasst. Wie die Stoffgattung ist zwar auch die Anlage dieser Reimereien unter wesentlicher Bewahrung der Tradition mit geringen Varianten die gleiche. Im Eingang gewöhnlich Bestimmung des Locals, am häufigsten durch einen Fluss (bei Gottsched wohl auch durch directe Ortsnennung), sowie der Jahres- oder Tageszeit, meist unter Schilderung der Naturscenerie, zuweilen mit besonderer Berücksichtigung des Wetters. Dann Gespräch zweier Schäfer, dem öfters wenigstens ein Gedankenmonolog des einen von beiden vorausgeht. Eine Variation ist: directe Einführung in den Dialog und Nachholung der üblichen Angaben von Ort und Zeit mit einem: 'So sprach'. Die Motive der Zusammenkunft sind ebenso kindlich erfunden wie die Einführung des Themas. Da hat etwa der eine der beiden Hirten einen guten Lammsbraten zum Abendbrot, an welchem er den Freund noch in später Stunde theilnehmen lässt, und nachdem man bei Tische über Verschiedenes recht einfältig geredet, wird die Unterhaltung mit einem: 'Lass uns an dessen statt . . . was bessers sprechen' auf das neue Ehepaar gelenkt. Oder der eine Schäfer ist auf dem Wege zum Maienfest und wird dabei vom anderen mit der Kunde der Hochzeit aufgehalten. Oder zwei Heerden weiden neben einander; die Hirten unterhalten sich tagsüber mit Gesang und Flötenspiel; der gemeinsame Heimweg aber gibt Anlass zu einem Gespräch, bei welchem die Mittheilung des frohen Ereignisses erfolgt, u. s. w. Regelmässig ergehen sich dann beide im Preise des Bräutigams, der Braut, gewöhnlich auch der Eltern (besonders des Vaters), und den Schluss bilden Segenswünsche für das junge Paar, zum Theil in Form

[33]) Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Eigene Schriften und Übersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart (3 Thle. Leipzig 1730—39. — Thl. 1 erschien nach einer Titelauflage von 1735 im Jahre 1742 in 'zweyter vermehrter Auflage', 2 in unverändertem Abdruck. Die nachstehenden Citate beziehen sich für 1 und 2 auf diese Ausgabe von 1742) 1, 173 ff. 2, 195 ff. 229 ff. 247 ff. 3, 188. 246 ff. — Daneben Übersetzungen aus Vergil, Fontenelle und einem englischen Bukoliker: 2, 457 ff. 548 ff. 1, 582 f.

eines Liedes an die Brautleute, wobei an Vorgänge und Bilder aus der Natur, meist mit anaphorischem 'so viel', angeknüpft wird; z. B. volksmässig:

So viel Fische jener See
Und das Ufer Gras und Klee
Dir, mein Pylades, wird zollen:
So viel Segen, Heil und Glück
Gönne dir des Himmels Blick;
Bis wir gleichfalls folgen sollen.
(Gottsched CD² S. 467.)

oder:

So viel Laub und Gräser sind;
So viel Blätter man in Wäldern,
Heu in Scheunen, Saat in Feldern,
Thau auf unsern Matten findt;
So viel Tropfen in dem Regen
Wald und Flur zu tränken pflegen:
So viel werde Glück und Heil
Diesem neuen Paar zu Theil.[34])

Gewisse Anspielungen, wie sie in den Hochzeitsgedichten der Zeit an der Tagesordnung sind, werden auch von diesen Arkadiern nicht verschmäht. — Eine zweite Gruppe zeigt Schäfer und Schäferin im Streite aus Eifersucht, bis dann entweder Corylas erklärt, dass er trotz der Schönheit und der Vorzüge der Braut, die ihn veranlassten, diese anzusehen, seiner Amaryllis immer treu geblieben (Gottsched a. a. O. S. 461 ff.), oder bis sich herausstellt, dass Thirsis, den Silvanders Geliebte Galathee 'angelacht' haben soll, bereits Bräutigam ist (Buchka a. a. O. 1, 175 ff.): also nur eine andere Einführung von Lob und Beglückwünschung des jungen Paares. Drei Sprecher, deren einer sich mit der Freudenbotschaft einstellt, nachdem ein Dialog der beiden anderen als stimmender Accord vorangegangen — ein Aufbau, der sich bei Brockes und in Junckers Sammlung (S. 130 ff.) findet — lassen Gottsched und die anderen Dichter der Gesellschaft nicht auftreten. Verhältnissmässig originell huldigt Frau von Ziegler einer Freundin, die nach auswärts geheiratet, nicht durch ein eigentliches Hochzeits-

---

[34]) J. S. Buchka (vgl. über ihn: Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig, Bis auf das Jahr 1731 fortgesetzt u. s. w. S. 73. 81) in den Schriften der d. Gesellschaft 1, 178.

gedicht sondern durch eine Schäferklage, in welcher Damon als verschmähter Liebhaber Phyllis Abschied betrauert, ihre Vorzüge und den glücklichen Gatten erhebt, um mit einem grausig-komischen Treueschwur zu schliessen:

Es soll die Seuche mir die Lämmer alle strecken;
Das Sterben dringe sich zu Ziegen und zu Böcken;
Kein Euter trage Milch, der Zauberinnen Wuth
Behexe selbiges; das Melkfass sei voll Blut;
Es mag kein einzig Thier im Jahre trächtig werden;
Der Miswachs zeige sich auf jedem Kloss der Erden;
Die Scheune bleibe leer, die Keller ohne Most.
Der Maden hungrig Heer durchwühle Speis und Kost;
Geschmeiss und Raupe soll mir Ast und Zweig entblättern
Der Zeus mag meinen Hund, den Hector, gleich zerschmettern
. . . .
. . . . Wofern dich Damon nicht
So lange noch der Puls in seinen Adern schläget
In den Gedanken liebt, in Herz und Sinnen heget.
(Schriften der d. Gesellschaft 2, 253 f.)

Nach dem Bisherigen kann denn auch weder bei Gottsched noch bei den übrigen Gesellschaftsmitgliedern von einer künstlerischen Erfassung des Gegenstandes die Rede sein. Da ist nichts von romantischem Streben, sich durch die pastorale Einkleidung des Stoffes in eine ideale Ferne zu versetzen, nichts von koketter Grazie und formeller Eleganz, die für innere Unwahrheit zu entschädigen weiss. Das Leipziger Philisterthum jener Tage in seiner ganzen Hausbackenheit ist in diesen Eklogen einfach auf das Land gebracht, trägt Schäfernamen, führt zuweilen die antiken Götter im Munde und redet dabei von der Saale und der Pleisse, von Preussens Friedrich, von der Post, die aus Zittau kommt, und von — Kanonenkugeln.[35])

Zu scheiden aber ist zwischen Gottscheds und der Übrigen Leistungen zunächst in Bezug auf die sprachliche Darstellung: er schreibt ungelenk; sie ergehen sich dazu in trivialen Sprichwörtern und Redensarten ('sucht andre hinterm Strauch, wo er zuvor gestecket': Juncker 2, 197 — 'ich hätte noch ein Ey mit dir voritzt zu scheelen': Buchka 1, 177), in niedrigen oder mundartlichen Ausdrücken

[35]) Gottsched a. a. O. S. 476: 'Vielleicht hat sie ein Schlag der Bomben schon zerstücket'.

('abwürzen': Buchka 1, 175; 'abzwacken' — 'verrecken' — 'verlognes Maul': Juncker 2, 198 f.; 'Geschmeiss': Ziegler 2, 253; 'Aesch' [36]) — 'Gelten' — 'Spike' [37]): Seidel 2, 231. 534. 3, 249). Ebenso nun auch hinsichtlich des Stiles im höheren Sinne. Bei Gottsched herrscht die bekannte Plattheit; die anderen arbeiten daneben geflissentlich heraus, was Sitte und Lebensweise von bäurischen Schafhirten als Dorfbewohnern wiederspiegelt. Es begegnen Derbheiten wie die, dass die Schäferin ihrem Geliebten in das Gesicht tritt (Buchka 1, 174); beim Melken, bei Böcken und Ziegen, kurz bei allem was mit der Landwirthschaft zusammenhängt, wird mit Vorliebe verweilt, wie schon die aus dem Zieglerschen Gedicht ausgehobene Stelle zeigt. Gottscheds Hirten leeren wohl einen Becher Weines auf das Wohl des gefeierten Paares. Juncker (2, 195 ff.) lässt die seinigen dabei Lammsbraten essen, über dessen Zubereitung berichtet ist; sein Strephon wärmt die Speise 'auf einem Topf voll Kohlen' und wischt sich das Messer 'an einem Bissen Brot' ab. Und diese realistischen Züge kann man bei dem völligen Mangel jeder poetischen Verarbeitung des Stoffes nicht etwa als Ansätze genrehafter Charakteristik der Wirklichkeit begrüssen. Vielmehr ist dieser ganz rohen Abschilderung des Dörflerthums jener Tage immerhin der falsche Idealismus Gottscheds vorzuziehen, der — wie wir später noch hören werden — ausdrücklich gelehrt hatte, nicht das moderne Bauernleben, nur die Schäferwelt des goldenen Zeitalters der griechischen Mythe und alttestamentlichen Patriarchengeschichte eigne sich zum Gegenstand des Idylls.

Indessen mochte er, dem es gänzlich an der Fähigkeit gebrach, sich zu phantasievoller Anschauung der ihm vorschwebenden Idealwelt zu erheben, die Misslichkeit solcher Wanderung in ferne Zeiten und Länder mehr als jeder andere empfinden und scheint daher alsbald an der Berechtigung des pastoralen Kostüms für Gelegenheitsgedichte gezweifelt zu haben. Von 1728—34 verfasst er überhaupt

---

[36]) Vgl. Albrecht, Die Leipziger Mundart. Leipzig 1880 S. 79. DWB. 1, 578.

[37]) Vgl. Albrecht a. a. O. S. 214.

kein Schäfergedicht[38]), 1734 bloss Urania und im nächsten Jahre zum Geburtstage der Braut noch eine Hirtencantate. Diese findet zwar gleich einem anderen schäferlichen Geburtstagsgedicht unbestimmten Datums in der Sammlung von 1736 Aufnahme, aber unter den Cantaten (S. 424 ff.) wie jenes unter den Oden (S. 319 f.); denn die in den Anthologien der Zeit übliche Rubrik der Schäfergedichte fehlt hier unter nachstehender bemerkenswerther Motivirung seitens des Herausgebers Schwabe: 'Es wird dich nicht wenig Wunder nehmen, geliebter Leser! dass du hier den Titel 'Schäfergedichte' nicht gewahr wirst. Wundere dich aber darüber nicht. Du weist, dass ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat, auch nur deren Schönheiten nachzuahmen sucht. Wo zeigt aber itzt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrscht die Natur, die darinnen vorkommen soll? Wo ist die güldene Freyheit, die reine Liebe und die tugendhafte Einfalt, die das Wesen derselben sind? Wie kan nun ein Dichter das wieder vorstellen, was er nirgends mehr erblickt? Gebt uns erst das alles wieder, dann wollen wir euch Schäferlieder genug singen. Itzt verzeiht es uns nur, dass wir euch mit keinen Hirngeburten unterhalten, denen ihr doch nicht ähnlich seyn wollt.'[39])

Gottsched blieb der Schäferlyrik dauernd abgewandt. Dagegen war der epischen und dramatischen Darstellung des 'alten Schäferlebens', dessen Existenz ihm ja wenigstens für die Zeiten der Erzväter ausser Zweifel stand, dies Bedenken der Unwahrscheinlichkeit nicht im Wege. So suchte Gottsched dem Schäferroman durch einen Auszug aus des

[38]) Nur gelegentlich und wohl mehr des Reimes halber wird in einer Ode aus dem Jahre 1732 Adelgunde als 'Schäferinn' angeredet: Herrn Johann Christoph Gottscheds . . . . Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Johann Joachim Schwabe, M. A., Leipzig 1736, S. 150 f.

[39]) Bereits Koberstein (Grundriss 5[5], 54, Anm. 6) hat auf die Stelle mit dem Bemerken hingewiesen, dass sie von Gottsched natürlich autorisirt gewesen. Die Schweizer nahmen dieselbe zum Gegenstand bissigen Angriffs: Sammlung Critischer, Poetischer, und andrer geistvollen Schriften, Zur Verbesserung des Urtheils und des Wizes in den Wercken der Wolredenheit und der Poesie. Drittes Stück, Zürich 1742, S. 156 ff.

Longus Hirtengeschichte von Daphnis und Chloe neues Interesse zuzuführen[40]) und setzte seine Beschäftigung mit dem Schäferdrama fort. Bereits 1726 hatte er eine Übersetzung von Fontenelles Endymion veröffentlicht[41]) und Anfang der dreissiger Jahre 'auf Befehl eines Durchl. Hauptes'[42]) darnach ein Singspiel: Die verliebte Diana[43]) auszuarbeiten begonnen. Jetzt nahm er auch sein Schäferspiel Atalanta wieder vor[44]), liess das Stück 1741 in der Deutschen Schaubühne (3, 367—442) erscheinen und erzielte damit einen durchschlagenden Erfolg. Sein Freund Rector Richter in Annaberg eröffnete 1742 den Reigen der Aufführungen[45]) und Johann Christoph Rost, damals ebenfalls noch in Gottscheds Gefolge, die lange Reihe der Nachfolger[46]): das Jahr 1743 brachte zwei Stücke aus unbekannter Feder: Corydon, der Bräutigam ohne Braut, und Sylvia, die Braut ohne Bräutigam[47]); Gleim schrieb seinen

---

[40]) In der Wochenschrift: Der Biedermann, Leipzig 1729, 2, Bl. 63 S. 49 ff. Bl. 65 S. 59 f. Bl. 67 S. 68. Bl. 69 S. 73 ff.

[41]) Im Anhang zu: Herrn Bernhards von Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt. Leipzig 1726. Wiederholt in: Herrn Bernhards von Fontenelle . . . . Auserlesene Schriften, ans Licht gestellet von J. Chr. Gottscheden, Leipzig 1751, S. 624—62 (s. Nöth. Vorrath 2, 275). Keine dieser Ausgaben war mir zugänglich.

[42]) des Herzogs von Weissenfels; vgl. CD[4], Leipzig 1751, S. 779.

[43]) Der erste und einzige Act, der davon zu Stande kam, ist veröffentlicht in den Schriften der deutschen Gesellschaft 1, 633 ff., woselbst in der Vorrede der bekannte ergötzliche Bericht über diese 'harte Versuchung vor' sein 'poetisches Gewissen'.

[44]) Es ist bereits 1731 begonnen; vgl. Deutsche Schaubühne (fortan citirt DS.) 3, XII.

[45]) Vgl. DS. 4[2] 1748, Bl. 8 der Vorrede; Crit. Beyträge 8, 31 (1743). 474. 485. Über Aufführungen in Kassel, Wien und Hamburg vgl. Danzel, Gottsched S. 164. 304. Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, Hamburg 1794, S. 257. 263. 293.

[46]) Mit dem Einacter: 'Die Gelernte Liebe ein Lust-Spiel' (o. O. 1742; wieder abgedruckt im 'Versuch von Schäfer-Gedichten und anderen poetischen Ausarbeitungen' [o. O. 1744] S. 156—205; in der 'neuen Auflage' [o. O. zuletzt 1768] S. 109—35). Über Aufführungen vgl. Jördens 4, 403. Schütze S. 263. Chronologie des deutschen Theaters (o. O. 1775) S. 108. Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Wintermonat 1741. 2. Aufl. 1742. S. 476. 479.

[47]) Der Verfasser lebte um 1746 in Kopenhagen; vgl. Elias Schlegel an Bodmer 8. Oktober 1746 (Stäudlin, Briefe berühmter und edler

Blöden und seinen Dreisten Schäfer[48]; 1744 erschien in den Belustigungen des Verstandes und des Witzes (Märzmonat 1744 6, 191—218) Gellerts 'Band'[49]) und im 5. Bande der Deutschen Schaubühne (S. 449—536) Elisie[50]) von A. G. Uhlich, der das Leipziger Repertoir bereits durch einen Plauderhaften und einen Faulen Schäfer bereichert hatte.[51])

Deutschen an Bodmer, Stuttgart 1794, S. 39). Dieser nennt ihn allerdings nur als Verfasser der Sylvia; die beiden Stücke erschienen eben zuerst selbständig neben einander (s. Gottsched, Nöth. Vorrath 1, 317). In der mir vorliegenden 2. Aufl. sind beide vereinigt: Zwey Schäferspiele, Corydon und Sylvia, Jedes in fünf Abhandlungen. Die zweite Auflage. Copenhagen und Leipzig, verlegts Gabriel Christian Rothe. 1746. (8°. Titelbl. und 158 SS.) Am Ende (S. 158): Leipzig, gedruckt bey Joh. Gottlob Jmmanuel Breitkopf. 1746. (Exemplar aus Gottscheds Nachlass in der Bibliothek zu Weimar: O, 9: 388). Die Verlagsangabe stimmt mit der der gleichzeitig erschienenen Holbergübersetzung: Ludewig Holbergs ... Metamorphoses, oder Verwandlungen in zweyen Büchern aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzet, mit Kupfern, Copenhagen und Leipzig bei Rothen 1746 (s. Gottsched, Neuer Büchersaal 3, 2 (1746), S. 177 ff.). Im Falle der Identität des Übersetzers mit dem Dichter wäre dieser seines Zeichens Buchdruckergeselle gewesen: E. Schlegel an Bodmer 19. April 1746 (a. a. O. S. 35 f.). Über eine Aufführung von Sylvia am 5. April 1747 vgl. Schütze a. a. O. S. 271.

[48]) Vgl. Körte, J. W. L. Gleims Leben, Halberstadt 1811, S. 39. 43. Über die Ausgabe des Blöden Schäfers von 1745 (Der Blöde Schäfer, Ein Lustspiel .... Berlin 1745 u. ö.) ebenda S. 482. Aufführungen des Blöden und des Dreisten Schäfers in Berlin, Breslau und Hamburg verzeichnet Körte a. a. O. S. 39, die Chronologie des deutschen Theaters S. 122, Schütze a. a. O. S. 282. Über die von Gleim geplante Schäfertrilogie vgl. Körte a. a. O., Gleim an Bodmer 4. Mai 1745 (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner hg. v. Körte, Zürich 1804, S. 14).

[49]) Über Aufführungen vgl. Schütze a. a. O. S. 268. 282, über eine Übersetzung ins Dänische E. Schlegel an Bodmer 18. September 1747 (Archiv f. Litteraturgesch. 14, 50).

[50]) Aufgeführt von der Schröder zu Hamburg (Schütze a. a. O. S. 268) und unter Richter in Annaberg (DS. 4², Vorrede Bl. 8, Anm.). — Über den Verfasser vgl. Goedeke, Grundriss 3², 371 f.; dazu Schröder, Hamburg. Schriftsteller-Lexicon 7, 451 f.

[51]) J. Adolf Schlegel an Bodmer 1745: Litterarische Pamphlete aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern, Zürich 1771, S. 73. Über das erstere der beiden Stücke vgl. unten; das letztere erschien 1745 unter dem Titel: Der faule Bauer, ein Nachspiel von A. G. Uhlich Hamburg und Leipzig 1745 (16 unpaginirte Bll. 8°. Exemplar im Be-

Inzwischen war in Oden, Liedern, Cantaten und Erzählungen das kleine lyrische und epische Schäfergedicht durch Gottscheds Schüler in den Belustigungen[52]) fleissig angebaut worden. Noch begegnen hier einige Nummern, die in der Art der oben charakterisirten schäferlichen Maskendichtung Tagesbegebenheiten, persönliche Ovationen (vgl. 1, 483 ff. 550 ff. 2, 412 ff.), ja ästhetische Schulfragen (die Unnützlichkeit der Reime: 1, 504 ff.) in eine poetische Sphäre zu rücken bestimmt sind. Überwiegend ist jedoch jetzt das pastorale Gewand eine gefällige Einkleidung für Liebeslied und poetische Erzählung verwandten Inhalts, der Bäuerisch-Hausbackenes (wie die Einladung 'auf frischen Rohm und junge Ziegen' in dem ersten Schäfergedichte der Sammlung: 1, 487) nicht mehr anhaftet. Von Schafen, von Hunden, von Hirtenstäben wird nur so viel geredet, als zur Erinnerung daran nöthig scheint, dass wir an Schäfer zu denken haben; ja oft ist dies bloss noch aus der Selbstbezeichnung des poetischen Rollenträgers, aus der Anrede oder Namengebung zu entnehmen. Ein ekelhaft-naturalistischer Zug (die Erwähnung 'verschlemten' Blutes und gelber Gesichtsfarbe) findet sich nur in Straubes Furcht-

---

sitz des H. Prof. E. Schmidt; andere Drucke s. bei Goedeke a. a. O. S. 371) als wirkliches derbes Bauernstück, dessen alberner Schlusseffect darin besteht, dass der stets schläfrige Nickel Clas, nachdem er eben erst wieder geweckt worden, auf den Heiratsantrag einer in ihn verliebten Bäuerin Trine erwidert: 'Wir wollens morgen sehn; Der Abend bricht herein; itzt muss man schlafen gehn.' Der Verfasser gesteht in der Vorrede, er habe das Stück zuerst ein Schäferspiel genannt, sei aber dann zur Erkenntnis gekommen, dass er in der Bauernwelt besser Bescheid wisse als in der Artigkeit und Unschuld der arkadischen Schäfer, und wage es daher, die Bühne mit einer neuen Art von Stücken zu bereichern. Trotz einer energischen Abwehr durch die Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Gesckmackes (14. St., Halle 1745, S. 554 f.) ward es in die Zweyte Sammlung neuer Lustspiele, Welche theils übersetzt, theils selbst verfertigt hat A. G. U[hlich], Danzig und Leipzig 1747, (Exempl. in d. Hamburg. Stadtbibl. Realcat. SCa. Vol. X, p. 12) S. 331 ff. aufgenommen, aber als 'Lustspiel' und unter Vertauschung der Bauern- mit (den früheren?) Schäfernamen.

[52]) Vgl. 1², 67 ff. 483 ff. 504 ff. 522 f. 550 ff. 2², 412 ff. 3², 35 f. 327 ff. 343. 358 ff. 4², 357 ff. 479 f. 5², 176. 313 ff. 6, 287 ff. 375 ff. 463 f. 469 ff. 7, 136 f. 235 ff. 405. 479.

samem Liebhaber, der übrigens dem ersten Bande angehört (vgl. S. 69); auch sonst beleidigt selten eine Plumpheit. Manches ist schon ganz poésie fugitive, so der Veränderte Vorsatz (7, 136 f.). Die 'Sittenlehre der Schäfer' (5, 176) contrastirt Bacchus und Cythere[53]) und in einer Gruppe von Gedichten, welche zunächst der Landlust als solcher gelten[54]), findet sich neben Anklängen an Horaz und Opitz die Verbindung schäferlicher und anakreontischer Elemente. Vgl. die Einladung zur Landlust (3, 143 f.). — Äusserlich kennzeichnet sich der Fortschritt gegenüber der pastoralen Gelegenheitsdichtung Gottscheds und seiner älteren Anhänger durch die vorherrschende Vertauschung des Alexandriners mit iambischen und trochäischen Strophen. Auch ist die Sprache durchschnittlich gelenker geworden; niedrige Ausdrücke, wie: 'Etwas in sich fressen' sind selten. Wie weit man es in innerer und äusserer Form gebracht hatte, zeige das letzte Schäfergedicht der Belustigungen (7, 479):

Ein Schäferlied.

Kein Blumenplatz, der meine Triften schmückt,
Kein Abendroth, das um die Wolken glänzet,
Kein Morgenthau, der Gras und Klee erquickt,
Kein Sonnenstrahl, der jeden Berg umgränzet;
Kein Vogellied, kein Echo und kein Fest,
Ergötzt mich mehr, da Doris mich verlässt.

Beklagt mich doch, ihr Schäfer dieser Flur;
Beklagt mich doch, beym Wachsthum eurer Wonne.
Mich reizt umsonst die reizende Natur,
Es ist für mich kein Frühling, keine Sonne.
Die Lerche singt; es rauschet Bach und Laub.
Und alles scherzt, doch ich allein bin taub.

Schweigt Lerchen, schweigt! schweig du, o Nachtigall!
Denn, was du singst, sind keine Trauerlieder,
Mein Schmerz wird neu durch jeden Freudenschall;
Bey jedem Schall wünsch ich mir Doris wieder.
O! wüsst ich nicht, wie Feld und Wald erklang,
Wenn ich, und du, und meine Doris sang.

---

[53]) Vgl. damit Gleims Versuch in Scherzhaften Liedern. Zweiter Theil, Berlin 1745, S. 45: Bacchus und Cythere.

[54]) 1², 127 ff. 2², 318 f. 3², 142 ff. 483 ff. Ihnen gegenüber dann ein Schreiben an den Herrn B — — Dass die Zufriedenheit nicht an das Land gebunden sey: 5, 46 ff.

Itzt, Nachtigall, itzt hat sie fern von mir,
Ein andres Thal und andre Nachtigallen;
Geselle dich zu ihnen, und zu ihr,
Und lass einmal ein Trauerlied erschallen.
Vielleicht, wenn sie dich einmal girren hört,
Bewegst du sie, dass sie zurückekehrt.

Es ist kein Zufall, dass der durch die Belustigungen bezeichnete Fortschritt der Schäferlyrik erst etwa seit deren drittem Bande deutlicher hervorzutreten beginnt. Hatten Hagedorns Fabeln und Erzählungen für die epische Behandlung auch bukolischer Stoffe Muster geliefert[55]), so verdankt eben die schäferliche Oden- und Liederdichtung gleichfalls erst ihm ihre gefällige Leichtigkeit[56]): die Sammlung Neuer Oden und Lieder[57]) enthält neben einer Nummer epischen Eingangs[58]) zwei rein lyrische Rollenmonologe erotischen Inhalts[59]), zu welchen Arkadien bloss die Staffage liefert. Aber wie Hagedorn der Sentimentalität ferne blieb, die bei den Schäfern an der Pleisse mitunter Platz greifen sollte, ist er auch in keine nebelhafte Zerflossenheit untergetaucht. Im ersten Theil der neuen Oden und Lieder wird der seufzerselig schmachtenden Schäfertreue kussfrohe Flatterhaftigkeit entgegengehalten[60]), im zweiten mit lebensvoller Anschaulichkeit das Bild der 'Landlust' entworfen[61]), mit entzückender volksliedmässiger Frische der 'verliebte Bauer' vorgeführt[62]), der 'Nutzen der Zärtlichkeiten' bloss nach ihrer scherzhaften Seite bemessen[63]), ein schäferlich maskirtes Ereigniss aus dem Leben mit geschickt festgehaltener

[55]) Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen, Hamburg 1738, S. 130 ff. 134. 135 ff. 140 f. (Eschenburgs Ausgabe, fortan E. citirt, 2, 101 ff. 105. 105 ff. 109 ff.).

[56]) Über Hagedorns Schäferlieder handelt auch H. Schuster in seiner Dissertation: Friedrich von Hagedorn und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur, Leipzig 1882, S. 86 ff.

[57]) Hamburg 1742.

[58]) Mirene: S. 4 ff. (E. 3, 22 ff.).

[59]) S. 14 f. 29 (E. 3, 26 f. 20).

[60]) S. 42 f. (E. 3, 27 f.).

[61]) Sammlung Neuer Oden und Lieder. Zweyter Theil, Hamburg 1744, S. 28 ff. (E. 3, 73 ff.).

[62]) S. 10 ff. (E. 3, 80 ff.).

[63]) S. 14 f. (E. 3, 104 f.).

Spannung auf den komisch überraschenden Schluss erzählt.[64]) Und wenn in der oben citirten 'Sittenlehre der Schäfer' Phyllis und der Wein Gegenstände des Contrastes sind, hatte Hagedorn in der Ode: Das Gesellschaftliche im Gegensatz zum Elend der arkadischen Wassertrinker Wein und Kuss vereint gefeiert.[65]) Neben Hagedorn mochte Rost, für dessen Schäfererzählungen im Unterschiede zu seinem Pastorale die Hirtenwelt blosser Schauplatz der Consequenzen frechster Sinnlichkeit wird, der bukolischen Dichtung manche Motive liefern; seine schmutzige Art fand nur bei dem Bautzner Naumann Nachfolge, der als 'Schoch der jüngere' in sieben Hirtengedichten[66]) ohne über Rosts prickelnde Lüsternheit zu gebieten in die plumpste Gemeinheit ausartete.

Eine ähnliche Entwickelung wie die lyrisch-epische Gattung zeigt das pastorale Drama der ersten vierziger Jahre. Die unmittelbaren Nachahmungen der Atalanta bezeichnen trotz äusserlichem Anschluss an dieselbe einen Rückschritt, während daneben eine zweite Serie zu der späteren Gestaltung des Schäferspiels überleitet.

Zu den ersteren gehören die beiden Stücke des Kopenhagener Anonymus und Uhlichs Elisie. Der Zusammenhang mit Atalanta erweist sich zunächst inhaltlich.

Das Schicksal der 'Braut ohne Bräutigam' erinnert ganz an die Lage, in welche Atalanta vor Menalkas Eröffnung versetzt ist (V 6). Nachdem die spröde Atalanta den zärtlichen Liebhaber Corydon, für welchen ihrerseits Atalantens Schwester Amaryllis unerwiderte Neigung hegt, immer wieder abgewiesen, hat der im Verlauf des Stückes in die Handlung eingetretene Fremdling Myrtillus bei der ersten Begegnung ihr Herz gewonnen. Während er in gleicher Liebe für sie entflammt ist, weiss er dies Gefühl unter

---

[64]) S. 34 ff. (E. 3, 56 ff.).

[65]) S. 63 ff. (E. 3, 119 ff.).

[66]) Sieben Hirten-Gedichte, von Schoch dem jüngern aus Sachsen. 1743. Über dem Titel gereimte 'Vorrede': 'Die Jugend rühre ja nicht diese Bogen an' u. s. w. 36 SS. 8° (Exemplar auf der Königl. Bibl. in Berlin: Yk 7321). Hinsichtlich der Autorschaft, die sich schon stilistisch erweist, vgl. Hagedorn an Ebert 15. September 1743 (E. 5, 128 f.).

affectirter Kälte und eifrigster Scheinbemühung um ihre bereits von zweien, Atalantens Bruder Menalkas und dem Witzbold Nisus, umworbene Ziehschwester Doris zu verbergen. Myrtill zum Trotz erklärt sich darauf das gekränkte Mädchen für den bisher verachteten Corydon, wird aber von diesem verschmäht, nachdem er sich inzwischen mit Amaryllis verlobt. Bei Sylvia nun ist es allerdings nicht die jungfräuliche Zurückhaltung vor dem Manne als solchem, die einen ähnlichen Ausgang herbeiführt. Eine Vorgängerin Hannchen Germanns weigert sie sich, ihren Bräutigam Amyntas zu heiraten, seit ein Herr von Rispa, also auch ein Fremdling, ihr mit Erzählungen vom französisch eingerichteten Stadtleben das Dorf verleidet und in wenig Stunden das Herz genommen; bereits hat sie in eine Entführung eingewilligt. Aber das betreffende Gespräch wird belauscht, der Fluchtversuch vereitelt. Der elende Rispa leugnet vor den Vätern der beiden ursprünglich Verlobten sein Heiratsversprechen und wird dafür fortgeprügelt. Vergebens fleht jetzt Sylvia reuevoll Amynt um seine Liebe an: er hat sich inzwischen mit Fillis verlobt, die sich früher (wie Gottscheds Amaryllis um Corydon) vergeblich um ihn bemüht hatte. Sylvia bleibt verlassen, wie Atalanta es wäre, wenn nicht Menalkas mit der Enthüllung des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen Myrtill und Doris hervorträte. — Für das Gegenstück wieder, den Bräutigam ohne Braut, scheint eine Nebenfigur aus Atalanta, der prahlerische Schäfer Damon, vorgeschwebt zu haben. Das Motiv, dass der Grossprecher leer ausgeht, ist hier zum Träger der Haupthandlung gemacht. Wie bei Gottsched eine Doris zwischen zwei Liebhabern: dem scherzhaften Damaren, dessen Neigung sie erwidert, und dem reichen prahlerischen Corydon, den sie verabscheut. Der letztere glaubt seinem Ziele näher zu kommen, indem er mit sechs Schafen von Damaren die Erlaubniss erkauft, neben ihm und Doris weiden zu dürfen; gleichzeitig hält er bei den Eltern um das Mädchen an. Diese wollen die Entscheidung der Tochter überlassen; voll übermüthiger Zuversicht fordert Corydon daraufhin dem Damaren die Schafe wieder ab, da er als 'Bräutigam' seiner Vermittelung nicht mehr bedürfe.

Damaren verlangt erst einen Beweis für Doris persönliches Einverständniss und erhält bald darauf ihr Jawort für sich selbst. Die Eltern ertheilen gleichfalls ihre Einwilligung, und indem Corydon gerade dazu tritt, um den Vater an die angebliche Zusage der Hand seines Kindes zu erinnern, gibt er sich nur dem Gelächter preis. — In Uhlichs Elisie endlich ist wenigstens III 1 (Dorinens Erzählung) direct an Atalanta IV 8 angelehnt: wie Amaryllis Corydons Herz durch die Erweckung aus einer Ohnmacht gewinnt, erwirbt sich der von Elisie lange verschmähte Daphnis dadurch ihre Gegenliebe, dass er sie vor dem Biss einer Schlange, somit gleichfalls vor dem Tode rettet. Und dies ist zugleich ein Beleg dafür, wie die hervorgehobenen inhaltlichen Berührungen zwischen Atalanta und den drei übrigen Stücken mit der thatsächlichen oder wahrscheinlichen Abhängigkeit auch von ausländischen Schäferspielen sehr wohl vereinbar sind. Während schon die Namen (Carino, Herr von Rispa) und deren Schreibung (Fillis, Mirtillus) wie das Schlussmotto aus Metastasio auf eine romanische Vorlage für Sylvia hindeuten, benutzt Uhlich des Holländers Jacob Cats[67]) Aspasia bis zum Ausschreiben ganzer Verse der Übertragung von Barthold Feind.[68]) Aber bei Cats findet sich nicht die leiseste Andeutung einer Neigung Aspasia-Elisies zu Damon-Daphnis; er lässt Aspasias Entführung durch die Abgesandten des Königs sofort nach der Hexenscene vor sich gehen; die glückliche Überbrückung des Standesunterschiedes zwischen Fürst und Hirtin ist eben das eigentliche Hauptmotiv seines 'Freudenspiels'.

---

[67]) 1577—1660; vgl. über ihn J. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden 3, 243 ff.

[68]) Des Weltberühmten Niederländischen Poeten, JACOB CATS, Rittern und Raht-Pensionarii etc. Sinnreicher Wercke und Gedichte Aus dem Holländischen übersetzet Sechster Theil In sich haltend Die königliche Schäferin ASPASIA, Freudenspiel ...... HAMBURG, gedruckt und verlegt durch seel. Thomas von Wierings Erben im güldnen A, B, C. 1714, S. 1—91. Über Feinds Antheil an dieser sehr seltenen Übersetzung (sie erschien 1710—1714 in 6 Theilen; ein Exemplar auf der Kgl. Bibl. zu Berlin: Zg 84) vgl. Kohl, Hamburgische Berichte von Gelehrten Sachen. Jahrgang 1748, S. 92 ff.

Der angedeuteten Verwandtschaft der Handlungen entsprechend kehrt ferner bei dem Anonymus wie bei Uhlich eine Anzahl von Figuren und Motiven aus Atalanta wieder, von denen nur ein Theil für die gesammte deutsche Schäferdramatik in Betracht kommt.

1. Als solche Typen erscheinen:

a) Die Stolze: Atalanta-Sylvia-Elisie.

b) Der Fremdling, der ihr Herz gewinnt: Myrtill-Herr von Rispa-König Dion. In der Braut wie in der Elisie stehen diesem zwei Helfer zur Seite: Rispa zwei Lakaien, Dion die beiden Räthe Aristarch und Creon.

c) Der verschmähte Liebhaber: Corydon-Amyntas-Daphnis.

d) Die aufdringliche Schäferin, die sich dem letzteren zuerst vergeblich angetragen: Amaryllis-Fillis.

e) Der prahlerische Schäfer, der leer ausgeht: Damon-Corydon.

f) Ein lustiger Schäfer, der zuweilen reussirt: Nisus-Damaren-Lykas (Elis.).

g) Vermittler und Vermittlerinnen, die um die Verbindung eines Paares bemüht sind: Doris und Menalkas-Myrtillus und Filipella (Bräutig.)-Dorine und Lykas (Elis.).

h) Väter oder Mütter: Damöt (Atal.)-Damon, Titirus, Corinne (Bräutig.)-Carino, Montanus (Braut)-Palämon (Elis.).[69]

i) Von engeren Verbindungen mehrerer Personen unter einander ist hervorzuheben die Gruppe: ein Mädchen zwischen zwei Liebhabern (Doris, Menalkas, Nisus-Doris, Damaren, Corydon), sodann: ungleiche Geschwister: der Bruder vernünftig, die Schwester thöricht (Menalkas gegenüber Atalanta-Tyrsis gegenüber der Braut).

Natürlich finden wir daneben auch verschiedene Elemente in éiner Figur gemischt; so ist Herr von Rispa der abgeführte Geck und der Fremdling in einer Person; so hat der lustige Lykas aus Elisie, der in erster Linie Gott-

---

[69]) Inwieweit diese Typen in romanischen Pastoraldichtungen Vorgänger finden, zeigt Rühle a. a. O. S. 17 ff. 28 ff.

scheds Witzbold Nisus entspricht, auch einige Züge vom Prahler u. s. w.

2. Motive der Handlung. Wir begnügen uns mit einer Übersicht der wichtigsten Berührungen. Stehend ist:

a) Die Art der Liebeswerbung und Liebesbezeugung:

aa) Der Schäfer zählt seine Fähigkeiten und Tugenden auf: Atal. I 1. Elis. I 3;

bb) er verspricht oder bringt seiner Schäferin Geschenke: Atal. I 1. Bräutig. IV 2 (vgl. I 1). Braut IV 5. Elis. I 6—7 (vgl. Scene 3);

cc) er versichert, dass seine Liebe nicht sinnlich sei, sondern bloss auf die Tugend der Erwählten sich gründe: Atal. I 2. Bräutig. III 6. IV 4. V 3.

b) Selbstmordversuch oder die Drohung, vor Gram sterben zu müssen: Atal. III 7. Elis. I 3.

c) Liebe aus Dankbarkeit: Atal. IV 8. Elis. III 1.

d) Das Motiv des Belauschens: Myrtill verliebt sich in Atalanta aus dem Versteck (III 2—3). Elisie behorcht Daphnis, indem sie sich todt stellt (II 6). Damaren belauscht Doris und ihre Eltern (Bräutig. IV 7), der Knecht Linco den Herrn von Rispa und Sylvia bei der Verabredung der Flucht (II 4).

e) Die Wahl der Argumente gegen die Sprödigkeit: Hinweis auf die Gefahr, eine alte Jungfer zu bleiben (Elis. I 5: herausgearbeitet aus Atal. V 1; vgl. Bräutig. I 6), auf das allmähliche Verblühen der körperlichen Reize (Atal. III 3. Elis. I 5). — Stehend sind endlich noch:

f) gewisse komische Motive:

aa) misslungene Kussversuche: Atal. II 1. Elis. I 3;

bb) verspätete Gegenliebe der Spröden zum vormals verschmähten Liebhaber: Atal. V 6. Braut V 7;

cc) Verspottung des abgeführten Prahlers: Atal. II 6 u. ö. Bräutig. IV 8. V 5.

Ein gewisses Schema des Aufbaus stellt sich damit naturgemäss ein: eine Schmachtscene (Atal. I 3. Elis. I 3), eine Prahlscene (Atal. I 4; vgl. Sc. 6. Bräutig. I 2. Elis. I 1), eine Vorlesung über die Kunst zu lieben (Atal. I 4. Elis. I 1) u. s. w.

Die Abhängigkeit in Ausdruck und Reim geht stellenweise bis zum einfachen Ausschreiben des Gottschedischen Stückes. Einige Belege:

Atal. I 1 (S. 369):	Ja sprich nur, was du willst auch ich geh alles ein: Mein Hut, mein Stab, mein Herz soll dir zu Diensten seyn.
Bräutig. III 3 (S. 39):	Ey sage was du willst. Ich gehe alles ein. Mein Herz, mein Hut, mein Stab soll dir zu Diensten seyn.
Atal. I 1 (S. 370):	Denn sonsten kann man doch mit Gaben und Geschenken, Der Schäferinnen Herz gar bald zur Liebe lenken.
Elis. II 1 (S. 474):	— — Die meisten Schäferinnen Sind sonst in unsrer Flur durch Gaben zu gewinnen.
Atal. V 1 (S. 428):	Du aber sollst einmal das ärgste Thier auf Erden, Du sollst, was meynst du wohl, zur alten Jungfer werden.
Elis. I 1 (S. 452):	Lass nur Elisien bey ihren grossen Heerden, Da sie dein Stolz verschmäht, zur alten Jungfer werden.

Von stereotypen Reimen, die sich den bekannten Triebe: Liebe, Erden : werden an die Seite stellen, tritt besonders Possen : geschossen (verdrossen, entschlossen) hervor (zuerst Atal. I 2 S. 372).

Äusserlich scheiden sich unsere Pastoraldichter von der Mehrzahl[70]) der übrigen durch den Mangel der Erwägung, dass 'man Daphnis und Daphne nicht über Lebensgrösse in Sandstein, sondern als Nippes in Porzellan bildet'[71]): ihre Stücke sind sämmtlich 'regelmässige' Fünfacter im Stile der gereinigten Schaubühne.

Neben all diesen Berührungen aber besteht zwischen Atalanta und ihren Nachahmungen der bereits angedeutete Abstand.

Gottsched hat das ausgesprochene Streben nach einer reicheren Verwickelung wie nach ausdrucksvoller Mannig-

---

[70]) S. unten S. 30.

[71]) E. Schmidt, Lessing 1, 117.

faltigkeit der Charaktere[72]) und wenn die Lösung des Knotens bei ihm schwächlich genug erfolgt, steht jedenfalls ein interessantes psychologisches Problem im Mittelpunkte der Handlung. Der Bräutigam ohne Braut und die Braut ohne Bräutigam beruhen auf Lustspielmotiven für kaum einen Act und sind nur durch stetige Wiedererzählung des bereits scenisch Vorgeführten, wie sie bei Gottsched nur einmal vorkommt[73]), zu solchem Umfange aufgeschwellt. Der Versuch Uhlichs, die Handlung dadurch zu bereichern, dass er, wie bereits erwähnt, Elisie sich zuerst in Daphnis verlieben lässt, steht in der Ausführung tief unter dem Vorbilde und zerstört völlig die Ökonomie des Catsschen Stückes.[74]) Während bei Gottsched bloss Atalantens Vater mit einer wichtigen Erklärung in die Handlung eingreift, langweilt im Bräutigam auch Doris Mutter und in der Braut auch der Vater des Freiers mit leerem Geschwätze, damit äusserlich die Neunzahl der Mitspieler hergestellt sei.

Die hausbackenen Stellen des Gottschedischen Stückes erscheinen für die Nachahmer verhängnissvoll: theils kehren solche Motive bei diesen gesteigert wieder; theils gibt ihnen eine epische Anspielung der Atalanta Stoff für ganze Scenen. So sagt Atalanta zum schmachtenden Corydon (I 3 S. 375 f.):

Wie, hast du nichts zu thun? Geh! fleuch den Müssiggang!
Wer sich zu schaffen macht, dem wird der Tag nicht lang:

---

[72]) Vgl. DS. 3, XII und unten. Der letzteren dient auch das Hereinziehen der Eltern in die Handlung, was Gellert im Vorbericht zum 'Band' (Sammlung vermischter Gedichte von C. F. G., Leipzig 1756, 1, 73 ff., Sämmtl. Schriften, Leipzig 1769, 3, 433 ff.) eingesteht; vgl. auch Rost an Gottsched 3. Juni 1741 (Danzel, Gottsched S. 174).

[73]) Atal. IV 6 verglichen mit der 4. und 5. Scene desselben Actes. Dagegen beabsichtigt die epische Wiederholung der Kusscene II 2 in II 3 einen komischen Effect.

[74]) Überhaupt hat nach Gottsched nur noch Mylius in seiner Schäferinsel (Vermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius, gesammelt von Gotthold Ephraim Lessing, Berlin 1754, S. 472 ff., Die Deutsche Schaubühne zu Wien nach alten und neuen Mustern, Wien 1749, [2]1761, Bd. 1 Nr. VI), die übrigens als blosse Maskerade für uns nicht weiter in Betracht kommt, mit den Motiven der Kinderverwechselung und Geschlechtsliebe zwischen Geschwistern eine ähnliche 'Verwirrung' in Scene zu setzen gewusst.

Doch wer stets müssig geht, der heckt verliebte Grillen,
Die endlich den Verstand mit lauter Thorheit füllen.
Scheel Stäbe, flicht auch was von Binsen oder Stroh!
Wie hier der Nisus thut, und plage mich nicht so.

Aus diesem prosaischen Hinweis auf das praktische Leben wird nun bei Uhlich (Elis. I 3 S. 458) Folgendes:

Erzähle mir dafür, was deine Mutter macht;
Hat ihr dies Jahr der Flachs auch etwas eingebracht?
Wird sie den weissen Kohl nunmehro bald behacken?
Wenn bricht sie ihren Hanf? Wenn wird sie wieder backen?

Und wenn in der Atalanta etwa zehn- bis vierzehnmal von Brautleuten, von Freien und Jawort, 'Hochzeitkerzen' und Hochzeitschmaus kurz die Rede ist, lässt Uhlich (auch hierin unabhängig von seiner Vorlage) den Daphnis in einer eigenen Scene (II 2) bei Palämon um Elisie anhalten, nachdem der Anonymus in der Copirung der erbärmlichsten Alltagsnatur bereits das Höchste geleistet. Corydon freit um Doris beim alten Titirus, der ohne seine treue Corinne nichts beschliessen mag, berichtet dabei über seinen Besitzstand, speciell auch über sein mütterliches Erbtheil (II 4—5), vergisst aber nach der Aussteuer des Mädchens zu fragen und wird deshalb von seinem Vater Damon ausgescholten (II 7). Doris wieder lässt sich zwar von ihrer Schwester, der unausstehlich altklugen und hausbackenen kleinen Fillipella, nicht bereden, Corydon seines Reichthums halber zu nehmen (I 6), ist aber auch viel zu praktisch, um dem unbemittelten Damaren ohne Bedenkzeit das Jawort zu geben (III 6. IV 4). Man höre einmal diese 'artige junge Schäferinn' (III 6 S. 50 f.):

Wer in der Ehe will vergnügt und ruhig leben,
Muss auf zwey Stücke erst genaue Obsicht geben.
Zuerst will ich von dem, der mich zu freyen denkt,
Ein Herze, das sich mir nur ganz alleinig schenkt

. . . .

Fürs andre, muss sich auch der, der mich liebt, erklären.
Wie er vermögend sey mich ehrlich zu ernähren.
Wer in den Ehstand eilt, und hat nicht vorher Brodt,
Lebt alsdann kümmerlich, und um und um in Noth.

Vor ihren Eltern macht die Besitzfrage erst recht Schwierigkeiten; Titirus ist gleich Corydons Vater Damon ein Geiz-

hals, der dem jungen Paare keine Unterstützung geben mag und nur reiche Heiraten gerne sieht. Erst Damarens wohlhabender Bruder Mirtill erzielt eine Einigung durch den Vorschlag: Doris Brautstand solle zwei Jahre währen; gelange Damaren inzwischen zu keinem grösseren Besitz, so wolle er ihm dann durch das Geschenk einer Heerde von fünfzig Schafen die Heirat ermöglichen (V 4). In der Braut lässt der Dichter sogar in die Küche blicken, wo 'die alte Chloris seit drei Stunden prudelt' (IV 5 S. 134); gleich im Eingang (I 2) wird über die 'guten Trachten' berichtet, die zum Hochzeitmahl bestimmt sind, und am Schluss (V 7 S. 157) versichert, dass bei diesem der Priester zugegen sein werde: wir fühlen uns ganz in der Atmosphäre jener Komödie, die 'Alles so ehrlich heraussagt'.

Hirtenbeschäftigung tritt für die leidenschaftliche Jägerin Atalanta naturgemäss in den Hintergrund; so findet Derartiges bei Gottsched nur an wenigen Stellen Erwähnung; die übrigen Stücke haben am Melken und Schafeschwemmen, an Kühen und Kälbern, Böcken und Ziegen einen ergibigen Gesprächsstoff.

Gottscheds Schäfer sind in Reden und Thun ungeschlacht, wie es nicht anders zu erwarten ist: Damon erntet für den Versuch, Atalanta zu küssen, eine Maulschelle (II 2); die Geliebte wird galant genug 'ein Wunderthier' genannt (I 1 S. 370), während diese selbst die Schäfer als 'Geschmeisse' bezeichnet (V 1 S. 427); 'Pinsler', 'plumper Schäferknecht' sind Schimpfwörter zwischen Nebenbuhlern (I 4—5), 'was Henker', 'der Geyer' beliebte Redensarten. Ausser entsetzlich schwerfälligen Constructionen: 'Du weist ja, meine Triebe Gehn bloss und schlechterdings auf Atalantens Liebe' (II 5 S. 394) — 'Das angenehme Kind ist theils an Schönheit reich theils tugendhaft gesinnt' (III 4 S. 404) stören vulgäre Wendungen wie der Gebrauch eines Dativs, der der Schriftsprache fremd ist: 'Ich mach d i r einen Vers aus Fabeln und Geschichten' (I 1 S. 370), Provincialismen: 'Du kamest blind' (II 4 S. 392)[75]) — 'So thut es dennoch mir in keinem Stücke Tort' (III 5 S. 406)[76])

[75]) Vgl. DWB. 2, 123 f. Nr. 18.
[76]) Vgl. Albrecht a. a. O. S. 223 f.

und Barbarismen: 'vexirt' (II 2 S. 384). Während aber die Beispiele aus Atalanta sich nur um eine verhältnissmässig geringe Anzahl vermehren liessen, bringen die drei anderen Stücke Ähnliches und noch Derberes in Massen.

Gar nicht endlich besudelt sich Gottsched mit Obscönitäten wie Corydons Bemerkung über die Schäferinnen im Bräutigam (I 3 S. 10):

Ihr allerschönstes Gut
Besteht in Fleisch und Bein, in Haaren, Haut und Blut,
Zudem geschieht es oft, dass mans nicht rein erlanget,
Ob manche gleich damit wie mit dem Kranze pranget.

So hat Gottsched nachmals nicht mit Unrecht von seiner Atalanta gesagt, sie habe 'vielen neuern Stücken zum Muster gedienet: die aber zum Theil von ihrer Unschuld, ins Üppige, zum Theil von ihrem edlen Wesen ins Niederträchtige und Bäurische verfallen sind'.[77])

Zur Charakteristik der Stücke von Rost, Gellert und Gleim, die zwischen den eben betrachteten und den besten späteren Leistungen im Schäferspiel eine Mittelstellung einnehmen, genügen wenige Worte.

Am nächsten steht der geschilderten Art Rosts Gelernte Liebe und Gellerts Band. Rosts Silvie ist spröde, weil die Mutter zu ihr gesagt:

Ihr Kinder liebt mir nicht
Die Liebe macht nur faul und ist ein schlecht Vergnügen.
Drum folgt, ihr werdet doch noch reiche Männer kriegen.

Wiederholt erfahren wir, dass Damöts 'alter Vater keift', wenn der Verliebte die Heerde nicht vollzählig nach Hause bringt. Bei Gellert tritt die Mutter zweimal auf, spricht über Wetter und Saatenstand, examinirt die Tochter wegen ihres Erröthens beim Namen Montan, befiehlt dieser, gegen Kopfschmerz 'auf den Abend' einzunehmen und schmählt ebenfalls über die Fahrlässigkeit des Sohnes im Heerdenhüten. Die Schönen selbst sind recht wirthschaftlich: Gellerts Galathee hat 'klares' Garn 'an der Sonne' liegen; Silvie will Damöten kein Band zum Feste schenken, wenn

[77]) Auszug aus des Herrn Batteux Schönen Künsten aus dem einzigen Grundsatze der Nachahmung hergeleitet . . . von Johann Christoph Gottscheden, Leipzig 1754, S. 144.

er künftig nicht besser für seine Schafe sorgt. Liebesgetändel stellt sich Gellert recht massiv vor:

Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen
Man schüttelt sich am Kinn und klopft sich in den Nacken.

Rosts Tiren sucht Silvie für Damöt durch Aufzählung seiner Fertigkeiten zu gewinnen: Gellerts Montan hält der erzürnten Galathee die Geschenke vor, die sie von ihm empfangen, und als der Streit vorüber ist, beschliesst man 'eine Milch' zu essen. Daneben Burleskes: Myrtill raubt Montans Amsel, weil dieser ihm einmal seinen Staar versteckt; Silvie verbirgt Damöts Schöps. Die Sprache ist von beiden gewandter gehandhabt, als Gottsched dies vermag, aber von Vulgarismen und Provincialismen[78]) auch nicht gesäubert. Auch Gleim kann die Abhängigkeit von Gottsched nicht ganz verläugnen: Ismene ist ebenfalls auf den Rath der Mutter hin spröde, die ihr bereits einen Bräutigam erlesen; Seladon unterhält die Geliebte mit Gesprächen von Heu und Erbsenstroh; Geschenke wie zwölf Äpfel oder ebenso viele Heerdenglocken sollen ihre Liebe erwecken.[79])

Demgegenüber zeigen diese Stücke im Unterschiede zu Atalanta und ihrer Gruppe folgende Übereinstimmungen mit der Hauptmasse der seit 1744 erschienenen Schäferspiele: 1) die einfache Handlung, die, bald mehr der erotischen Lyrik, bald mehr der Burleske genähert, fortan auf einen engen Motivenkreis beschränkt bleibt; 2) das kleinere Personal: 4—6 Personen; in den galant angelegten Stücken gewöhnlich zwei Paare, von denen das eine, in sich einig, um die Verbindung des anderen bemüht ist.[80]) Beidem entspricht 3) der geringe äussere Umfang, der, bis

[78]) Rost: 'Er nimmt dir seinen Hut' — 'Du bist der klare Kern'; vgl. DWB. 5, 602. Gellert: 'Ich will den Hahn zur Sie in's Bauer stecken' — 'Du hast recht überley'; vgl. Albrecht a. a. O. S. 226. Beide: 'blind kommen'.

[79]) Vgl. Körte, Gleims Leben S. 39: 'Indessen schien Gleimen selbst die Schreibart noch Gottschedisch'.

[80]) Scherer, Aufsätze über Goethe S. 302 Anm. Mylius beschränkt sich im Kuss sogar auf drei Personen: 'Der Kuss, oder Das ganz neu musikalische Schäfer-Spiel, So in einer Comödie aufgeführt, 1748. Die Personen: Thyrsis, Phillis, Damon. Franckfurth und Leipzig.'

auf vier Ausnahmen[81]), die Grenzen eines Actes von 8—14 Auftritten fortan nicht mehr überschreitet. —

Wir haben die bukolische Dichtung der Gottschedischen Schule bis zu dem Zeitpunkte begleitet, wo die begabtesten Mitarbeiter der Belustigungen Schwabe die Gefolgschaft kündigen. Es lag für diese nahe genug, das eigene Concurrenzunternehmen mit einem Sujet zu eröffnen, dem unter dem Einfluss der herrschenden Mode Gunst und Interesse gesichert war. Vermochte doch um diese Zeit selbst Pyras Wahre Dichtkunst der Verlockung zu schäferlichen Situationen nicht zu entgehen.[82]) So erschien an der Spitze der Bremer Beiträge Gärtners Geprüfte Treue[83]), frei von Anstössen, wie sie den eben charakterisirten Übergangsstücken nach Seiten der inneren Form noch anhaften, und äusserlich durch eine im Schäferspiel bisher nicht dagewesene Eleganz ausgezeichnet; Schäfererzählungen im gleichen Stile, den wir auf diesem Gebiet bereits in den Belustigungen ausgebildet fanden, traten hinzu, theils 'sterbeblau' sentimental wie die an Matthew Priors Despairing shepherd[84]) halb parodistisch angeschlossene Trilogie[85]), in welcher Schäfer und Schäferin erst auf dem unbequemen Wege des Scheintodes aus Liebesgram zum glücklichen Paare wird, theils leichte Causerie nach französischem Muster, zuweilen

---

[81]) Vgl. unten. Zu den dort genannten drei Stücken gesellt sich später Gessners Evander und Alcimna mit drei Acten. Das Lessingsche Fragment (Hempel 11, 2, 413) zeigt ebenfalls Anlage auf mindestens zwei Acte.

[82]) Vgl. Freundschaftl. Lieder Nr. 4. 6. 10. 11. 17. 19 (Deutsche Litt.-Denkmale 22, 20. 23. 32 ff. 35. 47. 52); daneben Seuffert, Anzeiger für deutsches Alterth. und deutsche Litt. 10, 255 ff. — Im Inneren des 'Tempels' mit dem Throne der Poesie und ihren liebsten Töchtern sieht man als erste die Ekloge sitzen (IV 144 ff. Neudruck S. 112). — Langes Empfänglichkeit für modernes Stillleben zeigte sich von wenig poetischer Seite; vgl. Freundschaftl. Lieder Nr. 8. 14 (DLD. S. 28. 40) und Seuffert a. a. O. S. 258.

[83]) I 1 S. 9–38. Über Aufführungen vgl. Schütze a. a. O. S. 281 f.

[84]) The Poetical Works of Matthew Prior. With Memoir and Critical Dissertation, by the Rev. George Gilfillan, Edinburgh 1858, p. 26 f.

[85]) I 1 S. 97 ff. (von Joh. Arn. Ebert; eine spätere Fassung in dessen Episteln und vermischten Gedichten, Hamburg 1789, S. 250 ff.); 6, 611 ff.; II 3 S. 240 ff.

mit einer Überraschung: Galathee straft den ungetreuen Geliebten durch — Küsse; Doris schreit, als Elpin 'zu kühn' wird, so laut, dass sie — Hylax Schweigen auferlegt.[86])

Die Pastoraldichtung ist aber zugleich auch dasjenige Gebiet, auf welchem sich gegen Gottsched neben dem stillen Protest positiver dichterischer Leistung der ausgesprochene satirischer Kritik aus dem Kreise der Beiträger erhebt, um in allseitige Stellungnahme zu den litterarischen Factionen des Tages auszulaufen. Zunächst benutzte Gärtner[87]) Nummer 2 des erwähnten Cyclus zu einem 'Schreiben der Phyllis an den Verfasser' dieser 'mitleidigen Schäferinn' (I 6 S. 614 ff.), in welchem die zeitgenössische Schäferdichtung mit feinem Witze charakterisirt und 'eine scharfe Untersuchung in den Gegenden der Schäfer' verlangt wird, weil ein grosser Theil der letzteren in die Stadt oder auf das Dorf gehöre. Neben deutlichen Anspielungen auf die Stücke von Uhlich und dem Kopenhagener Anonymus glauben wir auch eine auf Gleims Blöden Schäfer zu erkennen. Während es sich aber hier und vollends in dem 'Antwortschreiben des Verfassers der mitleidigen Schäferinn' (II 3 S. 234 ff.) mehr um eine Tändelei handelt, die dem Streitschriften ausschliessenden Charakter der Beiträge entspricht, erwählte um dieselbe Zeit J. A. Schlegel ohne Vorwissen der Freunde die Schäferdichtung des Gottschedischen Kreises zum Gegenstand vernichtendsten Spottes für eine selbständige Schrift, die uns hier eingehend zu beschäftigen hat.

2. J. A. Schlegels Satire: Vom Natürlichen in Schäfergedichten.

1746 erschien zur Ostermesse: 'Vom Natürlichen in Schäfergedichten wider die Verfasser der Bremischen neuen

[86]) Jenes I 5 S. 514 f.; dieses III 5—6 S. 505. — Weitere Nummern s. I 3 S. 254 ff. 4 S. 369 ff.

[87]) Auf ihn glaube ich wenigstens folgende Bemerkung A. Schlegels (Batteux, 2. Aufl., S. 462 f.) beziehen zu dürfen: 'Ein sinnreicher Schriftsteller, welcher durch sein eignes Beyspiel bewiesen, dass er die eigentliche Natur des Schäfergedichtes genau kenne, und Regeln ebensowohl zu beobachten als zu geben wisse, hat in zween Briefen der gewöhnlichen Fehler, die in dieser Dichtungsart begangen werden, mit einem sehr feinen Witze gespottet'.

Beyträge verfertigt vom Nisus einem Schäfer in den Kohlgärten einem Dorfe vor Leipzig. Zweyte Auflage, besorgt und mit Anmerkungen vermehrt, von Hanns Görgen gleichfalls einem Schäfer daselbst. Zürich, Bey Heidegger und Compagnie 1746' (160 SS. 8°).[88]) — Als Verfasser dieser Schrift hat lange Zeit Bodmer gegolten; die klaren Zeugnisse für Johann Adolf Schlegels Autorschaft bei Ebert[89]) und Eschenburg[90]) haben erst Redlich[91]) und Schnorr (?)[92]) wieder beachtet, nachdem Danzel[93]) von den Pseudonymen 'Orontes' und 'Pottelwitz', deren sich Schlegel in seinen Briefen an Bodmer bedient, den letzteren für den wahren Namen des Verfassers gehalten und Goedeke[94]) Bodmern, unter dessen Schriften E. J. Koch[95]) und nach ihm Jördens[96]) das Buch aufführen, wenigstens die 'Vorrede' (s. u.) zugewiesen. Schlegel und seine Freunde wussten eben den Schleier tiefsten Geheimnisses über den Verfasser der Satire zu breiten; in den Correspondenzen des Kreises mit Bodmer wird er stets nur 'Herr Pottelwitz' genannt, so dass selbst ein aufgefangener Brief nichts ergeben hätte, und noch in den 'Katastrophen der Litteratur' sagt Bodmer: 'Orontes und Pottelwitz haben ihren wahren Namen bis auf diesen Tag versteckt gehalten.'[97]) Anfangs wollte Schlegel überhaupt niemandem in Leipzig sein Vorhaben anvertrauen.

---

[88]) Exemplare in der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Universitätsbibliothek zu Jena, der Stadtbibliothek zu Hamburg.

[89]) Episteln und vermischte Gedichte S. 19 f. Anm. Die Stelle ist abgedruckt bei Koberstein, Grundriss 5[5], 389 f. Anm. 149, der aber zugleich merkwürdig genug auf Danzels Lessing 1[1], 443 verweist.

[90]) 5, 203 Anm. seines Hagedorn.

[91]) Hempels Lessing 9, 78 Anm. 2. Die 'Nachricht' am Schlusse (S. 159 f.) ist übrigens auch nicht von Bodmer, wie Redlich angibt, sondern bloss die 'Anmerkung Herrn Conrector Erlenbachs' auf S. 160. Vgl. Litter. Pamphl. S. 77.

[92]) Archiv für Litteraturgeschichte 4, 289 ff.

[93]) Lessing 1[1], 443 f. u. Anm.

[94]) Grundriss 2[1], 562 Nr. 24.

[95]) Compendium 1[2], 189 Nr. 83e. 2[2], 188.

[96]) 1, 138 Nr. 15. Das Richtige hat F. v. Blankenburg: Litterarische Zusätze zu Johann George Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste (Leipzig 1797) 2, 93.

[97]) Litter. Pamphlete S. 5.

War Rosts Vorspiel nach der Beschlagnahme des ersten Dresdener Druckes alsbald von der Schweiz aus in den Berner Nachdrucken verbreitet worden, so wandte er sich im Sommer 1745 unter Einsendung seiner Schrift in einem anonymen Briefe [98]) unmittelbar an Bodmer um einen Verleger und leitete damit die erste directe Verbindung zwischen Leipzig und Zürich ein; Bodmer seinerseits erliess am 20. September in seinem und Breitingers Namen ein günstiges Antwortschreiben und fand sich durch die Schlegelsche Schrift zu seiner Critik der Panthea angeregt [99]), die er mit dem 'Natürlichen' gleichzeitig herausgab. [100]) Die Satire 'verursachte bey ihrer Ankunft einiges Aufsehen; viele Leser thaten' Schlegel 'die Ehre an, die' er 'itzt gerne verbitten wollen, ihn für den Verfasser auszugeben', und da auch Gärtner darunter war, sah sich Schlegel 'theils aus Besorgniss, dass er andern von ungefähr seine Muthmassung mittheilen möchte, theils aus Zufriedenheit über seinen Beyfall, theils aus Hochachtung' veranlasst, diesem seine 'Streiferey gegen den König Teutoboch' einzugestehen. [101])

'Ich habe nach meinem Vermögen etwas zur Verbesserung des Geschmackes bey meinen Mitbürgern beyzutragen gesucht' schreibt Schlegel über seine Satire in dem Begleitbriefe an Bodmer. Den äusseren Anstoss zu derselben mag die derbe Verhöhnung der Beiträger und Zinggs, des ihnen günstigen Kritikers des Hamburgischen

---

[98]) Litter. Pamphlete S. 73 ff., wo auch die weiteren Briefe Schlegels an Bodmer abgedruckt sind. Die über dem ersten stehende Jahrzahl 1744 ist natürlich falsch. Bodmer erhielt das Schreiben am 10. August 1745: an Schlegel 20. September 1745 (Archiv für Litteraturgeschichte 4, 292, wo auch die übrigen Antworten auf die in den Pamphleten enthaltenen Schlegelschen Briefe mit Ausnahme des letzten mitgetheilt sind).

[99]) Bodmer an S. G. Lange 6. September 1745: Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe, Halle 1769, 1, 122.

[100]) Beurtheilung der Panthea eines sogenannten Trauerspieles der Frau L. A. V. G. Nebst einem Vorberichte für die Nachkommen und einer Ode auf den Namen Gottsched. Köln, druckts Peter Hammer, 1746.

[101]) Schlegel an Bodmer 30. Juli 1746 (a. a. O. S. 87 ff.).

Correspondenten[102]), in der Gottschedin Nachspiel Herr Witzling[103]) gebildet haben, dessen Titelheld überdies auch ein Schäferspiel unter dem Titel: Die Nothzüchtigung verfertigt hat, welches er ein 'vertractes schalkhaftes Stück' nennt.[104]) Als ein Anlass persönlicher Verstimmung darf daneben der Missbrauch in Erinnerung gerufen werden, welchen sich Gottsched in seiner tendenziösen Neukirchausgabe ein Jahr vorher mit einem Gedichte Adolf Schlegels erlaubt hatte, indem er in die versificirte Zueignung derselben zur Charakteristik der 'neuen verderbten' Schweizer Dichter Schlegels 'geistvollen Poeten' ohne dessen Vorwissen eingefügt, eine Parodie, die in Wirklichkeit nur gegen die elenden Nachahmer Hallers gerichtet war.[105])

Schlegels Schrift zerfällt, abgesehen von dem kurzen 'Vorbericht des Verlegers' (S. 3 f.) und der 'Nachricht' am Schlusse (S. 159 f.), auf die wir zurückkommen, in vier grössere Theile. Erstens die 'Vorrede Hanns Görgens des Herausgebers' (S. 5—26) berichtet über die Absicht der 'Kohlgärtner'[106]), der wieder einreissenden Verderbniss des 'Geschmacks in Schäfergedichten', wie sie in den neuen Beiträgen sich gezeigt, durch eigene Schriften, von denen eine Anzahl bereits druckfertig vorliegt, zu steuern. Als erste derartige Veröffentlichung nun erscheint: 'Des Nisus eines Schäfers in den Kohlgärten vor Leipzig Brief an die

---

[102]) Das letztere nach Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie, Berlin 1886, S. 204.

[103]) DS. 6¹ (1745), 509—51.

[104]) a. a. O. S. 543 f.

[105]) Vgl. Ebert an Hagedorn 29. Juli 1744 (Eschenburg 5, 250).

[106]) 'Unter der Bezeichnung Kohlgärten versteht man schon seit Jahrhunderten die Dörfer Reudnitz, Anger und Crottendorf. Den wesentlichsten Theil der Kohlgärten bildete jedoch stets Reudnitz': Otto Moser, Die Umgebung Leipzigs, Leipzig 1868, S. 82. (Hier befand sich bekanntlich Goethes Wohnung, gegenüber der Händelsche Kuchengarten.) Als 'bäurischer Schäfer' wird Gottsched mit seinem Anhange auf das Dorf versetzt und des Wortspieles halber gerade in die Kohlgärten. Unter seiner Leitung zu dichten beginnen heisst in unserer Satire 'sich in den Kohlgärten niederlassen' (S. 20).

Phillis, deren Brief an den Verfasser der mitleidigen Schäferinn in den Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes im ersten Bande im sechsten Stücke zu finden ist' — der zweite Haupttheil unserer Schrift (S. 27—105), welchen Schlegel, wie man sieht, in die Form einer Antwort auf die oben erwähnte Satire Gärtners kleidet. Über Phyllis Angriff entrüstet macht sich Nisus zunächst in derbem Poltern Luft[107]), um dann seine und seines Lehrers und Freundes Hanns Görge Grundsätze vom Wesen eines guten Schäfergedichtes zu entwickeln und daraufhin den im ersten Bande der Beyträge veröffentlichten jeden Werth abzusprechen.[108]) In Contrastcharakteristik werden Schäfer und Schäferinnen aus der Geprüften Treue und Uhlichs Elisie einander gegenüber gestellt[109]), in die Kritik der übrigen Schäfergedichte der Beiträger aber Proben einer verbessernden Umdichtung derselben durch Hanns Görge und Nisus verflochten.[110]) Zum Schluss Ermahnung der Beiträger sich zu bekehren und Warnung der Phyllis vor weiterer Stichelei.[111]) Umfangreiche Anmerkungen, in welchen Hanns Görge als Herausgeber dieses paradoxen Briefes die im Text satirisch ausgebeuteten Stellen der von Schlegel angegriffenen Dichtungen mittheilt, liefern den Schein eines quellenmässigen Erweises, dass Nisus 'dem geläuterten Geschmack, wie er in den angeführten Schauspielen herrscht, in allen seinen Urtheilen und Regeln sehr gewissenhaft gefolgt sey'.[112]) Während so Nisus im 'Brief' den Beiträgern nach der Seite ästhetischer Theorie und Kritik entgegentritt, nimmt die dritte Stelle der Satire (S. 107—133) ein praktisches Musterbeispiel für die poetische Production aus Hanns Görgens Feder ein: 'Anne Dore oder die Einquartierung', jenes parodistische Schäferspiel, an welches noch der 16. Litteratur-

[107]) S. 29—38.
[108]) S. 38—53.
[109]) S. 54—67. 88—95.
[110]) S. 67—88. 95—99. 99—101. 101—104.
[111]) S. 104 f.
[112]) S. 9.

brief Gottsched so boshaft erinnert.[113]) Weitere Veröffentlichungen werden in der Vorrede von der Aufnahme dieser beiden Proben abhängig gemacht, dafür aber wenigstens noch viertens ein 'Verzeichniss der guten Schäfer-Gedichte, die zum Drucke schon fertig liegen' (S. 135—139) gegeben, dem sich eine (natürlich erfundene) Anzeige des Verlegers (S. 139—158) anschliesst: beides zusammen eine satirische Bücherliste.[114])

Vergleicht man diesen viertheiligen Aufbau unserer Schrift mit der äusseren Anlage von Gottscheds Deutscher Schaubühne, so fällt die parodistische Verwerthung derselben bei Schlegel sofort in die Augen. Der Brief des Nisus mit seinen ästhetisch-kritischen Auslassungen 'vom Natürlichen in Schäfergedichten' entspräche in dieser Miniaturschaubühne Fénelons Gedanken von der Tragödie und Komödie, mit welchen Gottsched sein Repertorium einleitet, und wenn sich zwischen dem 'Verzeichniss der guten Schäfergedichte' und den Dramenlisten im 2. bis 5. Bande der Deutschen Schaubühne auch keine inhaltliche Parallele ziehen lässt, so zeigt wohl schon die Ähnlichkeit der Überschriften, dass Schlegel sich des Motivs der fingirten satirischen Bücheranzeige zunächst aus architektonischer Rücksicht für den Aufbau des Ganzen bedient. Für den Brief des Nisus darf vielleicht auch daran erinnert werden, dass Gottsched der Critischen Dichtkunst als Einleitung Horazens Pisonenbrief (dessen Übersetzung die Schweizer ihrer boshaften 'Prüffung' unterzogen[115])) und in den meisten Kapiteln des zweiten Theils den poetischen Musterbeispielen Boileaus einschlägige Regeln voranschickt: die Anmerkungen zum Briefe könnten dann rein äusserlich als Parodie auf die (von den Schweizern a. a. O. ebenfalls

---

[113]) Hempels Lessing 9, 78. — Die Neuberin liess es im Juli 1746 aufführen, freilich in einer Weise, die den polemischen Charakter des Stückes nicht recht zum Ausdruck brachte: Pottelwitz an Bodmer 30. Juli 1746 (Litter. Pamphlete S. 96).

[114]) S. unten S. 41 ff.

[115]) Sammlung Critischer, Poetischer und anderer geistvollen Schriften u. s. w. (vgl. Anm. 39; wir nennen dieselbe fortan der Kürze halber bloss: Critische Sammlung) 9. Stück (Zürich 1743) S. 75 ff.

verspotteten) Noten gelten, mit denen Gottsched die Horazischen Sätze begleitet. Wie dem aber auch sei: dass in der 'Vorrede' jedenfalls bewusste Parodie auf die Deutsche Schaubühne und in zweiter Reihe auf die Critische Dichtkunst vorliegt, lässt sich bis ins einzelne verfolgen. Das Vorwort Hanns Görgens stimmt nicht nur in der durch eine beliebte Gottschedische Übergangsformel [116]) markirten Zweitheilung in Allgemeines und Einzelcommentare zu dramatischen Dichtungen mit denen der Deutschen Schaubühne genau überein, sondern erweist sich auch im nachstehenden Gedankenschema einfach als theilweise Contamination der Vorreden zur Deutschen Schaubühne und Critischen Dichtkunst:

1. Befriedigung über den guten Abgang der ersten Auflage (S. 5).

2. Poetischer Lebenslauf des Herausgebers (S. 5 f.).

3. Klage über Verderbniss des Geschmacks; Absicht ihm aufzuhelfen (S. 6—8).

4. Lebenslauf eines Dichterzöglings (S. 8—10).

5. Vertheidigung gegen erhobene Einwände (S. 10 f.).

6. Lobende Erwähnung von Schulaufführungen regelmässiger Stücke und Beglückwünschung des Vaterlandes zu diesem Geschmacksfortschritt (S. 12).

7. Einzelcommentar zu mehreren Dramen (S. 12—23).

8. Ankündigung weiterer litterarischer Thätigkeit (S. 24).

9. Dank gegenüber dem Verleger für gute äussere Ausstattung des Werkes (S. 25 f.).

Mit dem Ausdruck der Freude über die Nothwendigkeit einer neuen Auflage hebt Gottscheds Vorrede zur 2. und 3. Ausgabe der Critischen Dichtkunst an, während in derjenigen zur ersten sein poetischer Lebenslauf überhaupt und im Vorwort der 1. Ausgabe des Cato [117]) speciell die Geschichte seiner dramatischen Theorie erzählt ist. Das

[116]) 'Dieses wäre nun alles, was ich bey dieser neuen Ausgabe zu sagen gehabt hätte': S. 10. Man vgl. DS. 2, Vorr. S. 41. 3, III. XIV.

[117]) In Crügers Neudruck (Kürschners Nation.-Litter. Bd. 42) S. 42 ff.

unter 4—8 Angeführte begegnet, zum Theil wiederholt, in den Vorreden der Deutschen Schaubühne[118]) oder der Critischen Dichtkunst[119]), das Lob von Druck und Papier am Schluss des Vorworts zur 2. Auflage der letzteren.[120]) Reaction gegen die herrschende Geschmacksrichtung aber ist ja seit dem Ausbruch des Streites das leitende Princip der gesammten Thätigkeit Gottscheds. Dazu copirt Schlegel die Gottschedischen Vorreden auch im Ausdruck bis zur wörtlichen Herübernahme ganzer Stellen, zumeist mit leichten Änderungen satirischen Anstrichs. — Ebenso werden nun in der Anne Dore die beiden Schäferspiele der Deutschen Schaubühne: Atalanta und Elisie nach Charakteren, Handlung und Sprache in drolliger Verquickung streng parodirt. Im Sinne der von ihm edirten Schäferpoetik führt uns Hanns Görge 'in der Schenke in den Kohlgärten' Bauern und Bäuerinnen als Schäfer und Schäferinnen vor: die 'unempfindliche' Anne Dore sammt der Mutter Rosine, ihren schmachtenden Liebhaber Velten und seine ebenfalls zur Liebe geneigte Schwester Grete, den 'scherzhaften' Schenkwirt Hanns Görge, den eiteln Grossprecher Michel, die Schenkmagd, die als Vermittlerin auftritt, endlich den Fremdling, dessen Erscheinen die Peripetie mit sich bringt: einen Furier, den zwei Soldaten von seiner Compagnie begleiten, — lauter uns bekannte Typen. Wie um Atalanta wirbt um Anne Dore ein zärtlicher und ein prahlerischer Liebhaber; wie Elisie ist diese anfangs spröde, weil ein Traum ihr einen Furier verheisst, schenkt aber dem Zärtlichen auf Zureden einer Freundin schliesslich doch Gehör. Die Nachricht von Einquartirung im Dorfe kündigt den Umschwung an; wie Aristarch und Creon erscheinen die beiden vom Furier nach Anne Dore ausgesandten Soldaten, alsbald dieser selbst; gleich Elisie willigt Anne Dore nach kurzem Bedenken in die neue Verbindung; gleich Elisiens Vater Damon ist Anne Dorens

---

[118]) 4, 11. 15. 3, XVI. 4, 20. 5, 19; vgl. 1, 21. 4, 4. 1, 19. 2, 41 f. 3, XVI. 5, 24. 6, Bog. 2, Bl. 2 b. Einzelbemerkungen begleiten jedes der in der DS. veröffentlichten Stücke.

[119]) 2. Aufl. Bl. 3b ff. 1. Aufl. Bog. 2 Bl. 4.

[120]) Bl. 7.

Mutter Rosine damit sehr zufrieden; der frühere Bräutigam wird hier einfach mit derbem Schimpfen weggejagt; zum Schluss bringt der Prahlhans Michel, der sich inzwischen mit Veltens Schwester Grete verlobt, die eben von einem 'Mann aus der Stadt' empfangene Kunde, er sei als Kind mit Velten verwechselt worden, demnach Gretens Bruder. Wie in der Atalanta Tausch: Velten erklärt sich sofort für Grete. Anne Dore hat den Fremdling; der Prahler und der Witzbold (Michel und Hanns Görge) gehen leer aus. Äusserlich stehen die siebenzehn Auftritte der Anne Dore zu Atalanta und Elisie in folgendem Verhältniss: die Prügelscene (1), die Prahlscene (3), der dazwischen liegende 2. und der 4. Auftritt schliessen sich mit Umstellungen an die Prahl- und Streitscenen der Atalanta I 4—6 an; 5 (eine einzige Zeile, die Grete und Anne Dore auf das Theater bringt) ist frei erfunden, 6 (hier gibt der Prahler der Spröden wegen eines verweigerten Kusses eine Maulschelle) ein Gegenstück zu Atalanta II 2; der 7. und 8. Auftritt parodirt die Traumerzählung (I 5) und die Daphnisscenen I 3—4. II 7 aus Elisie, der 9. — Mutter Rosine billigt die Verbindung der Tochter mit Velten — Elisie IV 6; im 10. wird der in Gottscheds deutscher Iphigenie der Racineschen Dichtung angehängte Schluss durch ein Scheideduett zwischen Velten und Anne Dore karikirt (S. 124):

Velten (zu Anne Dore seufzend): Leb wohl.
Anne Dore (seufzend): Leb wohl.
Velten (seufzend): Ach!
Anne Dore (seufzend): Ach!
Velten (seufzend): Ach!
Anne Dore (seufzend): Ach!

Scene 11 ist aus Elisie III 2 und eigener Erfindung zusammengearbeitet; 12 correspondirt mit Atalanta V 6, nur dass hier der Prahler (nicht, wie bei Schlegel, der Witzbold) die Spröde für sich zu gewinnen sucht; die Auftritte 13—16 entsprechen den Scenen III 3. 14, IV 2. 4. 6—7 aus Elisie, der Schluss dem der Atalanta V 8—9. Von den 313 Versen der Anne Dore sind im ganzen etwa 28 ganz oder nahezu wörtlich aus Atalanta und Elisie herübergenommen. Überall vergröbert die parodistische Anspielung

in hohem Grade. Um ein Beispiel für die Karikatur zu haben, braucht man nur den zweiten Auftritt der Anne Dore, wo Velten und Michel die Magd, welche durch einen Krug Bier Frieden stiften will, abwechselnd mit Füssen treten, mit Gottscheds Atalanta I 5 (S. 376) zu vergleichen; Amaryllis sagt hier einfach: 'Ihr zerrt mich gar entzwei.'

Schlegels Satire erscheint als ein Werk von geschlossener Stileinheit, insofern in der äussern Anlage des Ganzen wie in Sprache und Inhalt des ersten und dritten Theiles der Charakter einer Parodie auf die beiden Hauptwerke Gottscheds, in erster Linie auf die Deutsche Schaubühne, consequent festgehalten ist. Dagegen tritt nun dort, wo die letztere nur den äusseren Rahmen, nicht auch die eigentliche Vorlage abgibt, diese strenge Form der Parodie naturgemäss gegen eine freiere Manier zurück. Neben den parodistischen Einlagen nach Massgabe der den Kohlgärtnern angedichteten ästhetischen Grundsätze enthält der 'Brief' im wesentlichen eine bloss ironische Charakteristik der beiderseitigen pastoralen Dichtungen. Noch mehr unterscheiden sich von der Vorrede Hanns Görgens die Anmerkungen, trotzdem dieser, wie bereits bemerkt, auch hier das Wort führt. In der 'Vorrede' wird Gottsched von seinem parodistischen Doppelgänger nicht erwähnt: in den Anmerkungen beruft sich Hanns Görge mit den Citaten aus Atalanta durchgängig auf den 'Herrn Verfasser der Atalanta', den 'Herrn Herausgeber des Neukirch' und direct auf den 'Herrn Professor Gottsched' als das unerreichte Vorbild der Kohlgärtner; ja er brüstet sich (S. 72 f. Anm.) mit einer Stelle aus einem schmeichelhaften Anerkennungsschreiben eines 'berühmten Mannes in L.', die eine Auslese Gottschedischer 'Leibsprüchelgen' darstellt[121]): Gottsched selbst soll die thatsächlich karikirende Copie getreu finden. Demgemäss zeigen auch die Anmerkungen nur an wenigen Stellen, die grösstentheils dem Anfang angehören, Benützung des Gottschedischen Wortschatzes; im Durchschnitt stimmt Schlegel

[121]) Eine Parodie auf 'Gottscheds Charlatanerien im 2. Theile der Schaubühne': Pottelwitz an Bodmer 30. Juli 1746 (Litt. Pamphlete S. 88). Gemeint ist S. 27 f. der Vorrede.

in individuellem Ausdruck das ironische Lob des Oberhauptes der Kohlgärtner an. Am buntesten schillert das 'Verzeichniss', das sich in der Anzeige des Verlegers fortsetzt. Nach der verschiedenen Bildung spalten sich die Titel in zwei Hauptgruppen: die eine besteht aus freien Erfindungen, die den Gegner theils durch die blosse Zumuthung solcher Stoffwahl dem Spotte preis geben[122]), theils durch directe Ironie[123]) lächerlich (a) oder verächtlich (b) machen; die andere — und sie ist die bei weitem umfangreichere — schliesst sich parodistisch an Schriften aus dem eigenen[124]) oder solche des angegriffenen Kreises an; die zahlreichen Nummern dieser letzten Art treffen wieder den Menschen (a) wie den Poeten (b) und Kunstrichter (c), dessen Schriften dabei jedesmal theils im allgemeinen[125]), theils in Einzelheiten[126]) als Anhaltspunkt

---

[122]) Z. B. 'Vorschlag Hallern und den Milton zu durchwässern, und dadurch vielleicht noch zu Poeten zu machen. Leipzig 1745' (S. 139).

[123]) Z. B. a) 'Rechtfertigung des Herrn Professor Gottsched gegen den Vorwurf, dass er zu schreiben gar nicht aufhören könne. Leipzig 1745' (S. 158). — b) 'Ablehnung des Vorwurfs, dass der Herr Professor Gottsched darum weil er witzige Köpfe für sich zur Frohne arbeiten lässt, Geldbedürftig seyn und kein Brod haben müsse, kurz . . . ein elendes Geschöpf sey' (S. 154).

[124]) 'Die Schäfergedichte aus den neuen Beyträgen gänzlich umgegossen' (folgen die parodirten Titel, deren erster z. B. lautet: 'Die geprüfte Treue, oder besser der vexirte Schäfer von Hanns Görgen') und 'Die Fortsetzung des verzweifelnden Schäfers, und der mitleidigen Schäferinn, oder das Leichenbegängniss, vom Nisus' (S. 136, I—II).

[125]) Z. B. a) 'Critische Staatskunst, worinn insonderheit das sechste Cap., dass man die loben müsse, die unter einem sind, und das achte Cap., dass man die tadeln müsse, die über einem sind, merckwürdig sind. 1745' (S. 147). — b) 'Zugabe zur deutschen Schaubühne in sechs Schäferspielen . . . verfertigt und herausgegeben von den Kohlgärtnern' (folgt die Aufzählung. S. 137 f.). — c) 'Fortsetzung des Versuchs einer critischen Dichtkunst des Herrn Prof. Gottscheds' u. s. w. (S. 148 ff.)

[126]) Z. B. a) 'Beweiss, dass ein witziger Kopf, der kein Brod hat, ein sehr elendes Geschöpf sey; dass man daher, um nicht zu darben, nach dem Beyspiele, das der Herr Professor Gottsched vor etliche und zwanzig Jahren gegeben, brav Gelegenheits-Gedichte machen solle. VI. Th. d. Deutschen Schaubühne p. 539' (S. 153). — b) 'Der Geitz der Schäferinnen in einem Aufzuge von Daphnis. Dieses ist die Ausführung seines eigenen Verses [Elisie II 1] p. 474: 'Die meisten

dienen. Zu den beiden eben charakterisirten Hauptgruppen, in welchen die Titel an sich komisch wirken, gesellt sich dann eine kleine dritte, in welcher wirkliche Schriften des Gehöhnten in der Form eines kürzeren oder längeren Prospectes, zu dem eine fingirte neue Auflage Anlass gibt, ironische Kritik erfahren.[127])

So erwählt Schlegel alle möglichen Verkleidungen und Tonarten: bald erscheint er als Gottscheds parodistischer Doppelgänger, der den Litteraturdictator bis auf die Wahl der Worte nachahmt; bald gibt er als Kohlgärtner Proben eines Zerrbildes poetischer Theorie und Praxis, als deren unerreichtes Vorbild die Gottschedische in Anspruch genommen wird; bald kündigt er als Verleger[128]) Satiren auf Gottsched an und begleitet sie mit ironischen Prospecten, um am Schlusse in der Maske der Schweizer mit dem Abdruck der (leicht veränderten) naiven Vorrede Gottscheds zum Witzling als einer 'Nachricht der Herrn J. J. B. und J. J. B. an den gütigen Leser' noch einmal aufs boshafteste Gottsched gegen Gottsched auszuspielen[129]) — ein buntes Sichverstecken, das für den Mangel an Geschlossenheit durch treffliche Wirkungen reich entschädigt.

Schäferinnen Sind noch in unsrer Flur durch Gaben zu gewinnen' (S. 138 als Nr. 6 in der oben, Anm. 125 unter b) angeführten 'Zugabe zur d. Schaubühne'). — c) 'Beweiss, dass Neukirch ebenso unser Iuvenal sey wie Haller unser Persius ist. Nach den Worten in [Gottscheds] Neukirch[s] Vorrede: 'In Ansehung dieser Satire kann man unseren Dichter getrost mit dem Iuvenal vergleichen' u. s. w. (S. 148 f. als Nr. 1 in der oben, Anm. 125 unter c) angeführten 'Fortsetzung des Versuchs einer critischen Dichtkunst').

[127]) Z. B. 'Gereinigte deutsche Schaubühne, von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1745. 4 Bände. Hier sind alle die Stücke ausgelassen, die im bösen Geschmacke geschrieben, als die ungleiche Heyrath, das Testament, der Herrmann, die Dido, der geschäftige Müssiggänger, und die Panthea . . . . Die französischen Übersetzungen sind alle aus dieser Auflage herausgelassen und an deren statt Holbergische Comödien, und deutsche Originale eingerückt worden' u. s. w. (S. 140 ff.)

[128]) Als solcher leitet er die Satire auch mit dem oben erwähnten 'Vorbericht' ein, einer Verwahrung gegen den fingirten Zorn der Beiträger über die Satire.

[129]) S. 159 f.

Es liegt auf der Hand und die mitgetheilten Titel zeigen es, wie trefflich die von Schlegel verwendeten Kampfmittel, vor allem das satirische Bücherverzeichniss, sich dazu eigneten, mit dem Hauptangriff auf bestimmtem Gebiet eine Fülle kleinerer Ausfälle nach den verschiedensten Richtungen zu verbinden. Er hat es sich denn auch nicht versagt, bei dieser Gelegenheit so ziemlich alles zu berühren, was er und Elias in den litterarischen Tagesfragen auf dem Herzen hatten.[130]) Hier interessirt nur, was mit der Schäferei zusammenhängt.

Schlegel richtet seine Kritik gegen die Schäferdichtung des Gottschedischen Kreises, wie sie oben im Zusammenhang charakterisirt ist. Ebenso ungerecht wie boshaft wird dabei Gottsched von ihm für alles verantwortlich gemacht, womit dieselbe sein Missfallen erweckt. Ohne Rücksicht auf den Abstand zwischen Atalanta und ihren Nachahmungen, ohne Beachtung des numerischen Verhältnisses der getadelten Atalantastellen zu der Fülle ähnlicher und ärgerer in den übrigen Stücken ist über Gottscheds Schäferspiel ebenso abgeurtheilt, wie jene es wirklich verdienen. Thatsächlich Vereinzeltes wie die Erwähnung von Verlobung, Heirat u. dgl. wird als charakteristisch hingestellt. Selbst in einem Falle, wo nur eine entfernte Parallele aus Gottsched aufzutreiben ist, wie die oben S. 25 f. citirte Stelle für eine Rubrik 'Wirthschaftliches', (S. 51 ff. Anm.) gibt Schlegel paradox genug, aber sehr geschickt eine Auslese aus den Reimereien der Nachfolger mit der Wendung, als habe Gottsched das Gleiche vorausgesetzt. Diese gänzliche Nichtachtung eines unverkennbaren Unterschiedes findet wohl auch umgekehrt in der Formel Ausdruck: 'Wenn etwas von Atalanta bewiesen ist, so ist es von Elisien, dem Bräutigam ohne Braut und der Braut ohne Bräutigam auch bewiesen' (S. 83 Anm.; vgl. S. 100 Anm.). Über diese Art der Polemik schreibt darum auch Elias Schlegel an Bodmer, er wisse

[130]) Eine Würdigung dieser beiläufigen Bemerkungen, die für die Beurtheilung des litterarischen Standpunktes der Beiträger überhaupt und des Verhältnisses der Schlegel zu Gottsched insbesondere um so wichtiger sind als Danzel die Satire nicht vorgelegen hat, bleibt auf andere Gelegenheit verspart.

nicht, ob darin eine 'kleine Bosheit oder eine Unwissenheit zu suchen' sei (8. Oktober 1746: Stäudlin S. 39).

Von Gottsched gefeierte Muster konnten natürlich nicht verschont bleiben. Am wenigsten der trotz der abfälligen Beurtheilung durch die Schweizer[131]) auch als Bukoliker reactionär auf den Schild gehobene B. Neukirch, der 'deutsche Theokrit', dessen vier Schäfergedichte in der 3. Auflage der Critischen Dichtkunst an Stelle der Gottschedischen Eklogen als Musterbeispiele getreten waren. 'Der selige Herr Hofrath Neukirch' figurirt deshalb als eine Art Schutzpatron der Kohlgärtner; unter den 'Schäfergedichten, die zum Drucke schon fertig liegen', befindet sich (S. 138 VIII 2) ein Schäferspiel: Der Holzhacker: 'so noch von dem seligen Herrn Hofrath Neukirch verfertigt worden; ist durch und durch nach seinem gewöhnlichen feinen Geschmacke'; der Titel Anne Dore zielt auf eine Dore in Neukirchs Schäfergedicht Sylvia[132]), und wo es irgend angeht, wird für die in den Noten ausgehobenen 'Schönheiten' der modernen Pastoralia, für Stellen des 'Briefes' und der poetischen Parodien auch aus Neukirch eine Parallele oder ein Beleg beigebracht.[133]) Neben Neukirch wird sodann von älteren Dichtern J. G. Schoch (Goedeke 3², 67 ff.) und ein gewisser C. H. der Neukirchschen Anthologie (4, 81 ff.) Ziel der Satire[134]), weil ihrer die Critische Dichtkunst (2. Aufl. S. 448 ff.) unter Mittheilung von Proben lobend gedacht hat.[135])

Einige Zeitgenossen dagegen, deren Nennung nahe lag, sind nicht berücksichtigt. Dass Schlegel die in Hallers Alpen gegebenen Keime eines echten Idylls un-

---

[131]) Discourse der Mahlern II. Th., Zürich MDCCXII., V. Disc., S. 37 f.

[132]) Vgl. S. 26 Anm.; die bezügliche Stelle in Gottscheds Ausgabe S. 298, V. 45—49. Dasselbe Gedicht verhöhnte um dieselbe Zeit Rabener im Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen (Beytr. I 3 S. 242 ff.) und Zachariä im 1. Buch seiner Verwandlungen (ebda. S. 209).

[133]) S. 31. 34. 48. 53. 55. 69 f. 78. 86. 100. 103 Anm.

[134]) S. 30 Anm. 46 Anm. 47 f. Anm. 52 Anm. 53 f. Anm. 85 Anm.

[135]) Für Schoch war dies schon im Biedermann Bd. 1 (1727) Bl. 30 S. 120 geschehen.

möglich erkennen konnte, wird sich beim näheren Eingehen auf seine Auffassung der Gattung ergeben. Als ein Achtungserweis erscheint das Stillschweigen über die schäferlichen Gelegenheitsgedichte von Brockes, gegen welche sich der Tadel der Discourse der Mahlern (II. Thl. V. Disc. S. 35 ff.) längst erhoben hatte. Rost musste der angenommenen Maske wegen ignorirt bleiben. Dagegen hätte Schlegel Naumann, den 'poetischen Hanswurst', auf den er so schlecht zu sprechen war[136]), gewiss nicht geschont, wenn er seine unfläthigen Hirtengedichte oder deren Verfasser gekannt hätte. Die Braut o. Br. kann Schlegel nicht zugänglich gewesen sein, da er das Stück nur nennt, kein einziges Citat daraus liefert. Uhlichs Plauderhafter und sein Fauler Schäfer war damals noch nicht gedruckt (Litter. Pamphlete S. 73; vgl. oben Anm. 51). Wenn endlich Gellert grössere Rücksicht als Zachariä[137]) erfährt, indem das 'Band', worüber der Verfasser selbst nachmals in Schlegelschem Sinne Gericht gehalten (vgl. den Anm. 72 citirten Vorbericht), verschont wird, so haben wir Schlegels directes Zeugniss, dass ihn auch Sylvia nicht befriedigt, in nachstehender Bemerkung an Bodmer (30. Juli 1746: Litter. Pamphlete S. 95): 'So viel ist gewiss, dass Herr M. Gellert nicht allzeit der beste Poet ist, wie sein Band, seine Sylvia und seine Fabeln in den Belustigungen beweisen'.

Was ist nun für Schlegels ästhetisches Gefühl sachlich anstössig? Wie der Titel besagt wendet sich seine Satire gegen das 'Natürliche' in der Schäferpoesie. Darunter aber ist zweierlei begriffen: einmal die Zulassung bestimmter stofflicher Elemente, sodann Naturalismus als Stilgattung im gewöhnlichen Sinne des Wortes. So trifft die Kritik

1. 'Standespersonen und Bauern'[138]), sobald sie sich als die von ihm aufgestellten beiden Haupttypen der bürgerlichen Gesellschaft in die Schäferwelt verirren. Es

---

[136]) An Bodmer 30. Oktober 1745; 30. Juli 1746; 2. März 1747 (Litter. Pamphlete S. 84. 91 f. 99).

[137]) Dieser wird S. 44 f. Anm. für leere und saloppe Verse im 4. Buche der Verwandlungen (Beytr. I 6 S. 598) gestriegelt.

[138]) Vgl. unten S. 48.

handelt sich auf der einen Seite um das Motiv des Gegensatzes von Stadt und Land, wie es auch bei Gottsched in der Figur des Prahlers Damon (Atal. II 1), der in der Stadt Romane gelesen, hereinspielt[139]), auf der anderen um die Darstellung des wirklichen Bauernthums nach Beschäftigung und Sitte. Alle die Stellen, wo landwirthschaftliche Verrichtungen wie Heuernten, Melken, Feldarbeit, ja auch nur ländlicher Zeitvertreib wie Korbflechten und Stäbeschälen, wo Böcke und Kühe, Käse und Butter Erwähnung finden, werden in den Noten sorgsam verzeichnet[140]); auf Schimpfwörter und sonstige Derbheiten werden sämmtliche Stücke durchstöbert[141]), der Ertrag an ersteren tabellarisch geordnet noch einmal vorgelegt (S. 61 Anm. S. 66 Anm.). Dementsprechend begegnet dem gleichen Spott

2. das Vorkommen 'bürgerlicher Gebräuche'. Aus den auf Verlobung und Heirat bezüglichen Stellen wird recht witzig eine ganze Ehestandsgeschichte entwickelt[142]), ohne dass der geringe Antheil der Atalanta als solcher klar hervorträte, und wie Schlegel jetzt dem Nisus die Absicht andichtet, in einer Fortsetzung des 'verzweifelnden Schäfers' und der 'mitleidigen Schäferin' (s. oben Anm. 124) das Leichenbegängniss dieses Paares zu schildern (S. 99 ff.), hat er später die Erzählung von Palemons Bestattung in Gessners Daphnis getadelt.[143])

Verweist unser Kritiker aus der Schäferdichtung die Gesellschaftsklassen, Berufsbeschäftigungen und Einrichtungen der bürgerlichen Welt, so findet er auch

3. jede Einbeziehung von Glaube und Aberglaube unstatthaft: nicht nur die kostümwidrige Einmischung christ-

[139]) Vgl. S. 18 f. Anm. und S. 35 der Satire. Mit der Erwähnung von Romanen fiele auch Goethes Laune des Verliebten (4. Auftritt V. 213 ff.) unter Schlegels Kritik.

[140]) S. 32. 46—55 (eine grosse lexicalische Zusammenstellung in der Art des Neologischen Wörterbuches von Schönaich). 72 f. Auch Gleim ist nicht geschont: S. 50 Anm. 80 f. Anm. Vgl. S. 138 (VIII 4).

[141]) S. 45 f. Anm. 56 ff. Anm. 62 ff. Anm. 67 Anm. 82 Anm. 90 ff. Anm.; vgl. S. 136 (I 3—4). 137 (IV). 138 (VIII 2).

[142]) S. 41 ff. Anm.; vgl. S. 33 f. 51 Anm. S. 138 (VIII 3).

[143]) Gessners Werke hg. v. Ad. Frey (Kürschners Nation.-Litt. Bd. 41) S. 28 f. Schlegels Batteux [2] S. 427.

lich-religiöser Vorstellungen wie die der Hölle bei Neukirch [144]), sondern auch die Weissagung über Atalanta und Doris, den Glauben an Gespenster, Träume und Zauber in der Elisie. [145])

Daneben verpönt Schlegel, wie gesagt,

4. allen Naturalismus. Gleich seinem Sohne August Wilhelm hegt er die Überzeugung, dass die Musen nicht für den Haushalt zu sorgen haben (S. 69 ff. Anm.), und lehnt mit äusserster Zimpferlichkeit alles ab, was an Obscönität streift [146]) oder physische Zustände und Processe wie Schweiss, Krankheit, das Verblühen jugendlicher Reize zur Anschauung bringt. [147])

Solchen Masstäben entspricht

5. die Kritik des sprachlichen Ausdrucks: dem Spott über die Erwähnung von Romanen die Polemik gegen Fremdwörter (S. 86 f.), der Abkehr von Bäurisch-Derbem die Verdammung mundartlicher oder niedriger Ausdrücke und Redensarten, selbst des Gebrauchs von Sprichwörtern. [148]) Dass Wortbildungen wie 'Wildigkeit' nicht durchschlüpfen (S. 81 f. Anm.), ist selbstverständlich; aber es wird auch die ganz gewöhnliche Wendung: 'Jemandem den Rücken kehren' als unrichtig gerügt. [149])

Die allgemeinen Gesichtspunkte, die sich der Schlegelschen Kritik entnehmen lassen, könnten aus einzelnen Ausstellungen, die etwa noch anzuführen wären, kaum vermehrt werden. Wenn z. B. die Aufzählung eigener Fähigkeiten, erwiesener Gefälligkeiten und überbrachter Geschenke oder die Liebeswerbung durch Gaben anstössig gefunden [150]), wenn Gleim für die Erwähnung der Mutter gezaust wird (S. 80), wenn nicht vom Tode, geschweige vom Selbstmord,

---

[144]) In Gottscheds Ausg. S. 302; vgl. Schlegel S. 102 f. Anm.

[145]) Vgl. S. 90 f. Anm. 132. 137 (V).

[146]) Vgl. S. 12 f. Anm. 60 Anm. 75. 77 f. Anm. 81. 86. 136 (III). 138 (VIII 1. 5).

[147]) Vgl. S. 23 Anm. 96 f. Anm. 137 (VI). 139 (XII).

[148]) S. 88 Anm. (vgl. S. 69 Anm. 89); S. 74 Anm. 83. Anm. 98 f. Anm. 82 f.

[149]) S. 87 Anm. Schlegel will: einem den Rücken zu kehren.

[150]) S. 89 f. 93; vgl. S. 138 (VIII 6).

die Rede sein soll[151]), so entspricht eben auch dies einer Anschauungsweise, für die 'der ganze Schäferstand eigentlich nichts als eine angenehme Erdichtung' ist, 'die Liebe durch eine bezaubernde Gegend, wo man ihr Gehör gibt, und durch den anmuthigsten Müssiggang von der Welt noch mehr zu heben, und angenehmer abzubilden' (S. 54 f. Anm.).

3. Der 'eigentliche Gegenstand der Schäferpoesie'.

Für die Beantwortung der Frage nach den positiven Grundlagen der im 'Natürlichen' geübten Kritik gibt die Satire den eben mitgetheilten wichtigen Satz an die Hand. Zu ihm gesellt sich eine gleichzeitige Schlegelsche Briefstelle: 'In den Schäfergedichten bin ich mit den Herrn von Fontenelle und Herrn St. M[ard] in seinen Réflexions sur la Poesie etc. einig. Ich glaube, dass die Schäferwelt ebenso wie die Verwandlungswelt, die Feenwelt u. a. eine bloss poetische Welt ist, und dass Standespersonen sich so wenig als Bauern in dieselbe schicken.[152])

Eine eingehendere Entwickelung und Begründung dieser Ansichten hat Schlegel aber erst einige Jahre später im Anhang zur 1. Auflage seiner Übersetzung von Batteux Les beaux arts réduits à un même principe (Paris 1746)[153]) zu geben unternommen. Seicht und tändelnd, wie das ganze Buch, hatte das einschlägige Kapitel[154]) des Batteux in ein paar flüchtigen Phrasen Landlust und Liebe als wesent-

---

[151]) Vgl. S. 71 Anm. 90. 100 f. Anm.

[152]) Pottelwitz an Bodmer 30. Juli 1746: Litter. Pamphlete S. 92.

[153]) Batteux, Professor der Redekunst an dem königlichen Collegio von Navarra, Einschränkung der schönen Künste auf Einen einzigen Grundsatz, aus dem Französischen übersetzt, und mit einem Anhange einiger eignen Abhandlungen versehen. Leipzig 1751 (Exemplar auf der Königl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden: Aesth. 214). Die zugänglichere 2. Aufl. von 1759 (vgl. Anm. 25) ist in diesem Abschnitt herangezogen, soweit sie mit den Anschauungen der ersten übereinstimmt; im übrigen vgl. unten Abschnitt 5. Die 3. Ausgabe (2 Bde. Leipzig 1770), in welcher Schlegel die alten Anschauungen festhält, kommt für uns nicht mehr in Betracht.

[154]) Es ist das 8. des 3. Theils: S. 224—27 der 1. Aufl. Bei Schlegel: [1] S. 201—204. [2] S. 181—183.

liches Thema des Schäfergedichtes bezeichnet und dem bukolischen Dichter einen Mittelweg zwischen allzu simpler und zwischen preciös pointirter Manier vorgeschrieben. Dem gegenüber findet Schlegels Abhandlung: 'Von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts'[155]) ihren Schwerpunkt in der strengen Auseinanderhaltung von 'Gedichten vom Landleben' und eigentlichen 'Schäfergedichten', die als nicht bloss dem Grade sondern der Art nach verschieden einander entgegengestellt sind.

Zu der ersteren Gattung wird Opitzens Zlatna, Vielguet und Lob des Feldlebens wie die zweite Epode des Horaz gerechnet (später Gessners 'Wunsch'): also Vertreter jener Entwickelungsstufe des Idylls, die wir eingangs als beschreibendes Lob der Landlust bezeichneten; nur kennt Schlegel Fischart nicht und denkt ebensowenig an Haller oder E. v. Kleist. In den Gedichten dieser Art findet er eine bloss 'ausbessernde' Wiedergabe der gegebenen Wirklichkeit (d. h. Nachahmung im Sinne des Batteuxschen 'imiter la belle nature' und der unendlich tieferen Ausführungen E. Schlegels) am Platze: denn ein Gedicht vom Landleben 'besteht grösstentheils nur in sinnlichen Gemählden, die die Entgegenstellung der Bilder des Stadtlebens noch mehr hebt.'[156])

Dagegen spielt nun die eigentliche Schäferdichtung nicht auf dem Boden des realen Lebens, ist kein idealisirendes Abbild der wirklichen Welt, vielmehr 'nicht sowohl eine Nachschilderung als eine Schöpfung. Ihr Arkadien ist nicht eine Gegend unsrer Welt, die mit aller der Vollkomenheit ausgeschmückt worden, deren sie fähig war. Die Schäferwelt gehört eben so, wie die Feyenwelt, wie die Verwandlungswelt Ovids unter die bloss möglichen, denen nur ein glücklicher Einfall der Einbildungskraft ihre Wirklichkeit gegeben hat'.[157]) Er beruft sich dabei auf das Beispiel der 'guten' Schäferdichter wie auf das ästhetische

---

[155]) [1] S. 391–408. [2] S. 460—517 ('Von dem eigentlichen Gegenstande der Schäferpoesie').

[156]) [1] S. 39; vgl. [2] S. 472.

[157]) S. 392 f.

Gefühl: läge für die ersteren das Object der Nachahmung thatsächlich im realen Leben, so müsste gegen sie der Vorwurf schwerer Verletzung der Wahrscheinlichkeit erhoben werden, und doch lehre das Wohlgefallen, mit dem uns ihre Schöpfungen trotz der erstaunlichen Unähnlichkeit zwischen den wirklichen Landleuten und den poetischen Schäfern erfüllen, dass der Geschmack eine solche Ähnlichkeit gar nicht verlange, vielmehr die Nachahmung nach einem anderen bloss idealischen Muster beurtheile.[158]) — So macht Schlegel mit dem Begriff möglicher Welten, den Gottsched nur für die Fabel fest zu halten vermocht, für das Schäfergedicht Ernst. Wie die Schweizer betrachtet er ihre Darstellung gleichfalls als eine Nachahmung, wobei Stoff- und Stilfrage wunderlich verquickt wird: die poetische Welt ist im Unterschiede von jener Art der Nachahmung, die die Vorzüge verschiedener Exemplare einer Gattung in einem einzigen concentrirt, ein aus heterogenen Bestandtheilen entstandenes einheitliches Ganzes, wie es in dieser Zusammensetzung in der Wirklichkeit nirgends vorkommt. Der gebildetere Städter hat feinere und 'wohlanständigere' Empfindungen als der Dörfler, aber diese werden durch das Geräusch und die Laster des Stadtlebens vielfach gehemmt und erstickt; der Bauer hat sich noch die alte Einfalt der Sitten bewahrt und geniesst die Annehmlichkeiten des Landaufenthaltes, aber Mangel an Bildung und schwere Arbeit schliessen sein Gefühlsleben in die Schranken natürlicher Grobheit. Aufgabe des Poeten ist demnach: die Schattenseiten des städtischen Lebens wie die verletzenden Züge des bäurischen Wesens gleichmässig von seiner Darstellung fern zu halten und so durch Vereinigung des Angenehmen, das hier wie dort nun allein noch übrig bleibt, 'die angenehmsten Empfindungen auf die angenehmste Weise' abzubilden.[159])

Schärfer noch werden diese Gegensätze in der 2. Auflage erfasst: der Ekloge eignet lyrische Handlung, dem Landgedicht epische Schilderung. Das Landgedicht ent-

---

[158]) [1] S. 396. [2] S. 486 f.
[159]) [1] S. 398. [2] S. 495. 472.

spricht dem Landschaftsstück: Handlung und Personen fehlen darin; die Ekloge gehört 'zur Historienmalerey der Poesie': die Büsche und Bäche, Heerden und Auen sind nur das Zufällige, 'bloss die Ausschmückung des Theaters'. Das Landgedicht ist Lehrgedicht; die Ekloge berührt sich mit Oper und Ode.[160])

Die 'angenehmsten Empfindungen' nun sind die 'sanften' einer glückseligen Unschuldswelt. Leidenschaft, die die Seele schmerzvoll bewegen könnte, bleibt ausgeschlossen, und darnach bestimmt sich auch der Charakter der Handlung, welche diese Empfindungen zum Ausdruck bringen soll. Hatte noch vor nicht zu langer Zeit der Engländer J. Gay (1688—1732) ein Schäfertrauerspiel Dione[161]) geliefert, so schreckt Schlegel vor Heroismus und Tragik in dieser Gattung zurück; ja er erklärt später mit deutlicher Spitze gegen Gottsched, der in der 4. Ausgabe der Critischen Dichtkunst die Verwicklung zu einer Forderung für das Schäferspiel erhoben hatte[162]), der Geist dürfe nicht einmal durch eine solche in Ungewissheit versetzt werden: diese wäre für die sanften Empfindungen eine 'allzupeinliche Lage' (2. Aufl. S. 488). Und weil er seinen schäferlichen Musterknaben weder wirkliche Vergehungen noch auch blosse Ungereimtheiten zumuthen mag, gehören komische Handlungen ebensowenig in diese poetische Welt.

Es ergibt sich so als zusammenfassende Definition der Schäferdichtung: 'Ihr wesentlicher Inhalt sind die sanften Empfindungen eines glückseligen Lebens, die vermittelst einer einfachen, weder heroischen, noch lächerlichen, sondern natürlichen Handlung entwickelt werden; und in der für sie gehörigen Scene, in der reizenden Scene der Natur, aufgestellet werden'.[163])

Begreift man, dass einer solchen Auffassung der Gattung in der That alles Gegenständliche anstössig erscheinen

---

[160]) S. 471 f. 488.

[161]) Ich benutzte eine deutsche Übertragung aus der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Zc 11, 140): Dione, ein Schäfer-Trauerspiel, von Gay. Berlin und Leipzig 1759.

[162]) S. 778 (§ 7). Vgl. Gottscheds Batteux S. 144.

[163]) [2]S. 492.

musste, so ist für dieselbe die Auswahl der Poeten, auf welche sie sich stützt, allein schon bezeichnend. Als Schäferdichter, 'die jederzeit für die guten gehalten worden', erscheinen der zierliche Hofpoet Fontenelle, der romantisch-galante Segrais[164]), die sentimentale Preciöse Deshoulieres, von den Alten in der 1. Auflage nur Vergil, trotzdem Batteux den Theokrit ebenso wie Bion und Moschus zur Nachahmung empfohlen.[165]) Aber auch schon dem Römer gegenüber kann Schlegel seine vag-idealistische Theorie lediglich durch die französischerseits aufgebrachte Redensart von den 'Bildern in den Mustern der alten Schäferdichter, die zufällig waren und von den Sitten ihrer Zeit abhingen'[166]), wie durch Berufung auf den durch Gresset französirten Vergil[167]) retten.

Die Quellenfrage ist bereits durch die oben citirte Briefstelle beantwortet. Fontenelles Discours sur la nature de l'eglogue[168]) und Remond de St. Mards Réflexions sur la poesie[169]) kommen denn auch in der beiderseitigen Auffassung im wesentlichen überein. Der ständige Gegner Fontenelles unterwirft wohl dessen Eklogen wegen ihrer Affectirtheit scharfer Kritik, nimmt aber den eigentlichen Kern des Discours[170]) in die eigene blumige Abhandlung Sur l'églogue [171]) auf; nur bestreitet er dessen Forderung eines feinen und galanten Witzes für die Schäfer und verzichtet auf Wahrscheinlichkeit der Ekloge zu Gunsten ihrer Annehmlichkeit gänzlich[172]), während sich Fontenelle mit einer

---

[164]) Vgl. auch den Anfang von A. Schlegels poetischer Erzählung: Albrecht Dürer und Leonhard von Vinci. An Herrn G***r (Bremer Beyträge IV 2, 113).

[165]) Bei Schlegel: [1] S. 204, [2] S. 183.

[166]) [1] S. 391 f.; vgl. [2] S. 465 f. 477 ff.

[167]) [1] S. 404 f. [2] S. 481 ff. Vgl. Nouvelle biographic générale 21, 937 ff.

[168]) Oeuvres de Fontenelle . . . . Nouvelle Édition. A Paris MDCCXC, 5, 1—37.

[169]) La Haye 1733. Sie bilden den 4. Bd. der Oeuvres de Monsieur Remond de St. Mard. A Amsterdam MDCCXLIX. Über den Verfasser vgl. die Biographie universelle ancienne et moderne 35, 397 f.

[170]) Oeuvres de Fontenelle 5, 9—12.

[171]) Oeuvres 4, 75—165 (die Stelle aus Fontenelle S. 128 ff.).

[172]) Vgl. unten Anm. 194.

halben zufrieden gibt. Schlegel tritt auf die Seite des letzteren, insofern er dessen Schäfergedichte zum Theil vor St. Mard zu retten sucht[173]) und ein gewisses Mass von esprit als für die Schäfer zulässig erklärt.[174]) Die Wahrscheinlichkeit seines Arkadiens ist dagegen eine hypothetische wie die jeder anderen möglichen Welt.

Es erhebt sich die Frage nach dem Verhältniss dieser Anschauungen zu denjenigen Gottscheds. In der Satire lässt Schlegel Hanns Görge und Nisus über Fontenelle als einen Kerl schimpfen, der den Geschmack verderbe, indem er ihn 'vom Natürlichen auf das Poetische zu bringen suche'.[175]) In Wirklichkeit hatte Gottsched Fontenelles Discours bereits 1730 in deutscher Übersetzung herausgegeben[176]) und für das einschlägige Kapitel der Critischen Dichtkunst als Hauptquelle benützt.[177]) Aber wie er die Addisonschen Spectatoraufsätze und Fontenelles Réflexions sur la Poétique übertragen zu lassen naiv genug war[178]), ist ihm wohl auch der Unterschied zwischen Fontenelles Idyllentheorie und der seinigen nicht zum Bewusstsein gekommen. Er schreibt vom Franzosen die historisch-kritischen Partien, theilweise wörtlich[179]), ab; trotzdem zeigen sich auch

[173]) [1] S. 399 ff. [2] S. 504 ff.

[174]) [1] S. 399. [2] S. 500 ff.

[175]) S. 40; vgl. S. 45. 50 Anm.

[176]) Herrn Bernhard von Fontenelle Gespräche von mehr als einer Welt . . . übersetzt . . von Joh. Chr. Gottscheden . . . Andre Auflage (Leipzig 1730) S. 219—56 = S. 577—605 in: Herrn Bernhards von Fontenelle . . Auserlesene Schriften . . an's Licht gestellet von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1760.

[177]) Dagegen ist es ganz äusserlich, wenn er in der Vorrede zu CD.[2] Remond de St. Mard in sein Quellenverzeichniss aufnimmt und bei der Ekloge auf Genests Dissertations sur la poësie pastorale, A Paris MDCCVII, verweist.

[178]) Über ihre Bedeutung für die Poetik der Schweizer vgl. Servaes Die Poetik Gottscheds und der Schweizer. Strassburg 1887 (Quell. u. Forsch. LX) S. 64 f. 148 f.

[179]) So sagt z. B. Fontenelle über Vergils 6. Ekloge: 'C'est Silène qui fait tout ce discours bizarre. Virgile dit que le bon homme avoit beaucoup bu le jour précédent; mais ne s'en sentoit-il point encore un peu?' Bei Gottsched heisst es: 'Alles das singt Silenus, von welchem der Poet vorhin erzählte, dass er vorigen Tag einen Rausch gehabt. Es könnte, wie Fontenelle scherzet' — dieser Zusatz findet sich erst

hier schon Abweichungen, die der entgegengesetzten Auffassung der Schäferpoesie entsprechen: Gottsched tadelt nur die 'Grobheit' der theokritischen Idyllen, nicht aber wie Fontenelle auch die ländlichen Züge. Gottsched will wirkliche Schäfer, die sich nach ihrer Einfalt schmücken, aber nichts von Seide wissen[180]); die Schäfer Fontenelles führen in Seidenkleidern, die von Bauernkleidern nichts als den Schnitt haben und mit Bändern und Spitzen verbrämt sind, eine Maskerade auf.[181]) Darnach muss die Bemerkung von Servaes[182]) eingeschränkt werden, Gottsched habe in seiner Idyllentheorie das Nachahmungsprincip dem Moralitätsprincip aufgeopfert. Gottsched leugnet allerdings gleich Fontenelle die Zulässigkeit des modernen Landvolks als Darstellungsobject der Ekloge, braucht aber keineswegs mit einer bloss halben Wahrscheinlichkeit vorlieb zu nehmen, weil seiner Überzeugung nach jenes 'unschuldige' und 'ungekünstelte' Schäferleben, welches die Idylle fordert, 'vor Zeiten' wirklich 'in der Welt geführet worden'.[183]) Während darum Fontenelle die Quelle unseres Vergnügens an dieser Dichtgattung lediglich in dem durch unschuldige Liebe sanft bewegten Müssiggang und der daraus entspringenden Glückseligkeit der Schäfer erblickt, keineswegs aber in dem Hirtenleben als solchem, enthält Gottscheds enthusiastische Schilderung des menschlichen Kindheitsstandes[184]) die meisten jener eigentlich pastoralen Motive wie das Schenken von Lämmern, das Schnitzen von Hirtenstäben, welche Zielscheiben des Schlegelschen Spottes sind. Auch in Einzelheiten bestehen Differenzen: Fontenelle verlangt, dass die Liebe der Schäfer von Hoffnung begleitet sei, und schliesst Eifersucht aus[185]); Gottsched lässt diese wie die Unempfindlichkeit der Schönen doch bis zu einem gewissen Grade zu.[186])

---

in der 3. Aufl. S. 485 — 'nach dem itztbeschriebenen Inhalte seines Gesanges leicht seyn, dass er etwas zu frühe aufgewecket worden.'

[180]) CD.[3] S. 483 f. (§ 7).

[181]) Oeuvres 5, 34.

[182]) a. a. O. S. 22.

[183]) CD.[3] S. 481.

[184]) a. a. O. §§ 4—7.

[185]) In Gottscheds Übertragung S. 585.

[186]) CD.[3] S. 484 (§ 7).

Beide erklären sich gegen Häufung von Gleichnissen in der Schäfersprache[187]); aber wenn Fontenelle den Gebrauch von Sprichwörtern damit in eine Reihe setzt (a. a. O.), empfiehlt Gottsched die letzteren (ebda.). Nichtsdestoweniger ist Gottscheds Theorie im Kerne eben so idealistisch wie die des Franzosen; nahm er im Hinblick auf die Sage von einem goldenen Zeitalter der Menschheit für das poetische Schäferthum historische Wahrscheinlichkeit in Anspruch, so war er doch auf phantasievolle Construction dieses Urzustandes angewiesen, und es erklärt sich nur aus seinem dichterischen Unvermögen, dass er als Bukoliker so gar nichts von der 'besonderen Anmuth' erreicht hat, die seine Theorie von Schäfergedichten verlangt. Manche seiner praktischen Widersprüche gegen dieselbe bleiben freilich völlig unbegreiflich wie Corydons Selbstmordversuch in der Atalanta, da in der Critischen Dichtkunst (3. Aufl. S. 484. 495) das 'Erhenken' ausdrücklich verpönt und noch im Batteux-Auszug[188]) wieder Neukirchs Thyrsis wegen der Äusserung: 'So weiss ich Armer nicht was weiter übrig ist, Als dass ich meinen Rumpf an einen Eichbaum henke'[189]) vom moralischen Standpunkte aus verurtheilt wird. — Mit Gottsched trifft Pyra auch in der Auffassung der Ekloge zusammen; die Wand, an der diese im Tempel der wahren Dichtkunst sitzt (vgl. oben Anm. 82), zieren Gemälde aus dem althebräischen Patriarchenleben.

Elias Schlegel, in dessen ästhetischen Untersuchungen die Frage nach dem Stoff hinter derjenigen nach der Form im höheren Sinne bis zum Jahre 1747 zurücksteht[190]), begründet in dem Schreiben über die Comödie in Versen seinen Einspruch gegen uneingeschränktes Nachahmen u. a. mit dem Hinweis auf die nothwendige Idealisirung des Hirtenlebens[191]); dass er den Gegenstand der

---

[187]) CD. [3] S. 499 (§ 23). Fontenelle bei Gottsched S. 602.

[188]) S. 145.

[189]) Gottscheds Ausgabe S. 300.

[190]) J. v. Antoniewicz in der Einleitung zu Johann Elias Schlegels Ästhetischen und dramaturgischen Schriften, Heilbronn 1887, Deutsche Litteraturdenkmale 26, CXXI 1; vgl. S. CLXIII.

[191]) D. Litt.-Denkm. 26, 14.

Schäferpoesie auch später nicht ausserhalb der Wirklichkeit suchte, zeigt die von Adolf getadelte[192]) Gleichstellung der Schäferspiele mit Komödien, in denen Handlungen niedriger Personen die Leidenschaften erwecken.[193]) Der Vorkämpfer des Vergnügens als des Endzweckes der Nachahmung[194]) benöthigt die Zuflucht zu einer möglichen Welt auch nicht aus Rücksichten der Wahrscheinlichkeit. Im übrigen ist eine allegorische Alexandrinerekloge (Werke 4, 156 ff.) und eine Hirtencantate der 'Belustigungen' (6, 463 = Werke 4, 207 f.) in der Auffassung des Schäferstandes durch nichts ausgezeichnet.

Neben ihm sind aus Gottscheds Kreis noch zwei Mitarbeiter der Belustigungen zu nennen. Mylius brachte im 28. Blatt seines Freygeist[195]) unter dem 12. Heumonat 1745 einen Aufsatz über die Schäferpoesie, der nahezu wörtlich ein Jahr später in den Hällischen Bemühungen[196]) Aufnahme fand. Seine Bemerkungen über die Anfänge der Gattung sind eben so albern wie sein Vorschlag zur Verbesserung künftiger Schöpfungen in diesem Gebiete: es solle 'ein vollkommener Kenner des Charakters aller Arten von Schäfergedichten, nach dem Inhalte der Muster der guten alten und neueren Schäferdichter, eine Geschichte von Arkadien' als Richtschnur für die Poeten verfertigen und herausgeben. 'Das Hauptwerk' der Schäferpoesie ist ihm die 'unschuldige Liebe' als eine 'feine' Leidenschaft; die groben und heftigen bleiben der Tragödie und Komödie. 'Was von Schafen, Fluren, Horden, Hunden, Singen, Spielen und dergleichen

---

[192]) Batteux [1] S. 318. [2] S. 409 f.

[193]) Werke 3, 276. D. Litt.-Denkm. 26, 207.

[194]) Im Anhang zu den von Antoniewicz (a. a. O. S. XXXVII. f. Anm.) registrirten Einflüssen St. Mards auf E. Schlegel möchte ich hier nochmals darauf hinweisen, dass dieser (Oeuvres 4, 143 ff.) das Vergnügen an den poetischen Schäfern als hinreichende Rechtfertigung ihrer Unähnlichkeit mit wirklichen Bauern bezeichnet hatte. Adolfs Polemik gegen diese Ausführungen St. Mards zeigt, wie wenig der jüngere Bruder die Ästhetik des älteren wirklich erfasst hat.

[195]) Der Freygeist, eine Wochenschrift auf das Jahr 1745. Leipzig, bey Johann Gottlieb Crull, 1746 S. 109 ff.

[196]) Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmackes, 15. Stück 1746 S. 641 ff.

mit dem Schäferleben, als Schäferleben, verbundenen Dingen, darinne vorkömmt, das muss mässig, und nur deswegen angebracht seyn, damit das bey den Liebenden vorausgesetzte Schäferleben eine Wahrscheinlichkeit habe, und allerley, was bey der Liebe vorkömmt, unter angenehmen Bildern vorgestellet werden könne.' So erscheinen ihm die meisten Schäfergedichte den Vergilschen Eklogen gegenüber als 'Ochsen-, Küh- und Schweinhirtengedichte'; er erklärt sich aber auch gegen diejenigen, die 'die arkadischen Fluren in Paris, Dresden und Leipzig und die Sprache der Schäfer in die Sprache der Bürger, Edelleute, Fürsten und Soldaten' verwandeln. Der Standpunkt ist nicht Gottschedisch, insofern Mylius nur von einem 'erdichteten' Arkadien spricht.

Ästhetisch gereifter als es seine Schäfergedichte[197]) vermuthen lassen, spricht Ch. F. Zernitz über 'Natur und Kunst in Schäfergedichten'. Richtig erkennt er im Gegensatz zu A. Schlegel den sentimentalen Charakter des Idylls und findet ein solches auch da, wo nicht von Arkadien die Rede ist:

Wen rührt Heräus nicht, wenn er von Lappen sang,
Das macht der Lappe lebt natürlich ohne Zwang.
Die Einfalt der Natur und ein zufriednes Leben,
Die sinds, die Hallers Lied von Alpen Reizung geben.

Arkadien ist jeder grüne Wald und jede stille Flur; der Dichter braucht nicht in ferne Zeiten zu gehen: 'Er bilde die Natur und schmücke die durch Kunst.' Zernitz paraphrasirt dies in Sätzen, wie man sie für diese Zeit kaum erwarten sollte:

Und soll ein Werk der Kunst ein gründlich Aug erfreun,
So muss bloss die Natur in ihm die Seele seyn.
Natürlich muss die Kunst ihm Reiz und Stellung geben.
Die Kunst giebt ihm die Zucht, Natur muss es beleben.

---

[197]) Zwei davon erschienen in Schwabes Belustigungen: 2, 318 f., 3, 343. Sie wie Zernitzens sonstige Poeme veröffentlichte A. G. Uhlich 1747 als 'Christian Friedrich Zernitz Versuch in Moralischen und Schäfergedichten, Nebst dessen Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art der Poesie'. Hamburg und Leipzig 1748. Die 'Gedanken', ein Lehrgedicht in Alexandrinern, füllen S. 1—17.

Freilich ist das, was er für Natur hält, schliesslich auch nur wieder eine vag-idealistische Construction; ist ihm der arkadische Schäfer zu 'unbestimmt', so langt er selbst doch nur bei einem Homunculus voll Unschuld und Frohsinn, ohne jede Naturwahrheit, an:

Der Schäfer ist demnach ein Werk der Bildungskraft
Nach kluger Möglichkeit begabt mit Eigenschaft.
Sein Wesen ist allein Vergnügen, Ruh und Liebe,
Viel Unschuld, wenig Witz, Verstand und sanfte Triebe.
Und demgemäss wird er zufällig ausgeziert,
Dass edle Schönheit uns in edler Einfalt rührt.
Doch ihr Undeutliches kann uns weit mehr entzücken,
Als wir vermögend sind ihr Merkmal auszudrücken.

Die gelegentlichen Äusserungen der Schweizer über deutsche und ausländische Schäferdichtungen[198]) erheben sich kaum über den Standpunkt des Fontenelleschen Discours, gegen welchen sie hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit der Ekloge durch ihre Phantasielehre im Vortheil waren. Bemerkenswerth erscheint aber der Tadel des Gressetschen Vergil und eine Vertheidigung Theokrits gegen den Vorwurf bäurischer Grobheit.[199]) Das willkürliche Vorgehen des französischen Übersetzers wird nicht nur aus dem reinen Wissensinteresse für nationalrömische Eigenart gerügt, ihm vielmehr auch die berufene Stelle von der Färbung des trunkenen Silen mit Maulbeersaft in K. A. Schmids Übertragung als ein genrehaft naiver Zug entgegengehalten[200]); später trägt Theokrit bei Vergleichung mit Vergil und Gresset

---

[198]) Vgl. die Discourse der Mahlern 2, 35 ff., den Mahler der Sitten, Zürich 1746, 1, 49 ff. Bodmer an A. Schlegel 20. März 1746 (Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 4, 295), an Gleim 11. Juli 1745 (Briefe der Schweizer hg. v. Körte S. 17). Neue Critische Briefe, Zürich 1749 Nr. 36 S. 290 ff. Nr. 40 S. 313 ff.

[199]) Neue Crit. Briefe Nr. 37—38 S. 294 ff. 300 ff.

[200]) Vergil, Eclog. VI, 20—22:
Addit se sociam timidisque supervenit Aegle,
Aegle Naiadum pulcherrima, jamque videnti
Sanguineis frontem moris et tempora pingit.
Gresset erschien dieser Zug zu niedrig; er übersetzt:
La jeune Egle survint et se joint aux Pasteurs
Pour former au vieillard une Chaine de fleurs.

jedesmal den Preis davon. Bodmer zeigt Gefühl für das Charakteristische der dorischen Mundart und rechnet mit der Möglichkeit, es könnten die anscheinend allzu realistischen Züge in den Idyllen des grossen Griechen in Wirklichkeit nur der 'lauteren Einfalt des Landlebens' entsprechen. Über sein Schäferspiel Cimon vgl. unten 4. Abschnitt.

Das weitaus Bedeutendste aber, was vor Herder über Theokrit und das Hirtengedicht geschrieben wurde, enthält der von Frau Gottsched übersetzte Guardian.[201]) In einer Charakteristik, welche die englische Wochenschrift von den alten und neueren Schäferdichtern entwirft[202]), begegnen Ansätze einer gesund realistischen Auffassung, wie sie in jenen Tagen auf dem Continent nirgends zu finden ist. Während der altüberlieferte Vergilcultus zu Ungunsten Theokrits in der gesammten Ästhetik der Zeit nachwirkt, werden hier Vorbild und Nachahmer in einer der üblichen ganz entgegengesetzten Weise contrastirt. Wohl erscheint Theokrit dem Verfasser noch 'zuweilen plump und bäurisch'; aber er empfindet richtig den Unterschied zwischen Theokrits Gefühlswahrheit und Vergils rhetorischer Mache und kommt zu dem Schluss: 'Kurz es ist mehr Unschuld, Einfalt, und alles was man jemals für wahre Kennzeichen eines Schäfergedichtes angegeben, bey dem Griechen zu finden als bei dem Römer; und alle Gründe, die man von der Richtigkeit, Kürze und dem edlen Ausdrucke Vergils herleiten will, können gar leicht wider ihn gebraucht werden.'[203])

Schmid mit einem Zusatz:

Auch Aegle kommt dazu, die schönste der Najaden,
Und macht die Schäfer dreist. Ihm schalkhaft mehr zu schaden,
Färbt sie mit Maulbeersaft, da er schon blinzt und wacht,
Ihm Stirn und Wangen roth und sieht sich um und lacht.
(Neue Beytr. I 3, 254.)

A. Schlegel steht, wie bereits (S. 52) angedeutet, auf der Seite des Franzosen; vgl. Batteux [1] S. 405, [2] S. 483 f.

[201]) Der Englische Guardian oder Aufseher. Ins Deutsche übersetzt von L. A. V. Gottschedinn. 2 Thle. Leipzig 1749.

[202]) I Nr. 28 S. 137 ff., Nr. 30 S. 147 ff. der Übertragung.

[203]) a. a. O. S. 138.

Wenn die Scene der Ekloge im allgemeinen conventionell gedacht ist, regt sich daneben das Verlangen nach Localtönen: die Flora des Südens in der Idyllenpoesie eines Engländers erscheint lächerlich; der Verwerthung landschaftlichen Geister- und sonstigen Aberglaubens, nationalem Colorit in Kleidung, Sitte und Ausdrucksweise der Schäfer wird das Wort geredet, die nach dem Muster E. Spensers (1552—1599) archaistisch-dialektisch gefärbte Sprache der Pastorals von A. Philips (1671—1749) im Hinblick auf Theokrit gelobt, und die genannten beiden Engländer erscheinen in einer allegorischen Erzählung, die sich gegen die gezierte Art der Franzosen, die schwülstige der Italiäner wie gegen allzuplatten Naturalismus in der Ekloge wendet, als die einzigen wahren Bukoliker nach Theokrit und Vergil: der correcte Rococodichter Pope ist mit Stillschweigen übergangen.[204]) — Gottsched begriff diese Aufsätze so wenig, dass er sich mit ihnen im ganzen einverstanden erklärte[205]) und die erwähnte allegorische Erzählung von der 3. Aufl. ab in seine Critische Dichtkunst[206]) und später in den Batteux-Auszug[207]) einrückte. Schlegel hatte es verschmäht, sich mit den englischen Anschauungen auseinanderzusetzen, und ebensowenig von Zernitz oder Bodmer etwas gelernt. Sein Aufsatz über die Schäferpoesie, seit Gottscheds Critischer Dichtkunst die erste eingehende Behandlung des

---

[204]) Nr. 32 S. 156 ff. der Übertragung. Der beleidigte Pope setzte dieser indirecten Kritik seinerseits im 40. Stück (S. 197 ff.) in der Maske ihres Verfassers ein übertriebenes ironisches Lob von Philips mit der Schlusspointe entgegen, bei einer solchen Auffassung der Schäferpoesie bedeute das Schweigen über Herrn Pope keineswegs ein Unrecht: seine Eklogen seien in diesem Sinne ebensowenig Schäfergedichte als einige Nummern des Vergil sondern etwas Besseres; vgl. die Encyclopaedia Britannica 18, 754. — Bekanntlich richtete sodann J. Gay seinem Freunde Pope zu Liebe gegen Philips die parodistische Shepherds Week London 1714; vgl. Encycl. Brit. 10, 119. 18, 755.

[205]) CD.[3] S. 488. Indem er Popes ironischen Aufsatz ernst nimmt, polemisirt er nur gegen dessen Vorschlag, die 'Bauersprache' in die Schäferdichtung einzuführen und die antiken Schäfernamen mit modernen Bauernnamen zu vertauschen.

[206]) S. 489 ff.

[207]) S. 146 ff.

Gegenstandes in deutscher Sprache und vor Ramlers Batteux[208]) die einzige, beherrschte bis 1756 die Theorie.

4. Der Fortgang der dichterischen Production bis 1756.

Wir sahen, wie Gottscheds dichterische Kunstübung hinter den Ansprüchen seiner Idyllentheorie weit zurückgeblieben, theilweise in unlösbaren Conflict mit derselben gerathen war, wie vollends elende Nachahmer ihm eine ebenso boshafte als ungerechte Brandmarkung zuzogen, als wäre er der principielle Vertreter des rohesten Naturalismus. Dagegen zeigte sich im Kreise der Beiträger Auffassung und Pflege der Gattung in vollem Einklang, der dem Schlegelschen Pamphlet die Bedeutung einer Programmschrift beilegt. In wieweit entspricht die Production des Jahrzehnts von 1746—56 dem in der Satire aufgestellten, in der Batteuxabhandlung ästhetisch gerechtfertigten Ideal des Schäfergedichts?

Die Ernte auf dem Felde der Erzählung und des Liedes ist bei mässigem Anbau im ganzen erfreulich. Die Beiträger hielten sich auf das Erwähnte beschränkt; nur Schmid liess der bereits erwähnten Nachdichtung der 6. Ekloge Vergils[209]) eine Probe selbständiger poetischer Gestaltungskraft in seiner Erzählung von der Nymphe Panope folgen, die aber erst 1764 gedruckt ward.[210]) Höchstens wäre noch aus der Sammlung vermischter Schriften einer 'Ermahnung an die Schönen'[211]) zu gedenken, insofern diese als 'liebenswürdge Schäferinnen' angeredet sind; dafür

---

[208]) Einleitung in die Schönen Wissenschaften. Nach dem Französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehret von Karl Wilhelm Ramler. Leipzig 1756. Dass Schlegels Batteux noch 1772 der beliebtere war, bezeugt Herders vernichtende Recension seiner 3. Aufl. in der Allgem. deutsch. Bibl., Berlin und Stettin 1772, XVI 1, 22.

[209]) s. Anm. 200.

[210]) In der Übersetzung: Arrians indische Merkwürdigkeiten und Hannons Seereise u. s. w., Braunschweig und Wolfenbüttel 1764, S. 225 ff. — Arrians 31. Kapitel bot die stoffliche Anregung. Vgl. Jördens 4, 579 f.

[211]) III 3 (1753), 218.

finden wir hier den 'zufriednen Bauer'[212]) als schwächere Nachahmung des verwandten Stückes von Hagedorn. Des letzteren frische Plastik im Erfassen der Natur und des Bauernlebens erreichte jetzt ihren Höhepunkt in einer Schilderung der belebten Mailandschaft und des Dorfvergnügens[213]); andererseits gelangt die schon eingangs angedeutete Verbindung schäferlicher und anakreontischer Elemente zu charakteristischem Ausdruck.[214]) Unter den Hallenser Anakreontikern zeichnet sich Götz nicht so sehr durch sentimentale Begeisterung für das 'Land beglückter Hirten', in welchem Uz 'die stolze Stadt' vergessen wollte[215]), als durch die duftige Grazie allerliebster Piecen im Schäferstil aus. Lachend begründet der 'verdienstvolle Sylvius' seinen Anspruch auf ein Königreich mit dem überraschenden Argument: 'Denn ich bin der verliebteste von allen Schäfern auf Erden'.[216]) Stimmungsvoll contrastirt ein andermal der Wechsel der Jahreszeit mit der Untreue des Geliebten:

Mein Geliebter hat versprochen,
Wann ihr blühet, hier zu seyn.
Diese Zeit ist angebrochen,
Rosen! und ich bin allein.
Holde Töchter der Cythere,
Rosen! schonet meiner Ruh,
Schonet meines Schäfers Ehre,
Schliesst euch, schliesst euch wieder zu.[217])

Besonders anmuthig ist unter den Erzählungen Thyrsis und Thestylis[218]): Menalkas hat Cephisen das Liebesgeständniss durch einen gelehrigen Vogel abgelauscht; Thyrsis will darum auch der eigenen spröden Geliebten

---

[212]) II 1 (1750), 70 f.

[213]) Oden und Lieder in fünf Büchern, Hamburg 1747, S. 146 f. (Eschenburg 3, 116 ff.).

[214]) Vgl. das Gedicht Chloris: 'In jenem zarten Alter, Da ich mit meinen Schäfchen Mich noch zu messen pflegte' u. s. w. a. a. O. S. 83 ff. (Eschenburg 3, 68 ff.).

[215]) Ich kann in Ermangelung einer Originalausgabe nicht citiren.

[216]) Gedichte von Johann Nikolas Götz. Herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler, Mannheim und Leipzig 1807, 1, 11.

[217]) a. a. O. S. 7.

[218]) 3, 135 ff.

zwei abgerichtete Staare bringen; sie erwidert: 'O ich werde mich schon hüten, vor ihnen zu sprechen.' Neben solcher Schlusspointe gibt dem 'Traum'[219]) auch die äussere Form der reimlosen Verse zugleich ein anakreontisches Gepräge. — Gleim fällt auch als Bukoliker leicht in Spielerei. [220]) — Kleists Amynt[221]) bezeichnet durch die Verflüchtigung des eigentlich schäferlichen Elementes und den Mangel örtlicher Bezüge gegenüber jener Alexandrinerekloge, in welcher er 1745 als Menalkas[222]) über die Trennung von Doris-Wilhelmine getrauert, eine Stilwandlung, die sich mit Gleims beifälliger Aufnahme der Schlegelschen Satire[223]) in Zusammenhang bringen lässt — denn das kleinere lyrisch-epische Hirtengedicht hatte ja, wie wir sahen, bereits vor dem Auftreten der Beiträger im allgemeinen eine gefälligere Gestaltung genommen —; dafür sollte der Sänger des 'Frühlings' die Idylle als ein Lehrer und Schüler Gessners[224]) stofflich erweitern und innerlich vertiefen. 'Die Regeln des Batteux und seines Übersetzers' bezeichnet dann anfangs der fünfziger Jahre ein achtzehnjähriger Anonymus als seine Richtschnur bei der Abfassung von elf Hirtengedichten.[225]) In Übereinstimmung mit Schlegel sucht er die Träger des Idylls weder unter dem modernen Landvolk noch im goldenen Weltalter, um seinerseits eine

---

[219]) II, 20 f.

[220]) Vgl. z. B.: 'O du geliebte liebste Liebe': Sämmtl. Werke hg. v. Körte 1, 123. Vgl. S. 112. 114 f. 132. 154 ff. 157 ff. 161. Die Originalausgabe der 'Lieder' (Zürich 1745) konnte ich leider nicht einsehen. — Es empfahl sich, das chronologische Interesse dem sachlichen unterzuordnen und die drei Freunde nicht von einander zu trennen. Dazu erschienen die 'Lieder' jedenfalls zu spät für Schlegels Satire.

[221]) Werke hg. v. Sauer 1, 173 ff.

[222]) 1, 62 ff. Über das Liebesverhältniss, auf welches ich das Gedicht beziehen möchte, vgl. Sauers Einleitg. S. XVII. XXV ff.

[223]) Vgl. seinen Brief an Lange vom 9. Juni 1746 (Lange, Sammlung 1, 89) und den an Bodmer vom 29. April 1747 (Briefe der Schweizer S. 51 f.).

[224]) Vgl. Sauer 1, 16. Einl. S. XXXVIII.

[225]) Hirtenlieder und Gedichte, Halle im Magdeburgischen, Verlegt von Carl Hermann Hemmerde 1753, S. 4 (Exemplar in Berlin: Yl 3316).

poetische Erzählung ihres Ursprungs vorzutragen.[226]) Als 'angenehmster Stand' von den Göttern dazu bestimmt, die verlorne Unschuld der ersten Menschheit zu ersetzen, sind sie die Kinder einer zweiten Schöpfung. Das 'neue Feld', das ihnen zum Wohnsitz bereitet ward, ist so reizend, dass sein Schöpfer Apoll vor Lust daran die Rückkehr nach dem Himmel vergass; sie selbst sind voll Unschuld, Tugend, Lust und Scherz, durch Unsterblichkeit auch vor der Trübsal des Todes bewahrt. Trotzdem erniedrigt der Verfasser diese poetische Welt zweimal zum Schauplatz für Namens- und Verlobungsfeste[227]), die im conventionellen Stil behandelt werden, hält als Selasmin einen Abschiedsmonolog an die 'Schäfer um den Katzbachstrand'[228]) und wetteifert in einem frechen Dialoge[229]) mit Rosts Schamlosigkeit. Ein Lied der Sammlung (Myrtill S. 39 ff.) gehört allerdings zu den besten der Zeit, ist aber auch von jenem lüsternen Zuge nicht frei, der in der Schäferpoesie von Zeit zu Zeit wiederkehrt.[230])

Als ein blosser Phantasieaufenthalt für Verliebte erscheint die Schäferwelt in der Dichtung: Die Liebe oder Thyrsis und Doris[231]):

Ein Eyland, das von uns und unserm Himmel ferne
Kein Erdbeschreiber sah und kein Columb erfand:
. . . .
Wo durch das ewge Grün der kühlen Mirten-Wälder
Kein rauher Nordwind stürmt, nur stets ein linder West
Den Hauch der Zärtlichkeit freundschaftlich hören lässt.

Hier versammeln sich im 'Tempel der Natur' die Schäfer und Schäferinnen aller Zonen um die Göttin Liebe.

---

[226]) Vgl. das Einleitungsgedicht: Die Schäferwelt S. 5 ff.

[227]) S. 15 ff. 22 ff.

[228]) S. 29 ff.

[229]) S. 52 ff.

[230]) So später in den Hirtengedichten der Sammlung: Lyrische Muse an der Saale. Jena gedruckt bey Johann Friedrich Schill, 1759 (Exempl. auf der Universitätsbibl. in Jena: Bud. Var. o. 18). Die Kenntniss derselben verdanke ich der Güte des H. Bibliothekar Dr. Martin in Jena.

[231]) Ein Schäfer-Gedicht in drey Gesängen. Zweite Auflage. Eisenach, bey Michael Gottlieb Griessbach, 1750. 4° (Exempl. in Berlin: Yl 3473).

Die Fiction dient als Motiv, ein befreundetes Brautpaar als Thyrsis und Doris den Ausspruch der Himmlischen empfangen zu lassen: 'So reizend Doris ist, so zärtlich Thyrsis brennt, So reizend hat noch nichts der Liebe Blick gefunden.' Doch haben wir keineswegs ein gewöhnliches Gelegenheitsgedicht vor uns. Der Verfasser beginnt sein 'ewig Lied' mit einem Cano im Stile des hohen Epos; an die Stelle der Anrufung der Muse tritt die der eigenen Geliebten; denn er besingt seinen Gegenstand 'nicht ungefühlt'. Indem er die Liebe als Lebensprincip des Universums feiert, erhebt er sich nicht ohne Schwung aus der persönlichen Sphäre. Die Vermählung verwandelt sich in einen hohen Treueschwur im Tempel der Liebe und empfängt so gleichfalls einen Schimmer von Renaissancepoesie. Bäurische Züge begegnen in dieser Schäferepopöe natürlich nicht; doch fällt Thyrsis aus der Rolle mit seinem Wissen, dass 'durch der Liebe Trieb ein stolzer Saladin um Leonorens Gunst der Franken Sprach und Sitten erlernt'.

Ein anderes Bild bietet das Schäferspiel. Bis 1749 bleibt die Production auf diesem Gebiete so rege wie vorher, und eine wirkliche Pause im Dichten oder Übersetzen von Pastoralen tritt erst 1756 ein. Aber die Zahl der gelungeneren Leistungen ist eine verschwindende, ein allgemeines Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege zum Besseren nicht zu bemerken. Gärtners Einfluss hatte sich wohl in der veränderten Auffassung des Schäferstandes in Gellerts Sylvia[232]) gezeigt, konnte aber nicht hindern, dass das Jahr 1746 — an Schäferstücken das reichste — ausschliesslich 'Schweinhirtenspiele' brachte, die Gleim den Beweis lieferten, dass der Geschmack in Deutschland noch nie so tief gestanden.[233]) Eine Kirms[234]) und eine Mar-

[232]) Belustigungen 8 (Aprilmonat 1745), 291 ff.

[233]) Gleim an Uz 1746. Körte, Gleims Leben S. 43.

[234]) Die Kirms, ein Schäferspiel in einem Aufzuge von SPERONTES. 1746. Leipzig gedruckt mit Stopffelschen Schriften. 4°. Nicht bei Gottsched im Nöth. Vorrath; vgl. über den Verfasser, J. S. Scholze (1708—1750), Spitta in seiner und Chrysanders Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft (redig. von G. Adler) 1885, 1, 44 ff.

tinsgans[235]) verrathen durch die Titel, dass darin zwischen arkadischen Schäfern und modernem Landvolk nicht geschieden wird; bei Uhlichs Plauderhaftem Schäfer[236]) und Sperontes-Scholzes Kätzchen[237]) können wir uns hiervon selbst überzeugen. Der erstere kennzeichnet sich als Verwandter Elisiens auch durch die Wiederkehr einzelner Verse aus dem älteren Stücke; die Mutter spielt mit der Erlaubniss der Verlobung wenigstens hinter der Scene mit; die Schlüpfrigkeiten der Elisie klingen an, wenn Galathee von 'freyen Nymphen' spricht; Zauberei wird in sehr alberner Weise auch hier angebracht. Sperontes' Hirten sind armselige Geschöpfe, deren Gesichtskreis sich in gegenseitigem Schabernack erschöpft: Sylvio versteckt das Kätzchen der Margaris, die ihn neulich mit Heidelbeeren 'bemanscht'. Folgte diesem Dichter bloss Jelpke mit einem läppischen und sprachlich rohen 'Schäferspiel ohne Liebe'[238]), so erhebt sich unter den verliebten Stücken Doris oder die zärtliche Schäferin[239]) in der Behandlung des Motivs, dass ein reicher

---

[235]) Nöth. Vorrath 1, 322. Der Verfasser ist der Bautzner Naumann: Pottelwitz an Bodmer 30. Juli 1746: Litter. Pamphlete S. 91 f. Bodmer (an Schlegel 20. Merz 1746: Archiv f. Litteraturgeschichte 4, 295) urtheilt höchst wegwerfend über das Stück, welchem Schlegel a. a. O. die Kirms an die Seite setzt.

[236]) Erste Sammlung neuer Lustspiele, Welche theils übersetzt, theils selbst verfertigt hat, A. G. U. Danzig und Leipzig 1746, S. 257—98 (Exempl. in Hamburg; s. oben Anm. 51).

[237]) Das Kätzgen, ein Schäferspiel in einem Aufzuge von SPERONTES. 1746. Leipzig, Gedruckt bey Gottfried August Stoffel 18 SS. 4° (Exempl. auf der Grossherzogl. Bibl. zu Weimar: O, 9 : 55). — Die beiden Schäferspiele von Magister J. D. Herrmann: Die versöhnliche Liebe. Die zufriedene Liebe (Nöth. Vorrath 1, 323) stellt A. Schlegel als 'erzgottschedisch und atalantisch' noch unter den Plauderhaften Schäfer (Litter. Pamphlete S. 99); vgl. Gottscheds gezwungen lobende Anzeige im Neuen Büchersaal III 5, 473 f. Wir haben damit sämmtliche Stücke des J. 1746 bis auf Die beste Wahl (Nöth. Vorrath 1, 323), über welche ich nichts zu sagen weiss, zusammengestellt.

[238]) Ein Schäferspiel Ohne Liebe, von J. W. Jelpken. Braunschweig 1747. 24 SS. 4°. (Kgl. Bibl. in Berlin: Yr 1824.) Ein Pendant zum Kätzgen lieferte Scholze ein Jahr später im Strumpfband (Nöth. Vorrath 1, 330. Exempl. in Weimar: O, 9 : 55).

[239]) Doris, oder die zärtliche Schäferinn, ein Schäferspiel. Dresden, bey Johann Wilhelm Harpetern, 1752. 20 Bll. 8°. (Berlin: Yr 1206).

Freier die Verbindung eines liebenden Paares bedroht, noch 1752 nicht über den Bräutigam ohne Braut. Zwei anonyme Variationen über denselben Stoff: Die glückliche Eifersucht und Der grossmüthige Entschluss[240]) sowie das Schäferspiel der Neuberin[241]) kündigen sich schon durch den äusseren Umfang und die lange Reihe der Mitspielenden (9—12 Personen, darunter jedesmal zwei Väter, zu denen im Entschluss gar ein dritter hinzukommt) als Vertreter der breiten Hausbackenheit der älteren Schule an. Neben Gärtners Geprüfter Treue und Gellerts Sylvia sind der Tausch[242]) von J. J. Dusch und Mylius kleine Operette[243]) überhaupt die beiden einzigen Stücke, welche die für ihre fingirte Welt nothwendige Loslösung von der Wirklichkeit consequent durchführen; neben ihnen kann noch der flotte Leichtsinnige[244]) von Drymantes genannt werden, der sich bloss einmal seines 'kranken Viehes' störend erinnert (3. Auftr. S. 8). Die Spröde von J. F. Löwen[245]) und die Unschuldigen Diebe[246]) von Dusch stehen wenigstens auf dem Niveau der Übergangsstücke von Rost, Gellert und Gleim. Ergötzlich aber ist es, wie anspruchsvoll gerade die elen-

---

[240]) D. g. E. Ein Schäferspiel von fünf Aufzügen .... Jena, verlegts Johann Henrich Schulze. 1747. 136 SS. (!) 8° (Ex. in Berlin: Yr 1820. Nicht in Gottscheds Nöth. Vorrath). — D. g. Eifers., ein Schäferspiel von drey Aufzügen. Frankfurth und Leipzig 1749. 46 SS. 8° (Ex. in Weimar: O,9 : 411). Das Stück ist stofflich interessant im Hinblick auf Pfeffels Schatz (vgl. die Analyse von E. Schmidt, Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 5, 138 ff.) durch den sentimentalen Ausgang des Conflictes zwischen dem vermögenden und armen Bewerber: der erstere leistet zu Gunsten des letzteren grossmüthigen Verzicht und legt für diesen beim Vater der Geliebten selbst Fürsprache ein.

[241]) Die Herbstfreude. Ein erdichtetes Teutsches Lusts-Spiel ..... [in 5 Aufz.] von Friderica Carolina Neuberin. Wien [1753] (= Wiener Schaubühne Bd. 5 (1765) Nr. 3).

[242]) J. J. Dusch, Vermischte Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst, Jena 1754, S. 509 ff.

[243]) S. Anm. 80.

[244]) Der Leichtsinnige: ein Schäferspiel. Von Drymantes. Hamburg 1747. 30 SS. 4° (Exempl. in Weimar: O, 9 : 57).

[245]) Die Spröde. Ein Schäferspiel von J. F. Löwen. Hamburg 1748. 32 SS. 8° (Weimar: O, 9 : 53).

[246]) Zuerst 1749. In den Werken S. 463 ff.

desten Reimer dem Schäferspiel gegenüber stehen. So erklärt sich der Verfasser der Glücklichen Eifersucht ausdrücklich gegen diejenigen, die das Wesen der Gattung in eigentlich pastorale Motive setzen, und verlangt 'eine tugendhafte Liebe, ein zärtliches Herz, eine lose und muntre Schalkhaftigkeit, einen angenehmen Scherz, die Unschuld und die Natur': ein Beweis, dass auch die Entwicklung des Dramas kein Zeugniss gegen die theoretische Geltung der idealistischen Anschauungen Schlegels für diese Periode in sich schliesst.

Mit der bewussten Vorführung eines rohen Hirten, der erst durch die Liebe zum Menschen wird, nimmt dagegen Bodmers Schäferspiel Cimon[247]) eine sehr bemerkenswerthe Sonderstellung ein. Das Motiv stammt aus Boccaccios Decamerone V 1. Aristippo, ein vornehmer Cyprer, hat einen sehr schönen, aber halbthierischen und stumpfsinnigen Sohn Galeso, wegen seiner Dummheit Cimone genannt. Vom Vater auf seinem Gute zu ländlicher Beschäftigung verwendet, bei der er sich sehr wohl fühlt, findet dieser eines Tages in einer Waldlichtung am Rande einer Quelle eine wunderschöne Jungfrau Efigenia, neben ihr zwei Dienerinnen und einen Diener, eingeschlafen liegen. Ihre Schönheit erregt in ihm bisher nicht gekannte Empfindungen; er vermag kein Auge von ihr zu wenden; im Glauben, es sei eine Göttin, wartet er geduldig, bis sie erwacht, begleitet sie dann in die Stadt und wird ihr zuliebe binnen kurzem ein wohlerzogener und gebildeter Mensch. Bodmers Stück spielt in der Nähe der Stadt Clitora an der Quelle des Ladon in Arkadien: zum ersten und einzigen Mal finden wir in einem Schäferspiel statt einer utopischen 'Gegend im freyen Feld' u. dgl. ein bestimmtes Local angegeben und im Gegensatz zum marionettenhaften Auf- und Abtreten der Personen in den übrigen Stücken den Aufenthalt der Mitspielenden an diesem Orte

---

[247]) 1747 vollendet; vgl. Gleim an Bodmer 29. April 1747, Sulzer an Gleim 23. Juni/August 1747, Bodmer an Sulzer 12. September 1747 (Briefe d. Schweizer S. 51. 43. 61. 68). Vgl. auch Hagedorn an Bodmer 24. September 1750. Bodmer an Haged. 27. Januar 1751 (Eschenburg 5, 117. 212). Lange, Sammlung 2, 56 f.

motivirt. Die Nymphen der Quellengrotte haben Iphigenien in der verflossenen Nacht in einem für das Kommende vorbedeutenden Traume zweimal den Amor an die Brust gelegt; sie will deshalb in der Grotte beten und sendet die Schäferin Cephise mit einem Körbchen Blumen und dem Auftrage voraus, sie daselbst zu erwarten. So kommt Cephise zu den Klagen, die ihre in Cimons Schönheit wider Willen verliebte Freundin Ismene daselbst in einem Eingangsmonolog hören lässt; das sich entwickelnde Gespräch unterrichtet über Cimons Herkunft und Charakter. Dann tritt er selbst auf; die Aufdringlichkeit der Schäferin und die Roheit des Hirten, der nicht begreifen kann, dass in der Stimme eines Frauenzimmers mehr Anmuth liegen könne als in dem Blöken der Schafe und dem Meckern der jungen Ziegen, welches sein Herz erquickt, schaffen einen wirksamen Contrast für das Spätere. Cimon entfernt sich, um seine Schafe zu baden, verspricht aber wiederzukommen und auf seiner Maultrommel zu spielen. Unterdessen motivirt Cephise ihre Anwesenheit; bald erscheint auch die Erwartete; vom Wege ermüdet, bittet sie, ihr während ihres Verweilens in der Grotte aus Moos und Kräutern ein Lager zum Ausruhen zurecht zu machen. Es geschieht; nach vollendeter Andacht legt sich Iphigenie nieder und wird durch Gesang der beiden Schäferinnen eingeschläfert. Während sie noch schlummert, kehrt Cimon zurück. Das Folgende wie in der Quelle: Herz und Verstand geht ihm mit einem Male auf; er nimmt von seinen Heerden und dem bisherigen Aufenthaltsorte Abschied mit dem Entschluss, sich fortan städtisch zu kleiden, die 'Sprache und die Künste der Stadt' zu erlernen. Man sieht: Bodmer nimmt keinen Anstand, im Gegensatz zu Schlegels 'poetischer Welt' die Schäferdichtung auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen; die Herausgabe der Satire zu einer Zeit, da Bodmers Auge bereits auf dieses Sujet gefallen war[248]), erscheint nicht so sehr als ein Ausdruck unbeschränkter Zustimmung zu der hier zu Grunde liegenden Auffassung des Schäferstandes

[248]) Bodmer an Gleim 11. Juli 1745 (Briefe d. Schweizer S. 17); an A. Schlegel 20. März 1746 (Archiv f. Litteraturgeschichte 4, 295).

als des Behagens an der Rebellion in Gottscheds eigenem Lager, wie er denn auch die von Schlegel getadelten Stellen aus Gleims Blödem Schäfer in einem Privatbriefe in Schutz zu nehmen geneigt war.[249]) Aber so beachtenswerth sich Bodmers Stoffwahl erweist, so sehr sich sein Stück vor den meisten Schäferspielen durch eine sorgfältige Motivirung auszeichnet, so unfähig zeigt sich der Dichter Bodmer, seine Figuren mit der geringsten Lebenswahrheit auszustatten. Statt des Plauderns des verliebten Mädchens hören wir endlose Sätze des Büchergelehrten, der durch die Nennung seiner Quelle gleich im Anfang die Spannung auf das Kommende zerstört: 'Ich dächte, die Liebe, die klüger ist als alle Lehrer, könnte sie [Cimons Roheit] zerbrechen: Sie könnte den schlafenden Geist aufwecken, sie könnte die Seele, die von einer grausamen Nacht umnebelt ist, durch ihre Kraft erheitern, und ich erinnere mich, dass ich in den alten Romanzen der Cyprer[250]) gelesen habe, ein Jüngling, Namens — o der wunderbaren Übereinstimmung —! er hiess Cimon, wie dieser, der an Gestalt und Schönheit alle anderen übertraf, aber ebenso dumm war, als schön, sey durch die Liebe zu einem verständigen klugen und artigen Menschen gemacht worden.' Der Hirte, der den Augenblick noch zu blöde gewesen, um Iphigenie von Ismene unterscheiden zu können, weiss im nächsten, von Cephise auf den Wechsel der Personen aufmerksam gemacht, über seine Empfindungen in prätentiösen Metaphern zu reflectiren: 'Ich sauge ein Gift ein, indem ich sie anschaue. Es schleicht mir durch alle Adern; aber es ist ein so süsses Gift, dass ich nicht aufhören kann, es beständig in mich zu saugen.' Das ungeniessbare Stück kam erst 1773 an die Öffentlichkeit[251]), als ein anderer Schweizer bereits längst den Anstoss zu einem von ihm selbst nicht geahnten gänzlichen Umschwung in der Auffassung des Idylls gegeben hatte.

---

[249]) An S. G. Lange 1745: Sammlung 1, 127.

[250]) Boccaccios Quelle, über deren etwaigen antiken Ursprung Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876, S. 539 ff. zu vergleichen ist.

[251]) Im Magazin der deutschen Kritik. Herausgegeben von Herrn Schirach. II 1 (Halle 1773), 101 ff.

5. Gessner und der Umschwung der Theorie.

So lange bloss dichterische Impotenz die gemeine Wirklichkeit in eine erlogene Hirtenwelt hineintrug, durfte sich Schlegel in seinen an den Franzosen genährten Anschauungen nur bestärkt fühlen; anders wurde es, sobald ein zielbewusster und schöpferischer Künstler für grössere Gegenständlichkeit in der Ekloge eintrat. Gessners Daphnis war bereits in solchem Gegensatz gegen die Betrachtung der Schäferwelt als einer nur poetischen entstanden[252]; aber der Roman fand geringe Beachtung, und als Theoretiker des Idylls blieb Schlegel immer noch unbestritten. Seit 1756 dagegen war Gessner ein gefeierter Dichter, der sich offen als Gegner französischer Galanterie, als Realist und Nachahmer Theokrits bekannt und seine Idylle mit der Berufung auf die Geschichte der Patriarchen und die Schilderungen Homers auf historischen Boden gestellt hatte. Ist nun für uns die Vorrede der 'Idyllen' ein Beweis schlimmer Selbsttäuschung oder mangelhafter Kenntniss ihres angeblichen Musters, der Schlegelschen Theorie waren diese zarten Schöpfungen nicht minder als Daphnis entgegen. Schlegel hatte Handlung als das Wesen der Ekloge hingestellt: hier fand er Naturschilderung in einem Umfange, wie er sie für diese Gattung ausgeschlossen; er wollte nur die sanften Empfindungen eines glückseligen Lebens: hier mischten sich mitunter elegische Töne ein; er verlangte Naturscenerie im Stile Watteaus: Gessner führte zuweilen in die Hirtenhütte; er hielt Burleskes für unerlaubt: Gessner malte Faunen und Satyrn in komischer Situation; er hatte das Motiv des Ständeunterschiedes verpönt, wollte im Schäfergedicht nichts von Essen und Trinken hören: bei Gessner bewirthet der Hirt Menalkas den verirrten Jäger Aeschines; die Kontraste zwischen dem Städter und dem Sohne der Natur, die Gessner dann nach Pfeffels Vorgang auch im Schäferspiel sehr tendenziös verwerthen sollte, sind scharf herausgearbeitet, und ländliche Züge überhaupt von Gessners Silberstift weit über die von Schlegel

[252]) Gessner an Gleim 29. November 1754. Briefe d. Schweizer S. 218.

gesteckte Grenze hinaus festgehalten.[253]) Andererseits freilich musste die sittliche Idealität der Gessnerschen Hirten den auf moralische Wirkungen der Poesie bedachten Ästhetiker ebenso gewinnen wie der Mangel jeder festen Charakteristik seinem verschwommenen Idealismus entsprach; Gessners Arkadien war schliesslich eine nicht minder moderne Schöpfung als die von Schlegel aus der Gegenwart heraus construirte poetische Welt; den französirenden Zug haben beide mit einander gemein. Hatte Schlegel die Poesie der Malerei und die Poesie der Empfindungen als zwei selbständige Gattungen geschieden[254]), so waren sie für ihn doch auch 'zwo Schwestern, welche einander wechselsweise hülfreich die Hände bieten'[255]), und die wunderbare Glätte der Form musste allein schon den auf Correctheit gerichteten früheren Beiträger entzücken. Aus dem Zwiespalt, dem sich Schlegel dergestalt gegenüber sah, glaubte er sich zu befreien, indem er in der 2. Ausgabe seines Batteux Gessners Idyllen als eine neue Art neben die von ihm beschriebene stellte. Als ihre Vorzüge erklärt er den Besitz auch einer äusseren historischen Wahrheit neben der inneren poetischen sowie die Gewähr der Befugniss, ländliche Einfalt und Lebensweise darin ohne Verstoss gegen den guten Geschmack hervortreten zu lassen; denn 'sobald wir uns in eine alte Zeit versetzen, so bald legen wir auch mit unsern Sitten unsere Vorurteile, unsern willkürlichen Wohlstand, und unsern falschen Eckel beyseite.'[256]) Ja er knüpft sogar daran die Hoffnung, dass man sich durch Idyllen dieser Art allmählich daran gewöhnen werde, auch in denen der anderen mehr vestigia ruris zu vertragen; nur solche Verrichtungen, die den

---

[253]) So hat später auch Gleim, dessen Blöden Schäfer Gessner 1767 neu herausgab, die von Schlegel u. a. getadelte Erwähnung von 'Heu und Erbsenstroh' (Sämmtl. Werke hg. v. Körte 3, 45) stehen lassen; gegen die französische Auffassung der Schäferpoesie spricht er sich bereits 1755 aus (an Götz: Körte, Leben Gleims S. 41).

[254]) Vgl. die Batteux-Abhandlung: Von dem höchsten Grundsatze der Poesie. 2. Aufl. S. 364.

[255]) a. a. O. S. 365.

[256]) S. 512.

Nebenbegriff des Schmutzes oder der Mühseligkeit haben, sollen unter allen Umständen ausgeschlossen bleiben. Damit hatte Schlegel seine Eintheilung bereits selbst über den Haufen geworfen. Gab es eine Idylle, wo solches von rechtswegen am Platze war, eine zweite, für welche es wünschenswerth erschien: welches war noch der Gattungsunterschied zwischen Land- und Schäfergedicht, den er trotzdem nach wie vor nicht zu einem Artunterschied abgeschwächt wissen wollte?[257]) — Indem Schlegel als dritte mögliche Art noch eine ecloga sacra hinzufügt, wie sie durch Jac. Friedr. Schmidt[258]) in demselben Jahre in Deutschland eingebürgert wurde, steht nun bei ihm der Gattung des Landgedichtes die des Schäfergedichtes in dreifacher Gliederung gegenüber: 1. Construction der Hirtenwelt aus der Gegenwart heraus unter Verwerthung ländlicher Züge aus dem Bauernleben, also schäferliche Maskirung moderner Menschen: Schlegel erklärt es jetzt ausdrücklich für einen desto grösseren Vorzug des Dichters, 'je näher er die Sitten seiner Schäfer den unsrigen bringt, ohne dadurch dem Wesentlichen des Schäfergedichts . . . Eintrag zu thun'[259]), und begründet damit den Anspruch der poetischen Schäfer auf Witz in den Schranken 'ungekünstelter Sitte' und 'Güte des Herzens'[260]); 2. angebliche Schilderung des goldenen Weltalters der antiken Menschheit in der Art Gessners: durch nichts Wesentliches von der ersten Gruppe verschieden; 3. biblische Idylle. Ein Einfluss Gessners auf die Schlegelsche Theorie zeigt sich endlich darin, dass im Gegensatz zur Satire, die im galanten Sinne Fontenelles die Liebe als ausschliesslichen Stoff der Ekloge bezeichnet, jetzt ausdrücklich auch 'Redlichkeit, Offenherzigkeit, Gutthätigkeit, Weichmüthigkeit, Dienstfertigkeit, Edelmüthigkeit, kurz alles was zur Güte des Herzens gehört' als 'sanfte Empfindung' aufgezählt ist.[261])

[257]) S. 476.

[258]) Poetische Gemählde und Empfindungen aus der h. Geschichte. Altona 1757.

[259]) S. 499.

[260]) S. 500 f.

[261]) S. 492.

— Wie Schlegel immer noch in der Stofffrage befangen blieb, zeigen die Bemerkungen über E. v. Kleist, der seine Fischer- und Gärtneridyllen mit dem Vorschlag begleitet hatte, überhaupt im Unterschied von den Franzosen auch anderen Bewohnern des Landes den Zutritt in diese Gattung zu verstatten. Die Kunstgärtnerei passt doch nicht 'in ein Gedicht, das ganz der Natur gewidmet ist'; steigt man tiefer, so wird dasselbe einem 'all zu niedrigen Begriffe ausgesetzt'. Dem Schäferleben allein kommt 'die durch die Dichter eingeführte Gewohnheit zustatten, den Nebenbegriff einer mühseligen Handarbeit davon abzusondern'. Für das Fischeridyll freilich sprach der Vorgang Theokrits, und so begnügte sich Schlegel statt einer völligen Ausschliessung dieser Berufsklassen mit der blossen Forderung, ihr Auftreten 'allezeit in die uralten Zeiten' zu verlegen.[262])

Der Widerspruch, in welchen Schlegel durch die Zustimmung zu Gessners Idyllenstil gerathen war, ist durch den Charakter des letzteren natürlich veranlasst. Es war ein richtiges Gefühl der Beiträger, dass in der Welt ihrer poetischen Schäfer jede Erinnerung an das äussere Leben wirklicher Hirten als ein niedriger Zug empfunden werde oder richtiger die thatsächliche Unwahrheit der fingirten Situation zum Bewusstsein bringe, dass also der Schwerpunkt auf das Innere gelegt werden müsse. Verstand man, an die Stelle typischer Schäfermasken wirkliche Individualitäten zu setzen, so war innerhalb der conventionellen Schranken nach einer Richtung wenigstens Lebenswahrheit zu erreichen, wie dies Goethes anmuthiges Schäferspiel zeigt. Dagegen ward Gessners Idyll ein Zwitterding, zu dessen Vergleich mit Theokrit er selbst herausforderte. So musste auf dem eingeschlagenen Wege über ihn hinaus fortgeschritten werden.

Die Kritik der Schlegelschen Abhandlung durch Mendelssohn in den Litteraturbriefen bezeichnet[263]) den ersten bedeutenden Fortschritt in der Erkenntniss des echten

---

[262]) S. 513 f. Kleist selbst supponirte die Scene thatsächlich in einem goldenen Weltalter: an Gleim 25. Juli 1757. Sauers Kleist 1, 101 f. Anm.

[263]) Briefe die Neueste Litteratur betreffend, Berlin 1762, 5, 113 ff.

Idylls. Der Forderung sanfter Empfindungen wird der elementare Durchbruch der Leidenschaft und des Schmerzes bei Theokrit entgegengehalten, der Berührungspunkt zwischen Landgedicht und Ekloge in der Darstellung solcher Personen gefunden, die als Träger einer niederen Cultur in kleineren Gesellschaften zusammenleben. Indem Mendelssohn die beiden Möglichkeiten, die Beschäftigungen oder aber die Empfindungen und Leidenschaften solcher Menschen zum Gegenstand der Dichtung zu erwählen, sowie die beiden Wege naturgetreu porträtirender und nach dem Ideal verschönernder Behandlung des Stoffes zu Eintheilungsgründen erhebt, stellt er vier Klassen von Idyllen auf: 1) die Beschäftigung kleinerer Gesellschaften nach der Natur, 2) eben dieselbe nach dem Ideal, 3) die Empfindungen und Leidenschaften der kleineren Gesellschaften nach der Natur, 4) eben dieselben nach dem Ideal. Die vierte Art ist 'die wahre Idylle Theokrits, Virgils und Gessners' als 'der sinnlichste Ausdruck der höchst verschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleineren Gesellschaften zusammen leben.' Die von Schlegel behauptete Nothwendigkeit einer Handlung wird im Sinne dieser Definition bestritten, dem Dichter, der eine solche zum Träger der Empfindungen macht, mit Ausschluss des Burlesken völlige Freiheit gelassen. Wie es eine Tragik auch der einfachsten menschlichen Verhältnisse gibt, so auch einen Heroismus des Schäferlebens, und das 'feine und naive Lächerliche' — Mendelssohn nennt als Beispiel den oben erwähnten Scherz der Najade Aegle — ist ein guter Schmuck des Schäfergedichts. Die Zulässigkeit einer verwickelten Handlung wird gegen Schlegel ebenso in Schutz genommen wie die jedes beliebigen Locals gegenüber der von ihm geforderten conventionellen Naturscenerie. So führt Mendelssohn das Idyll zuerst wieder auf den Boden des realen Lebens der unmittelbaren Gegenwart zurück. Er hält der Frage: 'Wo denken die Schäfer so, wie man sie in der Ekloge denken lässt?' die andere entgegen: 'Wo reden die Thiere so wie in den Fabeln Äsops?' Er erkennt, dass es sich nicht um eine Stofffrage, sondern um eine Stilfrage handelt, dass der moderne Landmann nur der Idealisirung

bedarf, um Träger eines Idylls zu sein. Aber wie Mendelssohn noch Theokrit, Vergil und Gessner in eine Reihe stellt, bleibt er über das Wesen und die Grenzen dieser Idealisirung im Unklaren. Weil er echt menschlich-naive Gefühlswahrheit und zerflossene Sentimentalität moralisch-unschuldiger Schäferpuppen nicht zu unterscheiden weiss, definirt er auch Theokrits Idyll als Ausdruck 'höchst verschönerter' Empfindung, bleibt aber blind gegen die poetische Verklärung, welche selbst der kleinste Zug aus dem Leben dieser Hirten, Fischer und Schnitter darin erfahren hat. So glaubt auch er noch wie die Franzosen, höchste Idealisirung und den völligen Mangel einer solchen unmittelbar neben einander zu erblicken, wenn Theokrits Hirten von der Liebe und von ihren mühseligen Obliegenheiten in éinem Athem reden. Er erkennt darin das Streben des Dichters nach realistischer Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Charaktere, aber nicht das Unerträgliche des bei Gessner thatsächlich bestehenden Zwiespalts.

Es war Herder vorbehalten, das erlösende Wort zu sprechen.[264]) Dem Doctrinär, der logisch ausgedachte Kategorien neben einander stellt, um einer von ihnen den Preis zuzuerkennen, tritt der Begründer vergleichender Litteraturgeschichte gegenüber, der in ihnen eben so viele Entwicklungsformen der Gattung, in dem Ausdruck der Leidenschaft durch die Idylle das Primäre, in der Schilderung des Landlebens durch die Ekloge das Secundäre erkennt und zwischen ihnen ein ähnliches Verhältniss findet wie zwischen der Dichtung Homers und Vergils, Pindars und des Horaz,

---

[264]) Suphans Ausgabe 1, 337 ff. — Ich übergehe Ramler, dem es ebensowenig als Mendelssohn eingefallen ist, an der Congenialität Gessners mit Theokrit zu zweifeln: 'Dieser Dichter hat in dem wahren Geiste des Theokritus gedichtet. Man findet hier gleiche Süssigkeit, gleiche Naivität, gleiche Unschuld in den Sitten' (Einleitung in die schönen Wissenschaften, Leipzig 1762, 1 [2], 395). — Auf eine bedeutsame Äusserung Thomas Abbts über die innere Unwahrheit der bisherigen Idyllendichtung (Abbt schlägt Klostergedichte vor) in seinem Briefe an Mendelssohn vom 21. April 1761 (Thomas Abbts vermischte Werke, Berlin und Stettin 1771, 3, 59) hat bereits Koberstein (Grundriss 5 [5], 59. Anm. 20) unter Abdruck der betreffenden Stelle hingewiesen.

Anakreons und Catulls. Und der Verkündiger der Losung: 'Nicht nachahmen sondern im Sinne des eigenen Volksgeistes nachschaffen!' öffnet zum ersten Male den Blick für die unüberbrückbare Kluft zwischen Gessner und seinem griechischen Vorbild. Trifft Mendelssohns Definition auf Gessners Idylle mit Abzug der Leidenschaften thatsächlich zu, so sind deren Schäfer auch blosse Larven ohne Bestimmtheit der Charaktere, ohne Mannigfaltigkeit; denn eine Leidenschaft, eine Empfindung höchst verschönert hört auf, dies zu sein; das höchste Schöne hat keinen sinnlichen Ausdruck. Das abstracte Tugendideal aber, nach welchem Gessner seine Schäfer gleichmässig ausstattet, ist von wahrhaft naiver Unschuld nicht minder entfernt als die höfische Zierlichkeit einer überfeinerten Cultur, die Fontenelle in den seinigen noch überbietet. Beiden gegenüber steht Theokrit auf dem Boden wirklicher Natur. Die Empfindung seiner Hirten ist nicht weiche Sentimentalität, sondern echt menschliche Leidenschaft ohne moralischen Dämpfer, ihre Unschuld Unschuld des Kindes, wie sie einer naiven Culturstufe entspricht, aber keineswegs immer Moralität, Sitte nicht Sittlichkeit. Theokrit malt Leidenschaften und Empfindungen nach einer verschönerten Natur, Gessner nur Empfindungen und Beschäftigungen nach einem ganz verschönerten Ideal. Damit löst sich das Räthsel, dass bei Theokrit niedrige Züge begegnen, ohne den Eindruck reizender Gefühlsäusserungen zu beeinträchtigen; denn es sind nur Züge aus dem Leben, aber hinreichend poetisch verklärt, um im Zusammenspiel mit jenen die künstlerische Wirkung erst zu vollenden. — Der Verwechselung poetischer Schönheit mit moralischer Vollkommenheit war jetzt ein Ende, die erfolgreiche Einkehr der Idyllendichtung in das reale Leben der Gegenwart, wie sie Mendelssohn gewünscht, nun erst in Wirklichkeit möglich gemacht; Herders 'Ideal des Schäfergedichts ist: wenn man Empfindungen und Leidenschaften der Menschen in kleinen Gesellschaften so sinnlich zeigt, dass wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und so weit verschönert zeigt, dass wir es den Augenblick werden wollen: kurz bis zur Illusion und zum höchsten Wohlgefallen erhebt sich der Zweck der

Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur Moralischen Besserung'. —

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Wohl liessen Idyllen, die in das Leben hineingriffen, noch fast ein Jahrzehnt auf sich warten: principiell war alle sentimentale Schäferdichtung seit 1767 veraltet, und wie ein Echo aus den Fragmenten tönt es bei Voss zurück, wenn er dem Freunde sein allmähliches Vordringen zur Erkenntniss des echten Idylls beschreibt: 'Ich glaube, man findet fast in allen Dichtungsarten zu reformiren, wenn man ihrem Ursprung und Endzweck nachspürt, und dann die allmähliche Entstehung der jetzigen Form auftreibt' (an Brückner 20. März 1775: Briefe von J. H. Voss, 1, 190 f.).

Das Eigenthümlichste und Tiefste, was je über die Gattung geschrieben wurde, Schillers Auseinandersetzung in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, kommt in der Beurtheilung der Gessnerschen Schäfer mit Herders Wort von den unbestimmten Mittelarten zwischen Engeln und endlichen Geschöpfen überein: 'Ein Gessnerischer Hirte kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen; denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf'.[265]) Aber er, der für den poetischen Genius kein Heil wusste, als dass er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückziehe, um der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters zu bleiben[266]), gelangt schliesslich seinerseits zu dem Ideal einer Idylle, die zwar nicht nach Arkadien, aber ins Elysium führen, Ruhe nicht der Trägheit, aber seliger Vollendung darstellen und in dieser höchsten Einheit doch die nöthige Mannigfaltigkeit aufzeigen sollte: eine Aufgabe, die sich naturgemäss auch seiner eigenen poetischen Darstellungskraft entzog.[267])

---

[265]) Goedekes Ausgabe 10, 488.

[266]) Schiller an Herder 4. November 1795. Aus Herders Nachlass 1, 193.

[267]) Vgl. Schillers Plan einer Idylle: Die Vermählung des Heracles mit der Hebe in seinem Briefe an W. v. Humboldt vom 30. November 1795. Briefwechsel S. 326 ff.

Es wurde oben an A. Wilhelm Schlegels Kritik der Braten- und Kartoffellieder des Vossischen Musenalmanachs wie der märkischen Lyrik Schmidts von Werneuchen[268]) erinnert. Wichtiger als solche Abwehr gemeiner Wirklichkeit in der Dichtung, die den Sohn in den Fussstapfen des Vaters zeigt, ist hier das Verhältniss der Brüder zu antiker und moderner Idyllenpoesie. Wilhelm wird der 'mimischen' Kunst Theokrits vollkommen gerecht; er betont die 'schöne Darstellung individueller Natur mit den localsten Farben', die 'naive Einfalt, die weder vor Rohheit noch vor Verderbtheit gesichert ist, und dadurch desto reizender wird'[269]); er spottet nicht nur über die 'fade Artigkeit' der 'rosenroth und apfelgrün bebänderten Schäfer und Schäferinnen' der Gellertschen Zeit[270]), sondern weist Gessner gegenüber mit Herder auf den Gegensatz naiver Unschuld zu empfindsamer und sittlicher Idealität wie auf die erstaunliche Unlebendigkeit seiner Idyllen hin und hält unter Schillerschem Einfluss aller sentimentalen Schäferpoesie vor, dass die wahre Harmonie des inneren Daseins der Wahrheit nach nur die letzte schwer errungene Vollendung der Menschheit sein könne, um seinerseits neben der 'echten mimischen Idylle der Alten' bloss noch die romantische Schäferpoesie des italienischen und spanischen Südens in Betracht kommen zu lassen.[271]) — Aus Friedrich Schlegel spricht nur der Romantiker. Ihm bezeichnet Bions sinkende Kunst den Höhepunkt der Idylle, seine verdünnte Leidenschaft echtes Gefühl, seine 'Naivität und Schalkheit' einen vortheilhaften Gegensatz zu der 'unverschönerten und oft widrigen Naturwahrheit Theokrits'. Mag dieser in kräftiger Darstellung üppiger Hirten oft pikant genug sein: zärtliches Gefühl kannte er nicht, und liebliche Darstellung der Liebe in ländlicher Natur und Musse ent-

---

[268]) Vgl. Böckings Ausgabe 10, 337 ff. 11, 334 ff. 12, 69 ff.

[269]) 10, 240 Anm.; vgl. S. 238.

[270]) 6, 404.

[271]) 10, 238. 240 Anm. 224 f. Seine Übersetzungen aus dem Amyntas, Pastor Fido, aus der Diana und Galatea bei Böcking 4, 131 ff. 149 ff. 173 ff. 195 ff.

spricht doch dem ursprünglichen Geist der Idylle.[272]) Wohl mochte auch Wilhelm in einer Zeit, da er zum Wortführer der Schuldoctrin geworden, zu diesen Anschauungen des Bruders hinneigen; aber die 'mimisch gerichtete' Idylle hat er stets neben die ideale gestellt, und in der ersteren Voss als Nachfolger Theokrits anerkannt.[273])

Beilage: J. A. Schlegel und Liscow.

Das satirische Werk des Vaters der führenden Romantiker verdient in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit. Es sei gestattet, hier in Form eines Excurses die Beobachtungen nachzutragen, die sich mir besonders über Schlegels Verhältniss zu Liscow aufgedrängt haben.

Schlegels noch wenig beachtete Schrift darf insofern mit grösserem Rechte als Liscows Satiren unter den Vorläufern der Litteraturbriefe genannt werden, als hier im Unterschiede von den Liscowschen wirklich die schöne Litteratur das Gebiet bildet, auf welchem Schlegel gleich Lessing sämmtliche Factionen und Vorbilder der Zeit bis auf wenige Ausnahmen ins Auge fasst. Wenn Liscow wiederholte Verwerthung der chronique scandaleuse nicht verschmäht, lässt Schlegel, ein paar boshafte Anspielungen auf Uhlichs Vergangenheit und die des Kopenhagener Anonymus[274]) abgerechnet, das Privatleben der Gegner unan-

[272]) Jugendschriften, hg. v. Minor 1, 212; vgl. F. Schlegels Sämmtliche Werke, Wien 1822, 4, 61 f. A. W. Schlegels Sämmtliche Werke 3, 169 ff.

[273]) Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst, hg. von Minor, Deutsche Litteraturdenkmale 18, 394 f.

[274]) Die im parodistischen Commentar zur Elisie für die letztere fingirte Fabel (Vorrede S. 12 ff.) lässt sich wenigstens mit Thatsachen aus Uhlichs Leben in Einklang bringen. Es heisst nämlich vom König Dion (eine Person des Stückes wird eben hier wie auch sonst mit dem Autor identificirt), er sei ein Mitglied der Reibehandischen Truppe, als welches er im Nepomuck (wohl der Haupt- und Staatsaction, die bei K. Weiss, Die Wiener Haupt- und Staatsactionen, Wien 1854, S. 113 ff. abgedruckt ist) des Königs Wenzel Rolle gespielt, habe dann Elisien geheiratet und sei Reibehand alsbald sammt zwei Collegen durchgegangen, deren einer den lustigen Rath, der andere den Scharfrichter in jenem Stücke zu geben pflegte. Bekanntlich hat nun Uhlich 1742 bei dem grossen Streite der Schröder mit Schönemann diesen

getastet[275]), übt aber freilich den unfeinen Kunstgriff, Gottsched, wie wir sahen, mit tief unter ihm stehenden Scribenten unterschiedslos zusammenzuwerfen und so in diesen auch ihn zu vernichten.

Auf Liscow lenkt den Blick in erster Linie die Form der Schlegelschen Satire. Im Gegensatz zu Rabener, Rost u. a. verzichtet Schlegel gleich Liscow auf Erfindung einer poetischen Fabel. Sodann wird auch von ihm der Gegner nicht direct widerlegt, sondern unter der Maske eines Gesinnungsgenossen durch paradoxe Übertreibung seiner Ansichten, die hauptsächlich in unsinnigen ästhetischen Urtheilen Ausdruck findet, und durch parodistische Production im Sinne der so verzerrten Theorie dem Spotte preisgegeben. Zahlreiche Citate aus den Schriften des Verhöhnten liefern in Anmerkungen den Erweis seiner Geistesverwandtschaft mit dem verkleideten Angreifer und damit seiner Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft von Schriftstellern, die

---

gleich Ackermann, Starcke und seiner nachmaligen Gattin Rudolphi verlassen, um im nächsten Jahre wieder zu ihm zurückzukehren und 1745 zu F. Schuch überzutreten (Chronologie des deutschen Theaters S. 103 f. 109. 126, Schütze S. 264 f., Danzels Gottsched S. 160, J. F. Löwens Schriften, Hamburg 1766, 4, 34 f.). Uhlich spielte ernste Rollen (Chronologie S. 86, Schütze S. 257), die Rudolphi naive (Chronologie a. a. O., Schütze S. 259), Starcke im Anfang der vierziger Jahre noch komische (Schütze S. 264), ebenso Ackermann (Schütze S. 257). Es trifft somit alles zu. Dass Uhlich dem berüchtigtesten Pfleger der Haupt- und Staatsaction zugewiesen und ein Stück der DS. einer solchen an die Seite gestellt wird, entspricht der Auffassung der Gottschedischen Theaterreform im gegnerischen Lager; vgl. z. B. Bodmers Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodirte Cato (Crüger S. 127 ff.). Dass Uhlich sich mit der Rudolphi thatsächlich erst nach der Trennung von Schönemann vermählt, darf nicht als historischer Beweis gegen meine Auffassung gebraucht werden. — So ist denn auch für die parodistische Bemerkung über den Bräutigam ohne Braut (Vorrede S. 17 ff.) ein biographischer Hintergrund (wohl die Übersiedelung des Verfassers aus Deutschland nach Dänemark) um so wahrscheinlicher, als der Commentar zur Atalanta (S. 21 ff.) eines Hinweises wenigstens auf die Heimat ihres Urhebers nicht entbehrt ('Atalanta ist die Tochter eines Försters bey Königsberg in Preussen').

[275]) Die oben, Anm. 123 b). 125 a). 126 a) angeführten moralischen Bezichtigungen Gottscheds betreffen doch nur sein Vorgehen als Litterat.

schon durch den Namen ('Kohlgärtner') charakterisirt ist. Während sich dabei die Satire die äussere Anlage von Schriften des Gegners zu nutze macht, wird dieser formale Anschluss theils bis auf den Ausdruck derartig ausgedehnt, als sei ihre Autorschaft nicht nur einem Anhänger des Opfers sondern diesem selbst angedichtet, theils zum äusseren Anlass für neue Teufeleien wie das satirische Bücherverzeichniss genommen.

Die parodistisch-ironische Manier hat bekanntlich Liscow unter dem Einflusse Swifts in die deutsche Litteratursatire eingeführt und nach einem 'ernsthaften' Erstlingswerke gegen den Rostocker Manzel bis zur Longinvorrede in allen seinen Schriften meisterhaft gehandhabt. So finden wir denn bei ihm auch bereits alle die besonderen Formen ausgeprägt, in denen uns dieselbe bei Schlegel begegnet. Entlehnung der äusseren Anlage der Satire vom Gehöhnten selbst zeigen bis ins Detail Liscows Anmerkungen zur Zerstörung der Stadt Jerusalem, zeigt im allgemeinen Briontes der jüngere und im gewissen Sinne auch die Vitrea fracta. Innerhalb dieses Rahmens wird dann in allen dreien auf der einen Seite das eigentliche parodistische Gegenstück gegeben — die 'ebenso kurtzen als nachdrücklichen und erbaulichen Anmerkungen' als Nachahmung des Sieversschen Passionscommentars, der erste Theil der Lobrede auf Philippi nach Massgabe seiner Rede Von den Rechten der Akademischen Freiheit und die Beschreibung der zerbrochenen Fensterscheibe nach dem Vorbilde der Sieversschen Entdeckungen auf dem 'lapis musicalis' —, auf der anderen die ironische Charakteristik des Gegners oder seiner Schriften als ironisches Lob und als Vertheidigung gegen Einwände gebracht [276]: in der Vorrede zu den Anmerkungen, in dem Abschnitt der Vitrea über Makewind und in der Hervorhebung der 'Schönheiten' der Philippischen Reden in der zweiten Hälfte des Briontes. Die Maske der Freundschaft in der speciellen Form der den Schriften des Gehöhnten zufolge

---

[276]) Bei Schlegel tritt noch die Contrastirung mit den Schriften anderer hinzu.

behaupteten gemeinsamen Zugehörigkeit zu einer Schriftstellergilde, deren Name Aushängeschild ist, nimmt Liscow als 'elender' und 'armseliger' Scribent in der Vitrea[277]), als 'kleiner Geist' im Briontes und in der Antwort auf die 'Stand- oder Antrittsrede' vor[278]) und gibt, wie Schlegel durch den Titel Vom Natürlichen in Schäfergedichten, gleichfalls schon durch diesen eine ironische Charakteristik der verspotteten Litteraturgattung mit der Bezeichnung der Anmerkungen als 'kurtz, aber dabey deutlich und erbaulich', des Cliftonschen Briefes als Vitrea fracta (= Lappalien) und der Lobrede auf Philippi als 'Muster einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit'. Anmerkungen, in denen die satirisch verwendeten Stellen aus Philippis Schriften wenigstens nach der Seitenzahl citirt werden, begleiten die Charakteristik der 'sechs deutschen Reden' im Briontes wie diejenige der 'Thüringischen Historie' und des 'Mathematischen Versuchs' in der Antwort auf die Stand- oder Antrittsrede. Am Versteckspiel in der Autorfrage betheiligt sich (wenn auch nach ganz anderer Richtung) auch der Verleger des Sich selbst entdeckenden X. Y. Z. Den satirischen Angriff in der Form der Bücherliste endlich finden wir am Schlusse der Anmerkungen.

Schlegel arbeitet demnach auch im einzelnen durchwegs mit den Kunstmitteln der Liscowschen Technik. Ein directes Abhängigkeitsverhältniss dürfte daraufhin allein natürlich nicht behauptet werden. Die Geschichte der Satire des 18. Jahrhunderts ist noch nicht geschrieben, Liscows formaler Einfluss auf die litterarische Pamphletistik der Zeit noch nicht völlig zu überschauen. Nach den dankenswerthen Proben, die Litzmann[279]) mitgetheilt, war derselbe ein

[277]) Vgl. S. 49. 74. 79. 83 des (correcteren) zweiten Druckes der 'Sammlung' von 815 Seiten (Goedeke 2[1], 570 Nr. 1), nach welchem auch in der Folge citirt ist.

[278]) Hier allerdings wie stellenweise auch in den übrigen Satiren (vgl. S. 11. 172 f. 177. 179) in der Figur der directen Apostrophe, welche Schlegel überhaupt fremd ist.

[279]) Chr. L. Liscow in seiner litterarischen Laufbahn, Hamburg und Leipzig 1883, S. 100 ff. 116 ff. Vgl. dazu B. Seuffert im Anzeiger f. deutsches Alterth. und deutsche Litt. 11, 74 f.

bedeutender auf die Hamburger Journalistik, namentlich den Correspondenten, (zu dessen Mitarbeitern 1746 auch J. A. Schlegel gehört[280]) wie auf die Pflege des ironischen Pamphlets im Gottschedischen Kreise in den Neufränkischen Zeitungen und den unter Gottscheds Leitung stehenden Rednergesellschaften. So konnten sich nach Ausbruch des Streites der Schweizer mit Gottsched die Belustiger gleich diesen bei ihrer Polemik und sonst gelegentlich auf Liscow berufen.[281]) Was zu Leipzig in Liscowscher Manier zu Stande kam, war freilich salzlos genug; z. B. der einem Bruder Erlenbach-Bodmers in den Mund gelegte ironische Antipope[282]), der angeblich nur die zur Bodmerschen Praxis stimmende Theorie der Kunstrichterschaft in Regeln fasst. Geistvoller wussten die Schweizer sich die ironische Manier und auch Einzelmotive Liscows anzueignen. Unter parodistischer Einflechtung von Citaten aus Gottsched wird der 'Verdacht' abgelehnt, 'dass die schweizerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons Verlorenem Paradies einen Geschmack zu finden'[283]); das 'Ergänzungs-Stück' und die Anmerkungen, mit welchen Bodmer die Trillersche 'Schutz-Vorrede' begleitet[284]), sind in der Maske eines Zunftgenossen des Verhöhnten geschrieben; ein neuer Titel wird für Schwarzens Aeneis[285]) und eine Reihe frei erfundener[286]), die theils ernsthaft[287]), theils

[280]) Vgl. Gärtner an Bodmer 8. April 1747 Litt. Pamphlete, S. 113. Die daselbst erwähnte Recension findet sich im Jahrgang 1747 nicht; der vorhergehende war mir nicht zugänglich.

[281]) Critische Sammlung 2 St. (1741) S. 175 ff. 3. St. (1742) S. 135 Anm. 4. St (1742) S. 59. 6. St. (1742) S. 5 f. 94 Anm. A. — Belustigungen 1 (Augustm. 1741) S 168 f. 3 (Augustm. 1742) S. 162 — Vgl. auch Pyras Erweis, dass die G*ttsch*dianische Sekte den Geschmack verderbe, Hamburg und Leipzig 1743, S. 50 f. und Fortsetzung des Erweises, Berlin 1744, S. 10. 36 f.

[282]) Belustigungen 3 (Heumonat 1742) S. 51 ff.

[283]) Crit. Sammlung 2. St. (1741) S. 73 ff.

[284]) a. a. O. S. 1 ff.

[285]) 8. St. (1743) S. 53.

[286]) a. a. O. 9. St. (1743) S. 106 ff.

[287]) z. B. VINDICIAE HALLERIANAE, oder Rettung der Sprache Hr. Hallers, die von gewissen Sprachrichtern der Härtigkeit, der Zweydeutigkeit und der Dunkelheit angeklaget worden.

ironisch[288]) gehalten sind, als Vorläufer künftiger Schriften über diese Themata mitgetheilt. Eine Art ironischen Lobes enthält die Sinnliche Erzählung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes vom Cato[289]); desgleichen verkündigen die Critischen Betrachtungen und freien Untersuchungen zum Aufnehmen und zur Verbesserung der deutschen Schaubühne (Bern 1743) in Nr. III das 'Lob der angenehmen Nachlässigkeit und der glücklich auffahrenden Hoheit in Herrn Gottscheds übersetzter Iphigenia.' Aber wie Bodmers Polemik zu giftig war, um den Gegner in Liscows Art mit der unbefangenen Heiterkeit überlegenen Spottes spielend zu vernichten, hat er es auch nicht vermocht, sich über gehässige Ironie zur durchgeführten Parodie launig zu erheben. Wie sich in dieser Beziehung Schlegel wohl allein mit Liscow vergleichen lässt, glaube ich nun auch eine directe Beeinflussung seiner Satire durch die drei Schriften gegen Sievers wie die erste und dritte gegen Philippi aus nachstehenden Gründen behaupten zu dürfen.

Zunächst ist es jedenfalls bemerkenswerth, dass bei Schlegel gerade auch diejenigen Motive wiederkehren, welche, zum Theil durch die jedesmaligen Anlässe bedingt, je einer dieser Satiren eigenthümlich sind: das Bücherverzeichniss den Anmerkungen, die Art der Maskirung der Vitrea, das Vorwort des Verlegers dem X. Y. Z., die Anmerkungen dem Briontes und der Stand- oder Antrittsrede. Die fingirte Bücherliste als komisches Motiv konnte Schlegel allerdings bei Rabener[290]) finden; aber er kündigt aus ganz ähnlicher Situation wie Liscow wenigstens die Schäfergedichte als 'zum Drucke fertig liegend'

---

[288]) Die neueste Art der Complimente mit nachdrücklichen Exempeln aus den Schrifften Gottsch. Schwab. Schwartzens, und anderer höflicher Leute beleget.

[289]) Crit. Sammlung 8. St. (Zürich 1743) S. 80 ff.

[290]) Vgl. das Verzeichniss aller herausgegebenen Schriften Nilson Scribbens: Belustigungen, Christmonat 1743, S. 547 ff. — Die komische Messanzeige ist auch ein Motiv der Wochenschriften, so in Mylius Freygeist Bl. 18 S. 72 und noch in den Neuen Erweiterungen der Erkenntniss und des Vergnügens 1. Stück (Frankfurt und Leipzig 1753) S. 77 ff.

an. Beide Motive haben sich wohl vereinigt, ein umfangreicheres Gegenstück zu Gottscheds Dramenlisten und Gelegenheit zur Geisselung auch der ausserbukolischen Schriftstellerei des Gottschedischen Anhanges zu bieten. Die Vitrea ist die einzige Liscowsche Satire, in welcher der Verspottete einen falschen Namen trägt; in allen übrigen ist er vom Titelblatte an offen genannt. Bei Schlegel findet sich je nach Text oder Notenapparat beides: ein unverkennbarer Einfluss gerade der genannten Satire neben dem der Liscowschen Manier im allgemeinen. Schlegels Anmerkungen endlich stellen gegenüber denen zum Briontes und der Antrittsrede nur eine weitere Herausarbeitung des Motivs dar, zu der schon einige ausgeführtere Noten bei Liscow (S. 136 f. 142 ff. 171 f., besonders die erste) Aufforderung und Anweisung enthielten.

Zweitens berechtigen Einzelzüge und wörtliche Berührungen zur Annahme wenigstens unbewusster Reminiscenzen:

a) Liscow bezeichnet seine parodistischen Anmerkungen über die Zerstörung von Jerusalem auf dem Titelblatt als eine Zugabe zum Sieversschen Passionscommentar: Schlegels Verzeichniss der guten Schäfergedichte bringt unter VIII (S. 137 f.) eine 'Zugabe zur deutschen Schaubühne in sechs Schäferspielen', und es wird später (S. 146) gemeldet, 'dass man der Kohlgärtner Zugabe zu seiner (Gottscheds) Schaubühne für seiner würdig erkennt'.

b) Die Art, wie Schlegel und Liscow von dem eigentlich parodistischen Theil ihrer Schriften reden, ist ganz die gleiche: bei beiden einerseits der Verzicht, ihr Urbild vollkommen erreicht zu haben, andererseits aber der Anspruch auf ziemliche Ähnlichkeit mit Berufung auf das Urtheil anderer. Liscow in der Vorrede zu den Anmerkungen (S. 3): 'Ich bescheide mich zwar gerne, dass meine Anmerkungen unmöglich ihrem Urbilde vollkommen ähnlich seyn können; allein ich bin zufrieden, wenn ich nur einen merklichen Grad der Ähnlichkeit erreicht habe'; dann im X. Y. Z. S. 106 f.: 'Diese Begierde, dem Herrn M. Sievers nachzuahmen und demselben so viel als möglich gleich zu werden' u. s. w. — S. 107: 'Da man meine Schrift . . . . gelobet und einhällig gesaget hat, dass ich

dem Herrn Sievers glücklich nachgeahmet habe' u. s. w. — S. 108: Ich 'habe dem Herrn M. Sievers nachahmen wollen; und alle Welt saget, ich habe es glücklich gethan'. — Entsprechend Schlegel S. 50: 'Und ob wir uns gleich bescheiden, dass wir solche Muster . . . nicht erreicht haben', ferner S. 72: 'Ohngeachtet ich mich gern bescheide, dass ich die Atalanta nicht erreicht habe, so habe ich mir doch alle mögliche Mühe gegeben, ihr überall zu folgen', während dann der zweite Theil der Satzverbindung den bereits erwähnten Coup einleitet, Gottsched selbst ein Anerkennungsschreiben hiefür in den Mund zu legen: 'Und meine Bemühung muss nicht ganz misslungen seyn, da ich von verschiedenen Verdienstvollen Männern Briefe . . . habe, die mir über meine Arbeit ihren Beyfall bezeugen'.

c) Liscow klagt (Anmerkungen S. 4): 'Es ist nunmehr leider . . . dahin gekommen, dass ein ehrlicher Mann fast nichts schreiben kann, das nicht von naseweisen Leuten auf's Übermüthigste sollte durch die Hechel gezogen werden' und wünscht dann (S. 10) vom Recensenten seiner Anmerkungen im Hamburgischen Correspondenten: 'O dass er doch immer zu Hause geblieben wäre'. Schlegel lässt neben wiederholten Ausfällen gegen Naseweise in Vorrede und Brief (S. 10 f. 73 Anm. 87) Nisus im Eingang des letzteren (S. 29) an Phyllis schreiben: 'Wenn ihr sonst nichts vorzunehmen gewusst hättet, als uns durch die Hechel zu ziehen, so hättet ihr immer mit euren hochweisen Spitzfindigkeiten zu Hause bleiben . . . . können'.

d) Liscow über Sievers (Anmerkungen S. 11): 'Dieser muthige Scribent wird sich durch solche armselige Spöttereien nicht abschrecken lassen, die Welt ferner mit seinen köstlichen Schriften zu erfreuen'. Schlegel lässt Hanns Görge gleich selbst versichern (S. 24): 'So werde ich mich die schweren Amtsgeschäfte in Anbauung meines Kohlgartens nicht abschrecken lassen, in Herausgabe der versprochenen Werke unermüdet zu seyn'.

e) Schlegel und Liscow imputiren ihrem Opfer die Vorstellung, dass die guten Schriftsteller Unheil anrichten,

dem durch eigene Schriften begegnet werden müsse. Liscow (Vitrea S. 74): 'Die wir durch unsere Reden und Schriften diesem Unwesen zu steuern nicht vermögend sind' — (Briontes S. 141): 'Der Herr Prof. Philippi hat zu keinem andern Ende seine sechs deutschen Reden herausgegeben, als dem Unheil das solche Schriften [welche die Nachahmung der Alten empfehlen] anrichten können, vorzubeugen'. Bei Schlegel spricht Nisus seine Freude aus (S. 34), dass Phyllis Brief wegen seiner dunkeln Schreibart 'kein grosses Unheil anrichten werde', und Hanns Görge bemerkt (a. a. O. in der Note) von Gottscheds Neukirchausgabe, der Herr Herausgeber habe dadurch 'dem bösen Geschmacke völlig vorgebeugt'.

f) Beide endlich thun Verzicht auf Vollständigkeit in der Aufzählung aller 'Schönheiten' aus den Schriften des Gehöhnten. Liscow (Briontes S. 173): 'Ich übergehe eine gute Anzahl derer Schönheiten, die in seinen (Philippis) Reden zu finden, mit Stillschweigen' u. s. w. Hanns Görge — Schlegel (S. 105 Anm.): 'Meine Absicht ist nicht gewesen, alle Schönheiten der guten Schäferspiele zu erschöpfen' u. s. w.

Bringen wir die Seitenzahlen der ausgehobenen Citate in eine Tabelle:

Liscow:	Schlegel:
S. 1	S. 137. 146
„ 3	„ 50 72 (a)
„ 4	„ 29
„ 10	„ 29
„ 11	„ 24
„ 74	„ 34
„ 106 f.	„ 72 (b)
„ 108	„ 72 (b)
„ 141	„ 34
„ 173	„ 105

so tritt hervor, wie einerseits eine Stelle aus Liscow bei Schlegel wiederholt anklingt (1 = 137, 146. 3 = 50, 72 a), andererseits wie bei Liscow zerstreute Einzelzüge sich in unbewusster Reproduction zu je einer Stelle bei Schlegel verdichten (4, 10 = 29. 74, 141 = 34. 106 f., 108 = 72 b. 3, 106 f., 108 = 72), eine in solchen Fällen stets eintretende Doppelbewegung.

Bei den unter b) und d) angeführten Parallelen ist ferner zu beachten, wie Schlegel das Übernommene fortbildet und durch Zuthaten in seiner Wirkung verstärkt: auch dies eine für litterarische Abhängigkeitsverhältnisse charakteristishe Erscheinung, die uns schon in der Verwerthung der den Satiren gegen Sievers und Philippi eigenthümlichen Motive des äusseren Aufbaus begegnete.

Unter solchen Umständen wird man endlich mehr als eine sprichwörtliche Redensart darin erblicken dürfen, dass Schlegel gerade in dem das Manuscript begleitenden Briefe an Bodmer[291]) von den 'elenden Scribenten' und 'kleinen Geistern' spricht, die er angegriffen.

Stilistisch lässt sich Schlegel mit Liscow allerdings um so weniger vergleichen, als er sich ja auch mit bewusster Absicht derb und schwerfällig ausdrückt; gelegentlich weiss aber auch er mit Fragen und Betheuerungen sehr wirkungsvoll zu operiren.

Von litterarischen Nachwirkungen der Schlegelschen Schrift speciell im Gebiete der Satire kann im Anschluss an das Vorstehende am füglichsten gesprochen werden. Zu erwähnen ist, dass Breitinger in seiner witzigen Spotterzählung: Die Mütze[292]), in welcher auch Schlegels Briefe an Bodmer verwerthet sind, Ganskiel-Gottsched durch die Nymphe Nefeline zuletzt in die 'Kolgärten' bringen lässt, die 'durch seine Schriften so berühmt werden als Smithfield und der Pontneuf', und dass E. Schlegel durch das Werk des Bruders zu seinem Gärtnerkönig veranlasst wurde, in welchem nun der Stil der zeitgenössischen Trauerspieldichtung verspottet werden sollte.[293])

Budapest. Oskar Netoliczka.

---

[291]) a. a. O. S. 74.

[292]) Die Mütze. Eine Französische Erzählung aus dem Lande der Feien. (o. O. u. J. 16 SS. 8°; Exemplar in der Kgl. Bibl. in Berlin Yr 631). Über Breitingers Autorschaft vgl. die Briefe der Schweizer S. 88 Anm. Der ursprüngliche Plan der Satire ist in der Crit. Sammlung 9. St. (1743) S. 109 mitgetheilt.

[293]) Vgl. seine Briefe an Bodmer vom 8. Oktober 1746 (Stäudlin S. 38 f.) und 18. September 1747 (Archiv f. Litteraturgeschichte 14, 51 f.). Fragmente in den Werken 2, 636 und bei Stäudlin S. 52.

Beroaldus-Franck als Quell

Für die Quellenkunde seiner '
selbst das Meiste geleistet. In d
Gedichte und in dem Verzeichniss
hat er die hauptsächlichen Quellge
nannt, aus denen der gewaltige S
seine Zuflüsse erhielt. Die Forschun
daher im wesentlichen darauf besc
Dichter selbst gewiesenen Gebiete
streifen, um die Quellen im einzelnen
und vor allem die Art und Weise i
obachten. Seltener ist es ihr verg
neues Gebiet zu entdecken, aus welc
Quelle zugelaufen ist. Ein solcher F
geboten.

'Ein Fafsnacht spil mit vier P
Richter, ein Buler, ein Spiler vnd ein '
durch seine Überschrift den Blick auf d
beroaldi de tribus fratribus ebrioso s
Eine Prüfung des Inhalts bestätigt, wa
Das Werk des Beroaldus wird von
Widmung an Sigismund Gosslinger ga
terisirt: Ex hoc genere ludicrarum
illa tua est . . . quam mihi dissoluenda
enim ad me . . . ortam esse apud te i
compransores tuos Ludicram. et vere
tionem: videlicet quis fedior: nequiorv
tricarius an Aleator, an temulentus:
tribus vitijs sit culpatissimum. Consul
vt libello tibi explicem: quid super l
tanquam honorarius arbiter controuersiam hanc ipse dijudi-

[1]) Sämtliche Fastnachtspiele von Hans Sachs. Hg. v. E. Goetze. Nr. 5. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jhs. Nr. 26. 27.) — Für Beroaldus ist die Strassburger, von Jac. Wimpfeling veranstaltete Ausgabe von 1501 benutzt. Vgl. Goedeke 1 [2], 409. Die erste Ausgabe erschien in Bologna 1499.

cem: Ego . . . sumpto calamo hanc ioculatoriam disputationem explicaui stilo declamatorio pleneque scholastico. Ita enim credidi rem planius lucidius manifestius liquere posse si hoc charactere explicaretur. Caeterum quia socraticum est et academicum nihil affirmare ego nihil decerno ut dogmatistes: verum ut opinator. Id opinor et probo quod in ultimo positum leges: sic varro: sic cęteri in extremo collocant quod maxime probant. Et cum suum cuique iudicium sua sententia sit: sequatur unus quisque quod maxime probabile existimabit. . . . . . . [libellum] quem suadeo. aut super cenam legas: aut post cenam (sic enim opinor) faciet ad stomachum. cum matutino et sobrio seria atque austera conveniant. — Das Werk zerfällt in drei Theile: Argumentum, Ebriosus contra Scortatorem et Aleatorem, Scortatoris et Aleatoris recriminatio aduersus Ebriosum.

Ein unmittelbarer Vergleich zwischen einer Dichtung des Hans Sachs und einem lateinischen Werk ist nur dann erforderlich und erlaubt, wenn sich eine deutsche Überleitung von der lateinischen Urquelle durchaus nicht finden lässt. Eine solche Vermittelung bildet jedoch: Ein Künstlich höflich Declamation vnd hefftiger wortkampff, zanck vnnd hader dreyer brüder vor gericht, Nämlich eins Sauffers, Hurers, vnd Spilers, vnder welchen der ergest auss seines vatters geschäfft vnd Testament enterbt sein soll, Dero keiner der böst will sein. Von Philippo Beroaldo jn Latein gestelt, verteütscht. Anno. 1531. Den grösseren Theil des Titelblatts bedeckt ein Bild: ein Richter auf erhöhtem Sitz mit dem Stab in der Hand. Vor ihm steht der 'Spiler' mit Würfel und Karten, neben ihm der 'Trincker' mit Weinkanne und Kelchglas, im Hintergrund der 'Buler' mit seinem Elslin. Rückseite des letzten Blattes: Gedruckt zu Nürmberg durch Friderich Peypus. 1531. 16 Bll. oder 4 Bogen (A—D). 4°. a 1: 'Sebastian Franck seinem liebsten Vettern Michel Francken, Bürgern (und 'wirth oder gastgeb') zu Nördling.' a 2: 'Argument dises Gerichtshandels vnd Büchleins.' a 2: 'Des Sauffers wider den Buler vnnd Spiler hefftige klag, vnd sein selbs schützung, schirmred vnd aussflucht.' b 4: 'Dess Bulers vnd Spilers gegenklag vnd widerred wider den Truncknen.' Die

Widmung des Beroaldus fehlt in der Übersetzung, wird jedoch durch den von S. Franck erfundenen Schluss des Arguments, das weniger übertragen als überarbeitet ist, in gewissem Sinne ersetzt: 'Aber die vrteilsprecher oder schöffen haben daruber nit mügen rechtsprechen, desshalb dz vrteil noch in der federn steckt, vnnd vnder den Richtern hangt, biss der öberst richter es ausspricht vnd dy sach entschleust vnd entscheit.' Im ganzen strebt die Übersetzung nach treuer Wiedergabe der Vorlage. So sagt der Übersetzer am Schluss seiner Widmung: 'Ich wölt sie auch mit der Gottes genaden woll basz mit den farben der schrifft haben abgemalet vnd abconterfeit, aber ich habs bey den worten Phil. Beroaldi lassen bleyben, damit ich nit meyster in eines andern buch wölle sein, gesehen werde.'

Aus der Fülle der Parallelen sollen zuerst einige gegeben werden, welche beweisen, dass Hans Sachs nicht die Übertragungen von Wimpfeling oder Frölinkint, sondern nur die Übersetzung des Sebastian Franck benutzt haben kann.[2]) Schlagende Beweise hierfür liefern bereits der

---

[2]) Wimpfeling: Widmung zu einer Übersetzung vgl. bei Hartfelder, Ungedruckte Übersetzungen aus dem Heidelberger Humanistenkreise. Frölinkint: Eyn beschreylich gedichte redefürung dreier gebrüder etc. Meyntz 1535. — Während des Druckes dieses Aufsatzes wurden mir die Nachträge zur Bibliographie Wimpfelings von Dr. G. Knod im Centralblatt für Bibliothekswesen (November 1888) bekannt. Knod macht auf einen vollständigen Druck der Wimpfelingschen Übersetzung aufmerksam und gibt aus diesem ein für die Entwicklung unseres Stoffes interessantes, satirisch moralisirendes Gedicht Wimpfelings wieder, in welchem der elsässische Pädagog, der schon die lateinische Ausgabe mit einer erbaulich moralisirenden Vorrede eingeleitet hatte, als 'dogmatistes' auftritt und in bezeichnendem Gegensatz zu Hans Sachs alle drei Brüder verdammt. Er gibt 'Dem Buler nur eyn rosenkrantz, Dem Saufer ein niderlendschen pot, Dem Spiler eyn welsch Kartenspyl', das Vermögen zieht er vorläufig ein und erwartet das endgiltige Urtheil von Gott 'an dem letsten Gericht'. — Ein Plagiat dieses Wimpfelingschen Gedichtes findet sich in der ebenfalls von Knod in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek aufgefundenen, bisher unbekannten Ausgabe der Franckschen Übersetzung. Dieser Druck ist nach Knod datirt: Augspurg. Anno D.MXXIX. Knod schreibt nun: 'Franck hat sich nicht gescheut, die Wimpfelings Über-

Titel und das Argument, die als freie Umgestaltungen der lateinischen Vorlage dem Sebastian Franck eigenthümlich sind:

Hans Sachs 30 ff.	Beroaldus-Franck a 2[b].
Das der ergest Son auss vns dreyen Enterbt sol werden von den zweien ... Nun wil keiner der ergest sein.	Der ergest vnter mein sünen sol enterbt sein vnd aller meyner güter genzlich entsetzt. Nun wil der brüder keiner der böst sein. (Vgl. auch den Titel.)

Ebenso wie den letzten Theil dieses Beispiels hat Hans Sachs folgenden Satz einzig und allein bei Franck finden können:

Hans Sachs 50.	Beroaldus-Franck a 2[b].
Ich wil dir zwar dein wappn plesimirn.	vnd visiern in summa einander häfftig das wappen.

Endlich ist der auffallende Irrthum des Hans Sachs, dass er den Herodot als Erfinder des Brettspiels nennt (V. 123), nur aus der unklaren Übersetzung des Franck zu begreifen.

Von den anderen Beispielen seien nur angeführt:

Hans Sachs 162 ff.	Beroaldus-Franck a 4[b].
Ein Hur ist ein grundloses Meer, Die dir verschlickt, leyb, gut vnd	In Truculento sagt ein knecht: Ich acht das ein huer sey ein

setzung angehängte, von diesem frei erdichtete moralische Nutzanwendung wörtlich in seine Schrift aufzunehmen, ohne seines Vorgängers Wimpfeling mit irgend einer Silbe zu gedenken.' Auch bei einem notorischen Compilator wie Franck muss es auffallen, dass er ein Gedicht aufnimmt, welches die von ihm im Argument noch besonders herausgearbeitete Pointe der Schrift vernichtet. Die Schwierigkeit lässt sich leicht heben, da sie nur auf einem Lesefehler beruht. Knod hat D.MXXIX statt DMXXXIX gelesen. Sicherlich hat der Nachdrucker H. Stainer, welcher die Bilder der Wimpfelingschen Ausgabe genau nachschneiden liess, auch das sinnlose Plagiat an dem Gedicht verübt und so eine Contamination von Wimpfeling und Franck vollzogen. Dieser muss also von der Anklage, die ihm Knod mit gesperrtem Druck vor die Augen hält, freigesprochen werden. Damit fällt wohl auch Knods Hinweis auf stilistischen Zusammenhang der Wimpfelingschen und Franckschen Übersetzung. Hans Sachs hat die Ausgabe von 1539 sicher nicht benutzt. Auf Befragen theilte mir Victor Michels aus seinen noch ungedruckten chronologischen Untersuchungen über Hans Sachs mit, dass unser undatirtes Spiel zwischen dem 20. Februar und dem 23. Mai 1535 entstanden ist.

Hans Sachs 162 ff.	Beroaldus-Franck a 4^{b}.
ehr, Die niemand nicht erfüllen kan.	mör, die verschlindt was du gibst vnd nymmer genung hat. In der Comedi Asinaria sagt ein junger gsel yetzt beraubt vnd von den huren aussgestossen, Das mör ist kein mör, Ir seit das bodenloss mör.

Hans Sachs 350 ff.	Beroaldus-Franck d 1^{a}.
Die von Sparta hetten ein recht, Das sie mit wein füllten jr Knecht, Liessen jr Sön sehen mit fleiss Der vollen Knecht schendlich abweiss, Die füllerey mit zu verschmehen.	Lacedemonij die aller gnawesten, mässigsten völcker mit den gesetzen Lycurgi wol unterwisen, so sie wolten die iuget von der trunckenheit ableitten, hielten sie dise weiss, das sie an höchzeitlichen tagen jr Knecht mit guttem wein gefüllet, inn das angesicht der jungen füreten, das so die jungen dise schendtliche geperd der vollen knecht ansichtig würden, sie die füllerey als ein schnöd laster zu verhütten ein schrecken trügen.

Entlehnungen und Anlehnungen liessen sich noch anführen für die Verse 33. 89. 90. 92. 108. 111. 116. 132. 210. 213. 231. 327. 336. 345. 380. 413. 416 ff.

Dem Werke des Sebastian Franck darf ein wesentlicher Einfluss auf die Entwicklung der Dichtung des Hans Sachs zugeschrieben werden, wenngleich nicht zu leugnen ist, dass dieser auch wohl ohne Francks Einwirkung den Weg zur dramatischen Gestaltung gefunden hätte. Jedenfalls kann man dem Werke des Sebastian Franck nachrühmen, dass die dramatischen Keime einer Gerichtsverhandlung, welche bei Beroaldus noch fast ganz verborgen lagen, bei ihm — durch das Bild, die Überschrift und den Schluss des Arguments — so klar zu Tage treten, dass sie nicht mehr zu übersehen sind. Hans Sachs hat diese Keime zur vollen Entwicklung gebracht. Der Figur des Richters, welche bei Franck ihre bildliche Gestaltung gefunden hatte, verlieh er das dramatische Leben und schuf sich damit die Möglichkeit, ein Fastnachtspiel in viel gepflegtem Stile auf-

zubauen. Der Richter gab den Mittelpunkt und 'Sprecher' des Spieles ab, der die Einleitungsrede halten, die Streitreden der Brüder entgegennehmen und schliesslich Urtheil und Moral verkünden muss. Die beiden langen Declamationen der Brüder werden in kleine Stücke zerhackt, die in lebhafter Discussion hinüber und herüber fliegen. Einige dramatisch wirksame Züge werden hinzugethan: das Aufeinanderplatzen der Brüder, nachdem sie sich zum Ausgleich vor dem Richter kaum geeinigt haben; der unmotivirte Anfall des Trinkers gegen Ende des Spiels (V. 428):

Der Trincker torckelt, spricht:
Hör auff! mir wil der kopff vmbgehn.
Mich dunckt, es sein der Richter zwen.

Die deutlichsten Merkmale des Stiles des Hans Sachs zeigt der Bau des Schlusses. Die Schrift des Beroaldus-Franck hatte mit einem Fragezeichen geschlossen, indem die Auswahl des grössten Sünders, welche nach der im Argument überlieferten Testamentsklausel nicht zu umgehen war, dem einzelnen Leser anheimgestellt wurde. Hans Sachs aber konnte weder mit einem Fragezeichen noch mit einem Urtheil persönlicher Willkür sein Stück schliessen. Er brauchte einen allgemeinen und gerechten Spruch, welchen der Richter als Vertreter der öffentlichen Meinung verkünden konnte, um damit eine gemeingiltige Moralrede ad spectatores zu verbinden. Ein solches Urtheil konnte nicht einen von den drei Brüdern zu Gunsten der andern beiden verdammen, zumal in dem Charakter des Hans Sachs die Neigung liegt, gerade derartigen Fastnachtspielen, welche an die Kampfgespräche grenzen, einen ausgleichenden und versöhnenden Schluss zu geben. Da es nun unmöglich wäre, alle drei Brüder durch den Engpass jener Klausel zu bringen, so führt Hans Sachs sie mit einander um ihn herum, indem er sich einen neuen Ausweg schafft durch die Erklärung:

Doch weil ewr Vatter nit hat gwolt,
Das man ewr ein enterben solt,
Weil jr seit sein natürlich Erbn,
Bgert er ewr kein zu uerderbn,
Hat den Artickel hinein gelegt,
Das jr all drey wurd abgeschrecht
Von Hurweiss, Trunckenheit und Spil.

In den veränderten Plan des Aufbaues passt nun das alte Material recht schlecht. Jenes Schleudern mit Citaten, das bei Beroaldus sich als übermüthige Verspottung scholastischen Wesens durch einen sattelfesten Humanisten darstellte, erscheint bei Hans Sachs im Rahmen der Gerichtshandlung wie eine müssige und prahlerische Klopffechterei. Hans Sachs selbst mag das Unpassende der Kampfesweise gefühlt haben. Er scheint sie dadurch erklären zu wollen, dass er wenigstens dem Richter einen fremdartigen Charakter gibt:

Ich komm zu euch hieher auss fern
Griechischen Landen von Athen.

Eine heimische Färbung dagegen scheint er dem Stoff geben zu wollen, wenn er eine Idee, die Sebastian Franck in der angeführten Stelle der Widmung ausgesprochen hatte, in Ausführung bringt und eine Anzahl biblischer Citate einmischt. Doch diese, sich theilweise sogar widerstrebenden, Mittel verschlagen wenig. Man braucht nur einige verwandte Fastnachtspiele wie das 3., 9. und 13. zum Vergleich heranzuziehen, um zu erkennen, dass hier Hans Sachs durch eine ungeeignete und missverstandene Vorlage aus der richtigen Bahn gelenkt worden ist. Während in jenen Spielen die streitenden Personen sämmtlich in lebendigen und angeschauten Zügen gezeichnet sind, dringt hier aus dem Citatenwust nur selten ein lebensvoller Zug hervor.

Als eine interessante Vermischung des scholastischen Stils und greller realistischer Sittenmalerei mag zum Schlusse eine Bearbeitung der Beroaldischen Schrift aus dem 17. Jahrhundert angeführt werden: Lustiger Prozess dreyer Adelicher Brüder u. s. w. 1655. Eingerahmt von juristischem Brimborium, welches sich mit den Äusserlichkeiten des 'Prozesses' beschäftigt, und einem Gedicht 'Urteils bedencken', das sich für den Spieler entscheidet, bieten die drei Reden neben den hier noch gesteigerten scholastischen Ausführungen so lebendige Schilderungen der verschiedenen Sünden in den Farben ihrer Zeit, dass es sich verlohnt, einige Stücke herauszuheben: 'Ess ist in allen Rechten das Spielen, wie es mein Bruder macht verboten, es wird auch vor ein verbrechen gerechnet, die Spieler zu Herbergen

oder zum Spielen, ihnen einen Platz zu verlehnen, weil das Spielen eine Pest der Jugend gehalten wird, und erstreckt zu der Menschen eusserstem verderben, wann man Profession davon macht; der solches thut kan ihm immermehr rechnung machen, das er in seinem Alter einen Groschen behalte. Gesetzt ein Dopler gewünne so offt als er verlührt, so kommet er dennoch zu kurtz, dann wann man etwas gewinnet halt man es wie gefunden, und ist gantz Liberal damit, die Lacqueyen kriegen Trinckgeld, für die Karten und Wurffel, die Wirthin und Töchter, auch die Magt im Hause kriegen ihre Portion; kommet ein Frantzsch Krämer darzu, so kriegt der ein par Handschuh, der andern Favore, die dritte Messer, welches alles aus dem Gewinn bezahlt wird: über diess alles gibt man noch etwas in das Gelach zum bästen: in Summa, der Gewinn hat viel zu ertragen, und blibt oft nicht die helffte über'. 'Wann ich ihn auss dem Weinhausse voll nach Hausse kommen sehe, so schwebet er von einer seiten zu der andern, seine Haare sind ungekämt, sein Bart vol Weines, seine Bruch unzugenestelt, sein Wammes unzugeknöpfft, immer von oben biss unten befleckt, sein Kragen ist mit Wein und Bier gemarmelt, sein Hut ungefegt, sein Mantel hanget als ein Sack, an einer Seiten länger als an de andern, und wann ich ihm ein guten Abend sage, dancket er mir mit einem solchen Reusper, und geuffer den man wol in drey Brabantische Ellen zehen könnte: wenn ich nun solches sehe, höre, und rieche, denck ich nuer dass solches Leben ein Bestialisches Leben sey, ja ärger alss Bestialisch'.

Berlin. Siegfried Szamatólski.

Der Bienenkorb.

Ein Beitrag zur Fischart-Litteratur.[1])

1.

Der Verfasser des Biënkorfs, Marnix van St. Aldegonde, wurde 1538 in Brüssel geboren. In Genf studirte er unter

[1]) Allen in dieser Abhandlung genannten Bibliotheken sage ich hiermit für die mir gewährte Unterstützung meinen verbindlichsten Dank.

der Führung des Calvin und des Beza, und dort erwarb er sich die gründliche theologische Kenntniss, welche sich in all seinen kirchlichen Schriften kund gibt. Zu seinen ältesten Werken gehört: Van de Beelden Afgheworpen in de Nederlanden In Augusto 1566. Als kurze Zeit nachher der gefürchtete Herzog Alba nach den Niederlanden kam, hielt der Vertheidiger der Reformation es für gerathen, sich nach Deutschland zu begeben. Im Jahre 1568 dichtete er das berühmte und jetzt noch allgemein beliebte Nationallied: Wilhelmus van Nassouwe.[2]) Im folgenden Jahre gab er den Biënkorf heraus. Als er sich 1573 in Utrecht als Kriegsgefangener befand, begann er seine sehr gerühmte Übersetzung der Psalmen, welche er 1580 vollendete. Nach dem Tode seines Fürsten und Gönners, des Prinzen von Oranien, ward ihm, als Bürgermeister von Antwerpen, die Vertheidigung dieser Stadt übertragen. Auf die Dauer war er jedoch nicht im Stande, die Stadt zu behaupten, sie fiel Ende 1585 in die Hände der Spanier. Da trat Marnix aus dem öffentlichen Leben zurück und lebte seitdem still auf seinem Landgut in Seeland. Hier schrieb er 1589: De Trouwe Vermaningen (1591 ins Deutsche übersetzt) und vollendete sein Tableau des différens de la Religion, welches erst nach seinem Tode herausgegeben wurde. Seine letzten Lebensjahre widmete er noch einer Bibelübersetzung: es war ihm aber nicht vergönnt, sie zu Ende zu führen; er starb am 15. Dezember 1598. Die Bedeutung des Mannes ist nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande schon seit langer Zeit anerkannt. Besonders von Motley wurden seine Verdienste als Staatsmann, als Dichter, als Schriftsteller und theologischer Gelehrter gewürdigt.[3])

[2]) Eine deutsche Übersetzung von 1608 ist abgedruckt in: Geschriften van Philips van Marnix van St. Aldegonde. Verscheidenheden. Door J. J. van Toorenenbergen. S. 183 ff. In diesen 'Geschriften' (3 Bde. 1871 ff., von denen der letzte unter dem Titel 'Verscheidenheden' im Haag 1878 erschien) sind die kirchlichen Werke des Marnix zum Abdruck gebracht. Die wissenschaftliche Einleitung bietet viel Neues und Interessantes für die Marnix-Litteratur.

[3]) The Rise of the Dutch Republic. New ed. (1882) S. 244. Vgl. Jonckbloets Geschichte der ndl. Literatur, übers. v. W. Berg 1, 431.

Sein Hauptwerk in jeder Hinsicht ist der Biënkorf. In dieser Schrift zeigt er eine bis dahin unbekannte Gewalt über die Sprache, welche in jenem Jahrhundert eine neue Gestalt annahm. Die allegorische Form des Werkes war überliefert. Schon im 13. Jahrhundert hatte Thomas van Cantimpré[4]) ein Bonum universale de Apibus, welches 1488 als Byenboec in niederländischer Sprache erschien, herausgegeben. Während aber Thomas van Cantimpré einige Stellen aus Aristoteles und Plinius zusammenliest, um 'den gemenen staet der menschen, alre meest der prelaten ende ondersaten ende besonderlinge hoe men in den cloester sal leven' zu beschreiben, gebraucht Marnix eben diese Stellen, um Kirche und Klöster zu bekämpfen.

Den Biënkorf zu schreiben, ward er zweifellos zunächst durch die Briefe des Canonicus Gentien Hervet zu Reims veranlasst. Dieser hatte 1561 zwei Briefe an die 'Abtrünnigen von der römischen Kirche' gerichtet: Epître envoyée à un quidam fauteur des nouveaux Evangelistes, en laquelle est clairement montré que hors l'Eglise Catholique n'y a nul salut, und: Epître aux Ministres, Predicans et Suppots de la nouvelle Eglise, de ceux qui s'appellent fidèles et croyans à la parole. Der letztere Brief erschien ins Niederländische übersetzt 1567 in Antwerpen: Missyve oft Seyndbrief aan de verdoolde van den Christen gheloove door Gentiaen Hervet van Orleans.[5]) Zur Widerlegung dieser Briefe und besonders der vielen Anschuldigungen, welche darin gegen die Anhänger der neuen Confession geäussert wurden, drängte es Marnix, das Schwert einstweilen mit der Feder zu vertauschen. Dass er seinen Gegnern gewachsen, ja sogar in mancher Hinsicht weit überlegen war, beweisen die vielen Ausgaben seiner Streitschrift, so wie auch der Eifer und die Wuth, womit Tausende von Exemplaren verbrannt wurden. In dem sehr schönen und gut erhaltenen Exemplar der äusserst seltenen ersten Ausgabe von 1569, welches die K. Universitätsbibliothek zu Leiden besitzt, befindet sich eine kurze Notiz des

---

[4]) Cd. Busken Huet. Het Land van Rembrand, 2. A. 1886, 1, 201. 2, 5.

[5]) J. J. van Toorenenbergen, Verscheidenheden S. XXXIX und 233.

um die Litteratur verdienten Dr. Fruin, worin u. a. gesagt wird, dass ein Bischof von Roermond (Prov. Limburg) 1570 bei einem Buchhändler in Well Hunderte von Exemplaren fand und dieselben am Maasufer verbrennen liess.

Diese erste Ausgabe ist mit Schwabacher-Schrift gedruckt, wahrscheinlich in Deutschland. Die Herstellung des Textes scheint mit grosser Sorgfalt überwacht worden zu sein. Das Ganze enthält, ausser dem Titel, Fol. 2—378 [6]) und Errata auf zwei nicht nummerirten Seiten; ein Index ist nicht vorhanden. Die zweite Ausgabe erschien 1572, in kleinem Druck, mit einem Index versehen, dessen Überschrift lautet: 'Cort verhael van de sommariën op elck stuck ende voor elck Capittel besonder gestelt, opdat de goetwillige Leser te voegliker souden moghen vinden waervan hy begeert te lesen'. Die dritte Ausgabe, 1574, ist die erste, welche mit den gebräuchlicheren lateinischen Buchstaben gedruckt ist und ein alphabetisches Register enthält. Der Ort, wo diese drei Ausgaben gedruckt wurden, ist bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden, vielleicht geschah es zu Emden. Weitere Auflagen erschienen dann: 1577 in Dordrecht, 1593 und 1597 o. O., 1600 in Leiden, 1611 in Amsterdam und in Delft, 1631 und 1638 in Amsterdam, 1639 in Rotterdam, o. J. in Hoorn, 1642 in Utrecht, 1644 in Amsterdam, 1645 und 1648 in Utrecht, 1657 zwei in Amsterdam, 1659 in Utrecht, 1664 in Amsterdam, 1671 (?) und 1733 in Amsterdam, 1749 und 1761 in Groningen, 1769 und 1844—45 in Amsterdam. In Belgien erschien noch 1858 eine Ausgabe von A. Willems, so wie eine zweite in Bd. 6 und 7 einer Auswahl der Marnixschen Werke: Oeuvres de Philippe de Marnix de St. Adelgonde. 7 voll. Bruxelles 1857—1860.

Wohl mag es der Tendenz des Buches, so wie dem allgemeinen Kampfe wider die römische Kirche zuzuschreiben sein, dass der Bienenkorb nicht allein in den Niederlanden sondern auch in Deutschland so viel gelesen wurde und hier wie dort so viele Auflagen erlebte: 'weil sonst

---

[6]) Statt Fol. 39 steht Fol. 25 und statt Fol. 240 steht Fol. 230.

Bücher von theologischen Streitigkeiten gar selten zur zweyten Auflage kommen'.[7])

Die erste deutsche Übersetzung: Bienkorb Der Heilig. Römischer Kirche, erschien 1576. Sie hat niederdeutsches Gepräge, wie wir weiter unten sehen werden, und zeigt auf dem Titel dasselbe Bild, welches die niederländische Ausgabe von 1574 ziert. Drei Jahre später erschien die Fischartsche Bearbeitung. Im vorigen Jahrhundert wurde der Bienenkorb noch zweimal übersetzt, 1716 und 1733. Die erste dieser beiden Übersetzungen wird eine sehr mittelmässige genannt und einem F. G. Peil zugeschrieben.[8]) Die zweite: Philipp Marnix Gereinigter Bienenkorb soll von Kasp. Jac. Huth besorgt worden sein. J. J. von Toorenenbergen aber behauptet: 'Alleen van de eerzame Amsterdamsche boekverkoopersfirma Abraham en Johan de Wees is dit reinigingswerk uitgegaan'.[9])

Ausserdem sind von einer englischen Übersetzung von Georg Gilpin the Elder zwei Ausgaben bekannt, eine von 1578 und eine von 1623.

Von all diesen ausländischen Ausgaben hat nur die Fischartsche einen litterarischen Werth, wir ziehen also nur diese hier in Betracht.

2.

Wie schon oben erwähnt wurde, bearbeitete Fischart den Bienenkorb 1579. Vilmar, der sich ein grosses Verdienst um die Fischart-Litteratur erworben hat, gibt sieben datirte Ausgaben an[10]): 1579 (*A*), 1580 (*B*), 1581 zwei (*C* und *C 2*), 1586 (*D*), 1588 zwei (*E* und *E 2*) und vier undatirte (*F* — *I*). In diesem Jahrhundert (1847) erschien noch eine Ausgabe in Sanct Gallen von Herrn Eiselein zu Konstanz.[11]) Dieses Verzeichniss der datirten Auflagen dürfte vollständig sein; die Zahl der undatirten ist um eine

[7]) Gottsched in den Beyträgen St. 18 S. 240.

[8]) J. J. van Toorenenbergen, Verscheidenheden S. LXIX.

[9]) Ebenda S. LXX.

[10]) Zur Litteratur Johann Fischarts. 2. Aufl. 1865 S. 1–12.

[11]) Vilmar a. a. O. S. 13 beschreibt diese als eine sehr ungenaue, 'in der die Willkür des Herausgebers nicht zu verkennen ist'.

zu vermehren; Goedeke[12]) nennt sieben datirte und fünf undatirte Ausgaben; und dies ist richtig, wie ich unten nachweisen werde.

Weller[13]) führt an: 1582 (2 Ausg.), 1590, 1594, 1601, 1606, 1608, 1622, Leipzig 1657, St. Gallen 1847 und behauptet dann, Marnix selbst habe die erste Übersetzung besorgt. 'Diese erschien drei Jahre vor der Fischartschen unter dem Titel: Bienkorb der heil. Römischer Kirchen. Das ist: (Holzschn.) Anno 1576, 268 Bl. 8. Grässe, Trésor. IV p. 408. (Wo ist diese Ausg.?)'! Die eingeschaltete Frage Wellers wird gleich beantwortet werden; dass aber Marnix selbst diese Übersetzung geliefert hat, ist kaum möglich, weil er gerade um diese Zeit durch die politischen Begebenheiten, sowie durch die Übersetzung der Psalmen sehr in Anspruch genommen war. Es wird hier ein Irrthum vorliegen, gerade wie bei der Behauptung, Marnix habe 1582 in Lützburg sein Werk übersetzt.[14]) Marnix hat wirklich sein Werk übersetzt, aber nicht ins Hochdeutsche, sondern ins 'Duytsch'[15]) (= Niederländische) und zwar aus dem Französischen; denn es ist heute wohl genügend bewiesen, dass der Biënkorf eine verkürzte Bearbeitung des Tableau des différens de la Religion ist.[16]) Diese Thatsache hat Gottsched schon geahnt; er sagt bei der Besprechung des Marnixschen Bienenkorbs[17]): 'ob sein Tableau des differens de la religion einerley Buch damit sey oder nicht, können wir nicht sagen, da wir dieses nicht gesehen ....'

Kurz schliesst sich im ersten Theile[18]) seiner Ausgabe

---

[12]) Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung 2², 498—499.

[13]) Annalen der Poet. National-Litt. im XVI. und XVII. Jahrhundert 2, 381.

[14]) J. J. van Toorenenbergen 1, XXXIII bespricht diesen Irrthum ausführlich. Wie kommt aber dieses sonst so sorgfältig bearbeitete Werk zu der Bemerkung (am Fuss der Seite), die erste deutsche Ausgabe sei 1580 erschienen? Und noch einmal S. XLV: 'daar de eerste Hoogduitsche uitgaaf reeds in 1580 verscheen'?

[15]) Bei Fischart heisst 'Teutsch' bald Niederländisch, bald Deutsch, sowie heutzutage noch manchmal das Wort 'Dutch' beim englischen Volke.

[16]) J. J. van Toorenenbergen, Verscheidenheden S. XXVIII ff.

[17]) In den Beyträgen St. 18 S. 225 Anm. 2.

[18]) Fischarts Sämmtliche Dichtungen. 3 Bde. Leipzig 1866—67. 1, XV.

der poetischen Werke Fischarts den Vilmarschen Angaben an; im dritten Theile[19]) aber fügt er hinzu: 'A. a. o. O. 1576 (Vilmar und Goedeke unbekannt) in München und Wien.' Dieser Zusatz ist als ein Irrthum zu betrachten. Von den zwei genannten Exemplaren (dem Autor der Verscheidenheden lag ein drittes aus Berlin vor), ist das Münchener untersucht worden von Th. Kessemeyer[20]), welcher demzufolge behauptet: 'die Übersetzung kann nicht von Fischart sein'. Mit dem Exemplar der Wiener Hofbibliothek, welches mir durch Vermittelung der Heidelberger Universitätsbibliothek zur Verfügung gestellt wurde, steht es genau so. Die von Kessemeyer angeführten Zeilen aus dem Münchener Exemplar stimmen buchstäblich überein mit denen aus dem Wiener Exemplar. Der Halbleder-Band, auf welchem 'Fischart Bienkorb 1576' steht, ist neu. — Der Titel des Buches lautet: Bienkorb | Der Heilig. Römischer Kirchen. | Das ist: | (Holzschnitt) | Anno M.D.LXXVJ. Die Rückseite des Titels ist frei, der Umfang 33½ Bogen. Zwischen Bogen G und H befindet sich ein Blatt, dessen Vorderseite unbedruckt ist, die folgende Seite schliesst sich jedoch an den Text an.

Die Erweiterung des Titels, welche bei Marnix auf dem Titelblatt und bei Fischart als 'Vorredlin' steht, lautet hier (A ij[a]):

EJn klare vnnd gründtliche Auszlagung des Sendtbrieffs Magistri Heruet, nun vnlangst in Frantzozischer sprach in Truck auszgangen: Geschreben ahn die verihrrte, vnd abgewichene des Christlichen Gelaubens. Gemacht vnd zusamen getragen durch Isaac Rabotenu vonn Löuen, Licentiaten der Bäpstlichen rechten, vnd yetz auff Teutsche sprach trewlich vbergesatzt.

Darin erholet wirt das gansse fundament, vnd vornemster grundtfest des heyligen Romschen glaubens: Alle newe Ketzeryen niddergelagt: Die macht, Autoritet, wird, der Kirchen erkläret, vnd mit der Schrifft beuestiget. Alle zanckhafftige Articul des heyligen Catholischen Romischen Glaubens, werden hier ausz allerhand blvmen, der Schrifft, Altvätteren, Concilien, Decreten, vnd Lano bey eyn versamlet, vnnd als in eynen sauberen Bienkorb zu hauff getragen. Vnd entlich die gestalt, Condition, wesen, vnd Natur, der Ymmen, Honigs vnnd Honigraths, deses Ymmenkorbs

[19]) Ebenda 3, XXXVIII und XXXIX.
[20]) Bremer Schulprogramm 1877 S. 16.

angewesen. Ausz den besten Alten, Grechischen, vnnd Latynischen Schribenten zu samen gefuget.

Dedicirt vnd zugeschriben dem Ehrwürdigen, vnd hochgelehrten, Francisco Sonnio, Bischoffen, vnd Vattern, aller Nidderlandischen Bischoffen.

1. Thessal. 5.
Prufet alles, vnd das gute behaltet.

Zum Leser.
Leser, lisz deses mit fleysz: Du wirst hier sehen, vnd mercken,
Die weyszheyt vnds verstandt der Louanischen klercken.

Diese Widmung, welche sich getreu ans Niederländische anschliesst, zeigt genügend, dass der Übersetzer dieser 1576er, auch von Weller genannten Ausgabe, ein Niederdeutscher gewesen sein muss, und aus einer Vergleichung mit dem Fischartschen Werke erhellt sofort, dass hier die pikanten Zusätze und Wortveränderungen fehlen, welche gerade die Eigenart des Bienenkorbs ausmachen.

Kurz Behauptung ist also irrthümlich. Übrigens hat er selbst seiner Notiz über den 1576er Druck Fischarts keine Folge gegeben: im dritten Theil der Sämmtlichen Dichtungen wird der Bienenkorb nicht vor oder nach dem Gesangbüchlein von 1576 (Nr. XVII), sondern zwischen zwei Werken von 1579 unter Nr. XXIV beschrieben.

Wir finden später die gleiche Behauptung nochmals in einem Aufsatz: Notice sur un exemplaire d'un livre allemand rarissime du XVIe siècle vom Baron Ernouf.[21]) Ja, dieser geht noch weiter mit der Aufstellung, die Ausgabe von 1576 sei schon eine zweite Fischartische. 'Mais un texte contemporain, qui avait échappé jusqu'ici à tous les bibliographes, critiques et bibliophiles allemands, semble indiquer: 1° que l'édition de 1576 est tout au plus la seconde et non la première; 2° qu'au moins celle-là a été imprimée autre part qu'à Strasbourg.'[22]) Der Text, auf den in diesen Worten hingewiesen wird, ist der Wiedereinwarnung (1576—1577) von Nas entnommen, in welcher dieser sich in schroffer und misbilligender Weise über den Bienenkorb ausspricht, indem er nebenbei betont, dass dieses

[21]) Bulletin du Bibliophile 1881 S. 436 ff.
[22]) Ebenda S. 442.

Werk, nicht einmal ein Original sondern die Nachahmung einer groben Rhapsodie, eben in diesem Jahre (1576) nicht weit von Heidelberg wieder gedruckt wird.

Leider stand mir die genannte Schrift von Nas nicht zur Verfügung, aber eben die citirte Stelle muss es sein, welche Fischart zu seiner Bearbeitung veranlasste, wie er uns selbst in dem kleinen Gedicht auf dem Titelblatte (vgl. S. 110) sagt. Mag Nas mit dem 'Kuderwelschen prei'[23]) die oben besprochene Übersetzung oder auch die Originalausgabe von Marnix (als Übersetzung des Tableau des différens de la Religion) gemeint haben, gleichviel: die Äusserung des Nas beweist gerade, dass die Fischartsche Bearbeitung nach 1577 entstanden sein muss, sonst würde dessen Gedicht auf dem Titelblatt keinen Sinn haben.[24])

Schon 1850 warnte Vilmar[25]) vor den besprochenen Verwechslungen: mit Fischarts Übertragung sei nicht zu verwechseln eine schon im Jahre 1576 erschienene, welche eben nichts sei, als eine blosse Übersetzung des holländischen Werks. Und der verlässigste Fischartkenner, Frei-

---

[23]) Dem süddeutschen Frater Nas wird das Niederländische und das Niederdeutsche gleich unverständlich gewesen sein.

[24]) Um nicht mehrere Male auf den Ernoufschen Aufsatz (a. a. O.) zurückkommen zu müssen, hebe ich hier gleich noch folgende Irrthümer daraus hervor: S. 436 wird behauptet, die erste Marnixsche Ausgabe sei 1572 erschienen. S. 439 wird das Tableau des différens de la Religion ein neuer erweiterter Bienenkorb genannt. S. 441 werden für die Ausgabe von 1576 nur Wien und München als Fundstätten genannt, obgleich Berlin diese Ausgabe auch besitzt. S. 445 glaubt Ernouf annehmen zu dürfen, die datirten Ausgaben hätten das kleine achtzeilige Gedicht An den Leser nicht, weil es bei Kurz (Bd. III) nicht abgedruckt ist: das Gedicht findet sich jedoch in allen datirten Ausgaben. S. 446 werden die klein gedruckten Stellen für grössere Erweiterungen Fischarts gehalten. S. 447 meint Ernouf, der Holzschnitt am Ende des Bienenkorbs [*A* Bl. 246ᵃ; *F (2)* Bl. 272ᵃ] sei noch nicht beschrieben worden, was doch bei Kessemeyer a. a. O. S. 18 geschah. Schliesslich hält Ernouf das von ihm benutzte Exemplar für ein sehr seltenes und nennt es die älteste der vier undatirten Ausgaben. Wenn hiermit *F* gemeint ist (wegen der sehr ungenauen Titelangabe S. 448 ist dies nicht deutlich zu erkennen), so ist das Exemplar durchaus nicht selten, im Gegentheil eines der am häufigsten vorkommenden.

[25]) In Ersch und Grubers Encyklopädie Ser. 1 Bd. 51 S. 187.

herr von Meusebach sagt gleichfalls ganz bestimmt[26]): 'Von der Fischartschen Übersetzung kenne ich keine frühere als die von 1579.'

Wie schon oben bemerkt worden ist, hat Vilmar die richtige Zahl der datirten[27]) Ausgaben angegeben; eine undatirte, und zwar die erste, war ihm jedoch nicht bekannt. Ich verzeichne ihren Titel nach dem Exemplar der Kgl. Bibliothek in Berlin, woher ich sämmtliche undatirte Drucke zur Einsicht erhielt.[28])

Bienenkorb | **Desz Heil. Röm.** | **Imenschwarms, seiner Hum- | melszellen (oder Himelszellen) Hur-** | nausznäster, Brämengeschwürm vnd | Wespengetösz: | **Sampt läuterung der H. Rö. Kirchen | Honigwaben: Einweihung vnd Beräuchung | oder Fegfewrung der Immenstöck: vnnd Erlesung der** | Bullenblumen der Decretenkräuter desz Heydnischen | Klosterhysops, der Suiter Säwdisteln, der Saurboni- | schen Säwbonen, desz Magisnostrischen Liripipefenchels, vnd desz Imen- | pläts der Platimen, auch desz Meszthawes vnnd H.saffts von Wun- | derbäwmen, &c. Alles nach dem rechten Himmelstaw | oder Manna justiert, vnnd mit Men- | tzerkletten durchziert: | **Durch Jesuwald Pickhart, desz Canonischen** | Rechtens Canonisierten oder Gewürdigten, &c. | [Holzschnitt.]

Bl. 272^b steht: I, LICET, MISSA EST. | *ΛΑΟΙΣ ΑΦΕΣΙΣ.* | S. AMBROS. | Vera Theologia Piscatoria est, non | Inquisitoria. | Ende des Hummeligen Bienen oder | Hurnaussen Nestes.

Schluss des Registers, Pp iij^b: Ende desz Registers zum Heiligen | Römischen Honigrath. | EXPLICIT Expliciunt, | Sagt die Katz zum Hund, | Würst sind vngesund. | Omnia Iudico Sanctæ Matris Ecclesiae eiusque | SS. Cathedrae Apostolicae & Petrinae | subiecta sunto. | In Jesuvvalti Picardi Binencorbicis nihil Acatholicon Irro- | manum contineri testor ego I. Fr. Molanus Apo- | stolicus censor 21. Sextilis 82. | Getruckt zu Christlingen bey Vrsino | Gottgwinn.[29])

[26]) Fischartstudien, herausgegeben von Dr. C. Wendeler S. 236.

[27]) In Leipzig finden sich 4 nirgends erwähnte Exemplare: die Ausgabe von 1579, in einem Bande mit Fegfeuers vngrund von 1582, und die von 1580 in der Stadtbibliothek; eine Ausgabe von 1581 und eine von 1588, in einem Bande mit Jacob Eysenbergs (nicht Fischarts, wie Kurz, a. a. O. S. XVI meint) Heilig Brotkorb von 1583 in der Universitätsbibliothek.

[28]) Sie sind mit *a, b, c, d, e* gezeichnet. *d (G)* ist in einem Bande mit der Heylig Brotkorb von 1606, *e (H)* mit einem Brotkorb von 1608. Der Deckel von *e* ist mit der Zahl 1619 versehen.

[29]) Die fett gedruckten Buchstaben, so wie der Holzschnitt sind im Original roth. Hier wie unten sind auch die Kürzungen des

Diese Ausgabe ist ein Abdruck der zweiten Ausgabe von 1588 *(E 2)*, denn 1) fehlen auf Bl. 95ᵃ und Bl. 208ᵇ die Zeilen, welche auch in *E 2* fehlen, aber in *E* noch vorkommen[30]), 2) steht auf Bl. 142ᵇ Zeile 10 v. o. Carin wie in *E 2*, während *F* und alle andern undatirten das richtige Carln haben, 3) fehlen zwar auf Bl. 39ᵃ Z. 6, auf Bl. 40ᵃ Z. 14, auf Bl. 47ᵇ Z. 19, auf Bl. 70ᵃ Z. 17 und auf Bl. 117ᵃ Z. 20, die in *E 2* noch vorhanden sind, aber es steht hier noch auf Bl. 241ᵇ wie in *E 2* die Zeile 7, welche in allen folgenden undatirten Ausgaben fehlt. Um die Vilmarsche Bezeichnung beizubehalten, nenne ich diese erste undatirte Ausgabe *F 1*, die bei Vilmar als erste beschriebene *F 2* und die übrigen mit Vilmar *G, H, I* (in Berlin mit *c, b, d, e, a* bezeichnet). Dass wir hiermit die richtige Folgenreihe haben, beweist die nähere Vergleichung, besonders die der Stellen auf Bl. 241ᵇ Z. 5—8 und die Überschrift auf Bl. 176ᵃ.

An den Beschreibungen Vilmars ist folgendes zu berichtigen: *F 2* (Vilmar *F*) Titel. Z. 3: Im̃enschwarms; Z. 4: Him̃elszellen; Z. 13: Platim̃en; Z. 15 schliesst hinter Men-. — Auf Bl. 272ᵇ steht ein , hinter LICET. Auf Bl. Pp iijᵇ schliesst die Zeile hinter: Expliciunt. — *G*. Titel. Z. 3: Im̃enschwarms; Z. 4: Him̃elszellen; Z. 6 schliesst hinter Wäspengetösz; Z. 13 steht im Original dnr statt der, Platim̃en; Z. 18: Canonisierten. — *H*. Titel. Z. 2: Desz; Z. 3: Im̃enschwarms; Z. 6: vnnd, diese Zeile schliesst hinter Wäspengetösz; Z. 11: Säwbonē; Z. 14: dē; Z. 15 steht juflirt (statt justiert). — Auf Bl. Pp iijᵇ: Vngesunnd. — *I*. Titel. Z. 3: Im̃enschwarms; Z. 5: Brämengeschwürm; Z. 17: Canonischen. — Auf Bl. Pp iij schliesst die Zeile hinter Hund.

Mit diesen kleinen Berichtigungen sind wir im Stande, das von Kessemeyer[31]) beschriebene, sonst nirgends erwähnte Exemplar, aus der Bremer Stadtbibliothek als *F 2* (bei Vilmar *F*) zu erkennen; ein solches Exemplar ist in

---

Druckes gewahrt, weil sie für bibliographische Unterscheidungen dienlich sind.

[30]) Vgl. Vilmar, Zur Litteratur Fischarts S. 7.

[31]) A. a. O. S. 15 ff.

meinem Besitz und wahrscheinlich, wie schon Anm. 24 bemerkt, auch in dem des Baron Ernouf.

Nach diesen bibliographischen Feststellungen bespreche ich die Frage, was Fischart veranlasst hat, den Biënkorf zu übersetzen? J. J. von Toorenenbergen [32]) meint, Fischart müsse den Marnix während dessen Aufenthaltes in Heidelberg gekannt, und weil er sich sehr für die Reformirten in den Niederlanden interessirte, das Werk selbst liebgewonnen haben. Ich weiss nicht, inwiefern diese Behauptung ihre Berechtigung hat, aber meiner Ansicht nach bedürfen wir derselben durchaus nicht; 'seine Streitschriften sind veranlasst von andern Schriften der Gegner'. [33]) Es liegt auf der Hand, dass sein Gegner Nas ihn auf das Werk aufmerksam gemacht, wie aus den Versen unmittelbar und aus den vielen Stellen, in denen er sich persönlich an Nas wendet, mittelbar hervorgeht.

3.

Bis jetzt ist das Verhältniss des deutschen Werkes zum niederländischen Original sehr verschieden beurtheilt worden. Bald wird Fischarts Werk eine erweiterte Bearbeitung, bald eine Umdeutschung, bald eine einfache Übersetzung genannt. [34]) Es thut also eine neue Untersuchung noth.

Zur Vergleichung des Textes habe ich die erste niederländische (1569) und die erste deutsche (1579) Ausgabe benutzt, obgleich Fischart sich der niederländischen Ausgabe von 1574 bedient hat; diese war mir während der Ausarbeitung nicht zugänglich, weicht aber in nichts, was hier ins Gewicht fällt, von der ersten ab. Da die Blätter der ersten deutschen Ausgabe nicht nummerirt sind, habe ich überall die Kapitel und Stücke angegeben, daneben die Blätterzahl nach der 2. Ausgabe (1580), welche fast buchstäblich mit

---

[32]) A. a. O. S. LXV.

[33]) Gervinus 3, 129. Vgl. im Nachtrab (bei Kurz 1) S. 28 V. 975 und S. 96 V. 3710.

[34]) Vgl. Koberstein 1, 410; Gervinus 3, 173; Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur 2, 204; Wackernagel, Fischart von Strassburg S. 87; Vilmar, a. a. O. S. 15; J. J. van Toorenenbergen, Verscheidenheden.

der 1. übereinstimmt.[35]) Ich gebe hier zunächst eine genaue Beschreibung[36]) des Titelblattes des Originalwerkes:

De Biënkorf | Der H. Room- | sche Kercke. | Welck is een clare ende grondelicke wtleg | ginghe des Sendbriefs M. Gentiani | Heruet, nu corts wtgegaen int Fran- | soys ende int Duytsch: Gheschreuē aen | de afgedwaelde van het Christen ghe- | looue.

Ende worden hier in verhaelt alle de fondamenten ende | grondelicke beuestingen des H. Roomschen gheloofs: Alle | nieuwe Ketterien nedergelecht, de macht, authoriteyt ende | weerdicheyt der Kercken veclaert, ende met Schriften be- | uesticht: Alle twistige artikelē geslicht, ende claer aengewe- | sen waer de rechte Kercke sy. In somma, alle artikelen des | H. Catholischen Roomschen geloofs wordē hier wt aller- | ley bloemen der schriften, oude Vaderen, Concilien, Decre- | ten ende Canones by een geraept, ende als in eenē suyveren | Biënkorf te hoop gebracht, ende ten laetsten aengewesen de | ghelegenheyt, conditie, wesen ende nature der Biën, des ho- | nichs ende honichraets van desen Biënkorf: Ghetogen wt | de beste oude Schriventen, so Griecken als Latinen. | Toegheschreven ende ghedediceert aen den Eerweerdigen | Bisschop Franciscum Sonnium, Vader aller nieuwe Bis- | schoppen inde Nederlanden, met eenen Brief ende Voorre- | de aen syne Eerweerdicheyt. | Ghemaect ende by een getogē van Isaac Rabbotenu van | Louen, Licentiaet inde Pauselicke Rechten. | 1. Thessal. 5. | Proeft alle dinck, ende behoudt | het goede.

Auf der Rückseite des Titelblattes steht: Tot den Leser. | Leser, Leest dit met vlyt: Hier sult | ghy sien end mercken | De wysheyt end tverstant van de Lo- | uensche Klercken.

Fischart zeigt schon bei der Wiedergabe dieses Titels seine eigenthümliche satirische Sprache und seinen persönlichen Streit wider Nasus. Die erste Ausgabe (1579) hat folgenden Titel[37]):

Binenkorb | **Des Heyl. Römischen Imen-** | **schwarms, seiner Hūmelszellen (oder** | Himmelszellen) Hurnausznäster, Brämen- | geschwürm und Wäspengetösz. | Sampt Läuterung der H. Römischen Kirchen | Honigwaben: Einweihung vñ Beräuchung oder Feg- | feurung der Imenstöck: vnd Erlesung der Bullenblumen, des Heydnischen | Klosterhysops, der Suiter Säudisteln, des Magis-

[35]) Äusserlich unterscheidet sich die 2. Ausg. nur durch das neu zugefügte alphabetische Register.

[36]) Unrichtig citirt bei Vilmar a. a. O. S. 18 und bei Kessemeyer a. a. O. S. 8.

[37]) Die fett gedruckten Buchstaben und der Holzschnitt sind im Original roth.

nostrischen Liripipefen- | chels, vnd des Imenplatts der Plattjmen: auch desz Messthaues vnd H. | saffts von Wunderbäumen, &c. Alles nach dem rechten Himels- | tau oder Manna justirt, vnd mit Mentzerkletten durchzirt. | [Holzschnitt.]

Vnlangst hat klagt mein Frater Nasz
Es sei eyn Römischer Binkorb truckt
Aber der sei jm nit bekantlich,
Das er nicht wisz, ob es Teutsch sei,
Nun ists nit on, er ist ausgegangen
Welchs Teutsch die Nas nit schmackē mag.
Will ichs jm zu lieb teutschen thun
Dan ich in so vil lieber hasz,
Wolauf, die Hummeln prummen schon,

Inn offnem truck, wie ich selbst lasz.
(Desz honig er sonst vil het geschluckt)
Weil das Teutsch ist so vnverständlich,
Oder eyn Kuderwelscher prei.
Auf Nider Teutsch, und wol abgangen:
Deszhalb, damit er führ keyn klag,
Auff gut, prait, Fränkisch hoch Teutsch nun
Weil er nit ist gescheider basz.
Eyn jeder seiner Nasen schon

Wer mit den Wäspen vm̄ will gohn.

Zu Christlingen, Anno 1579.

Die Rückseite des Titelblattes ist weiss. Es folgt dann 'ein Vorredlin an den Leser', welches im Niederländischen fehlt, denn die erklärenden Worte auf dem Titelblatte des Originalwerkes finden sich kaum wieder in diesem Reichthum an scharfen, satirischen Ausdrücken, zu denen die deutsche Sprache alles hergeben muss, um bekannte Wörter in höchst lächerliche zu verwandeln. Dieses 'Vorredlin' ist also als Zusatz zu betrachten. — Die Widmung an den Bischof Sonnio (von Herzogenbusch[38]) bei Marnix Fol. 2^b—9^a finden wir bei Fischart Bl. 4^a—8^a ziemlich getreu wiedergegeben. Am Ende dieser Widmung steht im Niederländischen die Datirung: Int Jaer M.D.L.X.I.X., welche in der 1. deutschen Ausgabe auf dem Titel steht. Hieran schliesst sich die 'Voorrede' (Fol. 10^a—11^a), welche im Deutschen nur theilweise (wohl weil schon etwas daraus in das 'Vorredlin' übergegangen war) vorkommt, unter der Überschrift 'Kurtzer Inhalt'.

---

[38]) Nicht Bischof van der Bosch, wie W. Berg in Jonckbloets Geschichte der ndl. Litt. 1, 432 übersetzt hat.

Das erste Kapitel zeigt bedeutende Erweiterungen und Veränderungen; man vergleiche:

Fol. 18[b]

Ende daerom zyn wy van harentwegẽ niet meer ontset, dan voor een blaes boonen.

Want de H. Roomsche Kercke en heeft noyt willen hare Scriften aennemen, anders dan met dit bespreck eñ conditie, dat sy de selue soude moghen wtleggen na haer goetduncken ende beste ghelegenheyt. Ende dat van dese wtlegginghe gheen appellatie noch betreck en soude vallen: noch daer teghen Ja oock de Naem Christi Jesu niets connen ghelden, so als wy corts in het navolghende stuck breeder sullen verclaren. Want dat is ymmers wel ghewis, soo onse lieue Heere selue hadde willen achtervolgen, de wtleggingen eñ glosen, die de Priesters, Phariseen ende Doctoren te dien tyden inde heylighe Scrift hadden wt dẽ naem der H. Kerckẽ ingevoert, hy en waer nẽmermeer gecrycicht noch gehangẽ geweest: maer om dat hy iuyst wat nieus wilde opbrengen, ende een nieuwe Reformacie in voeren na den text eñ letter der Scrift, ghelyck als dese Ketters nu oock willen doen, daerõ heeft men also deerlick met hem gehãdelt: Hoe wel dat na der hant de H. Roomsche Kercke dese nieuwe leeringhe Jesu Christi also fyn gematicht heeft, eñ op een also rustigẽ ploye gebracht, dat sy nu van een yegelick seer gheern wort aengenomen. Eñ och oft oock dese Hugenosen de selve wtlegginge wilden aenveerden,

Blatt 13[b]

Derhalben entsetzten wir vns nicht mehr vor jnen, dan vor eyner blasen mit Erbsen. [Hier folgt ein geschichtlicher Zusatz, eine Seite klein gedruckt.] Dan die H. Römische Kirch hat jre schrifften nimals anders anem̃en wollen, dan mit disem geding, das sie dieselbige möge auslegen nach jrem gutbeduncken vnd bester gelegenheyt: vnd das von diser Auszlegung keyn Appellation noch weiters hin beruffen gelten solle. Ja das auch darwider der Nam Christi Jesu nichts verfahen könne: inn masen man kurtzlich inn nachfolgenden stucken weiter wird ausfüren.

Sintemal das gewisz ist: het Christus vnser liber Herr selbs allen den Auslegungen vnd Glossen gefolgt, welche die Hohepriester, Phariseer vñ Schriftgelehrten zu seiner zeit inn Namen der H. Kirchen, inn die H. Schrift eingefürt haben, er wer nimmermehr gekreutzigt oder gehengt wordẽ. Dieweil er aber etwas Neues wollte aufpringen, vnd eyne Neue Reformation, nach dem Text vnd buchstaben der Schrifft, wie auch die heutige Ketzer thun, einfüren, darum ist man so jämerlich mit im um̃gangen. Wiwol hernacher die H. Römische Kirche dise Neue lehr Christi, also fein zum dantz geschmucket, vnd off eyne so artige weise gepracht hat, das sie nun von eym ieglichen gern wird angenom̃en. Vnd wan auch noch dise Lutherische

Fol. 18[b]
voorwaer men soude niet meer also met hen aē eenē staeck springen, alsmen tot noch toe gedaen heeft, eñ hier namaels noch van wille is te doen.

Blatt 13[b]
dieselbige Auslegung wolten annemen, so wer der Frid schon gemacht, vnd wird man nicht mit jnen also zum Feuer zuspringen, wie man bisher gethan hat, vnd noch ferners zuthun willens ist.

Nochmals folgt hier eine Erweiterung; auf mehr als vier Seiten werden die Veränderungen in der Kirche in schärfster Weise besprochen. Nebenbei wendet Fischart sich an Frater Nas, welcher in empörender Weise die Frauen der Lutheraner beschuldigt hatte.[39])

Im 2. Kapitel finden wir Bl. 25[a] ff. wieder eine Einschaltung von mehr als vier Seiten, worin Fischart die Wunder erwähnt, welche in Wien, Augsburg, Ingolstadt und München von den Jesuiten verrichtet worden sein sollen.

Gerade dieses erste Stück zeigt den deutschen Schriftsteller in seiner vollen Kraft; man vergleiche noch Fol. 37[a] mit Bl. 29[b]—30[b], wo von den verschiedenen Klosterorden die Rede ist:

. . . . waarvan de sommighe int wit, de sommighe int swert, de andere int grauwe, int groene, int root, int blau, int bondt, ende in alderley verscheyde manieren ghecleedt ende verciert zyn, ende een yeghelick houdt zynen Reghel voor de alderbeste ende aldervolcomenste. Hy (Paulus) soude ontwyfelick ghemeynt hebben, dat hy in een nieuwe werelt gheraect was. Daerom is het groote slechtigheyt datmē enckelick staen wil op het ghene dat de Apostelen gheleert oft geschreuven hebbē: Dewyle nu doch de werelt verandert is, u. s. w.

Wie etliche inn Schneeweis, etliche inn kolschwartz, die andere iñ Eselgraw, inn grasgrün, inn feurrot, inn himelblaw, inn bund oder geschecket gekleyd gehn, die eynen eyn helle, die andern eyn trübe kapp antragen: die eyn Rauchfarb vom Fegfeur geräuchert, die ander von Requiem Todenpleych: Den einen Mönch graw wie eyn Spatz, den andern hellgraw wie eyn Klosterkatz: etliche vermengt mit schwartz vñ weis, wie Atzeln, Raupen vnd Läus, die andern Schwebelfarb vnd Wolfsfarb, die Dritten Eschenfarb vnd Holtzfarb, etliche inn vil Röcken vber eyn-

---

39) Vgl. Kurz, Fischarts Sämmtl. Dichtungen 1, LI ff. — Ernouf, a. a. O. S. 446: 'Ce propos imprudent, qu'il tâcha vainement ensuite d'expliquer ou d'atténuer, lui valut des avalanches d'injures de tous les théologiens de la Réforme.'

ander, die andern inn eyner blosen Kutt: Etliche mit dem hemd uberm Rock, die andern on eyn hemd, oder mit eym pantzerhemd, oder härin hemd, oder Sanct. Johans Cameelshaut auff bloser haut: etliche halb, etliche gantz beschorē: etliche bärtig, die andern Vnbärdig vñ Vngeberig: Etliche gehn barheupt, vil Barfüssig, aber all mit eynander müssig: ettliche sint gantz Wüllin, etlich Leinin, etlich Schäfin, etlich Schweinin: Etlich füren Juden Ringlein auff der Brust, die andern zwey schwerter kreutzweis zum kreutzstreych darauff geschrenckt, die Dritten eyn Crucifix für eyn Bottenbüchs, die Vierten zwen schlüssel: Die fünfften Sternen, Die sechsten kräntzlin, die sibenden Spiegel aus dem Eulenspiegel, die achten Bischoffshüt, die Neunten flügel, die Zehenden Thuchschären, die Eylfften Kelch, die Zwölfften Muscheln vnd Jacobstäb, die Dreizehenden geysseln, die Viertzehenden schilt, vnd andere sonst auff der brust seltsam grillen, von Paternostern, Ringen vñ Prillen: Sehet da, die Feldzeychen sint schon ausgetheylt, es fälē nur die federpüsch, so ziehen sie inn Krig gerüst.

Warlich solt Paulus dise gezeychnete Herd vnd mancherley Kuppeln sehen, er wirde meynen er käm inn eyn neu Welt, wiewol er sonst weit gewandert gewesen: ja er wirde meynen, er wer inn des M. Escorche-Messes Mappemonde Papistiq́, vñ seh daselbs das Mare Hypocritarum, den Traumberg, den Raubwald, dz

Mandzagorathal, dz Bergwerck der Reliquien, die Stätt von allerley Stifften, die Felsen der ärgernus, die wildnussen der Einsidel, die Jacobsstras der Pilger, die Verdienstzöll, die Vogelhäuser der Barfüserspatzē vnd der Prediger-schwalben, das Meszgebiet, die gantz Simoneifestung, dē Heckelberg des Fegfeurs, samt dem Poltergeystersee. Ei wie wirde er darob erschrecken, dz im die Epistel zun Römern entfallen wirde: Dan jeder obgemeldter Orden halt seine Regul für die best vn̄ Vollkommenest, durch die man eyn thür inn den Schaafstall prechen kan, Christus hüte der Schaaf wie er wölle.

Derhalben ist es eyn grosse eynfallt, alleyn an disem behenckē vnd kleben wollen, was die Apostelen gelehrt vnd geschriben haben: Dieweil doch jetzund die Welt gar verändert ist, u. s. w.

Ferner ist die Erweiterung am Schlusse des 11. Kapitels zu erwähnen, in der Fischart eine erstaunliche kirchlich-historische Kenntniss zeigt, indem er uns mit einer grossen Anzahl von Reliquien aus Dutzenden von Städten des In- und Auslandes bekannt macht. Ein ähnlicher Zusatz (etwa 1½ Seite) findet sich im 12. Kapitel (Bl. 65^a) über Begebenheiten in Italien, Brandenburg u. s. w.

Im 2. Stück findet Fischart manchmal Gelegenheit, Ereignisse aus dem deutschen Reiche mit dem Texte zu verweben, ohne jegliche Rücksicht auf seine Landsleute (vgl. Bl. 125^b, 127^a—133^b). Im 16. Kapitel dieses Stückes ergeht Fischart sich in Einzelnheiten über römische Kirchengebräuche (Bl. 150^a—150^b) und im 17. fügt er Bedeutendes hinzu über die Untersuchung der Klöster zur Zeit Heinrichs VIII. in England (154^a—154^b). Wie wenig auch in diesem Stück einige Stellen des Originals zurückzufinden sind, mag folgender Schluss des 12. Kapitels anzeigen:

Fol. 206ª	Bl. 139ᵇ
Maer dat is al verandert, ende de cantse is ghekeert, daerom moeten nu de Papen ryck zyn ende het goet der wereld besitten, aengesien dat haren vader ende schepper de Paus is de Heere der gantscher werelt, so als wy hier voren hebben aanghewesen.	Aber das hat sich alles geändert, vnd die schantz hat sich verkert: Es ist nicht mehr vmb die zeit da Gretlin span. Die Kirchen seind jetzt gar liecht vnd hell worden, vnd die Hertzen tunckel: vorzeiten warn die Kirchen tunckel vñ der Menschen hertzen liecht. Darvm̃ hat Jacob Küngenshofer eyn Priester zu Straszburg vor andert halb hundert Jaren inn seiner Straszburgischen Chronic von diser Constantinischer verschenkung recht geschriben: das die Päpst Heylig waren, da sie arm waren, vnd das denselben tag, da die ubergab der Statt Rom geschehen, eyn Engel uber der Statt erschienē sei, der gerufen: Nun ist das Gifft vnter die Pfaffheyt gesäyet, das sie nicht mehr Heylig werden, wie vor der zeit. Sehet, wie sich das Heyligthum inn Reichtum verkert hat, der Geyst in geytz, Gott in golt, Gottseligkeyt inn gutseligkeyt. Drumb müssen jetzt die Pfaffen Reich sein, vñ der welt gut besitzen, bedracht das jr Vatter vnd Schöpfer der Papst, eyn Herr der gantzen welt ist, wie wir das hiforn gnugsam angezeygt haben.

Fischart hat sich beeifert, die grossen Begebenheiten des Jahrhunderts eingehend zu behandeln; das zeigt das 1. Kapitel des 5. Stückes, wo nicht allein die Reformatoren, sondern auch die Länder, welche sich an der Reformation betheiligten, besprochen werden (Bl. 192ᵇ—195ª).

Am Ende des Werkes ist noch das dreissigzeilige Gedicht als Zusatz Fischarts zu erwähnen und damit das Verzeichniss der grösseren Erweiterungen abzuschliessen.

Damit sind aber durchaus nicht alle Zusätze angedeutet,

denn Vilmar[40]) gibt deren im ganzen hundertneunundsiebzig an, mit Übergehung einzelner Worte, die fast auf jeder Blattseite hinzugefügt sind, sowie der Überschriften der Kapitel und Kolumnen, und der Randglossen. Ohne die vielen kleinen Veränderungen hier näher zu besprechen, wird es deutlich, dass Fischart sein Werk vermehrt hat durch viele Mittheilungen aus der Zeitgeschichte und aus der kirchlichen Litteratur, sowohl früherer Zeiten als der Gegenwart; dass Fischart manchmal sein Original übertroffen hat durch eine stets schlagende Satire und eine besondere Wahl seiner Worte und Ausdrücke. Die Schlussfolgerung kann somit keine andere sein, als diese: Fischart hat keine Übersetzung, sondern eine freie Umarbeitung geliefert.

Dass Fischart den eigentlichen Kern des niederländischen Werkes nicht 'inn einen neuen Model vergiessen' konnte und folglich jener Kern das geistige Eigenthum des Marnix bleibt, liegt in der Natur des Buches: es galt hier eine allgemeine Vertheidigung gegen die Angriffe der damaligen römischen Geistlichkeit. Aber es bleibt das Verdienst Fischarts, seinen Landsleuten das niederländische Werk so umgearbeitet zu haben, dass es vielen als ein Original erscheinen musste. So erklärt es sich auch, dass die buchstäblichen Übersetzungen, sogar der 'gereinigte' Bienenkorb, kaum bekannt geworden sind, während das Werk, worin Fischart 'vor sich ander Zeug aus seinem Gehirn hinein geflickt' hatte, in so vielen Auflagen verbreitet wurde.

Sollte der Sprachforscher das Marnixsche und das Fischartsche Werk vergleichen, so müsste er jenem den Vorzug einräumen. Marnix ist Reformator einer neuen Sprache, er hat nicht die Ursprünglichkeit und Gewalt eines Fischart, aber er zeigt die klare Sprache, welche wir in ihrer Weiterbildung bei Coornhert (1522—1590), Hooft (1581—1647), Brandt (1626—1685) und van Effen (1684—1735) lesen[41]) und als Mustersprache bis heute verfolgen

---

[40]) A. a. O. S. 18.

[41]) Vgl. Dr. Jan Ten Brinck, Kleine Geschiedenis der Nederl. Letteren. S. 83—84. — Merkwürdigerweise gelang es dem Marnix nicht.

können. Fischart dagegen hatte schon Luther vor sich. Seine Sprache wird geradezu als Verschlechterung des Überkommenen hingestellt.[42]) Dass er in der Überarbeitung des Bienenkorb wenig auf Reinheit gab und manchmal niederländische Wörter oder Ausdrücke beibehielt, ist schon von Vilmar[43]) nachgewiesen worden. Zu den buchstäblich übersetzten oder jetzt ungebräuchlichen Wörtern wären z. B. zu fügen: batten = nützen, ndl. baten, engl. to boot; schlechts = nur, ndl. slechts; blähen = reizen für ndl. belgen; pyre = Birne, mhd. bir, ndl. peer; die schantz hat sich verkert = das Blättchen hat sich gewendet, ndl. Fol. 206[a] de cantse is ghekeert: fehlerhaft ist meerkälber für ndl. meercolven.[44])

Der theologische Werth des Bienenkorb, seine scharf ausgesprochene Tendenz soll hier ausser Betracht bleiben. Nicht allein katholische[45]) sondern auch protestantische Schriftsteller haben ein abfälliges[46]), ja einige sogar ein sehr abfälliges[47]) Urtheil ausgesprochen. Ob sie dabei die Zeitumstände und den Zeitgeschmack genügend eingeschätzt haben, bezweifle ich sehr. Jedenfalls bleibt der historische und litterarische Werth des Bienenkorbs ausser Frage. '... als historisch document en voorwerp van studie doen boeken als de Biënkorf en het Tableau des Différens de la Religion uitnemenden dienst.'[48]).

Gouda. T. G. G. Valette.

---

das schon ausser Gebrauch gerathene du wieder zu Ehren zu bringen; das Pronomen du ist im Niederländischen leider gänzlich verloren gegangen.

[42]) Vgl. Gervinus S. 163.

[43]) A. a. O. S. 17.

[44]) Fol. 81[b] heisst es: '.... ende springen also als meercolven van deene tack op den andere.' Bl. 59[a]: 'Und springen also wie Meerkälber vnd vndruhige Vögel von eym Zweig auf den andern.' Fischart muss hier wohl meercalven gelesen haben statt meercolven (jetzt meerkol = Markolf, Holzhäher, Garrulus glandarius L.).

[45]) Vgl. Meusebach, Fischartstudien S. 240.

[46]) Vgl. Vilmar a. a. O. S. 15.

[47]) Vgl. Busken Huet, Het Land van Rembrand II 1, 5 ff.

[48]) J. J. van Toorenenbergen, Verscheidenheden.

Zur Geschichte des deutschen Theaters im 17. Jahrhundert.

Das folgende Kapitel, auf welches neuerdings Reinhardstöttner (Münchener Jahrbuch 2, 13 ff.) wiederum aufmerksam gemacht hat, habe ich mir vor Jahren aus der Bearbeitung des Don Gusman vn Alfarache von Mateo Aleman durch Aegidius Albertinus (1631) ausgeschrieben. Es betrifft die 'Innspruggischen Comödianten', über welche Bolte im 22. Bande des Shakespeare-Jahrbuchs gehandelt hat. Der spanische Text bietet nach Reinhardstöttners Vergleichung keine Entsprechung. Dass die derben Spässe Gussmändls auf deutschem Boden gewachsen sind, zeigt der vorletzte, welcher ein bekanntes Stück von Eulenspiegel und Hans Clawert wiederholt.

Caput LIV.

[284] Gusman wird auss einem Bergknappen ein Comediant vnd erzehlt etliche artliche bossen die er gerissen.

Als ich widerumb reich worden, kleidete ich mich stattlich, besahe die weitberümbte Stadt Inspruck, vnnd fand daselbst neun Comedianten, die waren von allen Nationen zusammen kommen, vnd theils Frantzosen, theils Engelländer, theils Niderländer, theils Italiener, ihre Music und Comedien gefielen mir aussbündig vnd dermassen wol, dass ich (similis simili gaudet, gleich und gleich gleich gesellet sich gern) mich zu jhnen verfügte vnd mit jhnen accordirte, dass sie mich in jhre Gesellschafft auffnamen, dann ich kondte gut Italienisch, Spannisch, Lateinisch vnd halb gebrochenes Teutsch reden, benebens schlug ich trefflich wol auff der Lauten, vnd vertrate einen Spanischen Schalcksnarren mit seiner Kitarren, vnnd kondte artlich drein singen, tantzen vnd springen. Die Comedien seynd ein repraesentirung vieler alten vnd newen Geschichten vnd Historien der Gottseligen, frommen, erbarn, züchtigen vnd keuschen Personen, welche im heiligen Christlichen wandel und Tugend der gantzen Welt vorgeschienen, vnd dern Leben und Thaten man gleichsamb lebendig in offentlichen Schawspiel, allermäniglichen zeiget vnd fürhelt, darauss dann nit allein [285] ein erlustigung des Gemüths erfolget, sondern auch die Zuseher und Zuhörer zum Christlichen wandel bewegt vnd auff gemuntert werden. Es wird auch mancher Gottloser vnnd verführter Mensch durch dergleichen Schawspiel (darinn ent-

weder die belohnung der frommen, vnd die erschreckliche straff der Gottlosen vor Augen gestellt wird) bewegt sich zubekehren vnd ein Gottseligers Leben an sich zunehmen.

Hergegen find man andere Comedianten, welche sonsten gute Historien agiren, vnd benebens lächerliche bossen vnnd Gauckelspiel verrichten, bossirliche schnacken reissen vnd von einem ort zum ander vmbziehen: Eben dergleichen Comedianten waren diese, mit denselbigen zohe ich durch gantz Teutschland vnnd Niderlandt, befand mich trefflich wol bey jhnen, und ward wegen meiner artlichen bossirligkeit sehr geliebt, dann bissweiln repraesentirte vnd vertrate ich auch einen Diener eines alten verliebten Herrn, der hiess Pantaleon vnd ich hiess Gussmändl.

Einsmals fragte ich im Comedienspiel diesen meinen Herrn, was doch der allerlieblichst und nutzlichst Wollust auff Erden were? Mein verbulter alter Herr Pantaleon antwortet: Wann einer seiner hertzallerliebsten beywohnen und geniessen könte. Da lachte ich vberlaut, verspottete ihn, vnd bewiese mit vielen Exempeln, dass die Buler gemeiniglich nur Bettler werden vnnd Schlier und Kolben heimbringen.

Mein Herr rieth noch ferrner vnd sagte, dass nichts wollustigers were, als wann einer bey lustiger Gesellschafft zu Tisch sitzet, vnd den vberfluss an guten Bisslen vnd herrlichem Wein hat. Darauff lachte ich jhne abermals auss und fragte jhne, ob er nicht letztlichen [286] von dem vielen fressen vnnd sauffen voll vnnd doll wie auch kranck werde.

Er rieth noch ferrner vnnd sagte das etliche Säck voll Ducaten das allerlieblichste vnnd nützlichste auff Erden weren? Aber ich verspottete jhne vnd sagte, dass nur die Narren jhren lust mit dem Geldt vnnd wenig nutz davon haben, sich auch bissweilen etliche von des Geldts wegen hencken: Wann du aber zu wissen begehrest, was der allerbest lust vnd liebligkeit auff Erden seye, so wil ich dirs sagen: nemblich wann einer zur zeit der hochtringenden vnd ein zeitlang verhaltener Noth die Hosen auffnestelt, das priuet erwischet, vnnd den Bauch aussläret, dann durch diss mittel wirstu nicht allein der sorg in die Hosen zu hofiren befreyet, sondern es wird auch die Natur am meisten erquickt. Woferrn aber du es nicht wilst glauben, so versuche es, verhalte den stulgang ein zeitlang, hupffe, lauffe vnd wehre dich mit Händ vnd Füssen, vnd halte fest biss zur eussersten noth, so wirstu letztlichen ein vberauss grosse linderung vnd liebligkeit empfinden. Pantaleon mein Herr liess sich vberreden, verhielt einsmals den stulgang sehr mannlich vnd ritterlich etliche stundlang, vnd beklagte sich gleichwol, dass er jhne in die leng nicht würde auffhalten können: Ich aber sprach ihm starck zu, dass er sich dapffer wehren, zaplen vnnd herumb lauffen solte. Er hebte seine Händt hinden zum Gefäss, vnnd truckte starck zu, lieff auff dem theatro oder Binen hin vnd wider mit grosser

angsthafftigkeit, zohe den Athem mit gewalt an sich, verwendete die Augen im Kopff, reckte die Zung einen Finger lang herauss. Ich aber wolte noch nicht bewilligen, dass er seinen gefangenen herauss solte lassen, weil aber inmittelst seine Liebha- [287] berin darzu kam, so erschrack er dermassen, dass er die gantze Brüh mit grossem getümmel in die Hosen gehen liess. Das war nun ein leckerlicher Boss und machte ein herrliches gelächter für die Spectatores vnd Zuseher: Ihme dem Pantaleon gereichte es zu einer so grossen liebligkeit vnd Wollust, dass, als er gefragt ward, wie es vmb seine Hosen stünde? er zur Antwort gab: Was frag ich nach denen Hosen, wegen einer solchen liebligkeit sol einer seiner Hosen nicht verschonen vnangesehen sie von lauter guldinen vnd silbernen stucken gemacht weren.

Einsmals zohen wir beyde in wehrender Comedi in Krieg in vnsern Rüstungen, vnd es entran jhm vnversehens ein so starcker vnnd vberauss lauter Leibsdampff, dass ich nieder zu boden fiel, vnd vermeinte, dass ich von einem groben geschütz getroffen war. Als ich nun also gleichsamb todt lag, kehrte mir mein alter Herr Pantaleon sein Gesess zu meinen Ohren, vnd liess abermals einen so starcken streich gehen, dass er mich mit schrecken widerumb vom Todt aufferweckte.

Einsmals hatte ich ein gar gute Bottschafft von meines Herrn des Pantaleonis Liebhaberin bey jhm zu verrichten, die sparte ich aber biss er in der Mahlzeit vber Tisch sass, vnnd ich wartete biss man jhm ein aussbündige gute Turten fürgesetzt hatte, als nun mich bedunckte dass es Zeit war jhne vom Tisch zujagen, brachte ich jhm die obangedeute gute Zeitung, gleichsamb hette ichs albereit vergessen, vnd ich sagte jm dass er geschwind vnd vnverzogentlich zu seiner Liebhaberin kommen solte. Da lieff er alsbald vom Tisch zu seiner Hertzallerliebsten, dann dieselbe war jhm viel lieber dann 100 Turten; ich aber erwischte die Turten vnnd verschluckt sie in wenig bissen.

[288] Dieser mein Herr fieng einsmals an sich zu beklagen, dass jhm das essen nimmer recht schmecken wolte, vnd besorget derwegen sich vorm vnversehenen Todt, da gab ich jhm den Rath, dass, weil der Mensch je nicht weiss, welche Mahlzeit sein letzte seyn werde, so soll er bey jeder Mahlzeit gedencken ein jede sey die letzte, vnd solle derwegen bey einer jeden Mahlzeit ein valete Mahl halten, vnd sich sticken vnd wicken voll fressen vnd sauffen, damit er ein gute kräfftige Labung hette, wann der Todt mit jhm kämpffen würde.

In einer andern Comedi befahl mir mein Herr Pantaleon, dass ich seiner Liebhaberin ein herrliche vnd wolgeschmackte Pasteten backen lassen vnd heimbringen solte: Weil aber sie sehr vnflätig war, so kauffte ich zwey Haselhüner, gieng zum Pasteten Koch vnd bestellte, dass er sie in einem guten Brühlein kochen solte, darneben aber gab ich jhm ein Gestup, welches den Leib

vber alle massen pflegt zu reinigen vnd weidlich zu operiren, vnd zu würcken: Die Pasteten bracht ich der Liebin, die ass sie mit Lust gar auff, vnd liess nichts darvon vber. Vngefährlich vber ein halbe Stund hernacher suchte ich ein gelegenheit, dass ich sie herfür auff die Bienen brachte, auff vnd nieder mit jhr spatzieren gieng vnd mit einander conuersirten. In wehrender solcher vnser conuersation würckte das Gestüpl der Pasteten dermassen in vnd bey jhr, dass sie anfieng jhren Bauch zu klagen vnd sich zu stellen, als ob sie sich wolte retiriren, vnd abwegs hinweg gehen wolte: Ich aber erwischte sie hinderwerts, hebte jhr den Rock auff, vnd hielt sie so lang, biss letztlichen sie anfing vnden vnnd oben ausszuwerffen, vnd den Zusehern einen sehr lieblichen Bisem vnd Geruch zu machen. Das gelächter war gross, [289] aber der Danck war klein, dann mein Herr gab mir Brügelsuppen zu fressen.

Wien. Jakob Minor.

Auswahl aus Klopstocks ungedruckten Briefen an Gleim.

Wiederholt machten wir darauf aufmerksam, dass es in unserer Litteratur keinen Dichter gibt, dessen Werken durch Nachlässigkeit und Missverstand der Abschreiber, durch Entstellungen des Setzers oder Correctors so viel Unheil widerfahren ist, wie dem Sänger des Messias.

Aber auch die Sammlungen der Klopstockschen Briefe zeigen die auffallendsten Lücken und Fehler und bedürfen so, wenn sie überhaupt für litterarische Arbeiten zuverlässige Quellen abgeben sollen, vielfacher Ergänzung und Berichtigung. Sowohl in den von Klamer Schmidt, als auch in den von C. A. H. Clodius, Back und Spindler, H. Schmidlin und zuletzt von J. M. Lappenberg besorgten Briefsammlungen lässt sich an der Hand der Originale eine Reihe von Verderbnissen nachweisen.

Aus der Fülle der mannigfachen uns vorliegenden Briefsammlungen heben wir Klopstocks Briefwechsel mit Gleim heraus und legen hier nur die wichtigsten Zusätze[1])

[1]) Da die Back- und Spindlersche Ausgabe die vollständigste ist, wird nach dieser Sammlung = BSp citirt.

und die in die oben angeführten Quellen nicht aufgenommenen Fragmente (Nr. 1, 9, 10, 11, 15, 16, 18, 19, 20, 21) und Briefe (Nr. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 12, 13, 14, 17) vor, sofern sie auf Klopstocks persönliche oder litterarische Verhältnisse besonderen Bezug nehmen. Auch ungedruckte Antworten Gleims sind beigefügt.

1.

Zürch, den 8. October 1750.[2])

... Hirzel ist Kleistens unwürdig[3]); er petittirt bisweilen auch edelmüthig zu seyn; er kriecht, ins Regiment zu kommen. Beneiden Sie überhaupt die hiesigen Hrn. Republicaner nicht. Es sind fast durchgehends Leute, die sich erschreklich tief bucken; denn fast alle, die ein bischen von Familie sind, wollen ins Regiment.

2.

Quedlinburg, den 20. März 1751.

Liebster Gleim[4]),

Sie schreiben mir nicht, und kommen auch nicht zu mir. Vielleicht haben Sie das, was ich auf das Couvert meines letzten Briefs schrieb, nicht so mehr geglaubt. Ich habe von Koppenhagen einen Brief von dem Baron Bernstorf bekommen, der schon auss Hannover adressirt war. Und dieser Brief ist vom 6. dieses. Mein liebster Gleim, es kommen gar zu viel Ursachen zusammen, dass ich notwendig den 22. reisen muss. Lassen Sie mich keine Beschreibungen von meiner Traurigkeit machen, dass wir nun nicht auf Langensalza reisen können. Wenn es Ihnen nur immer möglich ist, so kommen Sie doch Morgen zu uns. Geht das nicht an, so werde ich den Montag Nachmittag zu Ihnen kommen, und des Nachts auss Braunschweig, wo ich auch nur etliche Stunden bleiben kann, reisen. Können Sie morgen nicht kommen, so schreiben Sie wenigstens

Ihrem Klopstock.

3.

Quedlinburg, den 6. August 1752.

Sie kommen nicht, Sie schlimmer Mann. Warten Sie nur auf den Dienstag früh um 8 Uhr will ich bey Ihnen sein, und

---

[2]) BSp 6, 105 Z. 12 v. u. nach dem Wort: umgehe.

[3]) Über Hirzels Verhältniss zu Kleist vgl. Ew. v. Kleists Werke hg. v. Sauer 1, XXIX; über Klopstocks Züricher Freundschaft und spätere Feindschaft: Fr. Muncker, Fr. G. Klopstock 1, 233 ff.

[4]) Vgl. Klopstocks Brief an Gleim gleichen Datums. BSp 6, 113. Über die geplante Reise s. Muncker a. a. O. 1, 246.

Sie recht dafür ausmachen, dass Sie nicht gekommen sind. Und wenn Ramler etwa auch ein bischen Schuld hat, so soll er das Seinige auch mit kriegen. Alleweil geht Cramer[5]) von mir weg. Er hat mir versprochen, dass er mit reisen will. Sehen Sie wohl, dass Klopstock immer derjenige ist, der alle seine Freunde in der Freundschaft übertrift . . . Ich muss schliessen, sonst geht mir die Post. Meine Grüsse und Küsse an Ramler und Sucro. Ich bin Ihr

Klopstock.

Sie müssen mir antworten, damit ich gewiss weiss, dass sie zu Hause sind.

4.

Koppenhagen, den 5. May 1753.

Bey dem Leybmedicus von Berger.

Mein lieber lieber Gleim. Sie haben mir einen süssen lieben Brief geschrieben. Wie freu ich mich! Wie freu ich mich! Aber ich kann ihn heut unmöglich beantworten. Sie werden es schon aus dem Paquet, das hinten folgt, merken, warum? — Sie wissen, dass die Buchhändler nicht die grössten Freunde von Subscriptionen sind. Da haben Sie viele Zettel und auch Scheine.[6]) Machen Sie damit, was Sie damit machen können. Es ist eine Sünde, dass ich Sie durch solche Sachen in Ihrer Glückseligkeit störe. Nun vielleicht kann ich Ihnen diesen Sommer noch diese Sünde selbst abbitten.

Ich bin Ihr

Klopstock.

Schicken Sie Ramler oder einem andern unserer Berliner Freunde Zettel zu.

5.

Quedlinburg, den 14. Januar 1763.

Ich erwartete Asseburgs[7]) Pferde heute, eine kleine Reise zu Ihm zu thun, die ich nicht länger habe aufschieben können; sonst würde ich Sie um Ihr Pferd gebeten haben. Ich danke Ihnen, dass gestern der H. v. S. nach H.[8]) gereist ist. Statten

---

[5]) Über Cramers Aufenthalt bei Gleim vgl. W. Körte, Gleims Leben S. 57 ff.

[6]) Hat Bezug auf Klopstocks Drei Gebete eines Freigeistes, die Anfang 1753 bei Bohn in Hamburg anonym erschienen waren.

[7]) Freiherr Achatz Ferdinand von der Asseburg, seit 1753 Kammerherr in dänischen Diensten unter Bernstorff, dem Klopstock auch seine Bekanntschaft und Freundschaft verdankte. Klopstock besuchte ihn noch ein zweites mal im August dieses Jahres.

[8]) Freiherr Ernst Ludwig von Spiegel, Domdechant zu Halberstadt, Gleims Amtsvorstand und treuester Freund. Vgl. Gleims Blumen

Sie bey Ihm selbst meinen Dank ab. Ich bin sehr begierig die Folge von diesem Besuche zu wissen. Da ich weis, dass der Vater jetzt mehr als vorher abgeneigt ist, mindestens hat ers vorher weniger zu seyn geschienen; so hätte ich zwar gewünscht, dass dieser Besuch früher gemacht worden wäre; aber dieses hinderte gleichwohl nicht, dass ich ihn nicht als nur nüzlich und mich dem Hr. Domdechant für sehr verbunden ansehen sollte... Mein Titel, vermuthlich Legationsrath, wird frühestens künftigen Dienstag, und spätestens auf den Montag über acht Tage ankommen. Ich verspreche mir wenigstens etwas Wirkung davon. Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet ist doch mein lebhaftester Wunsch, etwas weniger sensible dabey seyn, als ich jetzt sehr sensible bin. Denn sie erschrecken mich zwar unterweilen, aber ich halte sie doch nicht für unüberwindlich. — Ich will Ihnen Nachricht geben, liebster Gleim, wenn ich wieder nach Blankenburg reise; und dann müssen Sie, wenn es Ihnen irgend möglich ist, ein wenig dahinkommen. Antworten Sie mir bald und früher, denn ich habe solche Anstalten gemacht, dass ich meine Briefe bald bekomme, ich sey in Meisdorf[9]) oder Blankenburg. Ich bin beständig der Ihrige

Kl.

---

auf unsers Spiegels Grab. Halberstadt, den 7. Juni 1785. und Noch Blumen auf das Grab des Menschenfreundes. Halberstadt, 1785. Beide Sammlungen wurden nochmals aufgelegt und mit einem Lebensabriss Spiegels von Gleim versehen: Blumen auf Spiegels Grab. Berlin, 1786. Die hier erwähnte Reise nach Haymburg geschah aus Gründen der ehelichen Verbindung Klopstocks mit seinem 'süssen Mädchen' Done, Louise Sidonie Wilhelmine Elisabeth, der Tochter des Blankenburger Amtsrathes Diedrich, die Klopstock daselbst im August 1762 kennen und lieben lernte. Trotz Spiegels Fürbitte konnte sich der Vater nicht entschliessen, seine Tochter 'soweit in die Fremde zu verheirathen'. Auch eine zweite im Mai desselben Jahres unternommene Reise nach Haymburg blieb ohne Erfolg. Klopstock gab seinen Empfindungen in der Ode An Done Ausdruck. (Zuerst ohne Klopstocks Wissen und Willen in den Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen 1764 im 37. Stück erschienen. Eine Originalabschrift befindet sich in Gleims Nachlasse zu Halberstadt. Klopstock selbst nahm aus begreiflichen Gründen die Ode in seine Ausgaben nicht auf. Vgl. die von Muncker und mir besorgte kritische Ausgabe der Oden Klopstocks, Stuttgart 1889, 1.151.) Von Klopstocks ernsten Heiratsabsichten zeugt der folgende Brief.

[9]) Dass sich Klopstock in der That mehr als vierzehn Tage in Meisdorf aufhielt, geht aus einem vom 10. August d. J. datirten noch ungedruckten Briefe von Klopstocks Bruder hervor. (Original in Gleims Archiv.) Vgl. auch Klopstocks aus Meisdorf, den 12. August 1763 datirtes Schreiben an Gleim.

6.

Blankenburg, den 16. May 1763.

Ich bitte Sie, liebster Gleim folgende Commission bey dem Hr. Domdechant auszurichten, oder Ihm auch diesen Brief vorzulesen da Er schon ehmals für mich gesprochen, und mir auch neulich gezeigt hat, wie geneigt Er sey, mir zu meiner Absicht beförderlich zu seyn; so schmeichle ich mir, dass er die Gütigkeit haben werde, den Amtsrath noch einmal in dieser Absicht zu besuchen. Er kömmt Morgen abend zurück, und wird dann vermuthlich einige Zeit in H. zubringen. Die Punkte, die Sr. Hochwürden zu Ihro Unterredung wissen müsste, sind folgende.

1) Ich habe jetzt 600 Rth. den Louisd'or zu 4 Rth. Einnahmen.

2) Ich kann vor der Vollendung des Messias von einer Vermehrung meines Gehalts nichts Gewisses sagen.

3) Ich setzte gleich nach meiner Verheurathung 550 Rth. in die Witwenkassa (dafür meine Witwe weil ich schon ehmals 1100 Rth. eingesetzt habe, jährlich 400 Rth. den Louisd'or zu 4 Rth. erhält, die Sie verzehren kann, wo Sie will.

4) Ich will so lange in Deutschland bleiben, als es der Amtsrath verlangt; wenn es aber auch immer seyn sollte; so könnte ich [mich] um keine Bedienung nach der Vollendung des Messias sondern nur um eine Zulage zu meinem Gehalte bemühen.

5) Ich werde nach Vollendung dess Messias eine Bedienung in Holsteinischen, und nicht in Dänemark zu erhalten, suchen.

6) Ich kann, ohne das Geringste zu vergrössern, sagen, dass der König und der Obermarschall Moltke mir wohl wollen; und dass der Minister Bernstorf und sein Neveu meine Freunde sind.

7) Ich überlasse es dem Amtsrath völlig seiner Tochter mitzugeben was er will; und mache weder darauf, noch auf das, was sie besitzen würde, wenn sie ihn überleben sollte, nicht die geringsten Ansprüche.

Ich habe vor, liebster Gleim, künftigen 1. Juni nach Gartow zu dem Cammerherrn Bernstorf zu reisen. Wenn also der Herr Domdechant vor dieser Zeit die Unterredung halten könnte: so würde mirs sehr lieb seyn.

Es ist schon spät; sonst würde ich Ihnên mehr schreiben. Schicken Sie den Boten nicht eher wieder, als bis Sie den Hr. Domdechant hierüber gesprochen haben.

Ihr

Klopstock.

Ob ich das süsse Mädchen wohl liebe?

7.

Quedlinburg, den 27. März 1764.

Ich habe Ihnen gestern nicht geschrieben, liebster Gleim, weil ich erst diess kleine Paquet für Sie zu recht machen wollte.

Da haben Sie alle meine kleine Reichthümer. (Die Fragmente zum XX ges., die nun ohne Sylbenmass gedruckt werden, sind in Blankenburg zum Drucke.[10]) Da ich Ihnen die Mühe der Correctur machte; so überlass ich Ihnen zur Dankbarkeit für diese Mühe, diesen Abdruck machen zu lassen, wie Sie es anbefohlen haben mögen. Aber eins muss ich Ihnen doch dabey sagen. Sie müssen kleine Lettern nehmen und die Zeilen enger setzen, weil ich nicht gern wollte, dass ein Exemplar meinen Brief zu dick machte. Sie fangen gleich oben an, wie das Manuscript ist; so sieht das Manuscript mässiger aus, und der erste Zweck wird auch desto mehr erfüllt. Die Materie ist für mich noch nicht erschöpft, aber ich habe mir das Gesetz gemacht, ein Ganzes zu haben. Gestern Abends ziemlich spät, als ich mit dem Reinschreiben fertig war, hatte ich nur erst Arb[eit], also kam die nicht unschwere letzte Strophe hieher. — Wie das Manuscript ist, so durft ich, glaube ich, die Stelle aus dem Sophocles hinzusetzen. Damit Sie auch bey Ihrer ernsthaften Untersuchung, welches Sylbenmass Sie vorziehen, etwas zu lesen haben; so schicke ich Ihnen hiebey eine Composition, die ich gemacht habe. Sie wissen so gut als ich, dass ich nicht das Abc der Noten verstehe, und vom Takte noch weniger. Das Sylbenmass ist mein Takt gewesen. Ich komme gewiss bald zu Ihnen. — Ich muss noch erinnern, wie es so steht: ⏒ = ⏓, so müssten die Sylbenzeichen von gleicher Grösse seyn, wenn es aber so steht: ⏑ ⏑ – ⏒, oder: ⏓ –, so müssten die untersten als die Ausnahmen von der Regel kleiner gedruckt werden.

Eben bekomme ich Nachricht, dass die Paar Bogen wirklich nicht gedruckt werden können. Wenn Friederici nicht der Corrector werden kann; so werd ich das Manuscript dort wieder wegnehmen.

8.[11])

Wenn mein Pferd nicht beliebt hätte krank zu werden; so käme ich heute statt des Boten auf einen Lauf zu Ihnen. Ich habe nach Ihrem Briefe gedacht, dass Sie zu mir kommen würden; aber das haben Sie fein bleiben gelassen. Nach Magdeburg werden Sie auch nicht reisen, das seh ich wohl. Ich verreise den dritten

---

[10]) Vgl. hiezu Klopstocks Brief an Ebert, Koppenhagen den 13. November 1764. Lappenberg S. 154.

[11]) Ohne Zeitangabe. Gleim fügte die Randbemerkung bei: Empfangen den 16. April 1764. Aus dem Datum dieses Briefes ergibt sich auch die Zeitangabe für Klopstocks Brief an Ebert, Lappenberg S. 152.

Feyertag, und bleibe 2 Tage in Magdeburg.[12]) Homer werde ich englisch lesen, damit ich sehe, was er von Popes Versen sagt. Warum säumt denn Ihr Herr Breitkopf[13]) so? Es ist mir nicht gleichgültig, dass ich bey den Griechen immer mehr Verse finde, die meinen gleich und ähnlich sind.

Der Bote kömt. Ich will ihn nicht aufhalten. Wenn Tante Nichte ein wenig Ihr Ansehn brauchen, und Ihnen befehlen wollte, meinen Herrn Abgesandten zurückzubegleiten, so wäre diess etwas, das in seiner Art ebenso artig wäre, als der Einfall war, mit der Taube Schnepfen herumfliegen zu lassen.

9.

Koppenhagen, den 19. December 1767.[14])

Sie müssen wissen, dass Lessing (den ich jetzt recht lieb habe) und Bode meine Schriften herausgeben wollen. Bode versicherte mich mehr als einmal in Lessings Namen, dass Bachmann seine Idee vom Verlage aufgegeben hätte. Auf diese Nachricht hin hab ich mich mit Lessing und Bode eingelassen. Ich kann auch nicht anders denken, als dass Bachmann diesen Entschluss gefasst hat gehabt, und ihn nur jetzt wieder geändert. Ich habe gleich nach Ankunft Ihres Briefes nach Hamburg geschrieben. Ich habe noch keine Antwort. Lessing und Bode werden und können nichts dagegen haben, dass meine frühere Verbindung mit Bachmann gilt. Von Hermann will ich spätestens heut über 14 Tage nach Hamburg an Alberti schicken. Meine Bedingungen mit Bachmann sind: die Hälfte des Profits oder Verlustes (ohne Subscription möchte ich diess) und zweytens bin ich nur auf eine gewisse Zeit engagirt. Lassen Sie uns diese Zeit festsetzen. Was den ersten Punkt anbetrift, so gehe ich gleich davon ab, so bald Bachmann will, und bin mit wenigem zufrieden. Um eine Sache bitte ich Sie vornämlich, mein liebster Gleim, dass Sie darauf sehen, dass mein Bruder in Wien auf irgend eine Art dabey beschäftigt werde. Wenn ich mehr mit ihm zufrieden wäre, als ich seyn kann (ich meine besonders in Absicht auf eine Ausführung der Sache, die er sich auszuführen vornimmt) so würde ich ja weder mit Bachmann noch Lessing in diese Verbindung gekommen seyn.[15])

---

[12]) Vgl. eine Stelle in dem vorher citirten Brief an Ebert: 'Ich reise den dritten Feyertag von hier, und über Magdeburg.' Dies Schreiben gibt auch über den doppelten Zweck der Reise Aufschluss.

[13]) Klopstock liess um diese Zeit XXX lyrische Silbenmasse beim jungen Breitkopf als Manuscript für Freunde drucken.

[14]) BSp. 6, 235 Z. 9 v. u. nach den Worten: heraus sind.

[15]) Hier reiht sich an BSp. 6, 235 Z. 2 v. u.: Lassen Sie ... — Bekanntlich realisirten sich weder Bachmanns noch Lessings Projecte;

10.

Hamburg, auf dem Kamp im fürstl. Eutinischen Hause
den 16. November 1770.

Ihr Gedanke, l. Gleim, unsern Cramer zum Abte in Klosterberg zu machen, ist aus vielen Ursachen besonders aber auch desswegen vortreflich, weil er zu keiner gelegeneren Zeit, als der jetzigen, kommen konnte. Die Lübeker wollten Cramer schon vor langer Zeit, das heisst, schon damals da K. kaum gestorben war, zu ihrem Superintendenten haben. Sie hatten sich desswegen an mich gewandt. Cramer (der in Zweifel war, und lange blieb) lehnte es mehr von sich ab, als dass er Erfahrung machte. Endlich kam die Veränderung, die Sie kennen, und die machte, dass ich jetzt hier bin, und nun wollen diese Herren Cramer nicht mehr haben. Es würde mir zu weitläufig seyn, Ihnen den Zusammenhang dieser Sache zu beschreiben. Es ist gewis, wenn ich Ihnen sage, dass zu der Zeit, da ich hin und her bey mir überlegte, ob und wie ich nach Lübeck reise, und es wagen wollte bey der so geringen Wahrscheinlichkeit eines guten Fortgangs, das Ding gleichsam wieder von vorne anzufangen, dass zu dieser Zeit ich Nachricht von Ihrem so guten Einfalle erhielt. Ich schreibe Ihnen heut, so wohl Ihnen meine Freude über die Sache zu bezeigen, als auch Sie zu bitten, sie, so viel Ihnen möglich ist, zu beschleunigen. Diese Bitte um Beschleunigung hat sehr gute Gründe. Es kann nämlich Cramern diess und jenes bevorstehen, welches ihn veranlassen kann, um seinen Abschied anzuhalten. Er hat, wie ich weis, Ihnen geschrieben, er müsste erst von Spalding Nachricht von der eigentlichen Beschaffenheit der Klosterbergstelle haben, ehe er einen Entschluss fassen könnte; umsomehr glaub ich, dass er sich nun schon entschlossen habe. Sobald Sie mir für Cramer etwas zu sagen haben; so richten Sie es an mich. Ich will es ihm schon schreiben, wie es geschrieben werden muss. Die Briefe nach Kopenhagen werden höchst vermuthlich erbrochen.[16])

11.

Den 25. Februar 1774.

Ich bin mein selbsteigener Secretär, Copist, Buchhalter, und ausser dem auch zweymaliger bisweilen dreymaliger Corrector, so dass Sie wol ein wenig Unrecht haben könnten, wenn Sie

---

das Bardiet selbst, um dessen Drucklegung es sich hier handelt, gelangte erst Sommer 1769 in Heinrich Cramers Verlag in Hamburg zur Ausgabe. Vgl. hiezu Gleims Antwort vom 3. April d. J. und im besondern Bachmanns noch ungedruckte Briefe an Gleim.

[16]) Fortsetzung s. BSp 6, 256 Z. 3 v. u. mit den Worten: Ich danke . . .

mit mir über das Nichtschreiben zankten. Es war gleich meine Absicht, dass das Geld für die dortigen Exemplare an Sie sollte ausgezahlt werden. Den Rest werde ich Ihnen auch bald anweisen. — [17]) .... Wollen Sie es nach meinem Plane auf Subscription drucken lassen; so brauchen Sie (nachdem ich so viel correspondirt habe) gar nicht darüber zu correspondiren; sondern nur Zeit der Herausgabe, Preis und so weiter anzuführen, und meinen Collecteurs nur bey dieser Anzeige zu sagen, dass sie meine Bedingungen mit Ihnen eingehen und zu der von Ihnen bestimmten Zeit die Namen der Subscribenten erwarten. [18]) Sie

[17]) Folgt BSp 6, 103 Z. 4 v. o. von: 'Ihr rothes Buch' bis: 'Härte'.

[18]) Das Ganze ist die Antwort auf Gleims noch ungedruckten Brief: Halberstadt, 26. Januar 1774, den wir hier des vollen Verständnisses wegen folgen lassen: 'Ich sende meinem theuersten Klopstock hiebey eine Handschrift in Vertrauen, mit Bitte, sie durchzulesen, und mit der ersten umkehrenden Post mir zu sagen: Ob es angeht, dass Er in Altona, oder bey Herr Boden sie sauber, ohne alle Zierrathen, auf feines holländisches Papier drucken lasse, und an seine Sammler sie mit versende. Die Kosten alle soll und will der Verfasser übertragen, und den Vortheil, wenn in gewisser kurzen Zeit die Umstände, worin er itzt sich findet, zu seinem Besten ausschlagen, als wozu die grösste Hoffnung ist, den, mein bester Klopstock, will er zu einem guten Werk, verwenden. — Und dann, mein bester Klopstock, ich höre, dass H. Boie bey ihm sich aufhält, wenn dieses wahr ist, und Sie wollen mit der Herausgabe des Halladats sich nicht abgeben, oder Sie können nicht, dann bitt' ich Herrn Boie zu fragen, ob er will und kan? Aber schlechterdings muss es Ostern herauskommen, und wenns möglich ist noch ehe. Gute Gründe bewegen zu dieser Eile. Ferner ich muss Herrn Boie 25 St. Louisd'or, praenummeration auf die nicht zu Stande kommende Ausgabe meiner Werklein zurückzahlen, und möchte wissen, wohin, ob nach Göttingen, oder nach Hamburg ich sie ihm übersenden soll? Ich bitte Herrn Boie meine besten Empfehlungen zu machen, und mich zu entschuldigen, dass ich die 25 St. Louisd'or nicht vorlängst ihm eingehändigt habe. Böse Menschen, bester Klopstock haben ihren Gleim tödlich krank gemacht; ich habe das Gallenfieber gehabt und nun seit Einem Viertheil Jahr hab' ich einen gefährlichen Schnuppen, der mit einem auszehrenden Übel mich bedrohet. Gott, mein bester Klopstock, man möchte mit jenem Pfarrer in den Seufzer ausbrechen, für welche Canaillen ist unser Heiland gestorben. Ich lege zum beliebigen Einsatz in die neue Zeitung ein paar Sinngedichte bey, und bin mit dem alten reinen Hertzen, voll meines Klopstocks Ihr getreuester Gleim.

Von Quedlinburg habe lange nichts gehört. In dem Format wie Ihre Oden wünsche ich den Halladat gedruckt zu sehen, die Zeilen weit genug aus einander, dass es nicht zu wenige Bogen werden.'

mögen nichts davon schreiben, was Ihnen böse Leute[19]) gethan haben! . .

12.[20])

Sie erinnern sich, mein l. G. dass ich Sie vor einiger Zeit gebeten habe, mein erster Nachfolger in der Subscription zu werden. Sie können daraus urtheilen, wie viel Vergnügen es mir mache, dass Sie es nun mit dem rothen Buche thun wollen. Sie haben sich nun um weiter nichts zu bekümmern, als gegen den gesetzten Termin, mit dem die Subscriptionszeit zu Ende laufen sollte, die Briefe zu erwarten, die Ihnen Nachrichten von den erhaltenen Subscribenten geben. Bode soll ausrechnen, wie viel Bogen das Gedicht ausmacht, und Ihnen demnach einen Preis (er muss nicht hoch seyn) vorschlagen; ich will das Buch in einer der Republik angehängten Nachricht von der Subscription nebst dem 2. Theile der Republik zur Subscription ankündigen, und so wird es, denk ich, nicht einmal nöthig seyn, eine gleiche Ankündigung in die Zeitung zu setzen. Ich habe so viel correspondirt, dass nun die, welche auf meine Art wollen subscribiren lassen, gar nicht zu correspondiren brauchen. Diese haben nichts andres zu thun, als vor Abgang der Exemplare Aviso-Briefe und nach empfangenen Geldern Empfangsbriefe zu schreiben. Hr. Schmidt bitte ich, das Geld für Ihre Subscribenten an meine Schwester nach Quedlinburg zu schicken. Ich habe in dem Plane gedruckt: 1 Rth. schweres Gold oder 1 Rth. 3 gr. 9 Exempl. 2 Louisd'or 3 gr.

Ich umarme Sie mit meiner ganzen alten Freundschaft

Ihr Klopstock.

Die für Boie übersandten 25 Louisd'or theils in Quittungen habe ich richtig erhalten.

Hamburg, den 4. März 1774.

Bey Ihrer Pränumeration konnte ich (wie ich Ihnen schon damals geschrieben habe) nur wenig thun; auch that ich nichts, weil ich voraus sah, dass es gehen würde, wie es gegangen ist. Sie sollen sehen, was ich jetzt thun will, weil ich nun es thun kann.

Zu Halladat vgl. Briefe von H. Boysen an H. Gleim. Frankfurt u. Leipzig 1772 1, 38. 2, 171 ff., im besondern aber den Briefwechsel zwischen Lessing u. Gleim, Berlin 1794 S. 201 ff. und ungedruckte Briefe Herders an Gleim aus dem Anfang des Jahres 1774 in Gleims Archiv zu Halberstadt.

[19]) Vgl. Körte, Gleims Leben S. 174 ff.

[20]) Setzt die vorhergehende Antwort fort.

13.

Hamburg, den 25. März 1774.
In der Königsstrasse.

Ich wünsche von Herzen, mein l. G., dass Sie bey Ankunft dieses wieder besser seyn. Sie müssen mir mit nächster Post antworten: ob ich Ihr Gedicht so ankündigen soll:

Das rothe Buch. Ein Gedicht von Gleim

Eine Stelle anzuführen, ist gewiss nicht nötig ... Sie wollen doch auch, dass kein hoher Preis angesetzt werden soll? . . . Wir versenden von hier aus. Wir brauchen ganz und gar keine Besorgecaution. Damit Sie ein wenig sehen, wie es mit der Versendung hergeht; so will ich Ihnen ein Paar Worte davon sagen, wie ich es machen werde. Ich habe ausgeschrieben, wie viel Exemplare in ein Packet, und bey Gelegenheit, wie viel kleine Packete in ein grösseres kommen. Nun muss mir der Einpacker die Exemplare vorzählen. Hierauf packt er. Unterdess schreib ich, bey viel übriger Zeit zum Lesen, oder was ich sonst thun will, den Aviso-Brief an den, der das Packet erhält. So bald der Schiffer fort muss (das melden die Krahnzieher laut genug) so werden so viele Packete, als soeben können fertig werden, fortgeschickt mit ganz kurzen Briefen an den Spediteur in Hamburg oder Lünebeck. Diese schreiben die Frachtbriefe, und schicken weiter, so bald nur eine Achse da oder dorthin geschmiert ist. Das ist es alles. Ich glaube, dass Ihnen das Erstaunen über meinen Kaufmannsgeist wenigstens eben so wohl thun soll, als das beste Chinapular.

Ich umarme Sie

Der Ihrige

Klopstock.

14.

Hamburg, den 4. Juli 1774.

Ich bin eben im Begriffe, nach Kopenhagen zu reisen; ich kann Ihnen daher nur kurz schreiben, mein liebster Gl. — Sie kamen neulich mit Ihrer Antwort, nämlich wie Titel und Ankündigung Ihres Buches lauten sollte, zu spät, dass ich, als ich den Brief empfieng, schon beim Packen beschäftigt war. Es war mir unmöglich mit dem Drucke (der ohne dies schon so lange war aufgehalten worden, und weit später, als der gesetzte Termin, fertig wurde) auf Ihre Antwort zu warten.

Hierauf hätte ich freilich wol Ihre Nachricht in die Zeitungen können setzen lassen; aber ich dachte Sie würden vorher noch einmal schreiben, wenn Sie das haben wollten. Itzt, da Ihr Brief fertig ist, können Sie zweyerley thun

1) bey meinen Correspondenten anfragen: wie viel Exemplare Sie zu brauchen gedenken?

2) denselben eine gewisse Anzahl Exemplare schicken. Es versteht sich dabey, dass Sie denselben anbieten, dass Sie meine Bedingungen mit ihnen eingehn. —

Die Bedingung, dass wir auf Einmal für 1 Band 15 Exemplare bekommen sollen, oder jede andere neue Bedingung, durch die etwas am Plane verändert wird, bitte ich Sie desswegen wegzulassen, weil die Sache, wenn jedesmal etwas neues dabey vorgenommen wird, nicht zu der ihr notwendigen bestimmten Fertigkeit komt.

Bach wird Compositionen nach meinem Plane herausgeben, und genau dabey bleiben. Preisler hoffe ich dahin zu bringen, dass er Kupfer nach denselben herausgeben solle; und ich bin überzeugt, dass er nicht werde davon abgehen wollen. Schliessen Sie daraus ja nicht, dass ich in meinen Plan so verliebt bin, dass mir es an sich selbst zuwider wäre, wenn jener davon abginge; ganz und gar nicht, ob Sie gleich, wie ich hoffe, bey recht genauer Untersuchung desselben finden werden, dass er so durchdacht ist, und zum Zwecke führt: aber das hin und herschwanken hat seit jeher in vielen Sachen vieles verdorben. Meinethalben mag man ganz neue Pläne machen, das geht mich nichts an, und verdirbt mir an meinem nichts; aber meinen annehmen, und dennoch daran ändern, das ist ihm so nachtheilig, dass er zuletzt darüber zu grunde gehen muss.

Boie schreibt mir, dass Er Sie bald zu sehen hoffe, weil er nach Wiesbaden reisen würde. Umarmen Sie ihn von mir

Ihrem

Klopstock.

15.

Hamburg, den 7. November 1795.[21])

Die la Fayette [22]) ist, auf ihrer Reise zu Ihrem Manne im Gefängnisse, bey mir gewesen. Ich habe nie tieferen und männlicher ertragenen Schmerz gesehen. Die Grossmutter, die Mutter,

---

[21]) BSp. 6, 271 Z. 11 v. o. zwischen den Worten: hingeopfert hatte. — — und: Wenn Sie das . . .

[22]) Mit dem Republikaner Lafayette stand bekanntlich Klopstock durch La Rochefoucaulds Vermittlung in brieflichem Verkehr. Über seine Begeisterung für die französische Revolution vgl. Muncker a. a. O. S. 510 ff. So auch die unterdrückte Ode 'An die Rheinischen Republikaner' (Original in Böttigers Nachlasse in der Cantonalbibliothek zu Zürich; eine Abschrift hiervon in Gleims Archiv zu Halberstadt).

Wir bringen anhangweise eine Stelle aus Gleims noch ungedrucktem Schreiben, die auf das obige Fragment Bezug nimmt.

'Halberstadt, den 22. November 1795.

Der la Fayette Schicksal ist entsetzlich! Ihren Mann lernt ich auf einer Reise nach Magdeburg kennen. J'ai été pour la liberté, non

und eine einzige sehr geliebte Schwester auf der Guillotine und Sie selbst von einem Gefängnisse in das andre geschleppt, und gerettet.

16.

Hamburg, den 18. Juli 1798.[23])

Darin habt Ihr recht, dass Ihr, wegen Eures guten Königs, in Sause und Schmause lebt.[24]) Ich hoffe auf einen altdeutschen und altpreussischen Krieg, der uns nordische Deutsche von der Sklaverey befreyt.

17.

Man hatte eben erfahren, dass die Franzosen Ehrenbreitstein genommen hätten, als ich F. sprach. Ich sagte, da haben die Franzosen einen guten point d'appui, wenn Sie weiter in Deutschland fortrücken wollen. Ich wolte, dass die Elbe auf wäre, dass sie nicht nach Hamburg u. s. w.[25]) Göschen schreibt mir, dass der Messias zu Ostern fertig seyn soll.[26]) Diese Ausgabe, sagt

---

pas pour la licence, war das beste, das er sprach. Zu Magdeburg hat er, wie man gelästert hat, in keinem Kerker gesessen! Köpke hat auf meine Veranlassung ihn mit Büchern versehen. Er durfte lesen und schreiben, der Commandant speiste mit ihm! Man muss doch etwas, das wir nicht wissen, gegen ihn haben, er wäre sonst gewiss schon in Freyheit! Er wäre glaub ich gerne in unsrer Gewahrsam geblieben. Man hatte vor der Revolution als einen guten Mann ihn kennen gelernt. Schwärmgeist hat er doch wohl! In einer französischen Schrift (Ma republique) die ich, ohnwissend, dass sie von einem seiner Gegner sey, ihm gesandt, wird er als solcher beschrieben!'

[23]) BSp. 6, 283 Z. 4 v. o. nach dem Worte: sagen. — Vgl. Gleims Antwortschreiben, Halberstadt 25. Juli und 8. Dezember 1798.

[24]) Als Antwort auf eine Randbemerkung zu dem Briefe vom 13. Juli 1798: Wir leben wegen unsers guten Königs in Sauss und Schmauss!

[25]) Als Antwort auf Gleims noch ungedruckten Brief, Halberstadt 11. Februar 1799: 'An H. Klopstock. Klopstock sagte zu Fayetten: Er, Klopstock wünsche, dass er die Elbe aufthauen möge! Er, Klopstock, Er, misstraue den Ehrenbreitstein; Diese Sage, Klopstock! erklären Sie mir, sie ist mir unklärbar. Ihr Gleim.'

[26]) Vgl. die hierauf Bezug nehmende Stelle aus Klopstocks Brief an Cramer: Hamburg, 22. April 1799: 'Der Messias (nur die grosse Ausgabe) wird diese Ostermesse fertig. Wird er auch in die Nationalbibliothek kommen? Wenn das nicht ist, so schreiben Sie es mir.' Über Klopstocks buchhändlerische Beziehungen zu Göschen überhaupt und über den Druck des Messias im besondern gibt der sich gegenwärtig in Händen des Besitzers der Göschenschen Verlagshandlung H. Ferd. Weibert in Stuttgart befindende Briefwechsel mit Göschen vollen Aufschluss.

er, soll schöner als die der Oden werden. Denn er hat nun eine bessere Schwärze herausgebracht. Ich schickte ihm ein Blatt von Bodoni, der wie mir es vorkomt, aller Meister ist. Bodonis Schwärze, sagt er, hat etwas Röthliches. So kritisch ist er.

Ihr

Klopstock.

Hamburg, den 20. Februar 1799.

18.

Hamburg, den 27. December 1800.

Die beygelegte Ode[27]) soll noch unbekant bleiben. Ich vertraue sie Ihnen und Clamer Schmidt an. Nelson[28]) kent die beyden letzten Strophen. Miss Knight hat sie Ihm übersetzt. Ich schicke Ihnen die Feder, mit der ich die letzte Strophe für Sie abgeschrieben habe.[29])

Nelson ist ohne alle Ansprüche; oder (da ich von ihm rede, muss ich mich anders ausdrücken) Er lässt Sich nie zu Ansprüchen herunter[30]) . . . und dann hat er gewiss etwas ihm sehr wichtiges im Sinn. Wenn ich englisch spräche; (Er spricht ungern französisch) so würde ich ihn gefragt haben: Ob das, was er bey dem Lächeln im Sinn hätte, Vergangenes, oder Zukünftiges sey?[31]) . . . aber den von Nelson noch weniger. — — — Warum haben Sie mir Ihre heissen Lieder so spät geschickt? Warum so spät, was hinten auf dem Bande steht? — Unser Stollberg hat bey seynem so grossen Irrthume, eben so viel Grösse des Herzens, durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jezo Religion ist.[32])

---

[27]) Freude und Leid. Original in Gleims Archiv zu Halberstadt.

[28]) Bekanntlich waren Nelson und seine Begleiterin Lady Hamilton bei ihrem Aufenthalt in Hamburg 1800 Klopstocks Gäste.

[29]) BSp 6, 296 Z. 5 v. o. vor den Worten: Ich denke, sie soll . . .

[30]) A. a. O. Z. 11 v. o. folgen die Worte: Er hat . . . lächelnd;

[31]) A. a. O. Z. 4 v. u. folgen die Worte: Mylady . . . vergessen;

[32]) Über Stolbergs Confessionswechsel vgl. W. Herbst, J. H. Voss 1, 143 ff.; J. H. Hennes, Fr. L. Gr. zu Stolberg und Herzog Peter Fr. L. v. Oldenburg. Mainz 1870. Der Vollständigkeit wegen bringen wir auch das noch ungedruckte Antwortschreiben Gleims: Halberstadt 5. Januar 1801. 'An H. Legationsrath Klopstock den ältern. Die Ode Freud' und Leid, lieber, grosser Aldermann, ist eine Einzige des Gottes in Ihnen! Warum aber das Verboth? Früher gelesen könnte sie, aus dem noch fliessenden Giftquell, die schwachen Menschen abhalten, und den Starken zum Troste dienen! Noch ein Warum? Warum Sie Etwas mir von Ihrem Nelson, und nichts von Meinem? Die Feder liegt in einem goldenen Kästchen, die mit ihr geschriebene Strophe liegt bey ihr. Klopstocks Hanchen bitt ich, Wort zu halten. An Nelson gefällt mir nicht, 1) dass er aus Diamanten und Federbüschen sich was macht,

Wie mich übrigens dieses noch erlebte erschüttert habe, beurtheilen Sie nach Sich selbst.

Der Ihrige

Klopstock.

[Nachschrift von Windheme.][33])

Wenn Nelson wieder eine Schlacht gewinnt, an dem Tage, wo ich die Nachricht erhalte, dann, bester Gleim, kömt es den ganzen Tag nicht von meinem Halse. Für die Oden an und über Nelson danke ich Ihnen auch so herzlich; es macht mich unendlich glücklich, diesen wahrlich grossen Mann persönlich zu kennen, die Stunden, welche ich mit ihm und der Lady Hamilton zubrachte, werde ich nie vergessen.

19.

Hamburg, den 28. September 1801.[34])

Ich habe die letzte Strophe der Ode 'Freude und Leid' ausgestrichen, weil Nelson das Wort des unter ihm stehenden Kapitains Foote nicht gehalten hat. Ich werde mich hierüber in einer Anmerkung erklären.[35])

20.

Hamburg, den 7. December 1801.[36])

Sie haben, was ich von Nelson schrieb, nicht verstanden. Ich weiss meine Worte nicht mehr. Ihr Neffe hat wohl die Güte

---

2) dass er von Thaten, die er thun will, spricht! Stoltz ist er gewiss! Nelson lass die Messiade. Denkend ging er hin her. Edel! gross! Vielleicht singt er auch noch die Nelsoniade! Eben hör ich, der Friede zwischen Franzosen Häuptern und dem Einen Haupte zu Wien sey geschlossen! Welch ein Friede! Wer mag sich freuen! Friede sey mit Ihnen, Klopstock und mit Gleim! Hält gleich jener den katholischen Stolberg für einen Aufopfrer, und dieser für einen Apostaten, für einen ärgern als Julian! Was ihm itzt Religion ist. Diese fünf Worte, lieber Klopstock, sind mir unverständlich! Was denn ist Ihm jetzt Religion?

Ihr Gleim.'

[33]) BSp 6, 297 Z. 6 v. o. nach dem Worte: tragen.

[34]) BSp 6, 298 Z. 7 v. o. zwischen den Worten: fahren lassen und: Ich umarme . . .

[35]) Klopstock hielt Wort. Siehe die Anmerkung zu der Ode in der Gesammtausgabe Göschens 1798, 7, 9. In einem ungedruckten Briefe vom 16. Oktober 1801 antwortet hierauf Gleim: 'Sie wollen Ihre Denk Mähler vernichten, Klopstock? Die guten Engel werden weinen, und der beste, der sie eingab, wird die Sünde dieser Vernichtung Ihnen nicht verzeihen.'

[36]) Nicht, wie gewöhnlich irrthümlich citirt wird, 1. December. BSp 6, 299 Z. 14 v. o. nach den Worten: unangenehm machten.

mir die kurze Stelle abzuschreiben. Ich werde sie dann mit irgend einer kleinen Anmerkung zurückschicken.

Ihr

Klopstock.

21.

Hamburg, den 12. May 1802.[37])

Dieser Fritz Stolberg kömmt ja nach Wernigerode zur Hochzeit, er stört die Freude seiner protestantischen Geliebten gewiss nicht, er vermehrt sie vielmehr durch sein Betragen. Er ist also in den katholischen Glauben nicht rein orthodox.

Ihr

Klopstock.

Währing-Wien. Jaro Pawel.

Ein Stammbucheintrag Lessings.

Ein weiteres Zeugniss von Lessings spanischen Studien bietet ein Eintrag, den er während seines zweiten Berliner Aufenthaltes in das bereits aus Ewalds von Kleist Leben bekannte Album des Berliner Arztes J. G. Krünitz schrieb. Dasselbe, ein Queroctavband von 300 Seiten, ist 1851 von Asher in Berlin für das British Museum angekauft und trägt die Nummer Additional 18713. Auf den Titel (Monumentum Hoc Patronorum Fautorum Amicorumque Inserviet Singulorum Svavissimae recordationi, quâ aeternum delectabitur Joannes Georgius Krünitz Berolinus. Anno MDCCXLVII) folgt als Eintrag des jugendlichen Thronfolgers, des späteren Königs Friedrich Wilhelm II., ein etwas modificirtes Citat aus Vergils Aeneis XII 439f.:

Animo repetentem exempla meorum
Et Pater Aeneas, et avunculus excitat Hector.
Berolini d. 16 Maji 1758. Friderich Wilhelm.

— Zeilen, die wir nicht ohne Bewegung lesen, da Kleists Lippen auf ihnen ruhten. Vgl. Sauer, Kleist 1, LXI. Die dort wiederholte Einzeichnung Kleists trägt jedoch im Original das Datum: Francof. 14. Aug. 1759, ist also nicht Tags

[37]) BSp 6, 303 Z. 13 v. o. nach den Worten: nicht glauben.

vor seinem Tode geschrieben. Weiter folgen Einträge von Haller (Disce mori), der Karschin, Gleim, Ramler, Kästner, Nicolai, Gellert (Popes Spruch: Good nature and good sense must ever join; To err is human, to forgive, divine), Mendelssohn (Wahlspruch des Eteocles. Wehle, empfinde, überdenke, geniesse!) und dazwischen auf S. 226:

(El Heroe de L. Grazian, primor primero.) [1])

La primera regla de grandeza advierte, sino el ser infinitos, à parecerlo, que no es sutileza comun. En este entender ninguno escrupuleara aplausos a la cruda Paradoxa del sabio de Mitilene: mas es la mitad, que el todo; porque una mitad en alarde, y otra en empeño, mas es que un todo declarado.

Berlin, Gotthold Ephraim Lessing.
d. 12 Jul. 1754.

Es sei gestattet, an dieses Citat, welches Lessings damalige Zurückhaltung den Berlinern gegenüber wiederspiegelt, einen geringen Beitrag zu Lessings Briefen zu schliessen, welcher leider zu spät für Redlichs Nachträge zu seiner musterhaften Ausgabe (Berlin 1886) kommt, in denen er sonst nach dem dort befolgten Princip eine Stelle verdiente. Es ist dies die zweimalige Erwähnung eines verlorenen Briefes Lessings an Chr. Felix Weisse, aus Hamburg in der Zeit vom Juni bis Oktober 1767 geschrieben; sie findet sich in Briefen Weisses an Ramler vom 9. November 1767 und 20. Juni 1797. In dem erstern heisst es: 'Lessing schrieb mir unlängst, dass, wofern ich über seine Kritik böse wäre, ich mich an seiner Minna rächen sollte', im zweiten: 'Als Lessing mir die ersten Bogen seiner Dramaturgie zuschickte, schrieb er mir: 'Meiner Absicht nach sollten diese Blätter hauptsächlich der Kritik der Schauspieler gewiedmet seyn: ich sehe aber wohl, dass mit diesem Volke nichts anzufangen ist: sie nehmen Privaterinnerungen übel, was würden sie bey einer öffentlichen Rüge thun: ich werde es also wohl die Autoren müssen entgelten lassen.' Diese Stellen, welche sich gewiss auf denselben Brief beziehen, verdienen aus dem Wortschwall der Briefe Weisses

---

[1]) Das Citat ist bis auf das Eingangswort (La für Esta) genau; vgl. El Heroe de Lorenzo [oder vielmehr Baltasar] Gracian Infanzon. En esta Impression nuevamente corregido. A Amsterdam, En casa de Juan Blaen. MDCLIX. 12°. S. 8.

an Ramler (Herrigs Archiv 77, 1 ff., 79, 149 ff.) losgetrennt zu werden; ausserdem scheint Lessing noch seine dramatischen Projecte erwähnt zu haben, denn der ebenfalls verlorene Brief Weisses vom Februar 1768 (Nr. 114 bei Redlich) ist die Antwort.

Während der Verlust dieses Briefes nur dem Zufall zuzuschreiben ist (vgl. Minor in Schnorrs Archiv 9, 460), sind wir in einem andern Falle absichtlich verkürzt worden. Als Friedrich Nicolai Ramler um die Mittheilung der an ihn gerichteten Briefe Lessings, zur Veröffentlichung im 27. Theile der 'Schriften', ersuchte, antwortete dieser am 18. Februar 1793 (ungedruckt, Kgl. Bibliothek zu Berlin): 'Endlich, mein liebster Freund, bin ich mit Zusammensuchung der Lessingischen Briefe fertig: eine Arbeit, an die ich, ohne Ihre Auffoderung schwerlich würde gegangen seyn. Ich warf beym Ausziehen aus dem vorigen Quartier alle Briefschaften in einen schwarzen Koffer, und habe sie darin ruhig liegen lassen. Ihnen danke ich, dass nun alle übrigen Briefe gleichfalls in Ordnung sind von 1744 bis 1793. Sie empfangen hier von 20 Lessingischen Briefen 19 Stück: mehr habe ich nicht erhalten. Den zwanzigsten bringe ich Ihnen heute in unsern Club, damit Sie sehen, dass er so wenig druckbar ist, als ein Waschzettel. Die Anmerkungen, die ich unter einige gesetzt habe, wird der Herausgeber so gütig seyn auf sich zu nehmen, und sie nicht auf meine Rechnung zu setzen. Ich bitte diess nicht zu vergessen.

Sub lit. D habe ich bemerkt, was wegbleiben muss, wenn die Briefe abgeschrieben werden. Auch die eine Stelle sub lit. H muss leider wegbleiben, so witzig auch der Schluss ist: 'der kranke Kardinal etc.'

Ob die Originale dieser 19 Briefe zu Ramler zurückgekehrt und von ihm sammt dem unterdrückten 'Wasch'- oder Bücherzettel vernichtet, oder ob sie erst später verzettelt worden sind, lässt sich nicht mehr entscheiden.

London. Carl Schüddekopf.

Herders Briefwechsel mit Kennedy.

Von den Abhandlungen Herders, die für die spätere litterargeschichtliche Forschung in Deutschland grundlegend wurden, sind zwei durch Preisfragen der kurbayrischen Akademie der Wissenschaften zu München veranlasst worden. Am 1. April 1777 hatte diese unter anderm die Frage gestellt: Welchen Einfluss hatte die Dichtkunst in den ersten Zeiten auf die Sitten der Völker, und welchen hat sie jetzt? Die Aufgabe reizte Herder; rechtzeitig (bis Ende Dezember) sandte er seine Arbeit ein, und in der Sitzung der Akademie vom 25. Februar 1778 wurde derselben einstimmig der Preis (eine goldne Medaille im Werthe von zehn Ducaten) zuerkannt. Auf seinen besondern Wunsch erhielt er sein Manuscript vor dem Druck noch einmal zurück, um daran mehrere unwesentliche Änderungen anzubringen. Dann erschien die Schrift 1781 zu München in dem ersten und einzigen Bande der Abhandlungen der bayrischen Akademie über Gegenstände der schönen Wissenschaften gedruckt.

Gleich an jenem 25. Februar 1778 stellte die Akademie eine zweite, ähnliche Preisfrage über den Einfluss der schönen Wissenschaften auf die höheren Wissenschaften. Wie man Herdern zu verstehen gab, erwartete man dabei von ihm geradezu, dass er sich auch an dieser Aufgabe versuchen werde. Sie lockte ihn denn auch in der That nicht weniger als die vorige. Aber seine rasch geschriebene Arbeit schien der Akademie, obwohl sie die Versuche aller seiner Mitbewerber weit übertraf, doch der geschichtlichen Begründung und Ausführung des Einzelnen zu sehr zu entbehren und darum des vollen Preises nicht würdig zu sein. Es wurde ihr deshalb nur der halbe Preis (eine goldene Medaille von sechs Ducaten) gewährt, zum Ärger Herders, der sich dadurch, obgleich ihm niemand vorgezogen war, doch sehr zurückgesetzt fühlte. Auch diese Schrift wurde zuerst 1781 in den Abhandlungen der bayrischen Akademie gedruckt. Namentlich sie veranlasste mehrere Briefe zwischen Herder und Ildefons Kennedy (1722—1804), dem damaligen Secretär

der Münchener Akademie (seit 1761), der sich durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten und durch seine aufklärerisch-freisinnigen Bestrebungen um die Entwickelung des bayrischen Geisteslebens hoch verdient machte.

Herders Briefwechsel mit Kennedy ist im Archiv der Münchener Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Es sind fünf Briefe von Kennedy, vier von Herder, die ersteren in Abschriften, die letzteren im Original erhalten. Nach meinen Abschriften hat bereits R. Haym im zweiten Bande seines Herder (S. 104 ff.) die Geschichte der Herderschen Preisbewerbungen ausführlicher dargestellt; ich darf daher den, der genauere Belehrung wünscht, auf dieses Musterwerk unserer litterargeschichtlichen Forschung verweisen.

1.

Hochwürdiger und hochgelehrter,
besonders hochzuehrender Herr!

Aus beyliegender Nachricht werden Euer etc. ersehen, wie Dero schöne Abhandlung von der Chrfl[en] Akademie ist aufgenommen worden. Wir hoffen was dergleichen von Dero gelehrten Feder auf die künftige Frage. Indessen bitte ich Euer etc. sehr, mich bey nächster Gelegenheit zu belehren, wie oder durch wen ich die Preismedaille Denenselben zu übersenden habe; der ich die Ehre habe mit vollkommenster Hochachtung zu seyn

Euer etc.

Kennedy.

München den 1. März 1778.

2.

HochEdelgebohrner Herr
HochzuEhrender Herr,

Die Ehre des erhaltnen Preises der Kurfürstl. Akademie ist mir sehr angenehm und belohnend gewesen; dürfte ich, ehe die Abhandlung gedruckt würde, sie mir noch auf ein Durchlaufen erbitten, um ein paar zu rasche Züge darinn zu ändern. Sie betreffen nichts Wesentliches und das Manuscript soll den folgenden Posttag fort. Zur Medaille weiss ich keinen andern Weg, als die Post, auf welcher ich sie durch Euer HochEdelgeb. Güte erwarte. Ich bitte gehorsamst, der Akademie meine Dankvolleste Hochachtung und Ehrerbietung zu bezeugen, in der ich mit dem ferneren Bestreben, derselben mir so schätzbaren und aufmun-

ternden Beifall zu verdienen und zugleich mit vollkommener Ergebenheit gegen Euer HochEdelgeb. Güte verharre

Euer HochEdelgeb.

ganz gehorsamster Diener

Herder.

Weimar den 13. März 1778.

3.

Etc.

Euer Hochwürden überschicke ich der gegebenen Anleitung zu Folge hiermit die Preis-Medaille nebst Dero Abhandlung über die schöne Wissenschaften. Die Zurücksendung dergleichen Schriften ist zwar de genere prohibitorum; indem wir aus erheblichen Ursachen uns gezwungen gefunden haben, ins künftig keine Preisschriften mehr aus Händen zu geben: Aus Hochachtung aber gegen Euer etc. tragen wir kein Bedenken, ihre Schrift für diessmal Ihnen zurückzuschicken in der Zuversicht, solche bald wieder zu erhalten. Indessen habe ich die Ehre mit der vollkommensten Ergebenheit zeitlebens zu seyn

Euer etc.

Kennedy.

München den 23. März 1778.

4.

HochEdelgebohrner Hochgelehrter

HochgeEhrtester Herr,

Hier kommt die Abhandlung mit dem grösten Danke sowohl für die Preismünze als die Übersendung derselben wieder. Es ist nicht das mindeste Wesentliche in ihr verändert, kein Gedanke weggeblieben, wie ich dies auf Treu und Glauben E. E. Akademie versichre. Den Titel bitte ich einzurichten, wie sonst gewöhnlich, nur aber meine Prädikate auszulassen, wie ichs auch bei meinen Preisschriften bei der Berlinischen Akademie mir erbeten habe. Sie haben theils nichts mit diesem Inhalt zu thun, theils würde es auffallend werden, weil ich sie bisher nie gesetzt habe. Ich bitte also gehorsamst blos zu setzen, von

J. G. Herder

Die meisten Leser wissen doch, wer ich bin? — Noch bitte ich inständigst, warum ich vielleicht zu bitten gar nicht einmal Ursach hätte, um einen fehlerfreien Druck der Schrift, weil manche meiner Schriften nur durch den Correktor so dunkel geworden sind, als manche sie finden. Und denn, da doch aller guten Dinge Drei sind, dörfte ich Eins oder Ein paar gedruckte Exemplare aus der Güte E. Wohlgeb. hoffen?

Ich bin nochmals mit der grösten Hochachtung und Ergebenheit

Euer HochEdlgeb.

gehorsamster Diener

Herder.

Weimar den 6. April 1778.

5.

Hochwürdiger, hochgelehrter, besonders hochzuehrender Herr!

Euer etc. werden aus der Nebenlage das Schicksal Dero Schrift über die Akademische Preisfrage aus den schönen Wissenschaften ersehen. Mir ist es wohl leid, dass ich den ganzen Preis zu übersenden das Vergnügen nicht habe. Wenn ich aus der Schule schwatzen därfte. Historia desiderabatur. Nun ist die Frage, wie soll ich Euer etc. die Medaille überschicken? Wie wäre es, wenn ich sie unter einigen gedruckten Sachen verhütet der Briefpost anvertrauete. Ich erwarte Dero Befehl darüber, und habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung stets zu seyn

Euer etc.

Kennedy.

München den 9. November 1779.

6.

Hochwürdiger Herr,
HochzuEhrender Herr Rath,

Die Nachricht Euer Hochw. vom Schicksal meiner Abhandlung war mir, ich kanns nicht läugnen, unerwartet. Ich wusste nichts vom Gesetz der Ch.F. Akademie, auch die Namen zu öfnen, die nicht den Preis oder ganzen Preis erhielten und hätte also gern die 6 ♯ aufgegeben, wenn mein Name dabei nicht hätte genannt werden dörfen. Ich dachte an so etwas nicht; sonst hätte ichs mir auf dem Rücken des billets gehorsamst erbeten und ich glaube, die Ch.F. Akademie hätte die Bitte stattfinden lassen. Leuten, die in Ämtern sind, die dergleichen Wettstreite nicht fodern, ists immer ein Nachtheil, als Überwunden öffentlich genannt zu werden, in einer Laufbahn, wo sie nicht rennen dorften. Und wie leicht (bilde ich mir noch immer ein) wäre hier Sieger zu seyn gewesen, wenn ich diesen Wunsch der Ch.F. Akademie, dass die Abhandlung historisch seyn sollte, nur gemerkt hätte. Meine Sätze sind Zug für Zug nichts als Resultate der Geschichte, und nur beliebter Kürze wegen, die ich einem solchen Thema fast nöthig hielt, gab ich sie auf.

Seis indessen! Als piscator ictus bitte ich mir gefl. die Medaille von Euer Hochwürden ergebenst aus. Am besten ists freilich, wie E. H. vorschlagen, in einer Schrift sie zu übersenden und dörfte, dörfte ich bei dieser Gelegenheit nochmals um die neulich gesammelten Abhandlungen der Akademie Th. 1 ehrerbietigst bitten! Sie wären mir aus den Händen ein Geschenk, das ich so höher schätzte — — noch habe ich sie nicht gesehen — —

Alle guten Dinge sind 3. und vielleicht bekomme ich noch einmal Lust um Einen Preis zu laufen; vor der Hand aber und bei dieser Frage, von der ich keine Känntniss habe, mags bleiben. Wie wünschte ich, dass mir auch in der Zukunft (nur etwa durch

einen Umschlag) das ganze Avertissement der Preisaufgaben in die Hand käme: sonst liest man sie verstümmelt.

Ich danke Euer Hochw. für die meinethalb gehabte Mühe ergebenst und wie ich mir nur eine Gelegenheit sehnlichst wünschte, Ihnen in hiesigen Gegenden meine Hochachtung und Dienstergebenheit bezeugen zu können, so habe ich die Ehre, mit gröstem Danke zu seyn

Euer Hochwürden

gehorsamster Diener

Joh. Gottfr. Herder

Fürstl. Sächs. Oberhofpr. Oberkirchen R. u. Gen. Sup.

Weimar den 25. November 1779.

7.

Etc.

Den von Euer etc. neulich an mich überschikten Brief habe ich in der lezten Versammlung unsrer Akademie vorgelegt. Die darinn enthaltene Sprache war uns in der That fremd. Die Churf. Akademie hat sich allezeit sorgfältigst beflissen, die Gelehrten, welche Sie mit ihren Schriften zu beehren beliebt haben, nach Möglichkeit zu befridigen, keineswegs aber zu beleidigen. Von ihrer Stiftung an war sie gewohnt, die eingesandtne Preis-Abhandlungen, welche sie mit dem ganzen Preise zu krönnen Bedenken getragen, in welchen aber Sie nüzliche Sachen gefunden hat, mit einem accessit, oder Verehrung zu belohnen; dieses bezeigen ihre von vielen Jahren her dem Publikum mitgetheilten Nachrichten. Man dachte Euer Hochwürden würden in diesem Falle gar keine Ursache finden, sich über Dero Schicksal zu beschweren, da Sie von keinem überwunden worden, sondern das erste davon getragen haben. basta!

Hiemit übersende ich die 6 Ducaten nebst der Nachricht, so die einzige ist, welche die Akademie von ihren Preisfragen bekannt zu machen pflegt. Mit dem nächsten Postwagen sollen Euer etc. den ersten Band unsrer philosophischen sowohl als historischen neuen Abhandlungen, geliebts Gott, überkommen. Wir machen uns ein wahres Vergnügen daraus, wenn wir einen so berühmten Gelehrten, als Euer sind, mit was immer in unseren Mächten steht, willfahren können, und wünschen nur, dass sie ihre einsichtsvolle approbation erhalten mögen. Ich habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu verharren

Euer etc.

Kennedy.

München den 9. December 1779.

8.

Hochwürdiger Herr,
HochzuEhrender Herr Rath,

Die Preismedaille der Churfürstl. Akademie habe erhalten und danke nochmals dafür ehrerbietigst. Wie weh es mir thut, dass meine zwo hingefallne Worte den Eindruck bei der Akademie und E. Hochw. gemacht haben, kann ich nicht beschreiben. Dazu war der Brief, das weiss der Himmel, nicht geschrieben; es war nur eine privat-Äusserung meines Gefühls, das gewiss nicht Goldsüchtig ist, so sehr es streben mag, den Preis und noch mehr den Beifall illustrer Gesellschaften zu verdienen, die ich, zumal in unsrer Zeit, wo Alles den Knabenurtheilen des Markts und der Gassen beinah hingegeben ist, als wahre Zufluchtsorte und Altäre des guten Geschmacks, der ächten Gelehrsamkeit und also auch als Areopage eines unbestochnen und unzubestechenden Urtheils, vielleicht mehr als jemand, betrachte, schätze und verehre. Und wie thöricht wäre es überdem, wenn ein Autor über sein Werk, eine kleine Schrift, selbst richten und sich darüber Lohn bestimmen wollte? Glauben Sie nicht, hochw. Herr, dass ich zu diesem Grad der Thorheit gesunken sei und damit der Akademie unter die Augen hätte treten wollen. Meine Äusserung — doch ich habe sie schon gesagt und bitte Euer Hochwürden gehorsamst, den bösen Eindruck in meinem Namen aufs beste zu vergüten und zu verbitten; und allenfalls jenen Brief, wie diesen, gütig zu aboliren. Ich bezeuge aufrichtig der Akademie in ihren Gesetzen meine Hochachtung und bin weit entfernt, ihr die meinigen auch nur mit einem Gedanken unterschieben zu wollen; und hiemit sei der Sache gnug, bis ich die Wahrheit dessen, was ich schreibe, vielleicht thätlicher bezeugen kann.

Meinen ergebensten Dank für das überschickte Avertissement und auch besonders für Hrn. Prof. Fronhofers Rede.[1]) Ich bin in den meisten, ja allen Stücken so sehr seiner Meinung und freue mich so ganz über den warmen von der Wahrheit begeisterten Ton, mit dem Alles gesagt ist, dass es mir leid thäte, wenn auch Er, ein so erleuchteter Kenner des Guten und Schönen, durch die Ausgabe der 'Volkslieder'*) mich unter die Zahl der Verderber der Poesie setzte. Sie sind nicht herausgegeben, um Muster zu werden und gerade nicht in dem, worinn Bürger, der

---

[1]) Ludwig Fronhofers Rede in der Sitzung der Akademie vom 4. November 1779: Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn's so fort geht, so gut als vorbei. Sie richtet sich gegen die Bestrebungen der Genieperiode und gegen Klopstocks orthographische Neuerungen.

Almanach [2]) etc. die VolksDichtelei setzen, die mich von Herzen mit ihrem Eia, Popeia! ärgern. Ich glaubte nur, den Engländern, z. E. Spenser, Shakespear, Pope, Mallet [3]), Gray u. a. zu Folge, hie und da Goldkörner aus Unrath ziehen zu dörfen und hoffte mit einem kleinen Versuch solcher Sammlung theils ältere, gute und zu sehr vergessne Dichter unsers Vaterlandes wieder ins Andenken zu bringen, theils durch die treuherzige, wahre Sprache, die damals das deutsche Lied hatte, von manchem Geklingel neuerer sogenannter Poesie und lyrischen Schwunges, zur Einfalt und Natur zurückzuführen, ohne das Rauhe und Unpassende aus solchen Zeiten wiederbringen zu wollen. Ist meine Absicht fehlgeschlagen, so hat sie dies Schicksal mit vielen andern guten Absichten gemein — — Ich bitte diese Zeilen nicht als Rechtfertigung anzusehen, sondern nur als Bestreben, mich auch nur in einer Sache, die mich fern betreffen könnte, einem Manne, wie H. Prof. Fronhofer, nicht gern im unrechten Lichte zeigen zu wollen. Ich werde das versprochene Geschenk der Abhandlungen aus den Händen der Akademie zugleich als ein Zeichen ihrer Gewogenheit und der Güte E. Hochwürden ansehen; und immer mit gröster Ergebenheit seyn

Euer Hochwürden
gehorsamster Diener
Herder.

Ich nehme mir die Freiheit, beiliegendes Avertissement auf Bitte des Verf. zu übermachen; ob sich in Ihren Gegenden vielleicht dazu Subscribenten finden?

Weimar den 27. December 1779.

*) bei Weigand 2. Th.

9.

Hochwürdiger, hochgelehrter,
besonders hochzuehrender Herr!

Ich habe das Vergnügen Euer etc. den ersten Band unserer Abhandlungen der schönen Wissenschaften zu übersenden. Wenn er Dero approbation erhält, sind wir versichert, einen nicht geringen Schritt in diesem Fache gethan zu haben. Von Euer etc.

[2]) Nicolais Feiner kleiner Almanach voll schöner, echter, lieblicher Volkslieder, lustiger Reihen und kläglicher Mordgeschichten (1777—1778).

[3]) Paul Henri Mallet (1730—1807), der sich besonders durch französische Übersetzungen aus der altnordischen Litteratur bekannt machte, stammte freilich nicht aus England, sondern aus Genf.

Verdiensten dabey darf ich nichts sagen; sie liegen der ganzen Welt vor Augen. Wir wünschen nur, selbe wollen uns noch ferner mit Hilfe und Gewogenheit an die Hand gehen und beehren. Ich habe die Ehre mit Verehrung stets zu seyn

Euer etc.

Kennedy.

München, den 7. May 1781.

München. Franz Muncker.

Zwei Probleme des Urfaust.

1. Die Datirung der Scene in Auerbachs Keller.

In der Vorrede zum Urfaust hebt Erich Schmidt S. XXII f. die Schwierigkeiten hervor, die sich der Datirung der Scene 'Auerbachs Keller' entgegenstellen. Bis zum Erscheinen des Urfaust theilte man wohl allgemein die Ansicht Kuno Fischers (Faust S. 103), dass die Scene im September 1775 gedichtet sei. In der That musste die Mittheilung Goethes in dem Brief an die Gräfin Stolberg vom 17. September (Briefe 2, 292), dass er eine Scene an seinem Faust gemacht habe, im Verein mit den darauf folgenden, das Rattenlied umschreibenden Worten: 'mir wars in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit' u. s. w., der Annahme einen Grad von Wahrscheinlichkeit verleihen, der nach philologischen Begriffen sie der Wahrheit schon recht nahe brachte. Jetzt aber nach der Entdeckung des Urfaust und der Auffindung eines Tagebuchblattes der Schweizerreise vom 15. Juni 1775 (Tagebücher 1, 1) müssen wir von neuem erfahren, wie unvollkommen noch immer alle philologische Berechnung ist und wie sie weit hinter thatsächlicher Sicherheit zurückbleibt.

Drei Bedenken stellen sich der Annahme entgegen, dass die Scene im September 1775 gedichtet sei. Einmal der Stil, in dem die, wie wir nun wissen, ursprünglich in

Prosa entworfene Scene abgefasst ist. Er scheint für das Jahr 1775 gar zu jugendlich-burschikos. Doch ist das ein Punkt, der eine durchaus eingehende Erörterung verlangte, in die wir hier nicht eintreten können. — Das zweite Bedenken ergibt sich aus der 'pedantischen' Erwägung, die der weitere Inhalt des Briefes vom 17. September uns aufdrängt. Jeder wird Schmidt selbst hier, wo es sich um eine dichterische Natur von so einzig sprudelnder Kraft handelt wie der junge Goethe es war, Recht geben, wenn er S. XXIII es bezweifelt, dass ein Dichter, 'der ein paar Stunden vergängelte, ein paar verliebelte, ein paar verspielte, ein paar verruderte' gleich nach dem Aufstehn eine Scene von dem Umfang der in Auerbachs Keller spielenden gedichtet haben könne. — Stärker noch als diese beiden Bedenken ist endlich das dritte, auf das gleichfalls Schmidt hingewiesen hat und das sich aus einer Notiz im Tagebuch vom Juni 1775 ergibt. Die Verse, die hier erscheinen:

Ohne Wein kan's uns auf Erden
Nimmer wie dreyhundert werden
Ohne Wein und ohne Weiber
Hohl der Teufel unsere Leiber

enthalten eine unverkennbare Beziehung auf die Stelle in Auerbachs Keller:

Uns ist gar kannibalisch wohl
Als wie fünfhundert Säuen!

und haben somit zur Voraussetzung, dass die Scene schon im Juni 1775 gedichtet war. Damit aber wird die Annahme, dass sie am 17. September dieses Jahres abgefasst wurde, hinfällig.

Wenn sie aber an diesem Tage nicht entstand, wie, müssen wir fragen, erklärt es sich, dass zu der Mittheilung in dem betreffenden Briefe: ich machte eine Scene am Faust, die augenfällige Umschreibung des Rattenliedes tritt? Sollte das Zusammentreffen beider Momente ein Zufall sein? d. h. könnte mit der 'Scene' eine andere gemeint sein als die in Auerbachs Keller und sollte die Paraphrasirung des Rattenliedes eine Reminiscenz an ein längst verfasstes Gedicht sein? Das wird man schwer glauben und weil das nicht sein kann,

erscheint mir Schmidts Entscheidung S. XXIII nicht befriedigend. Schmidt stellt die Alternative: entweder ist Auerbachs Keller vor der Schweizer Reise gedichtet oder Goethe hat am 17. September der neuen Scene einen älteren Spass einverleibt. Die erste Annahme lässt die Beziehungen unberücksichtigt, die der in Rede stehende Brief auf jene Scene offenbar enthält, während die zweite, wobei mit dem älteren Spass der Vers mit den fünfhundert Säuen gemeint ist, die oben entwickelten Bedenken vom Stil wachruft, ausserdem aber noch die Unwahrscheinlichkeit mit sich führt, dass die umfangreiche Scene an jenem so wenig arbeitfreudigen Tage gedichtet ist.

Ein anderer Ausweg ist darum unerlässlich. Er bietet sich, wie mir scheint, in folgender Annahme. Die Scene in Auerbachs Keller war am 17. September 1775 allerdings schon gedichtet, aber erst an diesem Tage fügte Goethe die Episode vom Rattenlied ein. Alles erklärt sich aufs beste bei dieser Auffassung. Es bleibt die Thatsache der Umschreibung des Rattenliedes verständlich, während zugleich die Schwierigkeit wegfällt, dass Goethe an jenem Tag eine grosse Scene gedichtet haben solle. Es behält das Urtheil über den jugendlichen, das Stück vor das Jahr 1775 weisenden Stil für den weitaus grössten Theil der Scene seinen Spielraum, während zugleich die Beziehung der Tagebuchnotiz vom Juni 1775 in ihr volles Recht tritt. Nur die eine Ungenauigkeit ergibt sich, dass in der Stelle des Briefes: ich machte eine Scene am Faust das Wort Scene nicht buchstäblich interpretirt, sondern in einem freieren Sinne genommen wird. Wenn aber irgendwo, so dürfte das hier, bei diesen hingewühlten Zeilen gestattet sein.

Ausser durch den Vorzug, dass sie alle Schwierigkeiten hebt, ohne selbst eine eigentliche zu bereiten, empfiehlt sich die Annahme aber noch besonders, wenn wir auf die Situation blicken, in der Goethe sich befand an dem Tage, da er die Episode einfügte und die Stimmung bedenken, die ihn damals erfüllte. Kuno Fischer hebt hervor, wie Goethe in dem Spottlied auf Siebel seine eigene gequälte Gemüthsstimmung, in die ihn das Verhältniss zu Lili brachte, parodirt

habe. Wie viel schärfer tritt dieser Gedanke heraus, wenn wir annehmen, dass er damals von der Scene nur dieses Stück gedichtet hat! Und welche Pointe erhält die Einleitung zum Vortrag des Liedes Urfaust Z. 23: 'Ein neu Lied Kameraden, ein alt Lied, wenn ihr wollt!' Auch die zeitliche und innere Verwandtschaft, die zwischen dem Lied und dem Gedicht Lilis Park besteht (Dichtung und Wahrheit, Hempel 23, 94), wird nun deutlicher.

Immerhin aber könnte ein schwer zu überredender noch die Probe auf das Exempel verlangen d. h. die Prüfung, ob nach Weglassung der eingeschobenen Episode die Scene eine existenzfähige Gestalt behält. Doch auch diese Probe besteht die Annahme. Jeder sieht, dass Faust und Mephistopheles ebensogut nach den Worten Z. 22: 'Keinen Grus sag ich als die Fenster eingeschmissen!' erscheinen konnten wie nach Z. 54: 'Ich mögte den Schmeerbauch so am Heerde sein Seelgen ausblasen sehn!' Durch die eingeschobene Episode wird die Scene nur drastischer und voller, aber ihre einstige Existenz ohne das Lied und den dadurch bedingten Dialog erscheint durchaus möglich.

War aber die Scene, abgesehen von diesem Einschub schon vor dem Juni 1775 vorhanden, so muss man weiter fragen, wann vor dieser Zeit sie gedichtet ist. Darauf eine Antwort zu geben soll hier nicht versucht werden. Vielleicht dürfen wir nach einer Andeutung Schmidts im ersten Hefte dieser Zeitschrift hoffen, dass ihr Herausgeber die Frage demnächst beantworten wird.

2. Zum Bestand des Urfaust.

In der Deutschen Litteratur-Zeitung 1888 Sp. 1218 f. habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass das im Fragment überlieferte Stück der Vertragsscene ('Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist' u. s. w.) einer Partie angehört, die schon vor dem Jahre 1776 vorhanden gewesen sein muss. Den Beweis der Behauptung habe ich damals auf eine Argumentation beschränkt, die ich aus dem Beginne der Scene herleitete, wonach das Stück nicht als selbständig und neu concipirt, sondern als aus einem Zu-

sammenhang gerissen erscheint. Jetzt kann ich den Beweis erheblich verstärken.

Die Jahre 1773—75 bilden im Leben Goethes diejenige Zeit, in der seine bildnerische Kraft am ungestümsten hervorbrach und viele Gebiete der Kunst zugleich zu umfassen suchte. Auch die Hauptthätigkeit am Faust fällt in diese Periode. In der Sprache des Dichters kennzeichnet sich die überströmende Schaffenslust durch die Wiederkehr solcher Wendungen, die den beglückend-qualvollen Trieb künstlerischer Bethätigung zum Ausdruck bringen. Am häufigsten erscheint das Wort quellen. Bis in die Fingerspitzen dringt es vor und wird hier bildend Der junge Goethe 3, 168. 173. 202. Dann ist oft von liebevoller Schöpfungskraft, vom Urquell der Natur u. s. w. die Rede Der junge Goethe 3, 168. 199; Faust I V. 455 f. Eine lebendige Anschauung des leidenschaftlichen Dranges zur Production, von dem Goethe damals erfüllt war, gewährt das grandiose Nachtbild, das die Einleitung zum Ewigen Juden uns vor Augen stellt. Das Bewusstsein dieser gewaltigen, gottähnlichen Schöpferkraft steigert sich in dem Dichter zu dem Gefühl, als ob er eine ganze Welt in seinem Busen trage, und treibt ihn, bald stammelnd 'all, all' zu rufen, bald sein tobendes Innere selbst als ein Ewiges, Unendliches zu erfassen.

Unzweifelhaft ein Abglanz jener Stimmung, welche hier freilich elegisch gewendet ist, hat sich in jenem in Rede stehenden Stück der Vertragsscene erhalten, wo gleich im Beginne von der 'ganzen Menschheit' gesprochen wird und dem eigenen Selbst, das zu ihrem Selbst erweitert werden soll, wo weiterhin (V. 292 Seuffert) beklagt wird, dass 'innerlich keine neue Kraft quelle' und V. 294 das Unendliche als das Ziel der Wünsche hingestellt wird. Es fragt sich nur, ob in diesen Übereinstimmungen ein später Nachklang der jugendlichen Stimmung zum Durchbruch kommt, der mit Nothwendigkeit ertönte, als der Dichter zur Fortführung gerade des Werkes schritt, dessen eigentlicher Geist auf jenen Gefühlen schöpferischer Überkraft ruht, oder ob darin ein Symptom für zeitliche Zusammengehörigkeit zu erblicken ist. Die massvolle abge-

klärte Sprache, die dem Stücke eigen ist, scheint die erste Auffassung zu begünstigen. Dennoch ist sie die weniger wahrscheinliche. Denn abgesehen von dem Einwand, der sich gegen sie schon aus dem fragmentarischen Zustand der Vertragsscene im Faust von 1790 erhebt, bietet sich in einem Gedicht vom Dezember 1774 eine so schlagende Parallele zu den in jenem Stück ausgesprochenen Gedanken, dass ihr gegenüber alle Bedenken schweigen müssen und die Annahme unumgänglich scheint, die Scene sei im wesentlichen um die Wende des Jahres 1774 entstanden.

In der poetischen Epistel an Merck vom 5. Dezember 1774 (Goethes Briefe 2, 211) heisst es V. 5:

O dass die innere Schöpfungskrafft
Durch meinen Sinn erschölle
Dass eine Bildung voller Safft
Aus meinen Fingern quölle . . . .

V. 13. Wenn ich bedenck, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschliesset,
Wie er wo dürre Haide war
Nun Freudenquell geniesset . . . .

V. 21. Wirst alle meine Kräffte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Daseyn hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Damit vergleiche man Faust Fragment V. 253 ff.

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst geniessen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu Ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End auch ich zerscheitern.

V. 308. Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
Ist wie wie Thier, auf einer Heide [1808 auf dürrer Heide]
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide.

Die Übereinstimmung scheint entscheidend für die Datirung der Scene. Ihr gegenüber muss der Umstand, dass im Fragment die Sprache so viel männlicher und reifer

erscheint als in all den Gedichten aus den siebziger Jahren, seine Erklärung darin finden, dass die Scene uns nicht in ihrem ursprünglichen Wortlaut überliefert ist, sondern in einer überarbeiteten Fassung, die sie bei ihrer Aufnahme ins Fragment erhalten hat.

Aber bei diesem Resultat, dass der Faust, den Goethe 1775 nach Weimar mitnahm, um diese eine Scene reicher war als die uns überlieferte Abschrift des Frl. von Göchhausen, kann sich die vordringende Forschung nicht beruhigen. Sie muss sich, wenn einmal der Nachweis erbracht ist, dass zu der Zeit, als der sogenannte Urfaust abgeschrieben wurde, mehr von dem Werke vorhanden war als in ihn aufgenommen wurde, die Frage vorlegen, von welchen Partien des späteren Gedichts es wenigstens wahrscheinlich zu machen ist, dass sie gleichfalls vor dem Jahre 1776, wenn auch nur in Bruchstücken, vorhanden waren. Und da denkt man zunächst an die Scene 'Vor dem Thor', deren Abfassungszeit man ja schon lange mit dem Brief an die Gräfin Stolberg vom 3. August 1775 (Briefe 2, 275) in Zusammenhang gebracht hat. Zwar die Stelle von den 'verklärten Spaziergängern' reicht, wie Erich Schmidt mit Recht hervorhebt, zur Datirung der Scene nicht aus, und die typische Charakteristik der Spaziergängermasse, auf die Scherer aufmerksam gemacht hat (vgl. Schmidt S. XXIX), verweist die Hauptarbeit an der Scene und ihre endgültige Abfassung sogar mit Sicherheit in eine viel spätere Zeit. Das aber schliesst nicht aus, dass einzelne Stücke von ihr schon in Frankfurt gedichtet wurden. Übereinstimmungen wie die V. 1074 ff. 'O dass kein Flügel mich vom Boden hebt' u. s. w. mit den Briefen aus der Schweiz Nr. 4 (vgl. Hempel 16, 226 und Werther Der junge Goethe 3, 291) reden eine zu deutliche Sprache. Auch in der Art, wie auf den emphatischen Erguss Fausts: 'Vom Eise befreit sind Strom und Bäche' u. s. w. die ernüchternden Worte Wagners folgen und die Scene damit endet ohne irgend welchen Versuch der Ausgleichung des Contrastes, auch darin scheint die künstlerische Eigenart des jungen Goethe sich auszusprechen. Schmidt selbst hebt S. XXVIII ff. diese Eigenthümlichkeit der jugendlichen Dichtweise Goethes hervor. Dazu kommt,

dass auf das Gedicht 'Der Schäfer putzte sich zum Tanz' im Wilhelm Meister Bezug genommen wird (2. Buch 11. Kapitel) zu einer Zeit, als Goethe (vgl. Brief an Schiller vom 2. Dezember 1794 und 14. August 1795) am Faust zu produciren wenig geneigt war, so dass auch für dieses Lied eine frühere Existenz vorausgesetzt werden darf. Eine wie frühe, lässt sich freilich kaum mehr entscheiden.

Es sei bemerkt, dass die Möglichkeit des Vorhandenseins von Bruchstücken der Scene 'Vor dem Thor' vor dem Jahre 1776 jetzt nicht mehr bestritten werden kann, nachdem aus dem Urfaust erhellt, dass schon in dem alten Plane des Gedichts die Enthüllung des Teufels aus einer Hundsgestalt beabsichtigt war: vgl. Urfaust S. 80 Z. 14 'Hund! abscheuliches Unthier! Wandle ihn du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt, in der er sich nächtlicher Weile offt gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füsse zu kollern' u. s. w. Auch der Einwand, den man erheben könnte, dass es auffällig sei, dass das Fragment so gar nichts von diesen Bruchstücken enthalte, während von der Vertragsscene doch ein Theil Aufnahme fand, auch dieser Einwand zerfällt in sich, wenn wir sehen, dass schon der Urfaust den Monolog Valentins enthält, das Fragment von 1790 aber nichts davon bringt.

Ob diese Momente ausreichen, die betreffenden Stücke der Frankfurter Zeit zuzuweisen, das soll hier nicht entschieden werden. Uns kam es vor allem darauf an, angesichts des Urfaust das Problem noch einmal zu stellen, um die Meinung nicht aufkommen zu lassen, als sei es durch seine Auffindung erledigt.

Berlin, 21. September 1888. Otto Pniower.

Körnerfunde.

Seit dem Bestehen des Körnermuseums in Dresden werden die Autographen Theodor Körners im Privatbesitze immer seltener, denn das Museum zieht nach und nach alle an sich. Kürzlich gelang es mir, bei Frau Charlotte verw. Schmid, geb. Kuffs, Schwiegertochter des Empfängers des zu erwähnenden Autographs in Erfurt, auf ein Stammbuchblatt des Dichters für seinen Studienfreund und Stubenburschen in Freiberg, Carl Schmid zu kommen[1]), welches wegen seines Postscriptums ein grösseres Interesse, als solche Aufzeichnungen sonst zu haben pflegen, beansprucht. Weiteren Körnerautographen bin ich gleichzeitig auf die Spur gelangt: Frau Caroline Wietzer in Meisdorf am Harze, die Tochter des genannten Schmid, welcher Hüttenmeister auf den Mansfelder Hütten war und zu Leimbach im Jahre 1845 verstorben ist, besitzt noch acht Briefe Körners, sowie einige Bogen Gedichte. Die Abschrift eines der angeführten Briefe habe ich schon seit längerer Zeit in der Hand durch die Güte meines Freundes, des Bürgermeisters Johannes Müller in Kolditz, welcher dieselbe von dem 1886 als Bahnhofsinspector zu Grossbothen bei Leisnig verstorbenen Schmid, einem Sohne des Adressaten, erhalten hat. Ich theile dieselbe, nachdem ich sie mit dem Originale verglichen habe, hier ebenfalls mit.

1. Das Stammbuchblatt.

Dasselbe lautet — die an Schiller anklingenden Worte sind gesperrt gedruckt — also:

Wer Gott vertraut, und seiner Fäuste Kraft,
Ruft muthig sein Jahrhundert in die Schranken!
Bis in den Todt
Dein Theodor Körner
XXXX.

[1]) Die genannte Frau besitzt auch einen kleinen grünlichen Zettel, auf welchen von Körners Hand — s. d. — die Worte stehen: 'Lieber Schmidt. Borg mir doch auf ein paar Stunden Deine Kanonen. Dein Theodor Körner.'

Memorab. Unsere glücklichen Zeiten auf dem Aschmarkte. — Reisen nach Dresden. — Die Farben. — Lieschen. — Die Liebe auf der Pritsche. — Meine Frau! — Es schlägt ³/₄ auf Achte. — Ich soll flüchten. Du packst meine Sachen. — Brief an Deinen Vater. — Amor mit dem Arschleder in Dörnthal. — Julchens Gesundheit im Bischoff. — H. B. — [Hier ist eine Pistole gezeichnet, wahrscheinlich hatte Körner mit einem H. B. ein Pistolenduell gehabt.] Freyberg im April 1810.

2. Ein Brief an den Bergstudenten Carl Schmid auf der Gottes Belohnungshütte bei Eisleben.

Leipzig, den 7ten October 1810.[2])

Alter Freund! Mein schöner Plan, Dich zu besuchen, und Dir all meine Freuden und Leiden zu erzählen ist gescheitert. Ich wollte von Löbichau aus zu Dir, hatte aber das Unglück allda, dass ich mir einen eisernen Stachel in den Fuss rannte.[3]) 8 Tage lag ich auf einem Fleck, jetzt kann ich zwar wieder gehen, muss aber den Fuss erstaunlich schonen und hätte also Dein herrliches Mansfeld nicht geniesen können. Wie geht es Dir denn, wie titulirt man Dich, bist Du verliebt, hast Du schon geheyrathet, wie gefällst Du Dir, was macht Dein Vater etc. All diese Fragen beantworte mir ja recht bald. Meine Adresse ist auf dem Brühl, in Gerlachs Haus.

Sello schrieb mir, er wolle sich den 7. 7br. in Colditz zu Schuss stellen, ich reise also hin mit meinem Secundanten, aber der Schurke kam nicht. Der Donner soll ihn erschlagen! Das Treiben der Messe amüsirt mich ziemlich. Henoch[4]) wollte mich besuchen, noch ist er aber nicht da. Göttliche Tage habe ich in Löbichau verlebt. Du kennst mein gewöhnliches Glück! Himmlische Wesen[5]) haben mich in meiner Krankheit gepflegt, so dass es kein Wunder ist, dass ich nach 8 Tagen wieder gehen konnte. trotzdem, dass der Arzt vom Ambutieren sprach! — Wann und

---

[2]) Körner war also spätestens am 5. Oktober in Leipzig eingetroffen, anderer Ansicht ist Jonas, Christian Gottfried Körner 1882 S. 211. Am 12. Oktober schrieb Körner schon wieder an Schmid, ohne eine Antwort von diesem erhalten zu haben.

[3]) Auf einem Balkongeländer hatte er seine Fertigkeiten als Turner zeigen wollen, war aber dabei ausgeglitten.

[4]) Fritz Henoch.

[5]) Gemeint sind die vier Töchter der Pathin Körners, der Herzogin Dorothea von Kurland; vgl. von Binzer, Drei Sommer in Löbichau 1877 S. 5, Stern, Christian Gottfried Körners gesammelte Schriften 1881 S. 212. 214 u. ö., die Schriften Tiedges und dessen Biographien, auch die E. von der Reckes.

wo sehen wir uns nur einmal? Können wir uns nicht ein Rendezvous geben? In Halle wär' es wohl recht gut möglich meine Fata recht ausführlich zu erzählen. Bercht[6]) habe ich vorgestern auf Klossigs Kaffeehaus an der Pharobank gesehen. Er bleibt nicht in Jena. Bald erwart' ich einen Brief von Dir. — Meine Muse ist sehr fruchtbar jetzt. Schicke mir doch Volkssagen[7]) aus eurer Gegend. Grüss Deinen Vater.

Dein bis in den Tod!

Theodor.

Dresden. Theodor Distel.

Der historische Faust.

Den Spuren von Fausts Erdetagen ist die neuere Forschung mit so grossem Eifer und so geringem Erfolg nachgegangen, dass man in unmuthigem Verzicht voraussagen zu dürfen glaubte, es würden sich in der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts, so weit sie im Druck vorliegt, schwerlich noch neue auf Faust bezügliche Stellen finden.[1]) Diese Prophezeiung scheitert an folgendem Funde:

'Zeitung aus India Iunckher Philipps von Hutten. Aus seiner zum Theil unleserlich gewordenen Handschrift'[2]): Brief an seinen Bruder Moritz, Fürstbischof von Eichstätt. 'Datum in Coro der Provinzen Venezola im &c. 40. Jahr den 16. Jan.':

'Hie habt ihr von allen Gubernationen ein wenig, damit ihr sehet, dass wir hie in Venezola nicht allein bissher unglücklich gewest sein, diese alle obgemelte Armata verdorben seind jnner-

---

[6]) Der spätere Lützower: vgl. Allgem. deutsche Biographie.

[7]) Die dem Bergmannsleben angehörenden Stoffe interessirten Körner fortwährend.

[1]) W. Creizenach, Allgem. Deutsche Biographie: Faust.

[2]) Historisch-litterarisches Magazin. In Gesellschaft mehrerer Gelehrten angelegt von Johann Georg Meusel. Erster Theil. Bayreuth und Leipzig, im Verlag Johann Andreas Lübecks seel. Erben. 1785.

Die wundersamen Schicksale des Capitano generale hat, hauptsächlich auf das Tagebuch und die Briefe gestützt, gut dargestellt K. v. Klöden, Die Welser in Augsburg als Besitzer von Venezuela und die von ihnen veranlassten Expeditionen dahin. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Fünfter Band. Berlin 1855.



halb 3. Monathe, vor und nach uns zu Sevilla ausgefahren, dass ich bekennen muss, dass es der Philosophus Faustus schier troffen hat, dann wir ein fast bösses Jahr antroffen haben, aber Gott hab Lob ist uns fast unter allen andern am besten gangen.'

Aus der abgerissenen und verfitzten Sprache und Darstellung lassen sich die Thatsachen leider nicht so einfach und glatt herauswickeln, dass man mit Sicherheit entscheiden könnte, ob mit dem 'bössen Jahr' 1535, das Jahr des Aufbruchs, oder 1539, das Jahr der Niederlagen, gemeint ist, ob man an eine gedruckte allgemeine Praktik auf eines der beiden Jahre oder an eine für Philipp von Hutten eigens angefertigte Prophezeiung denken soll, ob Philipp die Prophezeiung von Faust selbst oder durch irgend einen Mittler, etwa seinen Bruder Moritz, vielleicht sogar post festum, erhalten hat.

Dass 'der Philosophus Faustus' mit dem historischen Urbild des Sagenhelden identisch ist, kann nach einem Vergleich mit den bereits bekannten Zeugnissen keinem Zweifel unterliegen. [3]) Aus den Berichten des Begardi und der Zimmerischen Chronik ist bekannt, dass Faust in der zweiten Hälfte des vierten Jahrzehnts noch lebte. Der Titel 'Philosophus' ist in der fast gleichzeitigen Nachricht des Begardi in einiger Übertreibung ausdrücklich belegt: 'er sei, vnnd heiss Faustus, damit sich geschriben Philosophum Philosophorum &c.'. Dass Faust 'Chiromancei, Nigramancei, Visionomei, Visiones imm Cristal vnn dergleichen mer künst' geübt hat, ist nicht allein von Begardi erwähnt. Fausts Beziehungen zu adligen Geschlechtern sind zur Genüge aus dem von Trithemius überlieferten Verhältniss zu Franz von Sickingen bekannt. Läge nicht zwischen der Bekanntschaft mit Sickingen und der mit denen von Hutten ein Menschenalter, so wäre sogar die Möglichkeit eines ursächlichen Zusammenhangs ins Auge zu fassen.

Das neue Zeugniss unterscheidet sich charakteristisch von den bekannten dadurch, dass in ihm nicht von einem 'ehrsamen, wohllebenden und weisen Domherrn, Abt und

---

[3]) Die bisher gefundenen Zeugnisse sind zusammengetragen von M. Schwengberg, Das Spiesssche Faustbuch und seine Quelle.

Professor' wie Trithemius, Mutian u. a. über Faust rundweg abgeurtheilt wird, sondern von einem Weltmanne wie Philipp von Hutten, der in seiner schweifenden und kühnen Lebensführung nicht nur mit seinem Vetter Ulrich, sondern mit Faust selbst eine gewisse Ähnlichkeit zeigt, — allerdings mit einiger Zurückhaltung — der Thatsache Anerkennung gezollt wird, dass die Geschehnisse die Künste Fausts nicht Lügen gestraft haben. Eben diese Zurückhaltung bewahrt unsern Ritter vor einer Vermengung mit dem grossen Haufen der Faustverehrer, von denen Mutian sagte: rudes admirantur.

Wie durch die früheren Zeugnisse, wird auch durch dieses ein Theil der Sage bestätigt. In den Worten des Philipp von Hutten ist eine thatsächliche Grundlage gefunden für die Erzählung des Faustbuchs: 'D. Faustus ein Astrologus vnd Calendermacher': 'So stimpten auch seine Practicken, die er Fürsten vnd grossen Herren dedicierte, vbereyn. Denn er richtet sich nach Geistes Weissagungen vnnd Deutungen zukünfftiger ding vnd Fäll, welche sich auch also erzeigten. . . . . Er machte auch in seinen Practicken Zeit vnd Stunde, wann was Künfftiges geschehen solt, warnete ein jede Herrschaft besonder, als die jetzt mit Theuwrung, die ander mit Krieg, die dritte mit Sterben, vnnd also forthan, solte angegriffen werden'.

Mit Rücksicht auf die oben angedeuteten Hypothesen über die näheren Umstände der Prophezeiung bieten sich von diesem Funde aus verschiedene Aussichten auf weitere Aufklärungen über Faust. Nach einer Tradition derer von Hutten, die bereits in den ältesten Briefen der Familie über Philipps Tod auftritt und, wie ich nach mündlichen Mittheilungen der Freiherren von Hutten in Würzburg und Steinbach angeben kann, noch heute besteht und mit thätigem Interesse verfolgt wird, ist ein grosser schriftlicher Nachlass unseres Ritters seiner Zeit in die Hände der spanischen Regierung gekommen. Werden die Bemühungen der Familie um den Nachlass mit Erfolg gekrönt, so können vielleicht aus den Briefen des Fürstbischofs oder eines anderen Hutten neue Nachrichten über Faust hervorgehen. Dass sich sogar die Prophezeiung in Fausts eigener Handschrift

finden kann, soll man ebenso wenig verschwören, wie dass noch einmal eine gedruckte Practica Fausts entdeckt wird.

Berlin. Siegfried Szamatólski.

Ein Pröbchen aus Schillers Redactionsbureau.

Im Musen-Almanach für das Jahr 1797 steht S. 63 ff. ein Gedicht von F. L. W. Meyer: Königin Kobold. Das Schiller vorgelegte Manuscript des Verfassers stimmt mit dem Abdruck überein, bis auf eine unwichtige und eine bedeutende Abweichung. Meyer schrieb in der 3. Strophe: 'Müsst aus ungebrauchten Besen schlanke Ruthen ihr erlesen'; Schiller lässt den Singular: 'ungebrauchtem' drucken. Nach der 3. Strophe streicht Schiller die folgende:

Mag sie tauchen, mag sie springen,
Mag sich um den Strohsack schlingen:
Über'n Kopf das Hemd geschürzet,
Hieb' auf Hiebe fortgestürzet,
Bis der grossen Magd geschieht
Was man wohl bei Kindern sieht.

Schiller hat sachlichen und sprachlichen Anstoss genommen und nicht gescheut, darum die Disposition zu stören. Denn diese erfordert die beseitigte Strophe: zwei Strophen rufen die Geister zum Richteramt auf, zwei gelten der Bestrafung der trägen, zwei der Belohnung der fleissigen Mägde; im Musen-Almanach aber werden die trägen 'Töchter des Staubes' nun mit éiner Strophe abgefunden.

Die getilgte Strophe ist aber doch dem Almanach nicht ganz verloren gegangen. Eine Anspielung darauf enthält das Xenion A. d. Z. = Archiv der Zeit.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaia den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

Aus dem Xenienmanuscript ist bekannt, dass Goethe Meyers Archiv mit einem anderen, bildlosen Xenion bedacht hatte, das damals nicht gedruckt und durch das vorstehende viel lebendigere ersetzt wurde. Die in der Ausgabe des Manuscriptes S. 48 geäusserte Vermuthung, Schiller möge der

Verfasser des letzteren sein, erscheint nun gesichert: er kam auf den Einfall durch die anstössige Strophe, die in seinem Redactionsbureau begraben blieb. Meyer. auf Humboldts warme Empfehlung am Almanach des vorhergehenden Jahres nicht nur als Mitarbeiter betheiligt, verschwindet, mit der eigenen Ruthe geschlagen, aus den späteren Jahrgängen desselben.

Graz. Bernhard Seuffert.

Das Flohlied in Goethes Faust

zeigt einen auffallenden Anklang an den Beginn der Schubartschen 'Fabel ohne Moral' Der Hahn und der Adler.

Ein Fürst war einem Hahnen hold; —
'Warum nicht gar! Was? einem Hahnen!'
Ja, ja, er liebt' ihn mehr, als seine Unterthanen. —
4 Sein Kamm war Purpur, seine Federn Gold.
. . . .
7 Kein Höfling durfte sich erdreusten
Dem Hahnen was zu thun. Ihn speissten
Prinzessinnen mit eigner Hand,
10 Und schmückten seinen Halss mit einem goldnen Band.
Der Hofmann ehrte ihn, der oft vor Neid erstickte,
Wann sich die Dame niederbückte,
Und er die Perlenschnur am Marmorarm bepickte.
. . . .

V. 2 entspricht der Zwischenfrage des Frosch Faust V. 2209. V. 3. weist auf Faust V. 2213. Von V. 4 und 10 wurde der Übergang zur Bekleidung und Decorirung des Flohs gefunden. V. 9 und 11 führt zu Faust V. 2231. Das Reimband V. 11 : 13 wirkt auf das in V. 2235 : 2237. Die weiteren Zeilen des Schubartschen Gedichtes kommen nicht in Betracht. Die politische Tendenz beider Dichtungen ist die gleiche.

Schubarts Fabel erschien im 7. Stück der Deutschen Chronik Bd. 1 S. 55 f. am 21. April 1774. Daraus lässt sich ein Schluss auf die Entstehungszeit des Flohliedes ziehen.

Jena. Paul Hoffmann.

Das Altnordische bei Gerstenberg.

Werner Pfau starb im Frühjahr 1887 erst zweiundzwanzig Jahre alt. Trotz seines siechen Körpers hatte er willensstark und rastlos unter W. Wilmanns Leitung vorwärts gestrebt: alle schönen Hoffnungen, die man auf seine Zukunft setzen konnte, wurden grausam zerstört durch ein beklagenswerthes Geschick, das meinen armen Freund, noch ehe er seine Studienzeit beendet hatte, hinwegraffte.

Künstlerische und wissenschaftliche Begabung vereinigten sich in dem Frühvollendeten in so seltener Weise, dass sein Bild auch denen unvergesslich ist, die nicht Gelegenheit hatten, ihm, dem Liebenswerthen, persönlich näher zu treten.

Einige Monate vor seinem Tode hielt Pfau, von Wilmanns angeregt, im Akademisch-Germanistischen Verein zu Bonn einen Vortrag über das Verhältniss von Gerstenbergs Skalden zum Altnordischen: nach Pfaus Absicht nur eine Vorarbeit für eine zusammenfassende Untersuchung über das Altnordische bei Klopstock und dessen Zeitgenossen. Da aber alsbald zunehmende Schwäche meinem Freunde jedes weitere Arbeiten unmöglich machte, ist es bei der für den mündlichen Vortrag entworfenen Skizze geblieben, die ich, einem Wunsche des Dahingegangenen entsprechend, zu der nachfolgenden Abhandlung ausgeführt habe.

Berlin. Eugen Oder.

Eine Abhandlung, deren Aufgabe darin besteht, die altnordischen Bestandtheile eines deutschen 'Skaldenliedes' aus dem vorigen Jahrhundert aufzudecken, kann nur auf eine beschränkte Theilnahme rechnen. Abgesehen von dem geringen künstlerischen Werthe der Bardenpoesie und ihrer unhistorischen Voraussetzung erscheinen uns die Lieder der Sined und Rhingulph vor allem deshalb so lächerlich und unsagbar abgeschmackt, weil die keltischen Hütten der heiligen Sänger, mit Herder zu reden, nur 'Lauben von dünnen Worten und Figuren' sind, und das Bardenhemde wenig zum Galanteriedegen und Puderbeutel seines Trägers passt. Weil das Altnordische eine rein äusserliche Zuthat und Verbrämung durchaus modischer Art und Kunst ist, wird die Frage darnach, woher im einzelnen der Aufputz genommen ist, von nicht grosser Bedeutung sein.

Am meisten Berechtigung hat eine Untersuchung des Altnordischen in derjenigen Dichtung, die durch ihr Erscheinen unmittelbar den Anstoss zu dem Bardengebrüll gegeben hat, und die nicht nur an sich grösseren künstlerischen Werth hat als die Gebilde der Nachahmer, sondern auch trotz ihres winzigen Umfanges mehr Altnordisches enthält als die Oden Klopstocks zusammengenommen. Die erdrückende Fülle mythologischer Namen und Bezüge in Gerstenbergs 'Gedicht eines Skalden' nahm selbst Herder so gefangen, dass er, der mit Recht später Worte des schärfsten Tadels für das Bardenunwesen fand, von dem 'Zauberköcher nordischer Harmonien' sprach, den Gerstenbergs Skalde ausgeschüttet habe.

Ehe wir es unternehmen, den Inhalt dieses Zauberköchers von neuem zu prüfen, empfiehlt es sich, diejenigen Bücher rasch zu überblicken, aus denen Gerstenberg und seine Zeitgenossen ihre Kenntniss des Altnordischen schöpften.[1])

1.

In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nahmen in Skandinavien die der alten vaterländischen Litteratur geweihten Studien erst einen höheren Aufschwung. Nur ganz vereinzelt sind Bestrebungen in dieser Richtung am Ausgange des sechzehnten wahrzunehmen: 1591 gab der Däne Anders Sörensen Vedel (Andreas Vellejus) dänische Volkslieder heraus, die ein Jahrhundert später (1695) von Petr Syv (Petrus Septimus) neu edirt wurden. Lange Zeit waren sie die einzige Quelle für die Kenntniss der berühmten Kiåmpe Viser.[2]) Lessing schöpfte aus ihnen die Kunde von 'den uralten nordischen Heldendichtern',

---

[1]) Es lag nicht in meiner Absicht, ein vollständiges Verzeichniss aller über das nordische Alterthum handelnden Werke, die bis 1750 erschienen, zu geben, sondern nur die für unsern Zweck in Betracht kommenden zu charakterisiren. Vgl. die betr. Abschnitte in Raumers Geschichte der germanischen Philologie und zur genauern Kenntniss die am Anfang von Moebius Catalogus librorum Islandicorum nambaft gemachten Übersichten von Müller und Nyerup.

[2]) Ich habe die im vorigen Jahrhundert übliche Schreibung altnordischer Namen beibehalten. Gleichmässigkeit zu erzielen, war bei der schwankenden Orthographie unmöglich.

deren er in seiner Vorrede zu Gleims Grenadierliedern Erwähnung thut; Gerstenberg empfahl sie in den Schleswigschen Litteraturbriefen als Lektüre [3]) und wusste sie in seinem Skaldengedicht zu verwerthen.

Wer sich zu Klopstocks Zeiten gründlicher über altnordische Zustände unterrichten wollte, konnte nicht die Schriften des Mannes umgehen, der mehr als ein anderer in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts für die Erweckung altnordischer Studien gethan hat. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Bedeutung des Ole Worm einzugehen. [4]) Ole Worm († 1654 als Professor der Medicin in Kopenhagen) bildete die belebende Seele eines weitverzweigten Gelehrtenkreises, der es sich angelegen sein liess, die ersten Grundlinien altnordischer Alterthumskunde zu ziehen. Worm ist nicht nur bedeutend durch seine eigene Productivität, sondern versteht es auch meisterlich, fremde Kräfte in seinen Dienst zu stellen [5]), deren Arbeiten er für seine eigenen Werke verwerthet oder auch selbständig herausgibt. [6]) Dadurch, dass er mit Isländern in Verkehr tritt, erschliesst er eine frischfliessende Quelle altnordischer Forschung. [7])

---

[3]) Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, Erste Sammlung, Schleswig und Leipzig 1766 S. 109 'itzt ist mein Absehen nur auf die sogenannten Kiämpe-Viiser gerichtet, deren nähere Kenntniss mir zur Aufklärung der alten Litteratur und der Geschichte des menschlichen Geistes nicht wenig beizutragen scheint' u. s. w. Vgl. auch den elften Brief S. 145 ff. Von dem Neudruck in den Deutschen Litteraturdenkmalen 29 sind bisher nur die ersten zwei Sammlungen erschienen.

[4]) Werlauff hat in Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed 1832, 1, 283 ff. auf Grund des Lebensabrisses von der Hand des älteren Bartholin und des reichen Briefwechsels in Olai Wormii epistolae 2 tomi Havniae 1751 Worms Bedeutung geschildert.

[5]) Worms Briefwechsel umfasst 1034 Nummern bei 120 Adressaten.

[6]) So gab Worm das von Magnus Olai verfasste Lexikon der Runen heraus (Specimen lexici runici — collectum a Magno Olavio, in ordinem redactum, auctum et locupletatum ab Olao Wormio, Hafniae 1650).

[7]) Vor allen Arngrim Jonsson, dessen Schriften über Island auch von Gerstenberg in den Collectaneen zum Gedicht eines Skalden im einundzwanzigsten Schlesw. Litt.-Brief angeführt werden, Magnus Olai, Gudmund Andreä u. a. Am bekanntesten ist heute von ihnen der

Von seinen Werken sind für uns zwei besonders wichtig.[8]) Das eine heisst 'ᚱᚢᚽᚾᛦ seu Danica Literatura Antiquissima', Hafniae 1636 und in der zweiten erweiterten Ausgabe 1651.[9]) An die ausführliche Erörterung über die Entstehung, Bedeutung und Anwendung des Runenalphabetes schliesst sich eine Appendix, in welcher Worm den Abriss seines Freundes Magnus Olai über die isländische Poesie und zwei altnordische Gedichte in Runenschrift und in lateinischer Übersetzung veröffentlicht: das Regner Lodbroglied und den Siegesgesang des Egill Scallagrim. Beide standen im vorigen Jahrhundert in hohem Ansehen. Das Lodbroglied wurde öfters übersetzt[10]), das Egill Scallagrimlied wird von Gerstenberg im elften Schleswigschen Litteraturbrief 1766 mitgetheilt, um die Grossartigkeit altnordischer Poesie an einem Beispiel von pindarischer Form zu zeigen.[11]) Wie eifrig Gerstenberg Worms Buch benutzt hat, zeigt endlich die Thatsache, dass wir in den Collectaneen zum Gedicht eines Skalden im einundzwanzigsten Litteraturbrief einen Theil des trockenen Skaldenkataloges wiederfinden, der am Schluss der Litteratura Runica steht.

Das andere Werk von Worms Hand, welches hier in Betracht kommt, heisst Danicorum Monumentorum libri sex,

---

Bischof Brynjulfr Sveinsson als Entdecker der älteren Edda im Jahre 1643.

[8]) Erwähnenswerth sind ausserdem die Schrift über das 1639 entdeckte Goldene Horn vom Jahre 1641, und die Fasti Danici 1643.

[9]) Gerstenberg benutzte nach der Anmerkung in den Litteraturbriefen 1, 150 die erste Auflage.

[10]) Das Lodbroglied gehörte zu den ersten Stücken nordischer Dichtung, welche Klopstock bekannt wurden. Erich Schmidt hat in seinen Beiträgen zur Kenntniss der Klopstockschen Jugendlyrik S. 18 darauf aufmerksam gemacht, dass Klopstocks Vetter und Jugendfreund J. C. Schmidt bereits 1750 aus William Temples Essai 'Of heroic virtue' Proben 'keltischer' Gedichte entdeckte, und daraus u. a. das Lodbroglied übersetzt an Gleim mittheilte. Auch in Biörners mir nicht zugänglichen Nordiska Kåmpa Dater, Stockholm 1737, Mallets unten näher charakterisirten Monumens Celtiques und Percys Five Pieces of Runic Poetry, London 1763 wurde das Lodbroglied mitgetheilt. Gerstenberg hat aber seine Kenntniss aus Worms Buch geschöpft, wie ich unten zeigen werde, und wie er selbst angibt Schlesw. Litt.-Briefe 1, 415.

[11]) Vorher von Percy a. a. O. veröffentlicht.

Hafniae 1643. Ausser einer Sammlung der altnordischen Denkmäler finden sich hier Abhandlungen über die Götter, Heiligthümer und Begräbnissarten der alten Skandinavier. Für die Frage nach den Quellen von Gerstenbergs Skalden sind die Monumenta weniger wichtig. Gerstenberg führt sie zwar [12]) in den Collectaneen einige Mal an, hat aber für die einschlägigen Fragen ein Werk benutzt, welches Worms Ansichten vielfach berichtigt hatte.

Es ist die Schrift des jüngeren Thomas Bartholin: Antiquitates Danicae de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis, Hafniae 1690. Wie man sieht, ist der Vorwurf von Gerstenbergs Skaldengedicht eine Illustration dieses Titels. Bartholin gibt auf Grund eines reichen und zuverlässigen Materiales eine Glaubenslehre der nordischen Völker von dem Leben nach dem Tode. Es werden Beispiele kühner Todesverachtung angeführt, Todesprophezeiungen mitgetheilt und die verschiedenen Arten der Bestattung beschrieben. Viele Stücke altnordischer Texte aus unedirten Handschriften machten Bartholins Werk für die altnordische Philologie wichtig. Bartholin wird von den Forschern des vorigen Jahrhunderts für alle Fragen, die er behandelt hat, stets als Hauptquelle angeführt. Wie viel Gerstenberg ihm in seinem Skaldengedicht verdankt, werde ich unten näher nachweisen. [13])

Zu dem Kreise des Ole Worm gehörte der Herausgeber des Saxo Grammaticus Stephanus Johannis Stephanius. Aus Stephanius Ausgabe des Saxo [14]), erschienen Havniae 1644/5, stammen die fabelhaften Ideen von dem Asiatenkönig Odin, der ein grosses Reich in Scythien beherrscht, dann zur Zeit des Mithridates aus seinem Vater-

[12]) Collectaneen 13 und 19, wo über die Form der Altäre und die Gesetze des Zweikampfes gehandelt wird.

[13]) Dem entsprechend wird auch Bartholin in den Collectaneen Gerstenbergs zum Skaldengedicht am meisten angeführt, nämlich unter 1 (wo auf den von Bartholin veröffentlichten Webegesang aus der Njalasage Bezug genommen wird), 5, 9 (mit einer Polemik gegen Bartholin), 12 und 18.

[14]) Saxo war zum ersten Male bereits 1519 zu Paris im Druck erschienen.

lande von Pompejus vertrieben, sich den ganzen Norden Europas unterwirft und schliesslich nach seinem Tode göttlich verehrt wird. Dieselbe euhemeristische Sagenauffassung vertritt das grosse Geschichtswerk Snorris, die Heimskringla, die 1697 von dem Schweden Peringskiöld herausgegeben wurde.[15])

Das wichtigste und epochemachende Ereigniss für die altnordische Philologie im siebenzehnten Jahrhundert war die Herausgabe der jüngeren und einiger Theile der älteren Edda durch Petrus Resenius, Kopenhagen 1665: es ist dasselbe Jahr, in welchem Franciscus Junius den codex argenteus veröffentlichte. Resenius machte fast die ganze jüngere Edda durch den Druck bekannt.[16]) Der Hauptbestandtheil derselben bei ihm wird von 78 Dämesagen gebildet. Unter dieser Bezeichnung fasst er Gylfaginning, Bragaroedur und einige aus den Skaldskaparmal geschöpfte Erzählungen, wie die Sigurdsage, zusammen An die Dämesagen, denen der Prolog der jüngeren Edda, Formali genannt, vorhergeht, schliesst sich eine aus den Kenningar stammende Aufzählung der Götter mit ihren verschiedenen Namen. Den Schluss der Ausgabe bildet ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der hauptsächlichsten Gegenstände aus der Edda mit ihren mannigfachen Bezeichnungen. Grösseren Kreisen wurde das Verständniss erschlossen durch eine von älteren Gelehrten gemachte dänische und lateinische Übersetzung, welche Resenius dem altnordischen Texte jedesmal folgen liess.[17]) Dasselbe geschah mit den

---

[15]) Gerstenberg benutzte die Heimskringla, wie er selbst bedauernd bemerkt, in der zu seiner Zeit erschienenen fehlerhaften dänischen Übersetzung von Anchersen; vgl. Collect. 1 u. 5. Auf Stephanius Saxoausgabe nimmt er ebendort oft Bezug.

[16]) Edda Islandorum an. Chr. MCCXV Islandice conscripta per Snorronem Sturlae Islandiae nomophylacem nunc primum Islandice Danice et Latine ex antiquis codicibus mss. bibliothecae regis et aliorum in lucem prodit opera et studio Petri Johannis Resenii.

[17]) Die ersten 68 Dämesagen in das Lateinische von Magnus Olai und in das Dänische von Stephanus Stephanius übersetzt. Beide Männer waren dazu von Ole Worm angeregt, der in seiner Litteratura Runica die jüngere Edda oft anführt. Der Rest der jüngern Edda war auf Resenius Wunsch von Torfaeus ins Lateinische übertragen. Ausser-

Stücken der älteren Edda, die Resenius gleichzeitig veröffentlichte [18]): der Völuspa, den Havamal und der Runa Capitule (Odins Runenlied).[19])

Lange war man einzig auf Resenius Ausgabe angewiesen, wenn man grössere Stücke der Edda kennen lernen wollte. Der Schwede Johannes Göransson begann zwar 1746 eine Ausgabe des Upsalaer Codex der Snorra-Edda, blieb aber in Gylfaginning stecken: von der Saemunda-Edda gab er 1750 nur die Völuspa neu heraus. Da Göranssons Ausgabe ausserhalb Schwedens fast ganz unbekannt blieb, war Resenius Ausgabe nach wie vor gesucht und ist die Hauptquelle für die Kenntniss der Edda im 18. Jahrhundert geblieben.[20]) Ihre Exemplare wurden zu Gerstenbergs Zeiten theuer bezahlt, da sie durch den Brand der Kopenhagener Bibliothek 1728 selten geworden waren.[21]) Lange seufzten die Gelehrten vergeblich nach einer neuen Ausgabe; denn der erste Band der bekannten grundlegenden Arnamagnaeischen Ausgabe, welcher die von Resenius

dem verzeichnete Resenius die Abweichungen der lateinischen Übersetzung der Dämesagen von Stephanus Olai und gab Anmerkungen theils von Magnus Olai, theils von sich selbst.

[18]) Gewöhnlich mit der Ausgabe der jüngern Edda zu einem Bande vereinigt, obwohl die Völuspa und die Havamal gesondert erschienen: Philosophia antiquissima Norvego-Danica dicta Woluspa quae est pars Eddae Saemundi, Eddâ Snorronis non brevi antiquioris, Islandice et Latine publici juris primum facta a Petro Joh. Resenio. Sodann: Ethica Odini pars Eddae Saemundi vocata Haavamaal una cum ejusdem appendice appellato (sic!) Runa Capitule a multis exoptata nunc tandem Islandice et Latine in lucem producta est per Petrum Joh. Resenium. Der Völuspa war die lateinische Übersetzung des Magnus Olai mit Anmerkungen und Noten des Gudmund Andreae beigegeben. Von wem die lateinische Übersetzung der Havamal stammt, sagt Resenius nicht.

[19]) Jetzt zu den Havamal gerechnet.

[20]) Von Gerstenberg wird Litt.-Briefe 1, 450 (Collect. 18) auf Resenius Völuspa-Ausgabe verwiesen. Mallet, Monumens Celtiques S. 26: L'édition de Mr. Göranson peu connue hors de la Suéde et incomplette comme elle est, n'a pu empêcher que l'Edda de Resenius ne continuât à être fort recherchée. Auch in der K. Bibliothek zu Berlin, die bis auf Biörners Nordiska Kâmpa Dater sämmtliche sonst angeführte Werke besitzt, fehlt Göranssons Ausgabe.

[21]) Mallet a. a O.

nicht herausgegebenen Theile der älteren Edda enthielt, erschien erst im Jahre 1787, die jüngere Edda aber wurde erst 1818 von Rask neu publicirt gleichzeitig mit dem zweiten Bande der Arnamagnaeischen Ausgabe.

Auf die angeführten Ausgaben und Werke des siebenzehnten Jahrhunderts gehen in erster Linie[22]) die Darstellungen des nordischen Alterthumes zurück, welche zwei Zeitgenossen Gerstenbergs in die Welt schickten. Sie thaten es in der ausgesprochenen Absicht, die gebildete Welt für altgermanisches Wesen zu interessiren und fanden in ihrem Bestreben reichen Beifall. Es sind die beiden geistigen Antipoden: Gottfried Schütze und Henri Mallet. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien eine Reihe von Schriften, welche sich mit der Urgeschichte keltischer und germanischer Völker beschäftigten. Die Verfasser, die meist französisch schrieben und ganz in der Aufklärung wurzelten, standen voll mitleidiger Verachtung den Schöpfungen des nordischen Alterthumes gegenüber und gaben ihrer Ansicht offen Ausdruck.[23]) Dieser Richtung, welche in den alten Deutschen lediglich Barbaren der schlimmsten Art sah, hielt sich Schütze, Prediger in Altona, für berufen, mit einer Art zelotischen Eifers entgegenzutreten. Wie

---

[22]) Von den sonstigen Publicationen über das nordische Alterthum aus dem siebenzehnten Jahrhundert citirt Gerstenberg in den Collectaneen zum Gedicht eines Skalden (Nr. 19) noch die Schriften des Isländers Arngrim Jonsson über sein Vaterland (Crymogaea, Hamburgi 1610) und (Collect. 1 u. 14) die Hervararsaga in der Ausgabe des Schweden Olaus Verelius, Upsala 1672.

[23]) Vgl. beispielsweise die verächtlichen Bemerkungen über die Edda von Anton Banier in dem zweiten Bande seiner 'Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte' (deutsch von Johann Adolf und Johann August Schlegel, Leipzig 1756) S. 830. Andere wie Simon Pelloutier in seiner Histoire des Celtes, deux tomes, à la Haye 1750, vernachlässigten aus Grundsatz oder Unwissenheit die altnordischen Quellen und beschränkten sich lediglich auf die Berichte der antiken Historiker. Mehr als die beiden angeführten Männer bot Olaf Dalin in seiner Schwedischen Geschichte, Stockholm 1747 (ins Deutsche von Benzelstierna und Dähnert übersetzt, Greifswald 1756), der eine Götterlehre gab, sich aber vorzugsweise auf die Arbeiten schwedischer Gelehrter (Scheffer, Rudbeck, Verelius u. a.) stützt. Er wird getadelt wegen seiner unhistorischen Gründe von Gerstenberg Collect. 1 u. 12.

Resenius das ethische Interesse in der Vorrede seiner Edda-Ausgabe als Motiv angibt, das ihn zum Studium des Altnordischen getrieben hat, so Schütze, der sich als 'den Advocaten der alten Deutschen' betrachtet, dessen Aufgabe es sei, seine Vorfahren von allen angedichteten Schlechtigkeiten zu reinigen. Wir können heute nicht ohne Vergnügen dieser Mohrenwäsche des steiforthodoxen Eiferers zusehen. Aus den zahlreichen 'Schutzschriften' Schützes, die eine naive Art von historischer Kritik an den Tag legen, erfahren wir die wunderbarsten Dinge. Nicht nur von der moralischen Seite werden uns die alten Deutschen nahe gebracht — 'einer war immer des andern Engel' — sondern auch von der staatlichen. Das Unterrichtswesen unserer Vorfahren liess nichts zu wünschen übrig: Hierarchie und Schulwesen waren auf das schönste verbunden. 'Ich stelle mir die Sache so vor: dass die Druiden Rektores, die Wahrsager Conrektores, die Barden Subrektores und Collaboratores gewesen sind.' 'An Visitationen und anderer guten Aufsicht hat es auch nicht gefehlt. Es ist bekannt, dass die Druiden durch ihre Vorsteher, welche halbe Bischöfe und Superintendenten waren, regieret worden.' 'Hätte der berühmte Wolf zu ihren Zeiten gelebet, so glaube ich ganz gewiss, die Druiden würden recht strenge Wolfianer geworden sein.' An diesen herzerfreuenden Proben aus einer Schutzschrift des Jahres 1746 'von den weisen Schulanstalten der alten Deutschen' mag es genug sein.[24]) Man könnte sie leicht ins Unendliche vermehren aus den anderen Schutzschriften, die in den Jahren 1744 — 1753 herauskamen.[25]) Trotz der hirnverbrannten Thorheiten, welche sie ausnahmslos auskramen, hatten sie grossen Beifall: durch ihre paradoxen Behauptungen zogen sie die Aufmerksam-

---

[24]) 'M. Gottfried Schütze, Evangelischen Predigers zu Altona, Drei kleine Schuzschriften für die Alten Deutschen, Leipzig 1746'. Die beiden andern Schutzschriften dieser ersten Sammlung waren überschrieben 'Beweis dass die alten Deutschen keine Cannibalen gewesen sind' und 'Von dem Hass der alten Deutschen gegen die Advocaten'.

[25]) In den Jahren 1773 und 1776 veranstaltete Schütze eine neue Gesammtausgabe seiner Schutzschriften, zwanzig an der Zahl, in zwei starken Bänden.

keit des Publicums auf das 'deutsche' Alterthum. Denn Schütze beleuchtete in ihnen auf seine Weise die verschiedensten ausschliesslich guten Charaktereigenschaften seiner 'Vorfahren'. Ihrer Religion widmete er 1750 ein besonderes Werk: 'Der Lehrbegriff der alten Deutschen und Nordischen Völker von dem Zustande der Seele nach dem Tode überhaupt und von dem Himmel und der Hölle insbesondere', gewissermassen eine Erneuerung von Bartholins oben erwähnter Schrift. Schütze gab hierin in seiner Art eine erschöpfende Darstellung der altnordischen Mythologie mit weitläufigen Citaten und theilte am Schluss den Abschnitt über die Götterdämmerung aus der Völuspa lateinisch und deutsch mit.[26])

Einen stärkeren Gegensatz, als den zwischen Schütze und dem andern namhaften zeitgenössischen Darsteller altnordischen Wesens, Mallet, kann es kaum geben. Dort der beschränkte, phantasielose, aber vielbelesene und von aufrichtiger Wärme für seine vermeinten Vorfahren erfüllte Polterer, hier der kosmopolitische, geistreiche, stilgewandte, aber nirgends in die Tiefe steigende Franzose. Mallet lebte von 1753—1761 als Professor in Kopenhagen. 1755 liess er seine Introduction à l'histoire de Danemarc erscheinen, der im folgenden Jahre Monumens de la Mythologie et de la Poësie des Celtes et particulièrement des anciens Scandinaves als selbständiger Anhang folgten. Beide Schriften bildeten die Einleitung von Mallets grossem dänischen Geschichtswerk, welches gleich bei seinem Erscheinen einen ungeheueren Beifall in der ganzen gebildeten Welt fand. In zwanzig Jahren erlebte es drei Auflagen, 1765—66 erschien eine deutsche Übersetzung mit einer Vorrede von Schütze, 1770 eine englische Übersetzung von Percy. Zweifellos haben die Introduction und die Monumens Mallets dazu beigetragen, die Augen der Gebildeten auf das nordische Alterthum zu lenken; denn hier war zum ersten Male allen die Gelegenheit geboten, sich aus einer klaren, durchsichtigen und geistvollen Darstellung über die Hauptpunkte der altnordischen Cultur, Mythologie und Dichtung

[26]) Am Schluss der Collect. verweist Gerstenberg hierauf.

zu unterrichten.[27]) Andrerseits aber hat die Vorrede von Mallets Monumens viel Unheil angerichtet. Waren schon vorher die Völkernamen Alt-Europas in den Köpfen der damals lebenden Menschen wie Schneeflocken bunt durcheinander gewirbelt, so konnte man hier es als eine wissenschaftlich erwiesene Thatsache erfahren, dass die Mythologie der Edda die Glaubensform sämmtlicher Nordeuropäer, der 'Celten', gewesen sei.[28]) Altcimbrisch, caledonisch, altnordisch, angelsächsisch, alles galt von nun an für identisch und, in Deutschland wenigstens, für altdeutsch. Die altnordischen Denkmäler, welche Mallet der Übertragung in das Französiche für werth hielt, waren aus der jüngeren Edda Gylfaginning — dies der Haupttheil der Sammlung —, aus Bragaroedur die Erzählung vom Raube der Äpfel Idunens und die vom Ursprung der Dichtkunst, sodann aus den Kenningar einige Bezeichnungen der Götter. Von der älteren Edda gab Mallet die Einleitungsverse der Völuspa, einzelne Sprüche aus den Havamal und eine Probe aus Odins Runenlied. Am Schluss des Buches stand ein Abschnitt 'odes et autres poesies anciennes', worin das Regner Lodbroglied[29]), der Gesang Harald des Siegreichen[30]), der

---

[27]) Noch heute erfreuen sich die im Englischen mehrmals aufgelegten Monumens Mallets in Amerika solchen Ansehens, dass der geistvolle Ralph Waldo Emerson sie in seinem Essai 'Bücher' als geeignete Lektüre für den empfiehlt, der sich über altnordisches Alterthum unterrichten will. Emersons 'Gesellschaft und Einsamkeit' S. 249 der Übersetzung.

[28]) Mallet, avant-propos S. 6: C'est cette Religion Celtique que les Européens peuvent appeller avec fondement la Religion de leurs pères. Dazu folgende Anmerkung: Que les Savans appellent cette Religion, en France Gauloise, en Angleterre Britanique, en Allemagne Germanique etc., il importe peu. On avoue aujourd'hui partout, qu'elle étoit la même dans tous ces pays u. s. w. Dass 'Celten' zum Collectivnamen erkoren wurde, zeigt französisches Selbstgefühl.

[29]) Aus Worms Litteratura Runica.

[30]) Aus der Knytlinga Saga, welche gegen 1750 (vgl. Moebius Catalogus s. v.) von Gramm herausgegeben wurde. Mallet konnte die Kenntniss des Liedes auch aus Bartholin S. 54 schöpfen, wie es Percy 1763 in seinen Five Pieces of Runic Poetry that. Klopstock spielt auf diese Sage in der Ode Braga und in einem Briefe an Denis an. Nicht richtig also ist es, wenn Muncker, Klopstock S. 378,

Preis des Haquin[31]) und die Geschichte der schwedischen Könige Karl und Grym und Hialmars, Harecs Sohn, mitgetheilt wurden.[32])

Man ist gewöhnlich der Meinung, dass Gerstenberg und Klopstock ihre Kenntnisse von nordischer Mythologie und Dichtung wesentlich aus Mallet geschöpft haben.[33]) Angeregt von Mallet sind sie gewiss wie die meisten ihrer Zeitgenossen; mehr aber kann man nicht sagen. Von Gerstenberg lässt sich freilich nicht einmal dies nachweisen.[34]) Sicher ist es, dass ein grosser Theil der Namen, die bei Gerstenberg und bei Klopstock vorkommen, entweder gänzlich in den 'Denkmälern' fehlen oder nur in entstellter Form zu lesen sind.[35]) Mallet hat absichtlich, um das Verständniss des Textes zu erleichtern, manche Namen ganz fortgelassen, andere wie z. B. den Urdsbrunnen der Edda mit la sainte fontaine du temps passé ins Französische übersetzt. Auch sonst ist er mit den altnordischen Denkmälern arg umgegangen: er hat sie willkürlich gekürzt, zusammengezogen und anderweitig verstümmelt.[36]) Schon die Zeit-

---

sagt, Klopstock hätte die Kenntniss des Harald-Liedes nicht aus Mallet, sondern wohl aus Percy geschöpft, weil Mallet, Introduction S. 128 über die Sage kurz hinfortgehe.

[31]) Aus Snorris Chronik.

[32]) Mallet entnahm sie Biörners Nordiska Kämpa Dater, Stockholm 1737. Sie stand auch in den Kiämpe Viser.

[33]) Muncker, Klopstock S. 378 schlägt einen Mittelweg ein. Er lässt den Dichter des Messias 'anfangs ausschliesslich' aus Mallet schöpfen, dann aber auf die Originale selbst zurückgehen. Wenn jemand Klopstock von der Benutzung Mallets abbringen konnte, so war es Gerstenberg.

[34]) Uns fehlen nähere Nachrichten über die Jahre Gerstenbergs, in die muthmasslich (1759 – 60?) sein Studium des Altnordischen fällt. Auch der Nachlass des Dichters bietet, wie Redlich dem Verfasser brieflich mittheilte, darüber keinen Aufschluss.

[35]) Diejenigen Namen oder Namensformen, die Muncker a. a. O. aus Klopstock anführt (Hlyn für die Malletsche Lyna, Einherium statt des altnordischen einherjar und Glasur oder Glasor), finden sich bereits in Gerstenbergs Gedicht eines Skalden.

[36]) Vgl. z. B. das was Mallet S. 151 von seiner Wiedergabe des Lodbrogliedes sagt: Des vingt et neuf Strophes dont elle est composée, j'ai cru que les suivantes étoient les seules que le plus grand nombre de mes lecteurs verroit avec quelque plaisir. Je n'ai point

genossen nahmen hieran Anstoss. Und vorzüglich ist es Gerstenberg, der in den Collectaneen zu seinem Skaldengedicht nur Worte des Tadels für diese Art der Zurechtstutzung hatte.[37] Er hatte ein gutes Recht dazu, da er seine Kunde von altnordischer Mythologie bereits in seinem Skaldengedicht durchaus an den Quellen selbst schöpfte, wie wir unten im einzelnen sehen werden. Ebenso wie Gerstenberg urtheilte Klopstock, der in seinem Briefe an Denis (8. Oktober 1767) sagte: 'Wenn Sie nur Mallets Edda kennen, so kennen Sie die Edda nicht genug'.[38] Scharf musste auch Herder dies Verfahren verurtheilen: in seinen Blättern von Deutscher Art und Kunst bemerkte er zu zwei aus Bartholin geschöpften Oden: 'von Mallet arg verstümmelt'.[39]

Wie man aber auch vom philologischen Standpunkt über Mallets Wiedergabe urtheilen mag, es bleibt unleugbar, dass Mallet, gerade indem er 'la forme peu attrayante' der früheren Ausgaben mied, seine altnordischen Litteratur-

même toujours traduit les Strophes entières, et de deux je n'en ai souvent fait qu'une pour leur épargner des endroits obscurs et peu intéressans.

[37]) Litt.-Briefe 1, 415: 'König Regner Lodbrog (er sey nun der bekannte König dieses Namens, oder ein Abenteurer, wie Mallet nach Vermuthungen, denen ich in der Geschichte den Zugang verschlossen wünschte, annimmt) war ein grosser Skalde. Ausser der schönen Saga, die uns Worm von ihm geliefert hat, und von der Sie eine verstümmelte und untreue Übersetzung in den Monumens Celtiques eben dieses Herrn Mallet finden' u. s. w. S. 420 ist von der 'verkürzten Edda' des Herrn Mallet die Rede. S. 422 'Sigtuna .... bedeutet der Hof des Sigge ..... Diese Bedeutung würde man vergebens in der Edda des Herrn Mallet suchen: Le texte, sagt er in einer Anmerkung p. 45, rapporte un grand nombre de ces noms que j'ai supprimés par égard pour les oreilles qui ne sont pas accoutumées aux sons Gothiques. Wie sehr wäre es zu wünschen, dass er nur halb so viel égard für die Wissbegierde seiner besten Leser gehabt hätte, als er für die Ohren einiger Kostbaren bezeigt, die vielleicht zu etwas noch weit schlechtern gewöhnt sind, als zu den sons Gothiques.' Aus den angeführten Worten sieht man, dass Gerstenberg den französischen Mallet las. Die Benutzung des deutschen Mallet im Skalden ist übrigens schon aus chronologischen Gründen unmöglich.

[38]) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock Nr. 89 S. 172.

[39]) Von Deutscher Art und Kunst S. 32. 36 = Volkslieder 2, 197. 210.

denkmale dem weiteren Kreise seiner Zeitgenossen mundgerecht machte. Von Mallet angeregt und in derselben Weise verfahrend, machte sich Percy 1761 daran, seinen Landsleuten in ihrer Sprache einige Proben hervorragender altnordischer Dichtungen zu geben. Von den fünf Stücken, die Percy in seinen Five Pieces of Runic Poetry, London 1763, herausgab, hatte Mallet bereits drei veröffentlicht (the Dying Ode of Regner Lodbrog, the Complaint of Harold und the Funeral Song of Hacon), es kamen bei ihm hinzu the Incantation of Hewor und the Ransome of Egill the Scald. Das sind die letzten Veröffentlichungen vor Gerstenbergs Dichtung.

2.

Gerstenbergs Gedicht eines Skalden erschien 1766. Man weiss jetzt sicher, dass Klopstock erst durch diese Dichtung seines Freundes angeregt wurde, die Mythologie seiner 'Vorfahren' anzunehmen.[40]) Wie ist Gerstenberg selbst dazu gekommen? Ist sein Skaldengedicht wirklich ein originaler Wurf? Hat sich der Dichter, wie er selbst sagt, nur 'durch einen blossen Zufall des Augenblicks' veranlasst[41]), der altnordischen Mythologie bedient? An Gelegenheit, die altnordische Dichtung kennen zu lernen, fehlte es Gerstenberg ja nicht. Geboren 1737 zu Tondern[42]), aus

---

[40]) Klopstock an Gerstenberg 14. November 1771: 'Einige von unsern Kopenhagner Freunden, oder vielmehr alle, die sich darum hatten bekümmern wollen, wussten, dass ich die Mythologie unserer Vorfahren erst angenommen hatte, seitdem Sie es im Skalden gethan hatten'. Der Brief erst von Muncker 1880 publicirt (Lessings persönliches und litterarisches Verhältniss zu Klopstock, Anhang III, Nr. 12 S. 224) macht allen Zweifeln darüber, wer zuerst die altnordische Mythologie in unsere Dichtung eingeführt hat, ein Ende. Die Zeitgenossen hielten im allgemeinen Klopstock für den Urheber, vgl. Jördens Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten 2, 103 ff. und Knothe, Karl Friedrich Kretschmann, der Barde Rhingulph, Zittau 1858, S. 10 f.

[41]) Gerstenberg in einem Briefe, welcher im Auszuge bei Jördens 6, 174 f. mitgetheilt wird.

[42]) Für Gerstenbergs Leben sei auf die von Redlich verfasste Lebensbeschreibung des Dichters in der Allgemeinen Deutschen Biographie verwiesen. Redlich stützt sich vorzugsweise auf den in Jördens Lexikon stehenden Lebenslauf, den Schmidt von Lübeck verfasst, und den der Dichter selbst mit Zusätzen versehen hat.

dessen Umgegend das älteste Runendenkmal, das goldene Horn, stammt, hatte er sich als Jüngling 1757 nach der Universität Jena gewandt. Dort waren seine 'prosaischen Gedichte' und seine von Lessing gelobten 'Tändeleien' (beide erst 1759 erschienen) entstanden: harmlose anakreontische Spielereien im Geschmack seiner Zeit, zierlich, sprachgewandt und, die Tändeleien wenigstens, theilweise nicht ohne Phantasie. Die nähere Beschäftigung Gerstenbergs mit altnordischer Poesie wird in die Zeit fallen, als er 1759 in seine Heimat zurückkehrte.[43]) Das Jahr darauf trat er in dänische Dienste und zog 1763 nach Kopenhagen[44]), wo er zu Klopstock in nahe Beziehung kam. 1766 erschien sein 'Gedicht eines Skalden'.[45]) Gleichzeitig gab Gerstenberg 1766—1767 die Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur[46]) heraus, die als kritisches wissenschaftliches Organ in erster Linie die Kenntniss Shakespeares[47]) und diejenige nordischer Poesie[48]) in Deutschland förderten.

[43]) Nach Redlich. Nähere Nachrichten über Gerstenbergs Studium stehen leider nicht zu Gebote. Vgl. Anm. 34.

[44]) In diesem Jahre erschienen von Gerstenberg unter anderm seine drei nach Gleims Vorbild gedichteten Kriegslieder eines Kgl. dänischen Grenadiers bei Eröffnung des Feldzugs 1762.

[45]) Dies ist der Titel der Dichtung in der ersten Ausgabe, die in Quart und nach der Sitte der Zeit anonym erschien. Das Titelblatt enthält ausser dem Namen der Dichtung und der Angabe des Verlagsortes und -jahres (Kopenhagen, Odensee und Leipzig, | Verlegts Gabriel Chr. Rothens Witwe und Proft. | 1766.) eine Vignette, auf der ein altnordischer 'rauher hüglichter' Altar dargestellt ist, wie ihn Gerstenberg Collect. 13 ausführlich beschreibt: 'Grösstentheils bestehen sie (die Altäre) aus einem Erdhügel, auf dessen Gipfel drey Steine von ausnehmender Grösse einen vierten, der etwas breiter und flacher ist, stützen, so dass das Ganze wie ein Tisch auf drey Füssen anzusehen ist.'

[46]) Gewöhnlich nach dem Ort ihres Erscheinens als Schleswigsche Litteraturbriefe bezeichnet. Ausser Gerstenberg, der den Hauptteil schrieb, steuerten der Etatsrath Fleischer, Funk und der Oberkriegskommissar Kleen einiges bei. 1770 liess Gerstenberg folgen: Über Merkwürdigkeiten der Litteratur, Der Fortsetzung erstes Stück, Hamburg und Bremen. Bey Johann Hinrich Cramer 1770. Über das erste Heft kam die Fortsetzung, in welcher die Briefform aufgegeben war, nicht hinaus.

[47]) 'Versuch über Shakespears Werke und Genie' vierzehnter bis achtzehnter Brief.

[48]) Neben den in Leipzig, Berlin und Halle herausgegebenen kri-

Der nordischen Dichtung sind der achte, elfte und einundzwanzigste Brief gewidmet. Der Anfang des achten Briefes macht insofern seinem Schreiber alle Ehre, als Gerstenberg ein Memoire sur les poëmes de Mr. Macpherson von der Hand eines Irländers empfiehlt, eine Abhandlung, die den Ossian-Schwindel aufdeckt, den Gerstenberg, wie er hinzufügt, von Anfang an durchschauet hatte. Dies mag der Grund sein, warum sich in Gerstenbergs Skaldengedicht so wenig Anklänge an den Caledonier finden.[49]) Nachdem Gerstenberg den Leser auf Percys Reliques of Ancient English Poetry, die im Jahre zuvor (1765) erschienen waren, aufmerksam gemacht hat, geht er dann zu den Kiämpe-Viser über, von denen er mehrere Proben in eigener Übersetzung gibt. Der Schreiber fühlt dabei seine ganze Seele befeuert und beklagt lebhaft den jammervollen Zustand ihrer Überlieferung. Da die Neugierde des fingirten Adressaten durch diese Mittheilungen gereizt wurde, erschien der elfte Brief 'von der alten runischen Poesie'. Nach einem Auszuge aus Syvs Vorrede zu den Kiämpe-Visêr, worin von der Natur der alten dänischen Poesie geredet wird, gibt Gerstenberg (S. 150 ff.) in Anlehnung an Ole Worms Litteratura Runica Bemerkungen über die Prosodie, Metrik und Bildersprache altnordischer Dichtungen und theilt am Schluss das Egill Scallagrimlied in einer selbstgefertigten Übersetzung mit.

Gleich bei seinem Erscheinen hatte Gerstenberg seinem Skaldengedicht eine 'Erläuterung der Eddensprache und der Anspielungen in diesem Gedichte' beigegeben, durch welche Goethe von der Lektüre zurückgeschreckt wurde.[50]) Die Erklärungen waren aber gleichwohl so unvollständig und mangelhaft ausgefallen, dass der Verfasser, um den Klagen über die Dunkelheit seiner Dichtung abzuhelfen, den einundzwanzigsten Litteraturbrief schrieb: 'Collectanea über

---

tischen Zeitschriften suchte Gerstenberg eine neue, ebenbürtige vierte, mit besonderer Geschmacksrichtung, in den Litteraturbriefen zu gründen.

[49]) Vgl. aber unten S. 181. 182 f.

[50]) An Friederike Oeser: 'Gerstenbergs Skalden hätt' ich lange gern gelesen, wenn nur das Wörterverzeichniss nicht wäre'.

das Gedicht eines Skalden'. In diesen schweift er ab auf allerlei allgemeine Fragen über das altnordische Alterthum; er gibt längere Excurse über die Namen Gotland und Seeland (Nr. 12) und über den Unterschied zwischen den verschiedenen Bezeichnungen für den Himmel bei den Alten (Nr. 9). Am Schlusse kommt es Gerstenberg selbst zum Bewusstsein, dass er seiner Aufgabe nicht nachgekommen ist; er schliesst S. 454 mit den für ihn bezeichnenden Worten: 'Ich erwarte nicht, Ihnen durchgehends Genüge gethan zu haben; ich wünsche bloss, dass ich im Stande gewesen sein möge, Ihre Aufmerksamkeit auf das zu sehr vernachlässigte Studium einer alten Fabel-Lehre, die in ihrer Art ganz einzig, und wo ich nicht sehr irre, der griechischen weit vorzuziehen ist, einigermassen rege zu machen'.

Zwischen der gelehrten Beschäftigung mit altnordischer Mythologie und dem Versuche, dieselbe in modernen Dichtungen neu zu beleben, ist ein grosser Schritt. Gerstenberg ist der Bahnbrecher, soweit die deutsche Dichtung in Frage steht; darüber hinaus nicht. Denn wenn Gerstenberg lediglich von einem 'Zufall des Augenblicks' spricht, der ihn dazu geführt habe, altnordische Mythen in seinem Skalden zu verwenden, so verschweigt er, dass ihm die Anregung dazu von einem dänischen Vorbilde gekommen ist, das er selbst im 19. und 21. Litteraturbrief seinen Lesern in deutscher Übersetzung mittheilt. Gerstenbergs Vorbild ist Tullins 'Die Neue Edda oder Gylfs zweyte Reise'.[51]) Für uns ist es schwer, in dieser didaktischen Allegorie des dänischen Dichters aus dem Vernunftzeitalter 'die Ideen der alten Edda' mit Gerstenberg wiederzuerkennen, denn das altnordische Kleid, welches den Tullinschen Regentenspiegel aus dem Zeitalter der Aufklärung bedecken und

[51]) Tullins Gedicht erschien mit seinem andern 'von der Seefahrt', aus welchem Gerstenberg Auszüge mittheilt, im ersten Bande der von der 'Dänischen Gesellschaft zur Aufnahme des Geschmacks' herausgegebenen Schriften, welchen Gerstenberg im neunzehnten Briefe eine Besprechung zu Theil werden lässt. Der Dichter, den seine Landsleute für den ersten grossen Dichter ihrer klassischen Epoche halten, war bereits 1765 gestorben.

schmücken soll, ist allzu fadenscheinig.[52]) Tullin gibt eine Fortsetzung von Gylfaginning. Als Sprecher ist Gylf selbst gedacht. In kurzen Worten erzählt der nordische König von seiner in der Edda ausführlich berichteten Fahrt nach Asgard und von dem, was er in der Götterwohnung gesehen und gehört hat. An das Ende des Eddaberichtes, wonach der König sich plötzlich auf der Erde wiedergefunden habe, knüpft Tullins Fortsetzung an. Seit der zauberhaft visionären Fahrt nach Asgard ist Gylf schwermüthig und tiefsinnig. Als ein Jahr darauf Dürre sein Land befällt, gibt das Volk ihm die Schuld. Gylf richtet ein inbrünstiges Gebet an Alfader, ihm die Satzungen der seligen Geister zu künden. Da erscheint ein Jüngling, der ihn im Auftrage des höchsten Gottes durch das Weltall hindurch zum Himmel geleitet. Weiter aber als bis zum Vorhof von Valoskialf, wo die drei Nornen die Schicksale der Menschen abwiegen, darf Gylf nicht dringen. Um ihm die rechte Einsicht zu geben, wird er nun vom Himmel auf einen Planeten versetzt, auf dem menschenähnliche Wesen wohnen. Unter ihnen soll Gylf, wie ihm sein Begleiter eröffnet, umherreisen, um von ihnen, die neuntausendmal schneller denken und handeln als die Menschen, die ungeschminkte Wahrheit zu hören und erst dann wieder auf die Erde zurückzukehren. — Das kurze Gedicht Tullins ist von moralischen Vorschriften erfüllt, die dem Reisebegleiter Gylfs in den Mund gelegt sind.

Wie Tullin, führt auch Gerstenberg seinen Helden redend ein[53]); und wie Gylf von den himmlischen Palästen der altnordischen Sage erzählt, so erspart uns auch Gerstenbergs Thorlaug nicht die Aufzählung derselben.[54])

---

[52]) Gerstenberg urtheilt anders Litt.-Briefe S. 317: 'Die neue Edda, die in Prose geschrieben ist, preise ich Ihnen ganz besonders an. Der Verfasser hat sich vortrefflich in die Ideen der alten Edda zu setzen gewusst; seine Schreibart ist edel, reizend, körnigt und blumenreich; und seine Allegorie so schön und unterhaltend, dass Sie sie sicher den besten Addisonschen an die Seite setzen können'.

[53]) Daher der zweite Titel des Gedichtes: 'Prosopopoema Thorlauger Himintung des Skalden.'

[54]) Motivirt durch die Schönheit der königlichen Schlösser, welche der Skalde erblickt.

Das Gedicht eines Skalden spielt auf Sandholm, dem Landsitz des Dichters und Kopenhagener Hofpredigers J. A. Cramer, welcher als Bremer Beiträger bekannt ist. Bei Sandholm 'an der Landstrasse von Blauströd nach Hirschholm, in einer romantischen Gegend von Seeland' liegen zwei alte Hühnengräber und ein 'rauher hüglichter' Altar.[55]) Als Cramer die Einleitungsode zu seiner Psalmenübersetzung singt[56]), wird der Staub in der Urne des einen Grabes lebendig. Der Geist des Skalden Thorlauger Himintung entsteigt seiner Gruft und glaubt sich, als sein entzückter Blick auf die königlichen Lustschlösser (Hirschholm und Friedrichsburg) und die Majestät im Hain (Friedrich V. in Friedensburg, seiner Sommerresidenz) fällt, nach Valholl zu Alfadur versetzt (Erster Gesang).

Jedoch die holde Täuschung verfliegt bald, und feierliches Grauen überkommt den Skalden, als er sieht, dass sein blutbetriefter Fuss auf dem Grabmal seines Freundes Halvard ruht. Durch den Nebel der Jahrhunderte hindurch schaut er im Geiste sich mit seinem Freunde wieder im Schatten des Eichenhaines wandeln zur nächtlichen Entscheidungsstunde, die die Götter herbeiführen. Als nämlich Thorlaug und Halvard an den nahen (Sel-)See[57]) kommen,

---

[55]) Ich habe in der Inhaltsangabe die Örtlichkeiten, welche dem Dichter nach seinen Anmerkungen vorschwebten, in Klammern hinzugesetzt. — Sandholm liegt etwa 3 Meilen nördlich von Kopenhagen am westlichen Ende des Selsees, an dessen Ostspitze das Königsschloss Hirschholm steht. Gerstenberg lässt den Skalden nicht nur Hirschholm, sondern auch die Schlösser Friedrichsburg und Friedensburg erblicken. Beide liegen meilenweit von Sandholm entfernt in nördlicher Richtung. Vgl. Pontoppidans Dänischen Atlas, zwei Theile, deutsche Übersetzung von Scheibe, Kopenhagen und Hamburg 1766 und 1767 I 2, 46 Kap. 5, wo von der Gegend des Amtes Hirschholm gesagt wird, sie sei 'dem Auge lustig und angenehm, indem sie meistens aus Holzungen und süssem Wasser besteht'. Pontoppidans Werk, das Theil II Kap. 4 eine genaue Karte der in Frage kommenden Gegend bietet, wird von Gerstenberg Collect. 13 am Schluss genannt. Die dänische Ausgabe erschien bereits 1763 und 1766.

[56]) Am Schluss des vierten Gesanges werden aus derselben einige Verse angeführt.

[57]) 'Der sich von Sandholm nach Hirschholm ausbreitet und einige Meilen im Umfange hat' (Collect. 7).

zeigt sich ihnen ein Wunder: sie sehen die Göttin Blakullur im Bade. Noch ganz hingerissen von der entzückenden Erscheinung, die voller Mondenschein umfliesst, hören sie plötzlich mystische Lieder aus einem Zauberkahn erklingen. Die Lieder preisen den selig, der am Busen seines Freundes stirbt. Da umschlingen Thorlaug und Halvard im Schauer der Begeisterung einander und schwören unter dem Jauchzen der Valkyriur einen Todesbund. (Zweiter Gesang). — Halvard zieht nach England zum Kampfe und lässt seinen schwermuthsvollen Freund drei Jahre nach seiner Gegenwart schmachten. Als Thorlaug einmal wieder sehnsuchtsvoll an der Küste jeden Hauch der Luft, die nach England weht, mit seinen Seufzern flügelt, tritt ein fremder Mann auf ihn zu und verlangt von ihm die Goldharfe, welche Halvard seinem Freunde geschenkt hatte. Da Thorlaug sich weigert, sie zu geben, fordert ihn der Fremde zum Zweikampf heraus. Thorlaug siegt, hat aber das Missgeschick, im schwarzen Blute seines Gegners auszugleiten. Dies wird verhängnissvoll; denn Halvard kehrt gerade in diesem Augenblick zurück und sieht aus der Ferne seinen Freund stürzen. In der Meinung, dass Thorlaug todt sei, stürzt er sich sofort, zu sehr eingedenk des hohen Schwurs, in sein Schwert. Und so bleibt denn auch Thorlaug nichts anderes übrig, als sein brechendes Herz zu durchstossen und vergnügt auf seines Freundes Holzstoss niederzusinken (Dritter Gesang).

Nach dieser Erzählung sieht der Geist die Umgebung näher an und findet, dass sie sich in den verflossenen Jahrtausenden unendlich zu ihrem Vortheil verändert hat. Statt der Wildniss ein blühendes Bild der Fruchtbarkeit, Schönheit und Ordnung, statt des Kriegsgeschreies ertönt nun in den Ohren des Skalden der fromme Gesang der friedefrohen Cramerschen Familie (Vierter Gesang). Als der Skalde sie in einer begeisterten Ode den christlichen Gott preisen hört, kommt ihm zum Bewusstsein, dass seine Götter längst gefallen sind. Er gibt eine kurze Schilderung der Götterdämmerung und schliesst mit den Worten, er begreife die Wunder des neuen Gottes nicht und müsse vor ihnen ehrfurchtsvoll schweigen (Fünfter Gesang).

Auf den Gedanken, den Geist eines verstorbenen

Helden seinem Grabe entsteigen zu lassen, wird Gerstenberg durch Ossian gekommen sein.[58]) Die altnordische Mythologie weiss bekanntlich nur von Helden, die in Walhall nach ihrem Tode täglich von neuem zechen, kämpfen, fallen und wieder auferstehen. Bei Ossian dagegen spielt die Geisterwelt eine hervorragende Rolle. Nicht nur dass oft der Geist des Todten über seinem Grabe schwebt, sondern die Barden rufen auch die Seele des Verstorbenen durch ihren Gesang in die Nähe. Beispielsweise heisst es in Carthon (Deutsche Übersetzung von 1764 S. 135): 'Erhebet, ihr Barden, sprach der mächtige Fingal, das Lob der unglücklichen Moina. Ruft ihren Geist mit euren Liedern zu unsern Hügeln'.

In einem Punkte freilich unterscheidet sich Thorlaugs Erweckung aus dem Grabe merklich von den düsteren und unheimlichen ossianischen Geisterbeschwörungen. Thorlaugs Auferstehung hat ein christliches Colorit; süss und unter Wonnebeben und mit einem neuen Leibe überkleidet erwacht der dankerfüllte Gerstenbergsche Skalde von dem Klange der Cramerschen Feuerharfe, um in den Lobgesang des Christengottes einzustimmen.

Fast scheint es, als ob Gerstenberg Cramers 'Auferstehung' vor Augen gehabt hat: ein längeres Gedicht Cramers, in welchem der Dichter seine eigne himmlische Auferstehung im Geiste durchlebt.[59]) Cramer fragt die Gruft verlassend und zu neuem Leben erweckt (achte Strophe):

Wie ist mir denn? — — Welch süsses Beben!
Wer giesst in meinen Staub das Leben?
Wer schauert sanft durch mein Gebein?
Ist das mein Leib? — — Ich lebe wieder?
Das bin ich? — — das sind meine Glieder?
Der Glanz, die Göttlichkeit ist mein?

Und Gerstenberg lässt Thorlaug Himintung sprechen:

---

[58]) Ossianisch ist es auch, wenn im ersten Gesang 'Geister in den Gesang Njords seufzen'.

[59]) Zuerst anonym in der Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, fünftes Stück, Leipzig 1749, 1, 341. Wiederholt in J. A. Cramers Sämmtlichen Gedichten, Leipzig 1783, Nr. 262, 3, 249 ff.

Ists Bragas Lied im Sternenklang
Ists, Tochter Dvals, dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich — ach! meinen Staub durchdringt,
Wie Blitze Thors, die Gruft enthölt,
O Wonne! mich — mich neu beseelt?
Aus rothen Wellen ströhmt das Licht;
Ich aber, Heil mir! schlummre nicht,
Heil mir Erwachten! bade ganz
Den neuen Leib in Sonnenglanz,
Schwimm in die leichtre Luft empor,
Bin ganz Entzückung, bin ganz Ohr,
Und walle trunken in der Fluth
Der hohen Harmonie? —

Wie Thorlaug, der Sänger, auferstanden schweigt, weil an sein entzücktes Ohr Cramersche Lieder dringen, so der wiedererwachende Cramer, der auf 'die Jubellieder höhrer Chöre' hörend, sein eigenes Saitenspiel zur Ruhe verweist (Strophe 22). Und wenn Cramer fragt:

Wer giesst in meinen Staub das Leben?
Wer schauert sanft durch mein Gebein?

so fragt der dem Grabe ensteigende Skalde den singenden Cramer (Ende des vierten Gesanges):

Wer ist der Gott, den deine Saite singt?
Wer, dessen Schaur mich Bebenden durchdringt?

Möglich ist es, dass für die unvermittelte Art, wie Thorlaugs Zweikampf mit seinem namenlosen Gegner eingeführt wird, Ossian verantwortlich ist, dessen Helden immer gleich bereit sind, den Degen zu ziehen, obwohl die unglaublich dürftige Erfindung des Streitobjectes, Halvards Harfe, lediglich auf Gerstenbergs Rechnung kommt.

Wenn der Geist des Skalden am Anfange des zweiten Gesanges ausruft:

Mir schwindelt! durch Jahrhunderte
Blick ich, durch trübe ferne Nebel
Hoch übern Horizont, ins Grab,

so erinnert der Ausdruck an Clethoda III: 'ich schaue in alten Zeiten ..... die Jahre haben ihre vielfarbigen Seiten in Nebel verborgen, aber sie dämmern nur noch vor Ossians Augen'. Ossianisch ist schliesslich der Eichenhain, in welchem die Freunde bei Gerstenberg wandeln, und das

Epitheton 'roth' vom Auge, das dem Gegner Thorlaugs im dritten Gesange zuertheilt wird:[60]) 'Zur Wuth erhitzt und Funken sprühend Aus rothem Auge'. Verglichen mit dem reichen Gebrauch, den die späteren Barden von ossianischen Phrasen und Scenerien machen, ist das, was Gerstenberg dem Caledonier entlehnt hat, gering.

Den epischen Kern des Skaldengesanges bilden der Todesbund zwischen Thorlaug und Halvard und das Ende beider infolge eines tragischen Irrthums.

Dem Zeitgenossen Gleims lag die Verherrlichung der Freundschaft bis in den Tod nahe. Gleichwohl ist die Erfindung des Vorwurfes nicht von Gerstenberg selbst, sondern altnordischen Ursprunges. Es lässt sich nachweisen, dass der Dichter durch Bartholins Antiquitates S. 513 f. darauf gekommen ist. Es heisst da:

Sic in Septentrione nostro, non coniuges modo, amicos quoque, consuetudinis dulcedo in sociale funus traxit, eius post obitum continuandae desiderio. Asmundum et Asvitum Saxo scribit coniuravisse quemcumque eorum vita prolixior excepisset, mortuo contumulandum fore. Neque minora amicitiae specimina alii dederunt, qui supremis amicorum auditis, finire vitam non verebantur. Ut saepius laudatum Daniae Regem Hadingum omittam, qui extincto Hundingo superesse non passus suspendio se vulgo inspectante consumpsit; illustre aliud dabo ex Vatzdaela exemplum: 'Ubi Eyvindus Sorkver mortem Ingemundi audivit, alumno suo dixit: Abi ad amicum meum Gotum, et quod me agentem conspexeris, refer, et idem ipsi expedire et honestum esse. Tunc extracto, quod pallio abscondiderat, gladio incubuit et expiravit. Gotus his acceptis dixit: nunc amicis Ingemundi vita denegatur, ego amici mei Eyvindi consilium amplector. Tunc pectore gladio perfosso, animam emisit'. Fuisse apud Gallos, qui se in rogos suorum, velut una victuri, libenter immitterent, Mela testatur.

Gerstenberg hat alle angeführten Stellen in seinem Skalden contaminirt: aus der Erzählung von Asmund und Asvit stammt der Todesbund, den Thorlaug und Halvard

---

[60]) Gerstenbergs 'Schlachtlied' Verm. Schriften 2, 138 beginnt:
'Feuerbraunen Angesichts,
Ihr Auge blutroth, starr ihr Blick,
So tanzen sie zum Todesreihn'.
Im Ugolino sagt Anselmo am Anfang des vierten Aufzuges (Kürschners Deutsche National-Litteratur 39, 249) von seinem Vater: 'Weh mir! ihm ins rothe, ins unbewegliche Auge zu sehen, schaudert mich'.

mit einander schliessen. Den Bericht Saxos über das Ende von Hading und Hunding hat Gerstenberg gekannt, denn hier bringt die falsche Nachricht von dem Tode des einen Freundes dem andern Freunde wenigstens mittelbar den Tod. Als nämlich Hunding, so erzählt Saxo, die falsche Kunde von dem Tode des fernen Hading erhält, veranstaltet er eine Leichenfeier für jenen und kommt selbst dabei jämmerlich ums Leben. Wie er selbst den Mundschenk macht, offenso gradu in dolium collapsus interclusum humore spiritum reddidit. Grund genug für den überlebenden Hading, auf die Nachricht hiervon ebenfalls in den Tod zu gehen: Er tödtet sich vulgo inspectante wie Thorlaug im dritten Gesange vor einer 'Schaar der Staunenden'. Nur zu loben ist es, wenn Gerstenberg, der Vatsdaela-Sage folgend, seinem Helden das Schwert statt des Strickes in die Hand gibt. Endlich ist auch die kurze Bemerkung des Pomponius Mela für Gerstenberg nicht vergeblich von Bartholin angezogen worden. Der Skalde erzählt:

. . . . . ich schwung dreymal
Mein Schwert, durchstiess mein brechend Herz,
Und sank vergnügt auf seinen (d. h. Halvards) Holzstoss nieder.

Die letzten Worte entsprechen offenbar dem Lateinischen se in rogos . . . . . libenter immitterent.

Verglichen mit dem epischen Kerne des Skalden nimmt die Nornenepisode im zweiten Gesange einen breiten Raum ein. Wie kam Gerstenberg darauf, dem Leser eine Badescene der Göttin Blakullur vorzuführen? Die Göttin Blakullur ist nach Gerstenbergs Erklärung 'eine Wasser-Gottheit'; woher der Dichter seine Kenntniss der Göttin genommen hat, fügt er nicht hinzu. Mir ist die Existenz dieser Göttin überhaupt problematisch; denn die Kunde von ihr stützt sich meines Wissens (alle mir zugänglichen angeführten Werke und auch Egilssons Lexicon Poëticum antiquae linguae septentrionalis, Hafniae 1860, schweigen völlig über Blakullur) allein auf zwei von Grimm (Deutsche Mythologie [4] S. 879 Anm.) nachgewiesene Bemerkungen von Johannes Vastovius und Arnkiel. Ersterer spricht in der

Vorrede seines Buches Vitis Aquilonia sive Vitae Sanctorum (Coloniae 1613, in zweiter vermehrter Auflage hg. von Benzelius, Upsala 1708) kurz von den Göttern der altnordischen Völker. Hierbei heisst es:

Et ne Gothico oceano suus deesset Neptunus, ignoti nominis virgini de Blakulla, ventorum ac maris imperium concessit antiquitas. Fatales vero sorores seu nymphae in sylvis, montibus et speluncis, sua templa nullo humano artificio praestrigiosis quibusdam carminibus extincta habebant. Ab his oracula et consilia dubiis in rebus petebantur, eisque vota solenni ritu nuncupabantur.

Diese Stelle wird von Worm, Monumenta Danica S. 16 mit Berufung auf ihren Gewährsmann angeführt. Gerstenberg hat also seine Kenntniss der Göttin jedenfalls aus dem ihm wohlbekannten Werke von Worm geschöpft[61]), und nicht aus Arnkiels 'Cimbrische Heydenreligion', in deren erstem Theil, Hamburg 1691, der Verfasser Kap. 6 § 5 S. 55 Folgendes erzählt:

Unter den Meergöttinnen ist die fürnehmste oder bekannteste Blakylle genannt, welcher die Cimbri die Herrschafft des Meers zugeleget: Mag den Nahmen bekommen haben von dem Schonischen Vorgebirge Kulle (davon Saxo lib. X in Vita Haraldi Blatand p. 185), welches dieser Meeresgöttin ist geheiliget und von den Schiffleuten mit abergläubischen Ceremonien und Gebräuchen geehret worden: Wormius und Stephanius l. d. Diese Blakylle mag vielleicht des Niorden Ehfrau seyn, welche Edda Schad heisset, ist der Römer und Griechen Thetis und Amphitrite des Neptunus Gemahlinne.

Nach Grimm, Deutsche Mythologie[4] S. 879, ist Blakulla der Sammelplatz der schwedischen Hexen.[62]) Ob in Vastovius Worten: ignoti nominis virgini de Blakulla die namenlose Göttin nicht nur als 'Jungfrau vom schwarzen Berge' bezeichnet werden sollte?[63]) Ist erst durch Worms Ver-

[61]) Man darf an der Form Blakullur, die wie eine Pluralform aussieht, bei Gerstenberg nicht Anstoss nehmen. Gerstenberg verändert öfter die Namensformen, wie ich später an einigen Beispielen zeigen werde.

[62]) Auch die norwegischen Hexen fahren u. a. nach Blakolle.

[63]) Blakulla heisst wörtlich 'schwarzer Berg'. Nach Ihre, der, wie ich im Glossarium Suiogothicum unter Blåkulla sehe, auch seinen Zweifel an der Existenz einer Göttin Blakylle ausspricht, heisst so ein Meerfelsen zwischen Småland und Öland. Grimm glaubt, dass der sehr nahe liegende Name auf mehrere Berge übertragen wird.

sehen, der vor 'Blakulla' das 'de' in Vastovius Worten fortliess, der Name zu einer Personenbezeichnung geworden? — Doch wir haben hier nicht zu untersuchen, ob Gerstenberg mit Recht oder mit Unrecht seinem Gewährsmanne Worm die Existenz einer Göttin Blakulla geglaubt und nachgesprochen hat.

Uns kommt zunächst die Beantwortung der Frage zu, wie es kam, dass Gerstenberg die angebliche wind- und wettermachende Meerfrau in den stillen und einsamen Landsee Seelands versetzte? Bekannt ist der Bericht des Tacitus, Germania Kap. 40, über den Cultus der Göttin Nerthus: auf einer Insel im Ocean liegt ein Hain, der ist der Göttin geweiht, und dort liegt ein einsamer See, in welchem Nerthus mit ihrem Wagen und Kleidern, die man ihr aufbewahrt, gebadet wird. Gerstenberg äussert Collect. 9 Litt.-Briefe S. 427 im Anschluss an Anchersen die Meinung, dass der Cultus der Nerthus oder, wie er unrichtig sagt, der Hertha seinen Platz auf Seeland gehabt hat.[64]) Man wird daher kaum irren, wenn man Blakullur für die Stellvertreterin von Pseudo-Hertha ansieht. Auch Klopstock erwähnt in der Hermanns-Schlacht Herthas Schönheit im einsamen Bade:

Ein Chor.
Die Blum' auf dem Schilde des Manns,
Auf welche das Blut des Todes trof
Ist schön wie Hertha
Im Bade des einsamen Sees!
Zwey Chöre.
Wer des Schildes Blume sich röthen sah
Von Todesblute
Hat an Hertha's geweihtem Wagen gestanden und die Göttinn gesehn
Im Bade des einsamen Sees![65])

Dies war wohl der äussere Anhaltspunkt für Gerstenberg, um eine Badescene, die zu seiner Zeit ein beliebtes

[64]) Gewöhnlich nahm man seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts Rügen als den Sitz des Cultus an.

[65]) 7. Scene. — Nach Tacitus mussten die Diener sterben, welche der Göttin beim Bade behülflich waren. Klopstock kommt in der 11. Scene noch einmal auf Hertha und ihren Cultus zu sprechen, von dem auch in der Ode 'Stintenburg' die Rede ist.

Modethema war, in den Skalden einzuflechten. Bekannt ist das Traumbild von Uz[66]), der seinem Mädchen zusieht, wie es sich zum Bade entkleidet, aber in dem Augenblick, wo der letzte Schleier fällt, erwacht. Weisse[67]) besingt eine Chloe im Bade; bei Ramler[68]) beschwört Amynt Chloen, die vor ihm aus dem Bade flieht, ruhig zu baden, da er kein wilder Satyr sei. Kretschmann[69]) schildert in seiner 'Jägerin' einen Barden, der, bisher kalt gegen weibliche Schönheit, durch den Anblick eines badenden Mägdleins zur Liebe entflammt wird. Auch noch der jugendliche Schiller geht auf der Militärakademie eine Preisconcurrenz mit seinem Freunde Haug ein über 'Rosalinde im Bade'[70]) und streift in seiner 'Männerwürde' dies Motiv.[71]) Gerstenberg selbst hatte in seinen Tändeleien mehrfach Badescenen besungen. In dem 1759 herausgegebenen prosaischen Gedichte 'Cypern' (Verm. Schriften 2, 150) sieht der Dichter eine Nymphe, die er zu küssen begehrt: 'Da steht sie am Gestade und spiegelt sich stolz in der Fluth, wie eine Tethys'. Als er zufährt, springt die Nymphe ihres Gürtels beraubt in die Wogen. Ein anderes Gedicht, 'Der Lauscher. Nach Götz' überschrieben, beginnt (Verm. Schriften 2, 268):

Ihr Büsche, die ihr mich versteckt,
Wo sie im Bade rauschet,
Still! still! damit sie nicht entdeckt,
Dass sie mein Blick belauschet.

Der brave Lauscher hat in der That Glück und sieht ungehindert, wie die kleinen Liebesgötter ihr loses Spiel an dem entblössten Körper treiben und wie sie um die Wette dabei 'glitschen' und 'kollern'. Am meisten Ähnlichkeit mit der Schilderung des Bades im Skalden hat Gerstenbergs prosaisches Gedicht Die Najade (Verm. Schriften 2,

---

66) Lyrische Gedichte, Berlin 1749, S. 12 Ein Traum.

67) Scherzhafte Lieder, Leipzig 1758, S. 68 Chloe im Bade.

68) Ramler, Oden, Berlin 1767, S. 7 Nr. 3 Amynt und Chloe.

69) Die Jägerin, Leipzig 1771. In Kretschmanns Sämmtlichen Werken 1, 221.

70) Vgl. Brahm, Schiller 1, 96.

71) Strophe 5: 'Wie wird sie erst um Gnade schrein, Ertapp ich sie im Bade'.

165 ff.): Ein junger aufblühender Faun hatte .... eine der Najaden belauscht, wie sie von dem

> Crystallnen goldbesprengten Bogen
> Des Wasserfalls, sich itzt beregnen liess;
> Itzt mit dem kleinen Fuss des Staubbachs Wogen
> Muthwillig plätschernd von sich stiess;
> Itzt, Brust und Hals herabgebogen,
> Den runden Busen von den Wogen
> Der Laube näher tragen liess;
> Itzt mit dem Wirbel fortgezogen,
> Sich ihm in immer schönern Formen wies.

Hiermit vergleiche man das näher ausgeführte Bild von Blakullurs Bad, das in jeder Hinsicht der gelungenste Theil des Skaldengedichtes ist und so recht zeigt, wie Gerstenbergs 'nordische' Art und Kunst in der anakreontischen Richtung seiner Tage wurzelt und darin ihre Stärke besitzt:

> Wo über buntbeblühmte Rasen
> Der See vom Hauch der Luft bewegt,
> Crystallne Wellen von sich jägt,
> Sahn wir, mit süssem Duft beladen,
> Die Göttin Blakullur sich baden.
> Vom Hügel braust im Bogenschuss
> Ein breiter Quell, schwillt auf zum breitern Fluss,
> Springt donnernd über jähe Spitzen,
> Und diamantne Tropfen blitzen,
> Im Lichtstrahl und im Silberschein
> Erzitternd, durch das Laub im Hayn:
> Indess die Wellen schmeichlerisch sich regen,
> Ihr Bild in die glanzvolle Luft zu prägen.
> Die Göttin sah ihr himmlisch Bild,
> Wie es die Wasser-Scene füllt,
> Bescheiden schlüpfte sie zur Tiefe nieder:
> Allein das Ebenmass der weissen Glieder
> Strahlt durch die heitre Fläche wieder.
> Es scherzt um ihren Hals ihr blondes Haar,
> Verbirgt ihn halb, stellt halb entblösst ihn dar.
> Die seidnen Locken spielen mit den Lüften,
> Und thauen dann herab auf Marmor-Hüften.
> Die Wangen blühn in seelenvollrer Glut;
> Die runden Arme rudern durch die Fluth;
> Die kleinen Füsse rudern, sanft gebogen,
> Der volle Busen wallt auf zarten Wogen.
> Die sternenvolle Nacht umschwebet sie,
> Die Flur ist Duft, der Wald ist Harmonie.

Sieh den gelindern West ihr Haar umfliessen!
O sieh den hellern Mond zu ihren Füssen! —

Die Begleiterinnen der Göttin Blakullur lernen wir nur aus einem Gesang kennen, den eine himmlische verborgne Stimme aus einem Zauberkahn anstimmt:

Beglückt! beglückt! dreymal beglückt![72])
Den Hiorthrimul angeblickt!
Beglückt! beglückt! beglückt
Wer in die Freuden der Götter entrückt.
Am Busen seines Freundes stirbt,
Ihm reichen Hrist
Und Skogula und Mist,
Und Hilda und Hertruda,
Und Hloka und Herfiudra,
Gaull, Geira, Radgrida,
Hod, Reginleif, Rangrida,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Ol.[73])
Lasst uns spinnen, lasst uns spinnen
Den Faden Thorlaug und Halvard!
Lasst ihn in Nebel zerrinnen,
Den Leib, der Einherium ward!

Hierzu gibt Gerstenberg Collect. 14 (Litt. Briefe 1,445) folgende Erläuterung:

Die Namen der Valkyriur oder weiblichen Alfen, die im Liede des zweyten Gesanges vorkommen, sind im Grimnismal (= Dämisage 31) ohne weitere Charakteristik enthalten:

---

[72]) Vgl. J. A. Cramers Sämmtliche Gedichte 3, 120 Nr. 239:
Beglückt, beglückt ist wer auf Erden
Mit allen seinen Kräften strebt.

[73]) Gerstenberg fühlte, dass er hier des Guten zuviel gethan hatte. Von den vierzehn Walkürennamen behielt er in der zweiten Ausgabe seines Skalden nur drei. Die Stelle lautet auch sonst verändert. Verm. Schriften 2, 95:
Beglückt! beglückt! dreimal beglückt!
Wer in die Freuden der Götter entrückt,
Der Skalda hehrsten Kranz erwarb,
Dass er mit seinem Freund den Tod des Schwertes starb!
Ihm reichen Herfiudra,
Und Skogula und Hertruda,
Und alle Valkyriur in Valholl
Einherium Ol.

Hrist ok Mist vil ek | At mer horn beri | Skeggiold ok Skogul | Hilldr ok Thrudr | Hlokk ok Herfiotur | Gaull ok Geira Hod | Ranngrid ok Radgrid | Ok Reginleif | Thaer bera Einherium ol.

d. i.: Ich will dass Hrist und Mist mir das Trinkhorn reichen; Skeggiold und . . . . . . reichen dort das Getränk der Einherium (abgeschiedenen Helden).

Wie man sieht, hat Gerstenberg aus Thrudr Herthruda gemacht, Skeggiold ausgelassen und am Anfang Hiorthrimul, 'eine Todesparce' (Erläuterg.), eingeführt. Hiorthrimul stammt wie die Worte: 'Lasst uns spinnen, lasst uns spinnen, Den Faden Thorlaug und Halvard' aus dem berühmten Webegesange der Walküren in der Njalasage, den Bartholin S. 617 ff. zuerst mitgetheilt hat.[74]) Als Darradur zur Schlacht ausreitet, sieht er zwölf reitende Wesen in einem Hügel verschwinden. Durch eine Öffnung des Hügels sieht er dann, wie jene Unholdinnen an einem Webestuhl sitzen, bei welchem Menschenhäupter statt der Gewichtsteine, Gedärme statt des Zettels und Einschlages, ein Pfeil statt des Kammes und ein Schwert statt des Schlagbrettes zur Verwendung kommen. Zu dieser grausigen Arbeit ertönt ein schauerlicher Webegesang im 'dunkeln einförmigen nordischen Zauberton'[75]) mit dem mehreremal wiederholten Kehrreim

vindum vindum
vef darradar
d. h.
texamus, texamus[76])
telam Darradi.

---

[74]) Allgemein bekannt wurde er in Deutschland durch Herders Übersetzung. Zuerst in den Blättern von Deutscher Art und Kunst, Hamburg 1773, in dem Auszuge aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker S. 36—38 mit der Überschrift: Der Webegesang der Valkyriur. Später ward er von Herder in die Volkslieder aufgenommen, Leipzig 1778—79, S. 210—212 als: Die Todesgöttinnen.

[75]) Herder von dem Liede in den Blättern von Deutscher Art und Kunst S. 32.

[76]) Diese Worte beginnen Strophe 4, 5 und 6.
Hiorthrimul kommt in der dritten Strophe vor:
Gengr Hildr vefa
ok Hiorthrimul

Wenn Gerstenberg seine von den Nornen nicht unterschiedenen Walküren[77]) spinnen lässt, so folgt er einer auch dem nordischen Alterthum nicht fremden Anschauung. Man denke an die Stelle der Völundarkvidha, wo die Walküren ihre Schwanenkleider abgelegt haben und am Ufer des Sees sitzend spinnen[78]): eine ganz ähnliche Scenerie.

Bemerkenswerth bleibt es bei alledem, dass Gerstenberg verständnisslos an der grausen Grösse des Weihgesanges vorübergegangen ist, obwohl er Shakespeares Hexenscene im Macbeth kannte und ein Jahr nach dem Skalden seinen Ugolino schrieb. Der kleine Kehrreim und der körperlose Name Hiorthrimul geben allein davon Kunde, dass Gerstenberg im Skalden das Lied der Njalasage vor Augen hatte.[79])

Neben der Nornenepisode des zweiten Gesanges verdienen mit Rücksicht auf ihre mythologischen Bestandtheile schliesslich noch die Verse des dritten Gesanges, in welchen Gerstenberg den Zweikampf Thorlaugs besingt, eine kurze berichtigende Besprechung:

Der neugebohrne Tag entschlüpft dem Meer,
Staübigt rauscht von oben her

Sangridr Svipul
sverdum tognum etc.
d. h.
Prodeunt ad texendum Hilda
Et Hiorthrimula
Sangrida et Svipula
cum strictis gladiis.

Sangrid und Svipul hat Gerstenberg fortgelassen.

[77]) Auch in der altnordischen Mythologie nicht unbedingt von einander zu scheiden.

[78]) Die Stelle wird u. a. von Schütze, Lehrbegriff S. 303 altnordisch und lateinisch mitgetheilt: Summo mane tres feminas linum nentes in stagni cuiusdam ripa invenerunt, quibus exuviae ipsarum olorinae adiacebant: hae Valkyriae erant.

[79]) Auch im 11. Litteraturbrief S. 159 A. erwähnt Gerstenberg die Episode der Njalasage. Wenn er hier von 'Nymphen', die 'an einem Gewebe von Menschen-Gedärmen arbeiten', spricht, so geschieht dies nach der von Gerstenberg Collect. 14 selbst beklagten Verwirrung, die namentlich von Saxo Grammaticus herrührt, der die Bezeichnungen für die altnordischen Göttinnen ins Lateinische übersetzte. Collect. 3 kommt Gerstenberg nochmals auf den 'Weihgesang der Disen' zurück.

Der Hahn Valholls, und kräht
Sein kriegrisch Lied, und hebt den goldnen Kamm!
Aus Heliars Palast tönt ihm
Der Erde Hahngeschrey entgegen!
'Auf! auf! zum Kampf aus später Ruh!'
Ruft Gotlands Helden-Jugend uns zu.

Schon treten wir mit Helmen angethan
Auf die blutlechzende Todesbahn;
Schon schliesst sich um uns her die Schaar
Der Richter, die durch weisses Haar
Und langen Bart ehrwürdig war!
Schon blinkt der Geir im Sonnenstrahl!
Schon ströhmt die Purpur-Wunde!
Schon öffnen Endils Wölfe
Auf meinen Feind den giergen Schlund!
Ach mir Unglücklichen! da schlüpft
Die Ferse mir im schwarzen Blut;
Da stürz ich hin, und über mich
Mein sterbender Feind! —

Dass Gerstenberg von einem 'Hahngeschrei der Erde' spricht, beruht auf einem gründlichen Missverständniss. Als Vorbild gibt der Dichter Collect. 17 die fünfunddreissigste Strophe der Völuspa an:

Gol um Asom | Gullinkambi | Sa vekr haultha at hiarar | At heria faudrs | Enn annar gol | Fyr iord nethan | Sotraudur hani | At saulom Heliar.

Sinngemäss hatte Magnus Olai in Resenius Ausgabe diese Worte übertragen mit:

Cecinit circa deos | aurea crista insignis | ille viros ad arma excitat | apud exercitus patrem. | Sed alter cecinit | infra terram | fulvus gallus | in aedibus Helae.[80])

Anstatt sich an diese Übersetzung zu halten[81]), gibt Gerstenberg eine selbständige[82]) in den Collectaneen und

---

[80]) Es ist die Rede vom letzten Kampfe der Götter beim Weltuntergange.

[81]) Die auch Bartholin S. 563 ausschreibt, durch welchen Gerstenberg wohl die Stelle zuerst bekannt geworden ist, die übrigens auch Schütze, Lehrbegriff S. 314 bietet.

[82]) Auch das Egill Scallagrim Lied hat Gerstenberg wie er angibt, mit einer 'Mühe, die Sie sich kaum vorstellen können', unmittelbar aus dem Altnordischen übersetzt. Was aus seiner 'Dänischen Edda', von der er Collect. 5 eine deutsche Übersetzung in den Litteraturbriefen verspricht, geworden ist, weiss ich nicht.

übersetzt die Worte 'Fyr iord nethan | Sotraudur hani | At saulom Heliar' mit 'unten auf der Erde der Gelbe Hahn in den Wohnungen Heliars'. Dementsprechend lesen wir in den Erläuterungen: 'Heliars Palast, der Ort, wo die irdischen Hähne krähen. Das Gallicinium war sowohl in Valholl als auf der Erde, eine Aufforderung zum Kampfe'. Die letzten Worte führen uns zu der Quelle des Irrthums. Zweifellos dachte Gerstenberg an das Schlachtlied aus dem Kiåmpe-Viser, welches er im achten Briefe übersetzt hatte. Es beginnt mit den Worten: 'Der Tag dämmert heran, und der Hahn kräht auf der Zinne. Es ist Zeit, dass die Söhne Odins zum Kampf und zur Arbeit erwachen. Erwacht! o! erhebt euch!' u. s. w.[83]) Aus der Erläuterung sehen wir aber auch, dass Gerstenberg von Hel und ihrer Wirksamkeit nicht die geringste Ahnung hatte. Da er nicht wusste, dass Heljar eine Genitivform sei, behielt er sie bei und behandelte sie wie einen Nominativ.[84]) Es ist derselbe Fehler, wie wenn er in den Anfangsworten des Skalden von Braga, als dem Gott der Dichtkunst, redet, da der Nominativ Bragi heisst. Die Form Braga hat durch Klopstock bekanntlich eine weite Verbreitung gefunden und sich noch bis in unser Jahrhundert in der deutschen Dichtung erhalten.[85])

Dass Gerstenberg von Endils Wölfen spricht, beruht auf einem Irrthum seiner Quelle. In der altnordischen Mythologie hat es keinen 'blutdürstigen Wasser-Gott Endil', wie Gerstenberg in der Erläuterung erklärt, gegeben. In dem Regner Lodbrog Lied heisst es in der achtzehnten Strophe (Olaus Wormius, Litteratura Runica, appendix S. 215 ff.): haldorđa sák brybja ekki smatt fyr úlfa Endils nidja bröndum. Worm übersetzt: verborum tenaces vidi dissecare haud minutim pro lupis Endili, und fügt in der

[83]) Die Worte sind angeführt nach der Gerstenbergischen Verdeutschung. Bekannter ist die Übersetzung Herders in seinen Volksliedern: 'Der Tag bricht an. Es kräht der Hahn | Schwingts Gefieder! Auf ihr Brüder! | S' Ist Zeit zur Schlacht, Erwacht, Erwacht!' u. s. w.

[84]) Latinisirt in Gerstenbergs Vorlagen Hela.

[85]) Kleist, Hermannsschlacht II 3 Thusnelda: 'Gewiss! bei Braga! bei der sanften Freya'. Latinisirt lautete der Name Bragus.

Anmerkung hinzu: Endil Deus marinus cuius lupi dicuntur pisces maiores carnivori, belluae, ac balenae, quod ut lupi in mare proiectos dilaniant. Analogien mit andern Stellen machen es zweifellos, dass úlfa und Endils nicht zusammengehören, vielmehr die Worte zu deuten sind: 'ich sah die treuen Abkömmlinge des Endil (nach Egilsson, Lexicon poeticum nominum septentrionalium s. v. ein Seekönig und Seeräuber) mit den Schwertern nicht wenig für die Wölfe in Stücke zerhauen'.[86]) An Endils Wölfen hatte Gerstenberg solchen Gefallen gefunden, dass er in der zweiten Auflage seines Skalden dieselben trotz ihrer Fischnatur heulen liess.[87]) Sie heulen in den Sang des Niord hinein, den Gerstenberg[88]) verkehrter Weise als einen 'Dichter' bezeichnet. Der Gott des Meeres und des Windes erschien ihm als Dichter, weil Niord Gylfaginning 23 seiner Sehnsucht nach dem Meere in einigen Versen Ausdruck gibt. — —

[86]) Es sind wirkliche Wölfe gemeint; úlfr in der Bedeutung 'Fische' kommt nicht vor. 'Den Wölfen geben' ist eine Umschreibung für tödten. Ebenso heisst es im Gesang des Egill Scallagrim nach Gerstenbergs Übersetzung (Litt.-Briefe S. 161): 'Weit umher streute Erich den Wölfen die Leichen auf's Meer aus'. Ob nicht Worm durch die Erinnerung an Odins Wolf Freke, 'der durstig an der Wunderspalte hing' nach dem Egill Scallagrim Lied, zu der verkehrten Auffassung gekommen ist?

[87]) Merkwürdig bleibt es immerhin, dass die Ungeheuer des Meeres den im Landkampf gefallenen Gegner Thorlaugs verzehren sollen. Allerdings ist der Ort der Handlung die Seeküste.

[88]) In der Erläuterung: 'Njord, eine Riese oder Halbgott, den die Edda als einen Dichter anführt' (Collect. 5) beruft sich Gerstenberg auf Bartholins Zeugniss und auf Mallets Edda (douzième fable). Die fraglichen Verse des ersten Gesanges lauteten in der zweiten Ausgabe:

Nicht so erschütterte Niord
Einst Skada's Eisgebirge durch sein tönend Wort;
Der Fels, auf dem sein Riesensang sich ergoss,
Dass Nordsturm tonvoll ihn umfloss,
Bebt unter ihm, die Tief' erklang,
Und Endils Wölfe heulten in seinen Gesang.

Neu hereingebracht in die auch sonst veränderten Verse ist die Gemahlin des Niord. Die Form Skada statt Skadi ist ebenso falsch wie die obenerwähnte Braga statt Bragi.

Mit diesen Untersuchungen sind Gerstenbergs Kenntnisse des Altnordischen, welche im Gedicht eines Skalden verwerthet sind, auf ihre Quellen zurückgeführt. Es erhellt, wie er sie verstand und missverstand, auch dass er in Stoff und Kostüm Fremdes, altes und neues, mit dem Altnordischen mischte. Bei seinen Nachfolgern im wiederbelebten Bardenthum ward die Grundlage des Echten noch unsicherer, die Neubildung noch willkürlicher. Nicht als Sprach- und Litteraturforscher, ja ohne den Willen, es zu sein, suchten Gerstenberg und die Barden die untergegangene Welt auf; als Dichter betraten sie das Gebiet, ohne sich ihrer modernen Anschauungen zu entäussern, nur um der Poesie ihrer Tage einen nationalen — wie sie fälschlich meinten — Gehalt, ein nationales Gewand zu leihen.

Bonn (Bremen). Werner Pfau.

Carlyle und Schiller.

Es war ein folgenschwerer Entschluss, als Carlyle am Ende des Jahres 1818 den theologischen Beruf, dem er bisher angehört, und mit ihm eine sichere Versorgung aufgab und von neuem die Universität Edinburg bezog.

Nun begann die schlimmste Zeit in seinem Leben, an die er in späteren Jahren immer nur mit Grauen zurückgedacht hat. Von seinem Vater, der auf seiner elenden Farm seine acht jüngeren Geschwister zu unterhalten hatte, konnte er keine Unterstützung erwarten, und das geringe Geld, das er sich in seinen schwach besoldeten Lehrerstellungen gespart hatte, konnte nicht weit reichen. Er fristete daher ein kümmerliches Dasein von Privatunterricht in der Mathematik und von schlecht bezahlter, handwerksmässiger Schriftstellerei.

Charakteristisch für Carlyle ist es nun, dass ihm seine traurigen materiellen Verhältnisse weit weniger Sorgen machten als die Zukunft seines inneren Menschen. Die einfache Religion seiner Eltern, in der er noch in seinen

Jünglingsjahren Befriedigung gefunden, die er sich vorgesetzt hatte selbst zu predigen, hatte vor seinem Denken nicht bestehen können. Mit dem Zweifel an der Echtheit der biblischen Urkunden, in denen er göttliche Eingebungen nicht zu sehen vermochte, schien ihm die ganze darauf gegründete Lehre zweifelhaft. Wenn aber die Unsterblichkeit, ein Jenseits nicht verbürgt war, was war dann das elende Diesseits? — Nicht eine Prüfungs- und Läuterungszeit, die mit Ergebung und heiligem Ernste durchgemacht werden musste, sondern eine Hölle, aus der man fliehen sollte, je eher je besser. Wie war es möglich, an eine göttliche Bestimmung des Menschen zu glauben, wenn es nur dieses Leben für ihn gab? Wo war die göttliche Hand, irgend etwas Göttliches zu erkennen in diesem Leben, in dem vielmehr eine teuflische Macht zu herrschen schien? — An der Seite dieser Zweifel stand die furchtbare Thatsache, dass es für sein tiefes Gemüth, seinen hochfliegenden Idealismus, sein leidenschaftliches Wahrheitsstreben keine Möglichkeit gab, in einer entgeisterten, entgötterten Welt zu leben. Geister wie der seinige können nicht gedankenlos hinvegetiren; Charaktere wie er können nicht pactiren; sie müssen die Consequenzen dessen, was sie als wahr erfunden, unerbittlich ziehen; sie können nicht in Widersprüchen leben und ohne den Glauben, den ihr Verstand zerstört hat, die Thaten des Glaubens verrichten. Den Unsinn der materialistischen Lebensanschauung hatte er auf den ersten Blick durchschaut: wenn irdisches Glück, die Befriedigung der Sinne, eines noch so verfeinerten Egoismus das Ziel dieses Lebens sein soll, sagte er, dann muss die ganze Menschheit mit Ausnahme weniger zu den Todten hinabsteigen. Die Erhebung, welche die mechanische Weltanschauung ihm zu bieten hatte — die Ehre, der Stolz, ein infinitesimales Theilchen der sinnreichen Maschinerie des Universums zu sein, das freilich eine zufällige Wirkung des Causalitäts-Gesetzes jeden Augenblick ausser Gebrauch setzen kann — konnte für ihn keine sein. Das Leben schien ihm zweck- und sinnlos. So stand er, wie Faust, nachdem er die Wahrheit, die innere Befriedigung auf allen Wissensgebieten vergeblich gesucht hatte.

vor dem letzten Schritte, von welchem ihn eine Zeit lang nur der Gedanke an seine Lieben, das Bewusstsein des Schmerzes, den er ihnen zufügen würde, zurückhielt.

Im Sartor Resartus schildert er seinen Zustand selbst in der Person eines deutschen Professors.[1]) 'Das speculative Lebensmysterium wurde immer geheimnissvoller für mich; und auch im praktischen Mysterium hatte ich nicht die geringsten Fortschritte gemacht, sondern war überall gestossen, niedergestreckt und verächtlich hinausgeworfen worden. Eine schwächliche Einheit mitten in einer drohenden Unendlichkeit, schien mir nichts verliehen zu sein als Augen, um mein eignes Elend zu erkennen. Unsichtbare, aber undurchdringliche Mauern schlossen mich wie durch Zauber von allen lebenden Wesen ab: gab es in der weiten Welt eine treue Brust, die ich vertrauensvoll an die meinige drücken konnte? . . . . .

In den volkreichen Gassen, im Menschengewühl schritt ich einsam dahin, und (abgesehen davon, dass es mein eigenes und keines anderen Herz war, das ich zerfleischte) wild wie der Tiger in seinem Busch. . . . Für mich war das Weltall des Lebens, Zweckes, Wollens und selbst der Feindseligkeit bar: es war eine ungeheure, todte, unermessliche Dampf-Maschine, weiter schnurrend in ihrer todten Gleichgültigkeit, mir ein Glied nach dem andern zermalmend. O du gewaltiges, finsteres, einsames Golgatha, du Todesmühle! Warum war der Lebendige hierher verbannt ohne Gefährten und mit Bewusstsein? Warum — wenn es keinen Teufel gibt? Warum — wenn nicht etwa der Teufel dein Gott ist?'

Vergeblich hatte sich Carlyle in der ersten Zeit seiner religiösen Zweifel an die stoische Lehre um Rath und Hilfe gewandt — der Name Epiktet kehrt öfters in Verbindung mit griechischen Citaten in den Early Letters wieder —: sie konnte ihm nicht genügen. In den ersten Tagen seines

[1]) Sartor Resartus. The Life and Opinions of Herr Teufels dröckh London. Chapman and Hall. O. D. (Volksausgabe, 80stes Tausend.) — Book II Ch. VII P. 33 ff. — Geschrieben wurde dieser theilweise autobiographische Roman 1830/31 in Craigenputtock; gedruckt aber erst 1834 in Fraser's Magazine.

Edinburger Aufenthalts hatte er bereits mit ihr abgeschlossen.

'Nur noch vor kurzem', schreibt er am 8. Januar 1819 an seinen Freund James Johnstone[2]), 'glaubte ich, meine ganze Pflicht bestände im Denken und Streben. Jetzt sehe ich, dass ich nicht nur leiden, sondern handeln soll. Mit der Menschheit verbunden durch Sympathien und Bedürfnisse, welche die Erfahrung niemals aufhört zu enthüllen, fange ich jetzt an zu merken, dass es unmöglich ist, das einsame Glück des Stoikers zu erreichen — und schädlich, wenn es möglich wäre. Wie weit die Lebensanschauung Epiktets zu ändern ist, ist nicht leicht zu entscheiden; dass sie mangelhaft ist, scheint ziemlich klar. Ich gebe dieses starre Dogma auf mit einem Bedauern, das fast zur Reue anwächst; und ich empfinde es als ein Verlangen — mehr noch denn als eine Pflicht — in den thätigen Strom zu tauchen, der an mir vorbeifliesst'.

Das kritische Denken hatte Carlyles positive christliche Überzeugung zerstört. Vergeblich suchte er das Verlorene in der heidnischen Philosophie wiederzugewinnen; auch die englische und französische Litteratur gab ihm auf seine Fragen keine Auskunft. Er fand endlich eine neue, ihn beglückende Lebensanschauung in den deutschen Dichtern und Denkern. Sein Retter in der äussersten Noth war Schiller. Bevor wir jedoch die Einflüsse der Schillerschen Lebensanschauung auf Carlyles Entwickelung verfolgen, müssen wir einen Blick auf die litterarischen Arbeiten werfen, zu denen er von seinen Schiller-Studien angeregt wurde.

Als Carlyle begann, seinen Landsleuten die Bedeutung der deutschen Litteratur auseinanderzusetzen, hatte er mit einem weitverbreiteten Vorurtheil zu kämpfen, das, wie gewöhnlich, auf sachlicher Unkenntniss beruhte. Niemand konnte Deutsch und hielt es der Mühe werth, unsere Sprache zu lernen. Was man unter Gebildeten von unserer Litteratur und speciell von ihrer klassischen Blüthe wusste,

---

[2]) Early Letters of Th. Carlyle. Ed. by Ch. Eliot Norton (London Macmillan and Co., and New York 1886) 1, 206.

bezog sich im wesentlichen auf einige zu europäischer Berühmtheit gelangte Bücher, wie Die Räuber, Götz von Berlichingen (in Scotts Übersetzung), Werther, Faust u. a., und basirte auf Urtheilen von Litteratoren, die mit einer sehr geringen Kenntniss unserer Sprache das oberflächlichste Studium verbunden hatten. Und wenn auch eine Zeitschrift, die Monthly Review, eine rühmliche Ausnahme machte sowohl hinsichtlich des Umfanges der berücksichtigten Schriften als auch der relativen Besonnenheit ihrer Verdicte, so muss man doch fast alles, was am Ende des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts dort über unsere Litteratur geschrieben wurde, als einfachen Unsinn bezeichnen.[3]) Das allgemein verbreitete Vorurtheil schrieb der deutschen Litteratur im grossen und ganzen unsittliche und irreligiöse Tendenzen zu. Noch im Jahre 1816 hiess es in einer Kritik von Dichtung und Wahrheit in der Edinburgh Review: 'Wir können nicht umhin zu bemerken, dass die Principien und die Moralität der deutschen Schriftsteller im allgemeinen nicht besonders geeignet erscheinen, die Wohlfahrt der Gesellschaft zu befördern. — Goethe konnte dem Einfluss der Nebel, welche ihn umgaben, nicht entgehen. Schiller allein hatte die Kraft, in einen reineren Himmel emporzuschweben'.[4])

Sehr schroff lautete auch das Urtheil Irvings, des älteren Freundes Carlyles, der freilich, in einer sehr einseitigen religiösen Richtung befangen, der Poesie nur als Stütze der Moral und Religion ein Existenzrecht zugestehen konnte. 'Ich gelange täglich mehr zu der Überzeugung', schreibt er an Carlyle (24. Juli 1821)[5]), 'dass in der Gesammtheit derjenigen Litteratur von uns, die, wie man sagt, der deutschen Schule folgt, etwas äusserst Giftiges enthalten ist für alles, was man in diesem Lande Tugend ge-

---

[3]) Vgl. die haarsträubenden Urtheile, die Flügel in: Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwicklung und Weltanschauung (Leipzig, Fr. W. Grunow 1887) S. 205—208 und 276 zusammenstellt.

[4]) Edinburgh Review 26, 309 f. (bei Flügel S. 206).

[5]) Froude, Thomas Carlyle. A History of the First Forty Years of his Life 1795—1835. (New York, Charles Scribner's Sons, 1882) 1, 108 f. (Ch. VIII).

nannt hat, und noch mehr für die Unterschiede des Verhaltens, welche die Religion bewirkt. . . Sie haben die Sprache der höchsten Reinheit, ja, der heiligsten Religiosität in Gemeinschaft mit den schwärzesten Verbrechen'. — Und in einem späteren Briefe[6]) spricht er empört darüber, dass Carlyle Jane Welsh, die ehemalige Schülerin Irvings, in die deutsche Litteratur einführt; er fürchtet, 'dass sie, wenn ihr nicht gediegenere Nahrung zugeführt wird, aus der Region der Sympathien ehrenhafter, einheimischer Menschen ganz und gar hinauskommen wird'. Carlyle übersah seinen Freund, wie in allem, so auch hier.

'Ob die Masse des Genies bei uns selbst und den Franzosen und die Zahl der davon erzeugten Werke, dauernder als Erz, in jüngster Zeit so bedeutend geworden ist, dass sie uns weiteren Vorrath entbehrlich macht, oder ob wir in unserer alten Geistes-Aristokratie den Beistand der Deutschen verschmähen, die wir durch eine Art von zweitem Gesicht, noch ehe wir irgend etwas von ihnen wissen, als eine schwülstige, träumerische, überspannte und unsinnige Race von Sterblichen erkannt haben: gewiss ist, dass unser litterarischer Verkehr mit jenem Volke bisher sehr schwach und schwankend gewesen ist. Nach einer kurzen Periode einer Herzlichkeit, die man nicht gerade als besonders urtheilsvoll bezeichnen darf [Ende des 18. Jahrhunderts], haben wir die Bekanntschaft ganz fallen lassen; und in den wenigen Jahren, seitdem wir sie theilweise wieder angeknüpft haben, sind die Gefühle unserer Liebe und Achtung nicht wesentlich gewachsen. Unsere Übersetzer sind unglücklich in ihrer Wahl oder Ausübung, oder das Publicum ist geschmacklos und albern in seinen Ansprüchen; denn mit kaum mehr als einer oder zwei Ausnahmen haben die besten Werke Deutschlands vernachlässigt gelegen, und die Deutschen sind uns vor der Hand noch vollkommen unbekannt. Kotzebue[7]) lebt immer noch in unserem Andenken

---

[6]) Froude 1, 109 (das Datum fehlt).

[7]) In der von Carlyle recensirten Historic Survey of German Poetry (1831) von William Taylor nimmt die Charakteristik Kotzebues den zweitlängsten Raum ein. (Vgl. Goethes und Carlyles Briefwechsel

als der Vertreter einer Nation, die ihn verachtet; Schiller ist uns hauptsächlich bekannt aus den ungeheuerlichen Schöpfungen seines Knabenalters' u. s. w. — Diese Worte, die Carlyle in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Wilhelm Meister (1824)[8]) ausspricht, sind kennzeichnend für die naive nationale Befangenheit, deren die Engländer — vielleicht nicht bloss am Anfange dieses Jahrhunderts — fähig waren. Als die vor ihm ins Englische übersetzten Stücke nennt er Götz, Werther, Iphigenie, Faust, Dichtung und Wahrheit.[9])

Seit 1819 hatte er sich lebhaft mit deutscher Lektüre beschäftigt[10]), und er war tief durchdrungen, begeistert von dem unschätzbaren Werthe der deutschen Geistesproducte. Seinen energischen, anderthalb Jahrzehnte fortgesetzten Bemühungen haben es die Engländer vorzugsweise zu danken, dass sie wenigstens eines Theiles unseres Reichthums habhaft geworden sind; wenn auch noch mancher Carlyle wird kommen müssen, ehe sie im Stande sein werden, denselben Nutzen, dieselbe Erhebung aus unserer Litteratur zu ziehen, wie wir sie aus der ihrigen nun seit hundert Jahren abgeleitet haben.

Im Jahre 1820, als Carlyle durch die Vermittelung seines Freundes Swan aus Kirkcaldy, der Handelsverbindungen mit Hamburg unterhielt, sich reichlicher mit deutschen Werken versehen konnte[11]), zeigte sich bereits die

S. 236, 136.) Dieser Edle zieht sogar eine Parallele zwischen Schiller, Goethe und — Kotzebue.

[8]) Die Vorrede zu Meister's Apprenticeship ist wieder abgedruckt in den Essays 1, 303—310. — Diese Stelle S. 303.

[9]) Es ist mir nicht überall gelungen, diese ersten Bestrebungen zur Verbreitung deutscher Litteratur in England auf ihre Urheber zurückzuführen. — Der Götz ist 1799 von Scott übersetzt; die Übersetzung der Iphigenie von William Taylor aus Norwich (wann?) nennt Carlyle eine vorzügliche (Goethes und Carlyles Briefwechsel S. 60); dagegen die des Faust von Lord L. Gower jammervoll (ebenda S. 128). — Werther und Aus meinem Leben wurden nach französischen Übersetzungen ins Englische übertragen! und enthalten nicht nur zahlreiche Auslassungen und zahllose Fehler, sondern sogar Zusätze. Die Namen der Verfasser habe ich nicht auffinden können.

[10]) Froude 1, 50 (Ch. V. Brief an seine Mutter vom 29. März 1819).

[11]) Ebenda 1, 72 (Ch. VII).

erste Idee, seine Landsleute mit unserer Litteratur bekannt zu machen. Er trug einem Londoner Buchhändler eine vollständige Übersetzung Schillers an, das Angebot wurde leider abgelehnt.[12]) Zwei Jahre später gelang es ihm, durch den damals in London angestellten Irving seinen Gedanken zur That werden zu lassen. Er schloss mit Taylor, dem Verleger des London Magazine, einen Vertrag ab, wonach er eine Reihe von 'Porträts von Männern von Genie und Charakter' schreiben und mit 'Schillers Leben' beginnen sollte. Die Darstellung erschien in drei Theilen in den Jahren 1823 und 1824 und wurde im folgenden Jahre als Buch gedruckt.[13]) Sie war die zweite Behandlung dieses Gegenstandes; 'Schillers Leben' von Döring war ihm 1822 vorausgegangen und scheint auch die einzige Quelle gewesen zu sein, welche Carlyle für seine Arbeit benutzt hat.

Die sachlichen Mängel der Carlyleschen Biographie zu rügen, ist unstatthaft, da er selbst sie in Anbetracht seines geringfügigen Materials als unvermeidlich zugibt. Dass Schiller in Bauerbach (1783) ausschliesslich ruhig und glücklich gelebt habe, während doch seine Berufung von dort nach Mannheim gerade eine Erlösung aus den furchtbarsten Seelenzuständen war, liest man auch noch in Werken, die das Jahr 1870 auf ihrem Titel führen. Und wenn Carlyle Kabale und Liebe mit Fiesco zusammen im Jahre 1783 veröffentlichen lässt, wenn er Schillers Laura zur Tochter des Kammerraths Schwan in Mannheim macht (S. 68), so kann man um so eher darüber hinwegsehen, als er die eigentliche Aufgabe einer Dichterbiographie zweifellos gut gelöst hat. 'Den ideellen Umriss von sich selbst'

---

[12]) Froude 1, 78 (Ch. VII).

[13]) The Life of Friedrich Schiller erschien im London Magazine October 1823 (Theil I), Januar 1824 (Theil II), Juli bis September 1824 (Theil III). — In Buchform erschien es mit Schillers Porträt 1825 bei Taylor and Hessey (352 SS.), eine 2. Auflage 1845. (Nach Flügel S. 232.) Von der Library Edition bildet es den 5. Band (London, Chapman and Hall, 1869). Das darin enthaltene Porträt Schillers ist das jugendliche Miniaturbild, das während seines Aufenthaltes bei Körners in Dresden angefertigt wurde. Die folgenden Citate sind nach dieser Ausgabe.

sagt Carlyle[14]), 'den ein Mensch unbewusst in seinen Schriften abschattet, und der, recht gedeutet, treuer sein wird als irgend eine andere Darstellung von ihm, zu einem lebensvollen, zusammenhängenden Bilde auszufüllen, ist die Aufgabe der Biographie'. Wie sehr ihm diese Seite seiner Arbeit gelungen war, dafür haben wir ein klassisches Zeugniss in Goethes Worten: 'Ihre Biographie [Schillers] ist merkwürdig', schreibt er ihm am 20. Juli 1827 als Antwort auf die Überreichung des Buches[15]), 'indem sie ein genaues Studium der Vorfälle seines Lebens beweist, sowie denn auch das Studium seiner Werke und eine innige Antheilnahme an denselben daraus hervorgeht. Bewunderungswürdig ist es wie Sie sich auf diese Weise eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienstliche dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen. Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: 'der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniss'. Denn gerade dass der Schottländer den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, dadurch erhebt er sich zu einer Klarheit, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten.'

Immerhin müssen wir dieses Lob als ein relatives, mit Rücksicht auf die spärlichen vorhandenen Mittel, die bis dahin kaum begonnene Forschung ausgesprochenes betrachten — ein Lob, das sich mehr auf das Ganze der Arbeit, als auf alle einzelnen Urtheile derselben erstreckt. Das Bild des Gesammtmenschen Schiller, das Carlyle uns entrollt, ist ein vollkommen richtiges, und ist heute nicht anders und nicht klarer gezeichnet worden als von ihm; insofern hat die Biographie einen dauernden Werth. Dagegen werden wir einzelne, besonders ästhetische Urtheile heute um so weniger gelten lassen, als sie zum Theil von Carlyle selbst in späterer Zeit umgestossen wurden. Hätte es Carlyle über sich

[14]) Essays 3, 8 (Jean Paul Friedrich Richter).

[15]) Goethes und Carlyles Briefwechsel. Hg. von H. Oldenburg, Berlin, W. Hertz, 1887 S. 9 f.

gewinnen können, die zweite Auflage (1845) umzuarbeiten, nachdem Schillers Briefwechsel mit Dalberg, mit Goethe und W. von Humboldt und Hofmeisters Biographie (1838 bis 1842) erschienen waren: so hätten wir — nach seinen Leistungen im Sterling und Cromwell zu schliessen — in seinem 'Schiller' ein Musterwerk erhalten.[16])

Interessant ist des jungen Carlyle Urtheil über Schillers Jugenddramen, einerseits wegen der Ruhe und allseitigen Erwägung, die seine Kritik überall zeigt, andererseits wegen der mitklingenden Saiten, die gerade der Stil dieser Jugenddramen und die in ihm ausgeprägte geistige Richtung in seinem Herzen offenbar erregt. Nachdem er sich gegen die Mängel, welche Die Räuber in ästhetischer und sittlicher Beziehung aufweisen, keineswegs blind gezeigt hat, schildert er ihre Gesammtwirkung als machtvoll bis zum Schmerz[17]); wir sind vollkommen verwundet von der Katastrophe; unsere Herzen sind verdüstert und elend. Vergeblich empören wir uns gegen die Widersprüche und Unreifheiten der Arbeit: ihre Fehler verschwinden vor der Lebenskraft, die sie durchströmt. Die Räuber sind eine Tragödie, die lange Leser finden wird, welche sie in Erstaunen setzt und bei all ihren Fehlern rührt. Sie steht in unserer Phantasie da wie ein altes rauhes Gemäuer eines barbarischen Zeitalters, formlos, phantastisch, unbewohnbar, aber gewaltig in seiner Höhe und Massigkeit, seiner finster dräuenden Kraft.[18]) — Das ist eine hübsche und gerechte Schilderung dieser merkwürdigen Dichtung, die in ihrer unvollkommenen Grösse und echt tragischen Kraft noch ein langes Leben vor sich zu haben scheint. — 'Mir war es rührend,' sagte Goethe fünf Jahre später in seiner Einleitung der deutschen Übersetzung von Carlyles Schiller, 'zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde selbst in jenen ersten, oft harten, fast rohen Productionen

---

[16]) In der 37bändigen People's Edition (1872—73) gab Carlyle dem 'Leben Schillers' ein 1872 von ihm geschriebenes und auf Saupes 'Schiller und sein väterliches Haus' (Leipzig, Weber, 1851) gegründetes Supplement bei, das nach Shepherd (2, 300) das Beste sein soll, was Carlyle in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens geschrieben hat.

[17]) Life of Schiller S. 23. — [18]) Ebenda S. 25.

unseres verewigten Freundes immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward, und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbauen konnte'.

Dieselbe Bewunderung und Sympathie bei aller Missbilligung im einzelnen erregt ihm Fiesco.[19]) Und so sucht er auch Kabale und Liebe[20]) A. W. Schlegel gegenüber zu retten, der aus dem Stücke mehr peinliche Empfindungen als wirkliche Erschütterung davonträgt. Er findet wenig Übertreibung in den Charakteren Louisens und Ferdinands; ihre überschwengliche Empfindung scheint ihm nicht so sehr verbrecherisch, da sie doch mit klarem Urtheil, reinem Herzen in gleichem Verhältniss verbunden und von der Kraft eines tugendhaften Willens beherrscht ist.

Die mitklingende Saite, welche diese Dichtungen, sowie Don Carlos, in dem Herzen Carlyles in Schwingung versetzten, war seine eigene reine, edle, aber leidenschaftliche und überschwengliche Empfindungsweise. Und fünf, sechs Jahre später finden wir in seinem Sartor Resartus Stellen, die, wenn auch vom Denken tiefer befruchtet, denselben Sturm der Empfindung und in der Form denselben titanischen Schwulst zeigen, wie er sie in jenen Dramen ästhetisch verwerfen musste.

Die Kritik des Don Carlos enthält manches Vortreffliche, z. B. den Vergleich des Philipp bei Schiller mit Alfieris Filippo (1803)[21]), welchem letzteren er die grössere Naturwahrheit und dramatische Wirksamkeit zuerkennt; während Schiller das Bild des Tyrannen abgeschwächt hat dadurch dass er uns in die geheimsten Winkel seines Herzens blicken lässt und so in demselben Grade uns die Furcht nimmt, als er uns sein Verständniss erleichtert. Dem Gesammturtheil dagegen, das Don Carlos als das erste reife Product des Schillerschen Genius hinstellt[22]), wird heute niemand beipflichten; ebensowenig der Begeisterung für Posa.[23])

Die historischen Schriften Schillers beurtheilt

---

[19]) Life of Schiller S. 40. — [20]) Ebenda S. 43. — [21]) Ebenda S. 94. — [22]) Ebenda S. 75. — [23]) Ebenda S. 80.

Carlyle von dem richtigen Standpunkte aus, wie es seiner Zeit auch Johannes Müller und Schlosser gethan haben: d. h. also nicht einseitig hinsichtlich des Zuwachses, welchen die Geschichte als Wissenschaft durch sie erhalten haben mag, sondern hinsichtlich der Kunst der Darstellung, die bei lichtvoller Ordnung und Gruppirung der verschlungenen politischen und culturellen Verhältnisse und anschaulicher Schilderung der einzelnen Vorgänge in einem edlen Stile ein allgemein fassliches und allgemein interessantes Bild der betreffenden Zeiten gibt. Bei allem Lobe, das Carlyle diesen Schöpfungen Schillers ertheilt, spricht er über die Geschichte des dreissigjährigen Krieges einen nicht unberechtigten Tadel aus[24]): Schiller, meint er, hätte der philosophischen Durchdringung der politischen Ereignisse so ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, dass er von diesem hohen Standpunkte aus das charakteristische Klein-Material, das Malerische in den Vorgängen und im Leben des Volkes vollkommen verschmäht habe. Hätte er diese Seite stärker berücksichtigt, so hätte er bei seinem dichterisch klaren, durchdringenden und umfassenden Blick Kunstwerke geschaffen, die hinsichtlich der plastischen Kraft der Darstellung unerreicht dagestanden haben würden.

Die Grösse und Bedeutung der Wallenstein-Dichtung ist Carlyle voll aufgegangen: er nennt sie das beste Drama, das im 18. Jahrhundert geschaffen worden ist. — Frankreich habe unter seinen klassischen Dramen kein ähnliches aufzuweisen, und England seit der Zeit der Elisabeth ebenfalls nicht. Mit Recht hebt er die realistische Kraft der Charakteristik hervor, die Schiller hier zum ersten Male entfaltet. Um so wunderbarer aber nimmt sich dem gegenüber Carlyles Begeisterung für die Gestalten von Max und Thekla aus, gerade die einzigen idealistischen Schemen unter der ganzen realen Gesellschaft. 'Formen himmlischer Schönheit' nennt er sie — freilich, das ist ihr Fehler —: Schiller habe ihre Geschichte mit ausserordentlicher Geschicklichkeit behandelt. Beide seien dargestellt als alle Vorzüge in sich vereinigend, und doch sei der kälteste,

---

[24]) Life of Schiller S. 113. 115.

nüchternste Leser gezwungen, sie zu bewundern und an sie zu glauben.[25]) (?) — Sollten in diesem Urtheile vielleicht persönliche Verhältnisse mitsprechen? etwa der Umstand, dass Carlyle selbst um die Zeit, wo er über Schiller schrieb, ein ebenso übersinnlicher Freier wie Max war und die schöne Jane Welsh mit ihrem Hochsinn und ihrer Stark-geistigkeit ihm als ein noch unerreichbares Frauen-Ideal gegenüberstand?

Überhaupt müssen wir das Element eines jugendlich-feurigen Idealismus in der Constitution des Schiller-Biographen gehörig in Anschlag bringen, das besonders stark in seiner Äusserung über die Jungfrau von Orleans hervortritt. Was die Jungfrau von Orleans uns Heutigen ist, vor deren Blicken mit der allmählichen Ernüchterung der Zeiten der himmelschweifende Enthusiasmus Schillerscher Geschöpfe hinter der ruhigen Klarheit Goethescher Gemüthstiefe so unendlich weit zurückgewichen ist, das lesen wir mit vortrefflicher Einsicht ausgesprochen in Bulthaupts Dramaturgie der Klassiker. Eine Tragödie, die nicht tragisch wirkt; ein Drama, das vorzugsweise episch ist; eine Handlung, deren Hebel nicht, wie es sein sollte und auch hier sein könnte, der freie, energische, begeisterte Wille ist, sondern das fatalistisch-fatale Wunder — und noch dazu ein Wunder, das der Dichter selbst als Trug und Unsinn von dem körper- und geistesgewaltigen Talbot verhöhnen lässt. Und kein Bühnendonner, keine mit aller Pracht des Himmels und der Erden geschmückte Sprache kann uns die dramatische Wirkung geben, welche fehlt — um so weniger als mit der Transcendenz des Gegenstandes auch die irdische Umschriebenheit der Personen aufzuhören scheint. Wozu diese Abweichung von der Geschichte, fragen wir uns verwundert, die doch eine wirkliche Tragödie uns vorführt? — Wir brauchen das Urtheil Carlyles nicht zu wiederholen: er bestreitet und sucht zu widerlegen alles, was A. W. Schlegel und andere an dem Drama getadelt haben; und was er vorbringt, um die widerspruchsvolle Behandlung des Wunders aus der Welt zu schaffen, steht in einem

[25]) Life of Schiller S. 159 f.

merkwürdigen Gegensatz zu seiner immer bewährten Geistesschärfe. Wem freilich 'der ätherische Glanz' auf der Bühne über alles geht, der mag die Jungfrau das genialste von Schillers Dramen nennen. Ob aber 'dessen Herz kalt, dessen Phantasie verödet sein muss', den sie nicht in dem von Carlyle gewünschten Grade bewegt, das darf wohl bezweifelt werden.[26])

Neben die Jungfrau gestellt, findet Carlyle die Maria Stuart schwach und wirkungslos; sie wird mit wenigen Worten abgethan. In dieser Behauptung machen sich wieder persönliche Stimmungen geltend; einerseits eine nationale, insofern ihm die 'gute Königin Bess' neben einer Maria doch zu arg zurückgesetzt erscheint; andererseits eine individuell-moralische, die ja in der ästhetischen Kritik der Engländer immer eine grosse Rolle spielt. Er meint: 'Die Leute, welche von der Moral oder dem Interesse (dieses Gegenstandes) tief gerührt zu werden vermögen, sind vielmehr eine besondere Klasse von Menschen als die Menschen im allgemeinen'.[27])

Was Carlyle über die Braut von Messina auf anderthalb Seiten sagt, ist weniger falsch als sehr oberflächlich zu nennen. Er scheint nicht recht gewusst zu haben, was aus dem Drama zu machen sei.[28])

Auch Wilhelm Tell ist räumlich, wenn man die Bedeutung dieses letzten Dramas gegen den Werth der Jungfrau hält, etwas zu kurz gekommen. Die Beurtheilung ist indessen richtig: Hier ist kein Flitterglanz der Ausstattung, keine krankhafte Überfeinheit, keine wortprangende Sentimentalität. Alles ist schlicht, einfach und naturgemäss: dennoch ist alles geschmückt und gereinigt und verschönt, ohne seine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit zu verlieren.

Um noch ein Wort im ganzen über die ästhetische Kritik der Carlyleschen Schiller-Biographie zu sagen, so leidet sie an jenem Fehler, der jedem Deutschen auffällt, sobald er einige englische Hauptwerke des betreffenden Gebietes in die Hände bekommt: an mangelnder Tiefe.

---

[26]) Life of Schiller S. 184. 198 f. — [27]) Ebenda S. 181. — [28]) Ebenda S. 202 f.

Was die Engländer — und Carlyle mit ihnen — uns schildern, ist fast immer nur der persönliche Eindruck, den sie von einem poetischen Kunstwerke empfangen haben; die Stimmung ihres Gemüthes, das Urtheil ihres Geistes, welche der Gehalt des Werkes hervorruft; mitunter ist so eine 'ästhetische' Kritik weiter nichts als eine Kritik der Moral der Handelnden und eine Feststellung der Moral des betreffenden Stückes. Denn dass die Kunst nur moralischen Zwecken dienen solle, ist den Engländern aus alter und neuester Zeit ein unumstössliches Axiom. So erfahren wir wohl, was ein Charakter moralisch, nicht aber, was er poetisch werth ist; über seine Stellung als organisches Glied des Ganzen, über den Zweck, den der Dichter mit ihm erstrebt, und ob dieser Zweck durch die Art seiner Ausgestaltung erreicht ist, darüber hören wir wenig. Die technische Seite der Kunst, gerade diejenige, welche relativ sichere, wissenschaftlich begründete Urtheile zulässt, geht gewöhnlich ganz leer aus, wenn wir von einigen allgemeinen Wendungen über Sprache und Rhythmik absehen. Dass ein wesentlicher Theil der Gesammtwirkung einer Dichtung auf ihren architektonischen Verhältnissen beruht, scheint ganz unbekannt zu sein. Diese Einsichtsschwäche macht sich bei der Betrachtung von Dramen ausserordentlich fühlbar: eine dramatische Kritik, die den Aufbau der Handlung nicht berücksichtigt, ist keine.

Das naturgemässe Resultat einer solchen Oberflächlichkeit ist die ästhetische Phrase; und es will uns scheinen, als ob auch der grosse Carlyle dieser seiner Todfeindin, die er sein ganzes Leben lang auf das furchtbarste bekämpft hat, auf diesem Gebiete hin und wieder erlegen sei. Nichtsdestoweniger unterscheidet sich Carlyle von der grossen Masse seiner kritischen Landsleute, die ihr künstlerisches Naturburschenthum für äusserst gesund halten, dadurch sehr vortheilhaft, dass er eine wissenschaftliche ästhetische Forschung für möglich und nothwendig hält und auf die deutsche Überlegenheit in dieser Richtung wiederholt hinweist.

Was Carlyle — abgesehen von der Bedeutung seiner Dichtungen, die dem jugendlichen Schriftsteller viel grösser

schien als dem männlichen — besonders zu Schiller hinzog, war die Einheit und Grösse seiner Persönlichkeit. Er gibt seiner lebenslangen Vorliebe für das Deutschthum einen für uns erfreulichen Ausdruck, wenn er Schiller ein schönes Beispiel des deutschen Charakters nennt, dessen sämmtliche gute Seiten Schiller in hohem Grade besitzt neben wenigen seiner Schwächen: er zeigt alle jene Geradheit und Einfalt, jene Aufrichtigkeit des Herzens und Geistes, welche die deutsche Nation auszeichnet; ihren Enthusiasmus, ihre geduldige, beharrliche, ernste Hingebung an hohe Ziele: ihre Phantasie, die sich an dem Erhabenen entzückt; ihre Intelligenz, die zu feinen Abstractionen sich erhebt und in umfassende Verallgemeinerungen sich ausbreitet. Und die Fehler dieser Tugenden gehen ihm ab: seine Einfalt wird niemals albern; sein Enthusiasmus steht fest auf der Vernunft; seine Vorliebe für weite Anschauungen hält sich von der Verschwommenheit fern. Er ist ihm der Dichter der Wahrheit; seine Empfindungen sind fein und rührend schön und doch zugleich männlich und richtig; er hasst die Übertreibung und die Phrase.[29]) Und was er in seiner Poesie als Ideal hinstellt, sucht er in seinem Leben zu verwirklichen. Niemand leugnet die Pflicht eigener Vervollkommnung als das höchste Ziel des Lebens, und doch ist bei fast allen Menschen dieses Anerkenntniss nur ein passives Gefühl oder ein träger Wunsch. Bei Schiller aber werden die Gesinnungen, welche seine Poesie beseelen, zu Principien seines persönlichen Verhaltens. Er steuert durch sein Leben, unbefleckt von Gemeinheit, unbesiegt von Hindernissen und Lockungen. Ruhm und Rang und Reichthum haben nichts Verführerisches für ihn; nachdem seine bescheidenen Bedürfnisse befriedigt sind, hat er mit allen Eitelkeiten der Welt abgeschlossen; er sondert sich von ihr ab ohne Hass und Neid, ganz dem Streben nach Geistesschätzen hingegeben; und überall, wo er mit Menschen in Berührung kommt, zeigt er sich ehrlich und liebevoll, mild und bescheiden bei aller Grösse.[30]) So bewundern wir ihn nicht nur, wir bauen auf ihn, wir lieben ihn.[31])

[29]) Life of Schiller S. 230 f. — [30]) Ebenda S. 228 f. Essays 3, 110 (Schiller). — [31]) Life of Schiller S. 232.

Wenn einerseits die Charakterentwicklung Schillers seinem Biographen die tiefste Ehrfurcht einflösste, so musste der Weg, auf dem sich diese Entwickelung vollzogen hatte, in ihm die lebendigsten Sympathien erwecken. Hatte er doch selbst einen ganz ähnlichen zurückgelegt. Man könnte manche Stellen aus seinen beiden Schriften über Schiller in Carlyles eigene Biographie übertragen. Auch Schillers Eltern waren nicht reich, aber ihre warme Liebe, ihr ehrlicher Sinn, ihre Religiosität, ihre Überzeugung von dem Werthe geistiger Errungenschaften ersetzten dem Knaben, was das Glück ihm an irdischen Gütern versagt hatte.[32]) Auch Schiller nahm, wie Carlyle, das gesunde Fundament seiner Intelligenz und Sittlichkeit aus dem Vaterhause ins Leben mit. Auch er wurde früh ohne äussere Stütze allein auf seine innere Kraft gestellt; und furchtbar waren die Hindernisse, welche ein schwächlicher und schliesslich dauernd siecher Körper der Überwältigung der auf ihn gelegten Arbeitslast, der Befriedigung des glühenden Dranges nach innerer Vervollkommnung in den Weg legte. Es ist gewiss eine ganz zufällige, aber umsomehr charakteristische Übereinstimmung, wenn Carlyle in seinen Briefen die ungenügsame Leidenschaftlichkeit seines Strebens ganz in derselben Weise schildert, wie Schiller die Arbeit des Idealisten darstellt. 'Ich wünschte, es wäre in meiner Macht', schreibt er[33]), 'entweder zu schreiben wie ein Mensch[34]) oder ehrlich jeden Versuch für immer aufzugeben. An die Erde gekettet durch die angeborene Schwere und tausend erbärmliche Fesseln, bin ich elend, wenn ich nicht im Empyreum[35]) schwebe; und so, zwischen dem hochfliegenden Willen und der ohnmächtigen That, finde ich keinen Frieden, keinen

---

[32]) Essays 3, 99.

[33]) Early Letters 2, 182 (An Miss Welsh, Februar 1823).

[34]) d. h. wie ein ganzer Mensch, im Sinne unserer Klassiker. Eine oft gebrauchte Wendung bei Carlyle: schreiben wie ein Mensch, sprechen wie ein Mensch. Emersons Briefe und Rede bezeichnet Carlyle öfters als 'die einzige Menschenstimme', die er seit Jahren vernommen habe.

[35]) Der äusserste das Weltall umgebende Himmel, der Feuerhimmel der alten Naturphilosophen, nach Heraklit zugleich der Aufenthalt der Seligen.

Frieden'. Schiller sagt: Während Zufriedenheit in der Brust des Realisten wohnt, 'hat der Idealist lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, dass er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches, aber beschränkt ist alles, was er leistet'.[36])

Carlyle spricht aus eigener Erfahrung, wenn er die Leiden des Genius in einem schwachen, widerstrebenden Körper mit ergreifender Wahrheit schildert. Über den Verlust des Vermögens, des Ruhmes und selbst der Freunde mag Philosophie uns trösten; aber der dauernde Verlust der Gesundheit bietet ihrer alchimistischen Kraft gewöhnlich Trotz. Krankheit ist eine Entwerthung der gesammten Menschennatur; sie ist nicht nur eine Verminderung unserer inneren Kräfte, sondern auch der Fähigkeit, sie richtig zu lenken. Für alle Menschen ist Krankheit ein Elend, vor allem aber für Menschen von zarterem Gefühl und feineren Anlagen. Es ist ein grausames Schicksal für einen Dichter, wenn das sonnige Land der Phantasie, oft das einzige Gebiet, über das er Herr ist, entstellt und verfinstert wird von den Schatten des Schmerzes; für einen Menschen, dessen höchstes Glück die Bethätigung seiner geistigen Kräfte ist, wenn sie angekettet und gelähmt werden in dem Kerker eines ungesunden Körpers. Mit äusserer Thätigkeit, mit greifbaren Arbeiten und besonders mit einer ruhigen Gelassenheit des Temperaments mag viel gegen dieses Übel erreicht werden. Für den Genius aber, dessen Sensibilität überscharf, dessen Welt eine geistige, ideale, innerliche ist, wenn der Mehlthau unablässigen Krankseins sich über diese Welt ausgebreitet und begonnen hat, ihre Schönheit zu verdunkeln und zu verzehren, scheint nichts übrig zu bleiben als Verzagen und Bitterkeit und trostloser Gram. Wehe ihm, wenn der Wille schwankt, seine Entschlossenheit weicht und der Geist seinen Nacken unter das Joch dieses neuen Feindes beugt. Die Unthätigkeit im Bunde mit einer ver-

---

[36]) Über naive und sentimentalische Dichtung (unter: Idyllen).

störten Phantasie wird ihre tausend Teufel gegen ihn loslassen, die ihn verfolgen und quälen bis zum Wahnsinn. Seine Staubwohnung ist verwandelt in ein düsteres Gefängniss; jeder Nerv ist ein Fahrweg für Ekel und Qual geworden; und die Seele sitzt drinnen in trauriger Einsamkeit, den Gespenstern der Verzweiflung eine Beute, oder betäubt von dem Übermass des Leidens, verurtheilt gleichsam zu einem Leben im Tode. — Schillers Geist war zu kräftig und feurig, um in solchem würdelosen Elend untergehen; sein entschlossenes, mannhaftes Verhalten entriss der Krankheit ihre grausam verwundende Waffe.[37])

Schön und fruchtbringend wie tiefe Verehrung heroischer Geister, wie innige Liebe bescheidener Herzensgrösse sein mögen: das werthvollste Gut, das Carlyle aus Schiller entnahm, war die innere Festigkeit und Ruhe, mit der er fortan das ihm so feindselige Leben betrachtete, vor allem jedoch ein klares und hohes Ziel dieses Lebens.

Carlyles Unglück war einerseits ein materielles: Krankheit, Nahrungssorgen und, woraus die letzteren entsprangen, mangelnde Anerkennung und geistige Vereinsamung neben dem Bewusstsein, besser und tüchtiger zu sein und höher zu stehen als die umgebende litterarische Gesellschaft, die en vogue und in reichlichem Genusse aller Lebensgüter sich befand. Schiller lehrte ihn, das äussere Glück, Ruhm und Ansehen und Sorgenfreiheit, zu verachten. Was ist denn euer Glück? fragt Carlyle.[38]) Ist es so viel wie Wohlfahrt, dann muss es jeder suchen. Ist es aber, was die meisten Menschen erstreben, sinnliches Wohlbefinden, ist es Genussliebe — 'man nehme Genuss, in welchem Sinne man wolle' — dann ist jeder Augenblick, der ihm gewidmet wird, verloren. Hier citirt er jene Stelle, wo Schiller alle Glückseligkeitssysteme verwirft, 'sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts würdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstande haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins

[37]) Life of Schiller S. 127 f.

[38]) Essays 3, 314—319. — Auch im Sartor Resartus (Book II Ch. IX The Everlasting Yea) hat sich Carlyle mit der 'Glückseligkeitsschrulle' eingehend beschäftigt.

bloss um des Daseins und Wohlseins willen ist bloss ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert der Mensch dadurch bloss die glückliche Beschränktheit des Thieres, vor welchem er nun bloss den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas anders als die Gegenwart zu suchen'.[39])

Diesem schroffen Idealismus Schillers ist Carlyle sein Leben lang treu geblieben; hier hat er sich niemals den natürlicheren, menschlicheren Anschauungen Goethes angenähert. Er hat nie einen Unterschied gemacht zwischen einem höchsten Glück und niederen Arten des Glückes, deren Besitz dadurch, dass man unter Umständen die Kraft haben muss, sie entbehren zu können, doch nicht absolut werthlos wird. Er kennt nur éin Glück, die Wohlfahrt der Seele, und die besteht ihm 'im Dienste der Tugend, der der Güte, Gottes'. Man kann nun zwar nicht sagen, dass Carlyle den Nichtbesitz der kleinen irdischen Glückseligkeiten, wie er ihm für eine Reihe von Jahren beschieden war, mit Leichtigkeit oder auch nur mit Geduld ertragen habe; oder dass er keinerlei Befriedigung empfunden hätte, als sein Dasein schliesslich einen von materiellen Sorgen freien, behaglichen Charakter annahm. Jener Schillersche Gedanke aber, wie er ihn in der Zeit seiner höchsten Noth erlöste und erhob, war ihm eine dauernde Stütze für sein Leben, die ihn hinderte, seiner leidenschaftlichen Ungeduld, seinem Zorne über die Fruchtlosigkeit seines gewaltigen Arbeitens zu erliegen; er wurde ihm zur Gesinnung und verlieh ihm einen Charakter, dessen Schillersche Reinheit nach einem sehr langen Leben auch nicht von dem leisesten Fleckchen niedrigen Eigennutzes getrübt war.

Auch für sein vereinsamtes, beifallsloses Streben fand er bei Schiller einen mächtigen Trost. Wenn er die Worte

---

[39]) Über ästhetische Erziehung des Menschen 24. Brief.

las: 'Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst vollkommen genesen kannst, um vor jedem Rückfall sicher zu sein. Je verlassener du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Übel aus dem Grunde zu heben'[40]) — war es nicht, als ob er den Zuspruch eines erfahrenen Freundes hörte, dem er vertrauensvoll seine Lage geschildert hatte? — Er bewahrte diese Worte tief im Herzen und sagte sie sich vor noch in späteren Jahren, wenn der Dämon der Unzufriedenheit über ihn Macht gewinnen wollte; wenn 'sein Gemüth stunden-, tagelang umwölkt war von dem traurigen Gedanken: Es ist niemand, nicht einer in der Welt, der an mich glauben will!' — 'Nun', fährt er fort, 'so höre du wenigstens nicht auf, an dich zu glauben! ... Besäe das Saatfeld der Zeit! Was thut's, wenn du keine Frucht daraus spriessen siehst? So werden sie andere einst sehen. Sei nicht schwach!'[41]) Und wie erhebend mussten die priesterlichen Worte der Weihe auf ihn wirken, in denen Schiller dem beginnenden Künstler und Schriftsteller seine Sendung ertheilt: 'Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen'.[42]) Und: 'Damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit dem

[40]) Philosophische Briefe (Raphael an Julius).

[41]) Tagebuch, 31. März 1833; bei Froude 2, 279 (Ch. XIV).

[42]) Citirt von Carlyle in den Essays 3, 123 (Schiller) und Life of Schiller S. 235.

Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf'.[43]) Diese Gedanken adelten sein Streben, über dessen Berechtigung er noch in schmerzlicher Unklarheit gewesen war, und gaben der grossen in ihn gelegten Kraft die Rüstung zum Kampfe gegen eine Welt von Vorurtheilen.

Indessen, was war Carlyle sein materielles Elend im Vergleich zu seinem Seelenleiden? Vergeblich hatte er sich seit Jahren die Frage vorgelegt, was er in dieser entgöttlichten, materialistisch verkommenen, entsetzlichen Welt sollte; wozu er eigentlich lebte. — Schiller gab ihm die Antwort auf diese Frage, zeigte ihm ein Ziel, das des heissen Ringens werth war, schenkte ihm seinen Lebensberuf. Und Carlyle dankte ihm in einer herrlichen Stelle seiner Biographie, wo er die grosse Auffassung Schillers von dem schriftstellerischen Berufe, die auch die seinige wurde, in begeisterten Worten schildert. 'Litteratur war sein Glaubensbekenntniss, das Gebot seines Gewissens; er war ein Apostel des Erhabenen und Schönen, und dieser Beruf machte einen Helden aus ihm. Der Zweck der Litteratur war nach Schillers Urtheil nicht, den Müssigen zu ergötzen oder den Arbeitenden zu erquicken durch prunkende Schauspiele für die Phantasie oder durch ungewöhnliche und zugespitzte Erörterungen für den Verstand; am allerwenigsten war es ihr Zweck, die Selbstsucht ihrer Bekenner in irgend einer Gestalt zu befriedigen, ihrer Bosheit, ihrer Habsucht, oder selbst ihrer Ruhmliebe zu dienen... Nach Schillers Anschauung schliesst die wahre Litteratur[44]) das Wesen der Philosophie, Religion, Kunst in sich, kurz alles, was zum unsterblichen Theil des Menschen spricht. Die Tochter, ist sie gleichzeitig die Amme alles dessen, was unkörperlich und unirdisch an uns ist. Der Lohn, den sie austheilt, ist Wahrheit; nicht bloss physische, politische, ökonomische Wahrheit, wie sie der sinnliche Mensch beständig fordert, gern belohnt und gewöhnlich findet; son-

[43]) Beides Stellen aus dem 9. Briefe Über ästhetische Erziehung des Menschen.

[44]) Carlyle braucht hier für Poesie immer Litteratur im allgemeinen, was in den Zusammenhang dieses Satzes nicht recht zu passen scheint.

ern Wahrheit der sittlichen, der ästhetischen Empfindung, ene innere Wahrheit in ihren tausendfachen Formen, die ıur der idealste Theil unseres Wesens zu erkennen vernag, aber ohne die jener Theil hinschwindet und stirbt, ınd wir unser Geburtsrecht verlieren und nur noch Maschinen zum Verdienst und Genuss, aber nicht mehr würdig sind, die Söhne des Himmels genannt zu werden. Die Schätze der Litteratur sind, so betrachtet, himmlisch, unvergänglich, preislos; in ihr liegt der Schrein unserer besten Hoffnungen, das Palladium der reinen Menschheit; zu den Wächtern und Dienern dieser zu gehören, ist das höchste Amt, das einem Sterblichen anvertraut werden kann. Genius, selbst in seinen schwächsten Lebenszeichen, ist die erleuchtete Gabe Gottes; eine feierliche Berufung an seinen Inhaber, in alle Welt zu gehen und auf seinem Felde zu wirken, unter seinen Brüdern lebendig zu erhalten das heilige Feuer, das die schwere und unreine Atmosphäre dieser Welt immerfort zu ersticken droht. Wehe ihm, wenn er diesem Rufe nicht folgt, wenn er seiner stillsanften Stimme nicht gehorcht! Wehe ihm, wenn er diese erleuchtete Gabe in den Dienst seiner bösen oder gemeinen Leidenschaften stellt; wenn er sie auf dem Altar der Eitelkeit opfert, wenn er sie für ein Stück Geld dahingibt'. — So wurde Schiller der Seelenarzt Carlyles.

Schillers und Carlyles Lebensauffassung, welche letztere fast gänzlich der Goetheschen Weltweisheit entlehnt ist, haben im ganzen wenig gemein. Carlyle hat sich bemüht, die Tendenz der sogenannten ästhetischen Revolution, wie sie vornehmlich durch Schillers Briefe Über die ästhetische Erziehung des Menschen hervorgerufen wurde, zu verstehen; es ist ihm indessen nicht gelungen; und soweit in dieser Richtung Goethe Schillers Ansichten theilt, weicht er auch von jenem ab. Er hat sich wiederholt mit der Frage beschäftigt; immer aber kann er nicht begreifen, wie die Kunst, und ausschliesslich die Kunst, ohne die Unterstützung der Religion und Moral, zu einer so universellen, das ganze Menschengeschlecht innerlich und social befreienden und beglückenden Macht werden könne; und wir heutigen Menschen können seine Bedenken besser würdigen, als es

damals möglich war. Schillers Lehre bezweckte eine innere Aufrichtung zu einer Zeit, als unser nationales Leben tief gesunken war; sie war für diese ganz speciellen Verhältnisse berechnet. Dennoch hat sie — es konnte nicht anders sein — nur Eingang gefunden bei einer verhältnissmässig kleinen Schaar geistig strebender Leute; ihre volle Verwirklichung könnte aber nur unter der Voraussetzung idealer d. h. undenkbarer Zustände erfolgen. — Aufmerksam zu machen haben wir daher nur auf eine gewisse Übereinstimmung in den beiderseitigen religiösen Anschauungen, bei denen übrigens ein gleichzeitiger Goethescher Einfluss keineswegs ausgeschlossen ist; diese Übereinstimmung hört aber genau an dem Punkte auf, wo Schiller die Kunst als einen ausreichenden Ersatz für den Glauben und die Moral bezeichnet.

Beiden ist die Natur, das gesammte Universum ein lebendiger Beweis für das Dasein Gottes. 'Das Universum ist ein Gedanke Gottes', heisst es bei Schiller. . . . 'Die grosse Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfachen Äusserungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und ausser mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen'.[45]) — Carlyle hat diese Stelle wohl in der Erinnerung gehabt, als er die folgenden Gedanken niederschrieb: 'Das Weltall ist nur ein ungeheures Symbol Gottes; ja, wenn man will, was ist der Mensch selbst als ein Symbol Gottes? ist nicht alles, was er thut, symbolisch,

[45]) Philosophische Briefe (Theosophie des Julius).

eine sinnenfällige Offenbarung der mystischen, gottgegebenen Kraft, die in ihm ist?'[46]) 'Die Natur ist ein Buch, dessen Urheber und Verfasser Gott ist'. Nun aber fährt er fort: 'Du willst es lesen? Kennst du, kennt irgend ein Mensch auch nur das Alphabet davon? Mit seinen Worten, Sätzen und grossartigen Schilderungen, poetischen und philosophischen, die Sonnensysteme und Jahrtausende umfassen, wollen wir dich gar nicht bemühen. Es ist ein Buch geschrieben in himmlischen Hieroglyphen, in der wahren Heiligen Schrift; und selbst Propheten sind glücklich, wenn sie hier und da eine Zeile davon lesen können'.[47])

Von der christlichen Religion schreibt Schiller an Goethe: 'Ich finde in (ihr) virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloss desswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigenthümlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion'.[48]) So nennt auch Carlyle die christliche Lehre 'ein Symbol von ewigem, unendlichem Charakter, dessen Sinn immer wieder von neuem erforscht, von neuem offenbart werden will . . . Höher hinauf sei das menschliche Denken bisher nicht gedrungen'.[49]) — Wenn man die christliche Lehre mit der griechischen Philosophie habe vergleichen wollen, so sei das ebenso verkehrt gewesen, als ob man 'eine vollkommene Gedankendichtung mit einem richtigen Rechenexempel' zusammenstellen wollte. 'Die christliche Religion, einmal hier, kann nicht wieder untergehen; in einer oder

---

[46]) Sartor Resartus Book III Ch. III (Symbols).
[47]) Ebenda Book III Ch. VIII (Natural Supernaturalism).
[48]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Brief vom 17. August 1795.
[49]) Sartor Resartus Book III Ch. III (Symbols).

der andern Form wird sie durch alle Zeit dauern .... Wäre die Erinnerung an diesen Glauben noch so verdunkelt, wie sie allerdings zu allen Zeiten die rohen Leidenschaften und Vorstellungen der Welt in den Herzen der Meisten fast auslöschen; so findet sie doch in jeder reinen Seele, in jedem Dichter und Weisen einen neuen Missionär, einen neuen Märtyrer, bis das grosse Buch der Weltgeschichte endlich geschlossen und die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde erfüllt ist'.[50])

Dieser Begeisterung für die christliche Idee steht bei Carlyle, wie bei Schiller und Goethe, eine absolute Gleichgiltigkeit gegen ihre kirchliche Darstellung und alle kirchlichen Formen gegenüber. Im Beginn des Londoner Aufenthaltes, so erzählt er selbst, hatte er sich einer Kirche anschliessen wollen und es zuerst mit der presbyterianischen, dann mit der Hochkirche versucht. In der ersteren fand er einen gemeinen, ungebildeten Mann, der offenbar von dem, was er sprach, nichts verstand; in der Hochkirche gefiel es ihm besser, aber der wohlerzogene Herr, der von der Kanzel eine wohlgefügte Rede ablas, schien ihm von der Sache doch genau ebenso wenig zu verstehen, wie jener andere. Emerson wirft er in seinen Briefen wiederholt einerseits seinen religiösen Transcendentalismus vor, andererseits sein Glauben und Halten an Dogmen und Formen, die das Wesen der Sache nicht ausmachten. In seinen autobiographischen Aufzeichnungen erzählt er, dass er im ersten Jahre seiner Verheiratung (1826) 'die bösen und niedrigen und seelenmörderischen Schlamm-Götter seiner Zeit' überwunden; 'freien Geistes im ewigen Blau des Himmels geschwebt' und mit Mitleid auf die Schaaren seiner armen, 'sich in Stygischen Sümpfen wälzenden' Mitmenschen hinabgesehen, aber 'an ihren Puseyismen, Ritualismen, metaphysischen Streitigkeiten und Spinnenwebereien (cobwebberies) keinen Theil gehabt' habe.[51])

Schiller geht indessen etwas weiter als Carlyle. 'Inner-

---

[50]) Essays 2, 234 f. (Voltaire).

[51]) Reminiscences. Ed. by I. Anth. Froude. (2 Vols. London. Longmans, Green & Co. 1882) 1, 287 (Life of Irving, geschrieben 1866).

halb der ästhetischen Geistesstimmung', sagt er in einem Briefe an Goethe, 'regt sich kein Bedürfniss nach jenen Trostgründen, die aus der Speculation geschöpft werden müssen; sie hat Selbstständigkeit, Unendlichkeit in sich; nur wenn sich das Sinnliche und das Moralische im Menschen feindlich entgegen streben, muss bei der reinen Vernunft Hilfe gesucht werden. Die gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten ebensogut auch hinzusetzen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit um sich zu stützen und zu halten'.[52]) Diesen Ausspruch, der sich selbstverständlich nicht gegen den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit richtet, sondern nur das erreichbare Mass der sittlichen Kraft bezeichnet, deren eine ästhetisch höchstcultivirte, ideale Natur fähig sein würde, scheint Carlyle zu buchstäblich aufgefasst zu haben. 'Das scheint eine sonderbare Ansicht', sagt er dazu, 'und könnte beweisen, wenn es richtig wäre, dass Schiller selbst keine 'gesunde poetische[53]) Natur' war; denn unzweifelhaft waren ihm jene Punkte 'ernste Angelegenheiten und Bedürfnisse', wie viele Theile seiner Werke und verschiedene ganze Abhandlungen beweisen'.[54]) — Eben dieser Umstand hätte seine Auffassung klären sollen. — Aber Carlyle hätte sich unter keinem Gesichtspunkte zu dieser Ansicht bekennen können. Er gibt wohl zu, dass 'Poesie nur eine andere Form der Weisheit, der Religion, ja, Weisheit und Religion selbst sei'. Er hätte indessen, wie Flügel[55]) richtig sagt, das Werthverhältniss umgekehrt und niemals die ästhetische Cultur als das höchste Entwickelungsziel hingestellt; er würde für die gesunde Moral und Religiosität die Wirkung der Kunst entbehrlich gefunden haben.

Carlyles Urtheil über Schiller ist nicht immer dasselbe geblieben. Als er seine Biographie schrieb, führten ihm Dankbarkeit und Begeisterung für eine Geistes- und

---

[52]) Briefwechsel, 9. Juli 1796.

[53]) So übersetzt Carlyle, wohl nicht ganz treffend, das 'schön' des Textes.

[54]) Essays 3, 141 (Schiller).

[55]) Flügel, Carlyle S. 176 f.

Herzensgrösse, wie sie für ihn in der neueren Litteratur unerreicht dastand, die Feder. Während der Arbeit aber machte er die Bekanntschaft eines Genius, der ihn erst in Erstaunen, in Verwirrung setzte mit der unerhörten Neuheit seiner Ansichten, dann aber bei erweitertem und vertieftem Studium ihm allmählich aufging als das Evangelium seines Lebens, in dem er alles, alles fand, was er mit verfinstertem Gemüth in Angst und Verzweiflung Jahre lang in den Litteraturen der Völker gesucht hatte, das ihn von dem nebelhaft dämmerigen Standpunkte glückloser 'Gleichgültigkeit', zu dem er aus der Nacht des 'ewigen Nein' gelangt war, emporhob zu dem vollen Tageslichte des 'ewigen Ja'. Vor dem Glanze dieses Genius schmolz die grosse, edle Gestalt Schillers zusammen zu einer Kleinheit, die vor dem Forum der Geschichte doch wohl immer als unverhältnissmässig gelten wird. In dem Aufsatze über Schiller, der, hervorgerufen durch die Veröffentlichung des Schiller-Goetheschen Briefwechsels, 1831[56]) erschien, herrscht im Gegensatze zu der Biographie die Tendenz, früher gespendetes unbedingtes Lob einzuschränken und gegenüber den Vorzügen die Mängel seiner Begabung energisch hervortreten zu lassen — ganz unzweifelhaft das Resultat der inzwischen unablässig betriebenen Goethe-Studien.

Über den Briefwechsel selbst ist Carlyles Urtheil so klar und schön, wie wir berechtigt sind, es von ihm zu erwarten: 'Eine werthvolle Eigenschaft zeigen diese Briefe Schillers und Goethes überall, die der Wahrheit: alles, was wir aus ihnen erfahren, ob in Gestalt von Thatsachen oder Meinungen, kann als echt geglaubt werden. Es ist ein Ton vollkommenster Aufrichtigkeit in jenem Stile; eine beständige ungesuchte Höflichkeit beschränkt nirgends die berechtigte Freiheit des Wortes und Gedankens; in der That schweben keinem der Schreiber andere als ehrenwerthe

---

[56]) Geschrieben war der Aufsatz schon im November und December 1829, also kurz nachdem die ersten 3 Bände der Correspondenz, welche die Jahre 1794 — 97 umfassten, erschienen waren (1828 — 29. Stuttgart und Tübingen). Er erschien in Nr. 14 des neubegründeten Fraser's Magazine (London) und ist abgedruckt in der Library Edition im 3. Bande der Essays S. 85 — 143.

Zwecke vor und das Bewusstsein wechselseitigen Interesses; so braucht sich keiner vor dem andern zu verschleiern, oder gar zu maskiren; die beiden Selbstportraits, soweit sie ausgemalt sind, darf man als vollkommen getroffen betrachten. Vielleicht würde in den Augen der meisten Leser eine ausgibigere Verwebung von häuslichen Interessen, von gewöhnlichen menschlichen Angelegenheiten, und den Hoffnungen und Befürchtungen, zu welchen diese Anlass geben, das Werk gehoben haben, das, wie es vorliegt, allerdings nicht ohne erfreuliche Ausnahmen, meist von Dichtungen, Veröffentlichungen, Philosophemen und dergleichen hohen Gegenständen handelt . . . . Es zeigt uns zwei erhabene, schöpferische, echt poetische Geister, die sich unermüdlich fortbilden, unermüdlich fortschreiten von einem Masse der Kraft und Klarheit zum andern; wodurch denen, welche in derselben Richtung, wenn auch nicht auf derselben Strasse wandern, die reichste psychologische und praktische Belehrung geboten wird.'[57]) Aber schon mit Bezug auf diesen Briefwechsel zeigt sich die Voreingenommenheit gegen Schiller. In ihm zeige sich, meint Carlyle[58]), 'das treue und edle Herz Goethes, der doch hierbei wenig zu empfangen und alles zu geben hatte'. Das ist eine falsche Darstellung ihres Verhältnisses, und Goethe selbst, wenn er sie noch hätte lesen und darauf antworten können, hätte ein so übertriebenes Lob von sich abgewehrt.

Über die künstlerische Bedeutung der Schillerschen Dichtungen hat Carlyle sich nicht mehr vorgesetzt zu schreiben; aber einzelne Äusserungen zeigen doch, dass sich in dieser Beziehung seine Ansichten geklärt haben. Don Carlos wird nicht mehr ein Product der Reife, sondern richtig ein Übergangsdrama genannt. Wallenstein wird als Musterdrama bezeichnet, aber ohne Erwähnung der früheren Lieblingsfiguren, Max und Thekla, und daneben tritt Tell ebenfalls als eine Leistung ersten Ranges. Die Begeisterung für die Jungfrau von Orleans ist verstummt, und merkwürdigerweise wird die Sterbescene Talbots, ihres intimsten

---

[57]) Essays 3, 91 f.
[58]) Ebenda 3, 112.

Widersachers in geistigem und ästhetischem Sinne, übersetzt als ein Beispiel der dramatischen Kraft Schillers — mit Recht; sie ist zweifellos die grösste Scene des ganzen Stückes. Interessant ist auch, dass Carlyle bei dieser zweiten Arbeit seinem früheren Urtheile über Posa das von Jean Paul entgegenstellt, der ihn mit einem Leuchtthurm vergleicht, 'so hochragend, weitscheinend und auch so kalt und leer!' Dasselbe thut er in einer Anmerkung der zweiten Ausgabe seiner Schiller-Biographie.

Die letztere ist ein Dithyrambus auf die sittliche Grösse Schillers; diese wird auch den Worten nach in dem Aufsatze nicht geleugnet, aber die Schilderung wird doch nach einer Seite hingelenkt, wo gerade die Grösse verloren geht: Schillers Charakter ist jetzt 'nicht so sehr ein grosser als ein heiliger'.[59]) Wenn das nicht ein blosses Spiel mit Worten sein soll — und das dürfen wir bei Carlyle nicht annehmen — so liegt darin eine gewisse Passivität angedeutet, die absolut bestritten werden muss. Schiller war in Ansehung des Zieles, das er verfolgte, und der Mittel, mit denen er es verfolgte, ein Heiliger; in Ansehung der Energie seines Strebens ein grosser Charakter. Niemand wird heutzutage die allgemeine Überlegenheit Goethes leugnen; im Punkte des Charakters aber und der dramatischen Begabung war sie nicht vorhanden.

Es ist ganz richtig, dass bei Schiller die sinnliche Auffassung der Wirklichkeit nicht entfernt so stark zur Geltung kommt als bei Goethe; es fehlte ihm der 'realistische Tic', wie Goethe es nennt, und infolgedessen konnte seine Dichtung die gewaltigen, tiefen, nachhaltigen Wirkungen Shakespearescher oder Goethescher Poesie nicht erreichen. In der Biographie wird dieser Mangel zu einer Art von Vorzug gemacht; Schiller war zu erhaben, um vollkommen natürlich sein zu können[60]) — gewiss, wer die Jungfrau von Orleans für eine der grössten Dichtungen aller Zeiten hält, der hat keinen Anlass, auf Naturwahrheit grosses Gewicht zu legen. In der Abhandlung vertritt Carlyle eine viel

---

[59]) Essays 3, 119.
[60]) Life of Schiller S. 93.

richtigere Anschauung, geht aber nach der verkleinernden Seite hin doch wieder zu weit. 'Schiller blickt mehr in die Höhe als in die Runde', heisst es hier.[61]) 'Seine Freude sind erhabene, weitblickende philosophische Perspectiven, Speculationen über Kunst, über Würde und Bestimmung des Menschengeschlechts, mehr als das alltägliche Thun und Streben der Menschen ... Und doch ist, recht betrachtet, kein Gegenstand trivial und bedeutungslos: jedes endliche Ding, könnten wir richtig sehen, ist gleichsam ein Fenster, durch welches ein erhabener Blick in die Unendlichkeit selbst eröffnet wird.' Für Schiller ist das Alltägliche immer nur das Unpoetische. Verwendet er es in seinen Dichtungen, so idealisirt er es mehr auf mechanischem als auf intuitivem Wege: nicht indem er in den alltäglichen Zügen neue Schönheit erschliesst, sondern indem er sie des Gewöhnlichen entkleidet und sie in einem höheren, fremden Lichte erscheinen lässt. Aber nicht in luftigen Abstractionen zeigt sich die poetische Kraft, sondern in dem klaren und liebenden Blick, mit dem man das irdisch verworrene Nahe erfasst. — Das alles ist an sich richtig und mit Bezug auf Schiller wahr — zu einem gewissen Theile, aber nicht in der absoluten Fassung Carlyles. Ein Dichter, wie er ihn hier schildert, wäre kein Dichter, wenigstens kein epischer oder dramatischer Dichter. Einen absolut idealistischen Epiker oder Dramatiker kann es nicht geben, da er unter allen Umständen die Wirklichkeit darstellen muss; und so gibt es denn in allen Schillerschen Dramen, mit den Räubern beginnend, eine Fülle von gesundem Realismus, das realistische Element der Darstellung wächst mit den Jahren, in Wallensteins Lager steigt es auf éin Niveau mit den Volksscenen eines Cäsar oder Coriolan, und in Tell hat es einen entscheidenden Sieg errungen. — Wer darf also behaupten, dass Schiller die wesentlich-poetische Gabe realistischer Gestaltungskraft ganz gefehlt habe?

Dass Schiller wenig Witz und gar keinen Humor im engeren Sinne gezeigt hat[62]), ist richtig. Aber der Witz

---

[61]) Essays 3, 125 f.

[62]) Ebenda 3, 127.

ist keine unentbehrliche und der Humor eine überhaupt sehr seltene poetische Gabe.

Die grössten Bedenken erregt aber die allgemeine Schätzung der dichterischen Bedeutung Schillers in dem Essay, die von der in der Biographie vorgenommenen weit abweicht. Er kann das Leben nur in wenigen Formen darstellen, vorzugsweise der strengen und der pathetischen Gattung. Er spielt gewissermassen nur auf wenigen Tönen in einfachen Modulationen, eine volle Chorharmonie lässt sich nicht vernehmen. Seine Poesie erscheint mehr als das Product einer partiellen als einer universellen Begabung: mehr das Product einzelner Fähigkeiten als eine spontane Äusserung seiner Gesammtnatur. Oft erweckt es sogar den Anschein, als ob die Poesie überhaupt nicht seine wesentliche Gabe wäre; als ob sein Genius noch mehr speculativ als schöpferisch, mehr philosophisch und rhetorisch als poetisch sei. Bis zuletzt ist eine Sprödigkeit, eine gewisse Unschmelzbarkeit in ihm. Sein Genius ist keine Äolsharfe, die eine wild und frei schweifende Melodie ertönen lässt; sondern eine wissenschaftlich construirte Harmonika, die, mit Kunst gespielt, volle Töne hergibt, wenn auch in beschränktem Umfange ....[63]) Während in dem 'Leben' der gewaltige Fleiss Schillers das naturgemässe Mittel war, die in ihn gelegte Gabe bis zu einer so hohen Stufe auszubilden, verdankt er jetzt alles, was er geleistet, nicht seinem Genius, sondern seinem Fleisse. Alles Geleistete ist erarbeitet. Während er dort auf eine Stufe mit Milton gestellt wurde, muss er jetzt tief unter ihn hinabsinken[64]) — Schiller unter Milton! Was hat die jetzige Welt, was werden spätere Jahrhunderte von Milton haben!

---

[63]) Ebenda 3, 123 f. In sein Tagebuch schreibt er am 23. Mai 1823 (Froude 1, 159), also während der Arbeit an der Biographie, ähnlich über Schiller: 'Er ist auf dem falschen Wege — vieles ist erarbeitet, zum Theil affectirt, mager, bombastisch; zu oft bestrebt, kleine Gedanken in hochtrabenden Worten zu verbergen. Ich wünschte, ich wäre fertig damit'. Dieses particuläre Urtheil scheint vor der Gesammtbetrachtung des Dichters denn doch nicht standgehalten zu haben; wenigstens steht in der Biographie nichts Ähnliches.

[64]) Life of Schiller S. 54. 56. Essays 3, 128 f. 142.

Wir halten es lieber mit der in der Biographie gegebenen Schilderung der dichterischen Persönlichkeit unseres Schiller, die zwar auch gewisse Beschränkungen seiner Begabung nennt, im ganzen aber etwa das Gegentheil von den obigen Entwickelungen sagt: Schillers Poesie war nicht eine, sondern viele Gaben; sie war, was wahre Poesie immer ist, die Quintessenz allgemeinen inneren Reichthums, das gereinigte Resultat von starker Intelligenz und Einbildungskraft, und von zugleich veredelter und machtvoller Empfindung. Ein Mann aber, der einen rastlos thätigen, umfassenden, weitschauenden Geist besitzt, eine Phantasie, die nie müde wird in der Erzeugung erhabener und schöner Gebilde; ein Herz vom edelsten Gepräge, weite und doch glühende Sympathien, Gefühle, heftig, stürmisch, aber voll von Liebe und Güte und zartem Mitgefühl; ein Mann, der mit Bewusstsein alle diese inneren Kräfte in schnelle und feurige Bewegung setzt und fähig ist, ihre Erzeugnisse geläutert und harmonisch, und 'mit unsterblichen Versen vermählt' darzubieten — darf wohl ein Genie genannt werden.[65]) Solche Männer sind die Blüthe dieser niederen Welt, durch die sie gewandelt sind in der ruhigen Majestät der Tugend; sie sind geheiligt in unserem Andenken nicht weniger um ihres Lebens als um ihrer Dichtungen willen. Auf solche Männer allein kann das Epitheton 'gross' in der ganzen Kraft seiner Bedeutung angewandt werden.[66])

Und wir halten uns auch an jene schönen Worte aus Carlyles Biographie: 'Seine Werke werden einst in ferner Zeit sich erheben als eine ragende Landmarke in der Einöde der Vergangenheit, wenn die Entfernung die kleineren Leute, die ihn einst umgaben, zur Unsichtbarkeit herabgedrückt haben wird .... Es ist wahr, er starb früh: aber 'war es nicht Lebens genug, wenn er Königreiche erobert hatte'? Die Königreiche, die Schiller eroberte, waren nicht für éine Nation, bezahlt mit den Leiden einer andern; sie waren von keines Patrioten Blut, von keiner Wittwe und

[65]) Life of Schiller S. 225. 227.

[66]) Ebenda S. 54.

Waise Thränen befleckt: es sind Königreiche entrissen dem unfruchtbaren Reich der Finsterniss, zu erhöhen das Glück, die Würde und die Macht aller Menschen; neue Formen der Wahrheit, neue Sätze der Weisheit, neue Bilder und Scenen der Schönheit; ein κτῆμα ἐς αἰεὶ, ein ewiger Besitz für alle Geschlechter der Erde'.[67])

Gross-Lichterfelde. Hermann Conrad.

Christian Zyrls Salomon.

Von dem Weissenburger Schulmeister Christian Zyrl stammt ausser dem Joseph und einer Rebekka[1]) noch ein bisher ganz unbekanntes Drama Salomon.[2]) Es führt den Titel:

Vrteil Salomons/ | Ein new Schön | vnd liebliche Comedia/ In | welcher die Weissheyt Salomonis | mit Neun Vrteiln/ sampt einem Herr/ | lichen Gespräch so der König Salomon mit der | Königin auss Reich Arabia helt / erweitert vnd | gezieret würdt / gantz. lustig vnd lieb- | lich zu lesen vnd zu spielen. | Durch | Christianum Zyrln / zu Weissenburg | am Rhein von newem zugericht/ vnnd mit | einer Ersamen Burgerschafft daselb- | sten Agiert vnd gespielet. | [Holzschnitt] | Strassburg/ bey Jost Martin | MDXCII.

Die Vorrede des Stückes, das den 'Edlen vnnd Vesten Philipsen vnd Henrichen von Fleckenstein' gewidmet ist, trägt das Datum des 25. August 1591. Zyrl erklärt darin, dass er bereits 'etlich Comoedias componiert, zůgericht, auch mit seinen Schulkindern, (beiden Knaben und Töchterlein) agiert und gespielt habe'; einige dieser Komödien seien im Druck ausgegangen, unter welchen die 'Historia dess lieben Josephs' nicht die geringste sei. — Dann fährt Zyrl wörtlich fort:

Vnd wiewol dieselbige vnder meinem namen aussgangen, so hat sich doch vngeacht der vorigen Edition, ein fauler Boss

---

[67]) Life of Schiller S. 237 f.

[1]) Goedeke 2, 390; A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph S. 103.

[2]) Das einzige bis jetzt gefundene Exemplar verdanke ich der Güte H. Prof. J. Bächtolds.

mit namen Thomas Schmid, Steinmetz zu Heydelberg erfunden (welcher villeicht kaum recht lesen könen) der meine arbeit zů seinem nutz gewendet? Die Comediam Josephs so ich (wie gemelt) aussgehen lassen, vnter seinem namen, als ob er dieselbig zůgericht, von newem in Truck gegeben, Dem Durchleuchtigsten Hochgebor: etc. Ludovico Pfaltzgrauen vnd Curfürsten etc. Dediciert vnnd auff der Fürstlichen Schwedischen heimführung zů Heydelberg Agiert vnd gespielt.

Gestalt dann dieser Comedien Rapper, berürte Comediam, nicht dieser Intention vnd meinung, da er solche emendirn, augiern oder verbessern, sondern zů seinem nutz gebrauchen wöll, zu sich gezogen: Dann er diese meine Arbeit, ja auch zum wenigsten die Praefation uerbotim lassen pleiben, die Rytmas an jhren Syllaben jetzt zů kurtz jetzt zů lang (acht wie ers verstanden) gesetzet, als hab ich jhme solchen Raub vnaussgeschrien nicht wöllen hingehen lassen.

Bereits Weilen (Joseph S. 118) hat den Joseph des hier genannten Thomas Schmid richtig qualificirt: aus unserm Vorwort sehen wir, dass das Vorgehen des letzteren auf energischen Protest stiess.

Als Quelle zu seinem Urtheil Salomons bezeichnet Zyrl den biblischen Text, den er noch durch acht Urtheile, 'die fast dess schlags, wie das erst Vrtheil', erweitert habe, versäumt aber, die Quelle dieser Urtheile mitzutheilen. Am 15. August 1587 sei die Comedia mit einer ehrsamen Bürgerschaft zu Weissenburg gespielt worden.

Diesem Vorwort schliesst sich ein zweites 'an den gütigen Leser' an. Zyrl meint, es könnte vielleicht befremden, dass 'der König in dieser Comedien an ettlichen orten sich selbs jrtzet, an ettlichen orten aber dutzet'; die Antwort darauf ist einfach: der König 'jrtzet' sich selbst gegenüber allen anderen, die 'minder standts personen' sind; nicht aber gegenüber Gott seinem Herrn, gegenüber David, seinem Vater und der Königin, die ihm ebenbürtig sei.

Dann nimmt Zyrl Veranlassung, über die metrische Form des Stückes einige Bemerkungen zu machen: 'Zum andern hab ich die Reimen, in diesem Spiel auff acht Syllaben gesetzt, aber in mittelmässigem gezänck Sechs, in ernstlichem hader und zancken vier, ja auch ettwa zwo genomen, Jedoch das die Reimen in jhren bünden ein gleich gemess vnnd zahl an den Syllaben behalten'.

Personen treten im Stück 42 auf; das Personalverzeichniss gibt bei jeder Person auch zugleich den Inhaber der Rolle an: so trat Christian Zyrl selbst als Stadtrichter auf.

Das Stück zerfällt in zwei Theile, von denen der zweite die nicht aus den biblischen Schriften genommenen Urtheile enthält. Der Inhalt und Verlauf des Spieles ist folgender:

Der Narr eröffnet dasselbe mit der Bemerkung, er wisse wohl, dass viele nur gekommen seien, um 'viel Narrheit' zu sehen, allein sie werden derartiges nicht zu gewärtigen haben. — Sodann begrüsst der Prologus die Zuschauer, stellt einige allgemeine Betrachtungen an über Hofregiment und fürstliche Regierung und erwähnt das Beispiel des Königs Salomo, dessen Weisheit hier dargestellt werden soll. Zum Schluss fordert er auf:

> Hirumb ist vnser fleissig bitt/
> Jhrn Herrn vnd Frawen auch damit/
> Insonderheit der gantz vmbstant/
> Der wolt mit bitten sein ermant/
> Das er kein Rumor thue empörn/
> Dass man diss Spiel dest bass mög hörn etc.

Das Argument gibt ein Resumé des ganzen Stückes.

Den ersten Act eröffnet eine Rede Abiathars, welche die Neigung des jungen Königs zum Tyrannisiren beklagt: der König habe nicht nur seinen eigenen Bruder erwürgen lassen; sondern auch ihn, Abiathar, seines Priesteramtes entsetzt und zum Tode verdammt:

> Doch weil ich hab die Lad getragen/
> Thut er mich zu meim Acker jagen:
> Soll mich mit pflügen/ hacken neern/
> Das ich doch warlich nicht thet lehrn.

Zu ihm gesellt sich der Feldhauptmann Joab, der ähnliche Erfahrungen hat machen müssen:

> New Herrn/ new Müntz/ new Regiment/
> Schawt nur wie sich das glück verwent.

Die beiden kommen mit einander ins Gespräch, wobei sich Joab zunächst sehr vorsichtig und zurückhaltend zeigt:

Abiathar: Der junge König ist gar rauch/
Joab: Gar rauch/ seind jm dann federn gwachsen/
Odr ist er sonst Rauch gleich eim Tachsen?
Abia: Ey nicht also mein Herr Hauptmann/
Jhr wolt mich nicht also verstan/
Ich mein in seinem Regiment/
Das nimpt er so rauch an die händ.

Erst nachdem Abiathar den Tod Adonias und seine eigene Amtsentsetzung mitgetheilt, wird Joab offener und erklärt:

Nun pleib ich nimm/ wo flihe ich hin/
Ich weiss das ich verdorben bin.

2. Salomon im Gebet zu Gott. Der Kanzler wagt es nicht, den König zu stören, bis dieser ihn erblickt und ihn zu sich winkt. Er meldet, Joab habe seinen Hochmuth fallen lassen, sei in die Hütte des Herrn geflohen und habe die Hörner des Altars erfasst. Salomon schickt den Benaia hin, den Bösewicht stracks todtzuschlagen, da er freventlich unschuldig Blut vergossen habe. Der Kanzler stimmt dem König bei. — Während dem redet Benaia mit Joab;

Joab der König schickt mich her/
Joab: Was bringstu mir dann für ein mehr/
Ben: Das jhr euch solt der Hütten massen/
Vnd fürher gehn auff freye strassen/
Joab: O nein da ich jhe muss verderben/
Will ich an dem Altar ersterben.
Ben: So zeig ich solchs jhr Maistet an/
Joab: Das muss ich wol geschehen lan.

Salomon gibt nun den Auftrag, Joab am Altare zu tödten. Benaia nimmt einige Soldaten mit, die darauf achten sollen, dass Joab ihnen nicht durch List entkomme. Sie versuchen zunächst Joab mit guten Worten vom Altare zu locken, allein dieser merkt die Absicht und ist nicht vom Platze zu bringen. Während sie noch reden, erhält Joab einen Schlag.

Joab: O mort o was/ Erster Soldat: Huj greiff jhn bass/
Joab: O jhr Bösswicht/ vierter Sold: Ich fehl sein nicht/
Joab: Ist dann das gut/ anderer Sold: Ich mein es blut/
Der ander Soldat: Das war behend/ warlich sgeh end/
Halt still den Spiess/
Der dritt Soldat: Hab dir die Tries/ Du machst bald auss/
Der vierd Soldat: Nun zeuch herauss/ Er ist schon todt/
Der dritt Soldat: Nun gnad jhm Gott/ Er hat sein theyl.

Nachdem die rauhen Soldaten sich auf das genaueste überzeugt haben, dass der Feldhauptmann wirklich todt ist, — sie thun das auf die widerwärtigste Weise — befiehlt Benaia, den Leichnam bestatten zu lassen, und meldet dem König die Ausführung seines Befehles. Dieser belohnt ihn mit der Hauptmannschaft Joabs. — Semej, vom König vorgefordert, soll sich rechtfertigen wegen seines Benehmens gegenüber dem König David. Salomo will gnädig mit ihm verfahren und befiehlt ihm, sich in Jerusalem ein Haus zu bauen, das er aber nie verlassen dürfe. Semej ist voll Dankes gegen die Königliche Majestät und verspricht das Gebot treulich zu halten. Salomon schliesst den Act mit einer Rede, in welcher er aufs neue seine Treue gegen Gott betont und den Entschluss ausspricht, am folgenden Tage nach Gibeon zu fahren und dem Gott Israel ein Brandopfer zu opfern. —

Am Schluss des Actes steht folgende scenische Bemerkung: 'Nach abtritt des Königs/ sollen alle Personen in jhre Scenas gehn/ Vnd nach vollentem gsang/ für dess Königs Palast tretten der König gehn Gibeon reiten/ Alles Hofgesind mit jhm ziehen abwesent dess Königs/ die weiber in dem Zelt/ jhr gesprech anfahen'.

Zweiter Act.

1. Bilcha, die eine der beiden Mütter, spricht im Zelt:

I.
Was ist dir liebes Kindle/
Das so kalt ist dein Mündle/
Komm her/ mein liebes Schätzle/
Dein Düttle se vnd schmätzle.

II.
Ey Gott wie steht die sach/
Mein Kindle ist gar schwach/
Das es nit saugen will/
Vnd ligt dazu so still.

III.
O lieber Gott mein Herr/
Ich merck kein athem mehr.
O liebes Kindlein meins.
O wee wie wer das eins?

IIII.
O Wee meins hertzen leydts/
O Wee meins grossen Creutz/
O lieber trewer Gott/
Mein Kindlein ist gar todt.
O Wee Ach ach vnnd Ey/
Wer weiss wies gangen sey/
Es ist ja kaum ein Stundt/
Lebt es noch frisch vnd gsunt.

Fura, das andere Weib, ist von dem Wehklagen erwacht.
Wess Teuffels ist das Gschrey/
Sweiss nimant was es sey/
Ich hab gemeint es brint.

Sie bleibt kalt und gefühllos, als ihr Bilcha mittheilt, dass sie ihr Kind todt gefunden habe. Bilcha ruft der Hausmagd Ida, sie solle ihr ein Licht bringen; diese aber sagt, es sei ja heller Tag, Bilcha solle nur die Fensterläden öffnen. Nun erkennt sie, dass das todte Kind nicht das ihrige ist. Fura geräth in Zorn:
Solt das Kindt nicht jhr sein/
Wess wer es dann als mein:
Als het ich meins ertödt/
Vnd mit jhr gewechselt hett.

Bilcha behauptet dies nun geradezu: 'Dann wie du dsach erkenst/ Also du sie auch nenst'. Sie will ihr Kind mit Gewalt der Fura entreissen, aber diese wehrt sich und droht sogar das Kind zu erstechen, ehe man es ihr nehme.

Der Richter, dem der Lärm verkündigt worden war, erscheint, um sich nach der Ursache des Streites zu erkundigen und denselben zu schlichten. Allein er sieht bald die Unmöglichkeit ein: besonders Fura gebärdet sich wie wüthend und geht schliesslich davon. Der Richter gibt der Bilcha den Rath, ihre Sache vor den König zu bringen: Bilcha meint, sie würde so erschrocken sein, dass sie kein Wort hervorbringen könnte.

Richter: Ihr Maiestet seind sanfft vnd lind/
Hörn/ Arm vnd Reich ohn vnderscheyt/
Das sag ich dir bei meinem Eydt.
Bilcha: Dunckts euch dann gut, so will ichs wagn./

2. Salomo ist während des Zwischengesangs von Gibeon zurückgekehrt. Der Richter spricht mit dem Kanzler und erkundigt sich nach dem Verlauf des Opferfestes. — Salomon fordert seine Räthe auf, mit ihm den Bau eines Gotteshauses in Jerusalem, das schon sein Vater David geplant habe, zu berathen.

3. Der Hofmeister meldet einige Parteien, die den Richterspruch des Königs begehren. Salomo heisst sie kommen. Bilcha und Fura treten auf. Bilcha erzählt den Hergang und behauptet, das todte Kind gehöre der Fura. Wüthend unterbricht diese die Rede: 'O das/ Hofmeister: Ey was/ Fura: Ist faul/ Hofmeister: Halts Maul/ Bey Leib. Salomon: Red Weib'.

Bilcha beendet ihre Erzählung; Fura behauptet, Bilcha sei eine Lügnerin, das lebende Kind sei das ihrige. — Salomon fordert seine Räthe auf, ihr Gutachten abzugeben. Der Kanzler meint, man solle die Frauen um besondere Körpermale der Kinder fragen, der Secretär findet, man sollte das ganze Hausgesinde beschicken und ausforschen, Elimas ist der Ansicht, man solle alle Ammen und sonstigen Weiber, die sich auf junge Kinder verstehen, herbeirufen, ob diese vielleicht einen Unterschied zu geben vermöchten. Der Hofmeister meint, man solle ihnen die 'strenge frag für augen stellen'.

Der Kanzler verhört nun die beiden Frauen, ohne zu einem Resultat zu kommen; selbst die Folter kann sie nicht schrecken. Salomon befiehlt, ein Schwert zu bringen, um das lebende Kind zu theilen. Während Fura auf des Königs Urtheil eingehen will, bittet Bilcha:

Ach/ ach/ O nit/ mein Herr nit eilt
Lasst mich zu vor reden mein Noht/
O Herr König ich bitt durch Gott/
Ewer Königliche Maiestet/
Woll ändren diese scharpffe Red:

Vnd diesem Weib das Kindlein gebn /
Nur das es pleib bey seinem lebn.

Nun fällt Salomon das Urtheil: Bilcha ist die Mutter des lebenden Kindes; Fura ist die Betrügerin und soll zur Strafe in Haft kommen.

Bilcha dankt dem König, der Kanzler rühmt die Weisheit Salomons und dieser selbst verspricht:

Wir wolln insonders vnd in gmein/
Euch ein Gnädiger König sein.

Dritter Act.

1. Der Hofmeister meldet eine Frau 'von edlem Stammen her geborn', die das Urtheil des Königs fordere. Felia klagt:

Ich klag hie diesen Thäter an/
Der hett gefangen meinen Man/
Gar hartigklich an seim gewalt/
In einem thurm sehr tief vnd kalt.
Als ich die sach also vernam/
Persönlich ich hin zu jhm kam/
Das ich mein Mann erlösen wolt/
Durch bitt/ Durch silber oder Golt/
Durch weinen/ schreyen vnd auch gelffen
Das alles wolt an jhm nit helffen/
Zuletst thet er an mich begern/
Wann ich seins willens wolte wern/
Vngacht seins Eheweibs vnd alsdann/
Wolt er mir geben meinen Mann.
Ich sprach O wee das zimpt sich nicht/
Das ein fromm Weib jhr trew bricht/
Fügt mich doch heimlich zu mein Mann/
Vnd zeigt jhm diesen handel an/
Er sprach liebs Weib die Noth sucht weg
Gehin vnd seines willens pfleg/
Auff das du mich auss dieser Noth/
Erretten mögest auss dem todt/
Den ich allhie kalt vnd erfrorn/
Sonst leiden muss in disem thorn/
Ich folgt meim Mann auss grosser lieb/
Darnach gieng hin der Ehren Dieb/
Liess meinen Mann zutodt erschlagen/
Vnd den so todten für mich tragen/
Gab mir meins Ehemans todten Leib/
Für meine Ehr mir armen Weib.

Doeg, der Übelthäter, muss auf Salomons Befragen sich schuldig bekennen und bittet den König um ein gnädig Urtheil. Dieses lautet dahin, dass Doeg die von ihm geschändete Frau zum Eheweibe nehmen müsse.

Salomon beruft den Propheten Nathan:

Herr Nathan gebet sie zusamen/
Mit Ehelicher pflicht in Gottes namen.

Dies geschieht; Doeg will mit seinem Weibe von dannen ziehen; allein der König hält ihn auf: Doeg soll nun als Ehebrecher und Todtschläger mit dem Tode bestraft werden. Umsonst sind seine Bitten; der Beschluss des Königs ist unabänderlich.

2. Der Richter lässt den Doeg von vier Soldaten vor die Stadt hinausbringen. Der Narr begleitet sie: er wisse viele hübsche Steine. Die Soldaten unterhalten sich über das Schicksal ihres Gefangenen, der eine findet die Strafe zu hart, der andere hält sie für gerecht. Nun folgt die Steinigung. Interessant ist hier wieder der lebhafte Dialog.

Doeg: O wee meins Rucks/ der ander Soldat: Huj werffet flux. Der ander Soldat: Helfft jhm dauon/ der 3. Soldat: Er züttert schon. Doeg: O wee ach Gott/ der 1. Soldat: Da würts gar Rot — — — — — —

Doeg: O Gott mein Seel/ Ich dir befehl/ — —.

Darauf schildern die Soldaten den todten Körper in einer für heutige Begriffe unerträglichen Weise.

Der Richter befiehlt am Schluss:

— tragt jhn hin erhaben/
Vnd lasset jhn Ehrlich begraben.

Ich erinnere an die Ähnlichkeit des in diesem Acte behandelten Urtheils mit dem von J. Minor in dieser Vierteljahrschrift (1, 277 f.) mitgetheilten Urtheil des Karl von Burgund. Das Urtheil Karls wie das Urtheil Salomons gehen ohne Zweifel auf dieselbe Quelle zurück.

Vierter Act.

1. Elimas, ein Rath des Königs, bereits ein achtzigjähriger Greis, findet, dass seine Weisheit und seine Erfahrung neben der des jungen Königs nicht bestehen kann:

Dann so ich all mein Weissheyt nämm/
Vnd damit für mein König käm/
So würd ich eben mit bestahn/
Wie d' Gänss so auff den steltzen gahn.

Er trifft den Kämmerer und redet mit diesem über die unbegreifliche Weisheit des Königs. Vom Kämmerer erfährt Elimas nun das Gebet des Königs zu Gibeon:

Darumb, mein lieber alter Herr/
Verwundert euch nun nit so sehr/
Woher jhm solche Weissheyt fleisst/
Weil Gott jhm die ins Herz eingeusst.

2. Der Hofmeister meldet, dass die Königin aus Morgenland Botschaft gesandt habe und um günstige Aufnahme bitte. Der Narr freut sich, dass sie ihm eine hübsche neue Kappe bringe.

Salomon: Heb dich hinauss abweg du Lapp/
Du würst sonst böse Bossen machen.
Narr: Hoho das müsst ich gar schier lachen/
Das ich dir jetzunt weich ein tritt/
Sie bringt vil schwartzer Jungfrawn mit/
Weiss wol du würst ein haben wölln/
Wie wol du dich thust witzig stelln/
Hast doch die frembden Meydlein lieb.

Salomon heisst die Legaten kommen.

3. Der Legat bringt seine Werbung vor: es sei der Wunsch seiner Königin, persönlich mit Salomon Rede zu pflegen. Der König befiehlt, die Königin wohl zu empfangen. Er erkundigt sich nach der Grösse des Gefolges; der Kanzler meldet, dass ihm der 'Fourier Zeddel' bereits zugestellt sei und gibt die Zahl an:

Sechs hundert Namhaffter person/
So jhr mit dienst seind zugethan/ etc.

4. Salomon begrüsst die Königin und fährt dann fort:

Die Fraw Königin wöll setzen sich.
Was dann die Werbung ist an mich/
Vnd der Fraw Königin begern
Das will ich freundtlich thun anhörn.

Und nun eröffnet Sybilla, die Königin, die Unterredung mit Salomon, die einen theilweise recht gelehrten Charakter annimmt.

Die Königin fragt, worauf Himmel und Erde beruhen. Salomon:

Himmel vnd Erden ruhet satt/
Auff dem der sie geschaffen hat.

Die Königin folgert nun, dass also auch ein Schöpfer sein müsse:

So frag ich, wer von solchen Ehren/
Der dieses Werck ohn hilff vnd lehren/
Auss eygner Krafft/ sein selbs Weissheit
Also gmacht vnd zubereyt/
Wie das noch jetzt vor augen steht.
In seiner Ordnung schwebt vnd geht?

Salomon: Das ist Gott der Allmechtig Herr/
Der Himmel/ Erden vnd das Mehr/
Vnd alles was darinnen ist/
Beschaffen hat vnd zugerüst.

Darauf unterreden sie sich über das Wesen und die Eigenschaften Gottes. Die Königin fragt, wie wir Gott erkennen mögen.

Salomon: Zwey schöne Bücher seindt am tag/
Warauss man Gott erkennen mag.

Sybilla: Das erste Buch das möcht ich kennen/
Das pflegt jhr Gottes Wort zunennen.
Vom andern aber weiss ich nicht.
Salomon: So merck ewer liebe mein bericht:
Das erst Buch ist gar wol genent/
Auss welchem Gott würt recht erkent.
Das ander ist auch Rein vnd pur/
Das ist/ vnd würt gnent die Natur.
Das ist der Himmel/ Erdn vnd das/
Was je darinn begriffen was.

Salomon erklärt dann der Königin in längerer Rede den Lauf der Himmelsgestirne, die Unbeweglichkeit der Erde, die Zeugungskraft der Erde, die Eigenschaften des Meeres und die drei Elemente: Wasser, Feuer und Luft. Der Schluss, zu dem er gelangt, ist:

Gott ist in allen seinen Wercken/
Gantz vnbegreifflich soltu mercken.

Sybilla anerkennt diesen einigen Schöpfer,

Der sich in seinen Creaturen/
In solchen Wercken vnd Figuren/
Vns armen Menschen offenbart.

Sie kommt zu dem Entschluss:

Das vnser Götter seind gedicht/
Allein durch menschen zugericht.

Allein ihr Wissensdrang ist noch nicht befriedigt: sei Gott causa efficiens, so frage sie nach der Materie, aus der Himmel und Erde geworden.

Salomon: Gott hat Himmel vnd Erden gschafft/
Auss nichts dann durch seins wortes krafft/
Vnd der erhelt auch noch sein werck/
Auss seiner eignen Krafft vnd sterck.
Sybilla: Auss nichts würt nichts/ kan auch nichts werden/
Warauss Wart dann Himmel vnd Erden./
Salomon: Die Materj an diesem ort/
Ist allein das Allmechtig wort:
Nach dem wir vns all müssen richten:
Vnd nichts nichts von vns selbs erdichten.

Die Königin erklärt sich für überzeugt, doch möchte sie noch wissen, wie es zugehe, dass die Gestirne sich so schnell und behend drehen.

Nachdem Salomon die Frage befriedigend beantwortet hat, fragt Sybilla, was sich mit dem Menschen nach seinem Tode zutrage. Salomon spricht von der Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben:

Der Glauben ist die rechte Ban/
Dardurch man seelig werden kan.

Sybilla hält aber Tugend für höher als Glauben, denn sie zweifle nicht, dass auch die bösen Geister und Teufel Glauben hätten. Der König erklärt das Wesen des Glaubens:

Dann ich glaub vnd bekenn dabey/
Das Gott mir holdt vnd gnädig sey/
Das kan der Teuffel glauben nicht/
Dann er ist ewiglich gericht. u. s. w.

Und so wird die Unterredung schliesslich zur theologischen Disputation; sie sprechen über die Vergebung der Sünden, von der Verdienstlichkeit der guten Werke und von der Erlösung durch Jesum Christum, wobei beachtenswerth ist, dass der König den lutherischen Standpunkt einnimmt, während die Königin die katholische Ansicht vertritt. Diese bekennt sich für überwunden und beschenkt Salomon mit 120 Centnern Gold zum Bau des Tempels.

Sybilla gibt dem König noch einige Räthsel zu lösen auf. Es sind die bekannten: 1) die Kräuter im Land Indien; 2) das Thier, das alle Dinge verzehrt und frisst; 3) das Thier, das Morgens auf vier, Mittags auf zwei und Abends auf drei Beinen geht; 4) das scheinbarlichste und unscheinbarlichste Ding (das Feuer); und 5) die allergrösste Gewalt auf Erden. Natürlich löst Salomon die Räthsel mit Leichtigkeit.

Die Königin will Abschied von Salomon nehmen; allein dieser bittet sie, noch nicht zu scheiden, und lässt sie zur Herberge geleiten.

Der Beschluss endet diesen ersten Theil des Stückes, indem er nochmals die Weisheit Salomons betont und die Zuschauer bittet, auch den zweiten Theil anhören zu wollen.

Der zweite Theil führt folgenden Titel: Vrteil Salomons/ | der ander theyl. | Der newen schö- | nen Comedien/ in welcher | die Weissheit Salomonis mit si- | ben Vrteiln geziert vnd gepri- | sen würt [Holzschnitt] | Zů Weissenburg am Rein | durch Christianum Zyrln/ von neu- | wem zugericht/ vnd mit einer Ersamen | Burgerschafft daselbsten ge- | spielet. |

Der Prologus heisst die Zuschauer zu diesem zweiten Theile willkommen und erklärt, dass noch sieben andere Urtheile Salomons gespielt werden sollen. Er bittet das Publicum sich die Zeit des Zuschauens nicht reuen zu lassen, denn es geschehe nicht ohne Nutzen.

Erster Act.

1. Der Hofmeister ist in grosser Verlegenheit: er soll einen Streit schlichten, weiss aber nicht wie. Auch der Kanzler muss bekennen, dass das 'über seinen Verstand gehe'. Sie wissen keinen

andern Ausweg, als die Sache vor den König zu bringen. Eleada, eine Frau, tritt auf und klagt, sie habe dem Gerninger 100 Goldkronen auf ein bestimmtes Ziel geliehen; als die Zeit verstrichen, habe sie den Mann gebeten, ihr das Geld zurückzugeben, allein dieser habe geleugnet, er behaupte, sie nicht zu kennen und kein Geld von ihr erhalten zu haben. Gerninger bleibt auch vor dem König bei seiner Behauptung. Salomon fragt den Mann, ob er denn die Wohnung der Frau gar nicht kenne, und die Frau, ob ihr das Haus ihres Schuldners nicht bekannt sei. Da dies nicht der Fall ist, berathschlagt der König mit seinen Räthen, was zu thun sei. Diese wollen beide einen Eid schwören lassen, allein Salomon befürchtet einen leichtfertigen Meineid; er will andere Zeugen haben; er erkundigt sich genau nach der Localität, wo der Handel stattgefunden.

Eleada: Von mir in meinem Höffelein/
Auff einem Tisch von Marmelstein/
Der steht vndr eim Nussbäumelein.

Salomon: Ist dann sonst nichts das zeugen kan/
So muss es dieser Nussbaum than. — —
Geh, Weib zeig jhn dein glegenheyt/
Du Mann wart da auff weittern bscheyt.

2. Monoculus klagt den Hegius an aus folgender Ursache:
— Vnd thue derselben [Ewr Gnaden] offenbarn/
Das ich in einem Schiff gefahrn/
Vnd durch anstossen vngeuer/
Hinaussgefallen in das Meer.
Vnd dieser Mann mit einem Hacken/
Gar schnell vnd bhend nach mir thet zwacken
Erwischt mich mit dem Hacken rauch/
Gar vngestümm in mein recht Aug/
Schlug mir den Hacken ein so dieff/
Bracht mich doch widerumm in das schiff
Dieweil er dann villeicht mit bedacht/
Mich also vmb ein Aug hat bracht.
Acht ich das er auch billich sey/
Das er mir geh zur Handt herbey/
Bezal mir den zugefügten schaden/
Mit welchem Jch nun bin beladen. —

Hegius erklärt es für unrecht, dass Monoculus eine solche Forderung an ihn stelle; ohne Absicht habe er ihm das Auge ausgeschlagen, als er ihn retten wollte. Salomon fällt das Urtheil: Monoculus ist an derselben Stelle wieder ins Meer hinauszuwerfen; kommt er ohne menschliche Hilfe davon, so soll ihm Hegius das Auge bezahlen, bleibt er in der Gewalt des Meeres, so gilt das Auge als bezahlt. Natürlich verzichtet Monoculus auf Schadenersatz.

Diese Geschichte ist bekannt, auch **Lindener** erzählt sie in dem in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 7, 340 Anmerkung angeführten Holzschnittbogen (Exemplar auf der Stadtbibliothek Zürich), nur mit veränderter Localität. Bei ihm fällt der Mann in den Rhein, büsst bei der Rettung auch ein Auge ein, er klagt; die Richter können aber zu keinem Entscheid kommen. Eines Tages geht einer der Richter vor die Stadt spazieren und trifft eine Schaar Rossbuben, die Gerichtsitzung spielen; er legt ihnen den Fall vor, und einer der Knaben entscheidet in demselben Sinne wie Salomon. Der Knabe wird in die Stadt mitgenommen und wird ein berühmter weiser Richter.

Salomon wendet sich an den zurückgebliebenen Gerninger und bemerkt, dass seine Partei lange ausbleibe.

Salomon: Ist dann zů jhrem Hauss so ferr? (Pause.)
Es ist ein zimlich weil verschinen.
Ist dann jhr Hauss so weit von hinnen/
Gerninger: Ich weyss das Hauss vnd hoff gar nicht./

Salomon aber meint, der Nussbaum werde die Wahrheit an den Tag bringen.

3. Aeschinus und Etesipho melden, dass ihnen Vater und Mutter gestorben seien und die Bestimmung hinterlassen haben, dass der weiseste unter ihnen Hof und Besitzthum erben solle. Sie selbst könnten darüber nicht entscheiden, deshalb bitten sie um königlichen Schiedspruch.

Salomon: Erbar vnd wol redt jhr allbeyd/
Drumb geben wir euch den bescheyt.
Das der der klugst vnd weisest ist/
Der sein Mutter am ersten küsst.
Aeschinus: Ach da seindt wir albeyd verdorben/
Dann vnser Mutter ist gestorben.
(Pause)
(Zu Etesipho): Was küssest du die blosse Erden
Wilt du hierdurch der weisest werden.
Salomon: Der ist der weisst das sicht man wol/
Dem die Bsitzung gedeien soll.
Dann der sein Mutter hat erkant/
Daher wir kemen alle sant. —

Es ist nicht das erste Mal, dass Zyrl die Erde als Mutter auffasst; im Joseph findet sich die Anrufung der Erde als 'Mutter Erde' (vgl. Weilen a. a. O. S. 114). Das Motiv ist bekannt.

4. Salomon wundert sich, dass der Nussbaum noch nicht zur Stelle gebracht sei:

Die klägerin sagt/ der Baum wer klein/
Es würt villeicht nicht also sein?
Gerninger: Er ist dannoch so zimlich gross.
Salomon: So zimlich gross/ du weyst die moss/
Sihe da der Nussbaum hat geschwetzt/
Hast du es nicht dahin gesetzt/
Das du der Frawen kenttest nicht/
Habst auch jhr wohnung kein bericht?
Vnd kennest doch des Nussbaums gröss/
O weh dein sach die ist gar böss u. s. w. —

Gerninger hat sich verrathen und sieht gerechter Bestrafung entgegen; der Narr versäumt nicht, ihn wegen seiner dummen Lügen auszulachen und ihm eine Tracht Stockschläge in Aussicht zu stellen.

Das Urtheil ist eine der vielen Variationen des Gedankens, dass ein sprachloser Gegenstand die Wahrheit an den Tag bringe. Die Schwankbücher des 16. Jahrhunderts geben die Geschichte wieder, allein an Stelle des Nussbaumes haben sie meist einen anderen stummen Zeugen.

Zweiter Act.

1. Antiphilus hat auf dem Wege nach Damascus seine Satteltasche, in der nach seiner Aussage 1000 Nobel waren, verloren. Er setzte dem Finder eine Belohnung von 100 Nobeln aus. Achelius habe ihm die Tasche gebracht, aber nur mit 900 Nobeln. 100 Nobel habe dieser sich jedenfalls schon als Belohnung genommen. Er habe ihm deshalb nichts mehr geben wollen, Achelius aber habe die Tasche wieder mitgenommen. Nun bitte er den König, ihm sein Eigenthum zu verschaffen. Achelius betheuert, die Tasche mit nur 900 Nobeln gefunden zu haben. Salomon entscheidet: beide sollen ihre Aussagen beschwören. Dies geschieht. Nun erklärt der König: Achelius solle die Tasche behalten und Antiphilus warten, bis einer komme, der eine solche mit 1000 Nobeln gefunden habe. Antiphilus will gestehen. Allein einer der Soldaten bedeutet ihm, er solle schweigen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Klagend, seine Dummheit und Habgier verwünschend geht Antiphilus davon und bittet die Hölle, ihn recht bald zu holen.

Dritter Act.

1. Der Kanzler meldet die Ankunft der drei Söhne des Königs Archides aus Armenien. Der Orator bringt ihr Begehren vor: der Vater der drei Brüder habe bei seinem Tode ein Testament hinterlassen des Inhalts, dass derjenige von ihnen, der in Wahr-

heit sagen könnte, dass er den Vater am meisten geliebt habe, König des Reiches werden solle. Nun behaupte jeder der Brüder, den Vater am meisten zu lieben; Salomon möchte den Richterspruch fällen. Er fordert die Brüder auf, zu erzählen und zu begründen,

> Mit welchen ehrn vnd dapfferkeyt/
> So gegen seim Vatter geübt/
> Das er jhn höchstes Fleiss geliebt.

Mnesius berichtet, wie er in einer Feldschlacht seinen Vater aus den Feinden herausgehauen, dabei aber selbst in Gefangenschaft gerathen sei, bis ihn und den Vater sein Bruder befreit habe.

Theonestus erzählt, dass er mit starkem Heere ausgezogen sei, um Vater und Bruder zu befreien. Er habe den Feind in der Schlacht besiegt, dieser habe darauf aus Rache seinen Vater in einen kalten Thurm gelegt. Das habe ihm keine Ruhe gelassen:

> Liess fallen/ Krieg Sig/ alles sant
> Vnd nam die Demut an die Handt
> Ritt zu meim Feindt/ doch wie ein Helt/
> Vnd mich jhm selbs für Augen stelt.
> Gantz ernstlich vmb mein Vatter batt/
> Vnd das er mich an seine Statt/
> Solt in den Thorn gefangen legen. —

Durch die kindliche Liebe gerührt, habe der Feind ihm Vater und Bruder freigegeben.

Der dritte der Brüder, Amandus, hat seinen alten Vater aus der vom Feinde angezündeten Stadt hinausgetragen und ihn so aus Feindeshand gerettet. —

Salomon befiehlt:

> — Ihr solt verschaffen in der eil/
> Das ewer Vatter balsamirt/
> Daher für vnser Hauss werd gführt/
> Dann soll geschehn was sich gepürt.

2. Avarus klagt vor dem König:

> Gnädigster König diesem Man/
> Klag ich vmb tausent gulden an/
> Die ich jhm bar geliehen hatt/
> Vmb das er mich so fleissig batt.
> Als er nun nichts hett vnderhandt/
> Das er mir setzt zu vnderpfandt/
> Versetzt er mir auff ziel vnd zeiten/
> Seins Fleyschs ein Pfundt auss seiner Seitten.

Die Frist sei verstrichen, der Beklagte könne nicht zahlen, er wolle sein Unterpfand. Reus, der Angeklagte, erklärt, er habe um Verlängerung der Frist gebeten, allein Avarus sei unerbittlich; jetzt könne er ihn nicht bezahlen.

Avarus: Das Ziel wer sant Nimmerlings tag/
Ob Gott vleicht Glück erwecken mag.
Darumb ich weitter ziel nit gib/
Gelt oder Bürgschafft ist mir lieb.
Wo nicht/ so gib das vnderpfandt
Wie recht vnd gwonheyt ist im Land.

Salomon: Kauffmann sey keck es würt dir bessr/
Bringt vns daher ein gut scharff Messr. (Pause)
Du klager nims Messer in Dhandt
Vnd schneid herauss dein vnderpfant.
Ein Pfundt nicht minder auch nit mehr/
Vnd wo du fählest vngefehr.
So soltu dieses Vrteil leiden/
Dass mann auss deinem Leib soll schneiden
Souiel du dich vergriffen hast.

Avarus verzichtet natürlich darauf und Salomon warnt ihn, in Zukunft kein solches Pfand zu verlangen: denn Leib und Leben gehöre nicht dem Menschen, sondern dem Herrn.

Über andere Ausführungen dieses Motives vgl. Gesta Romanorum, hg. v. Oesterley, Register unter Nr. 195.

3. Dicaeus klagt den Sycopantha an, dass er sich weigere, die hundert ihm geliehenen Gulden zurückzuerstatten, indem er lügnerischer Weise behaupte, sie bereits zurückgegeben zu haben. Auch vor dem König bleibt Sycopantha bei dieser Behauptung, er weiss sogar ganz genau Zeit und Umstände, unter denen die Rückzahlung geschehen sei, anzugeben. Salomon will, dass beide ihre Aussagen beschwören.

Sycopantha (zu Dicaeus): Se lieber se/ heb mir den Stab
Biss ich den Eydt geschworen hab.

Nun schwört er den Eid.

Salomon: Hie ist ettwas für vbergangen/
Darauss wir ein bedacht empfangen.

Auch Dicaeus schwört den Eid.

Salomon: Die zwen Eydt widr ein ander streben/
Der schwert ein Eydt er hab gegeben.
Der schwert er hab noch nicht empfangen/
Der streit muss an dem geben hangen.
(Pause)
Gib vns her des beklagten Stab/
Ob etwas wer zunemen ab.
(Pause)
Der Stab der ist fürwar gar schwer/
Wie wann das Gelt darinnen wer.
(Pause)

Schin haw diesen Stab zu stucken/
Was gelts der Schalck würd ausser gucken.
(Pause)
Secht zu wie gar ein Edels Holtz/
Wie steckt es so voll gutes Golts?

Sycopantha kommt selbstverständlich in Haft; der Narr begleitet ihn:

Gelt dir ist auch dein Witz zerrunnen/
Stehst da wie Butter an der Sunnen.
Komher mit mir ins Tauben nest/
Ich hab daselbst noch mehr der Gest.

4. Die drei Königssöhne haben den Leichnam des Vaters holen lassen. Salomon befiehlt, dass der Leichnam an eine Säule gebunden werde und jeder der Söhne einen Pfeil auf das Herz des Vaters schiesse: wer das Herz des Vaters am nächsten treffe, der solle König sein. Die beiden älteren schiessen, fehlen das Ziel aber ziemlich weit. Der jüngste erklärt:

Ach du Hertzliebster Vatter mein/
Ich hab in allem leben dein/
Dir nihe gethan einigs verdriessen/
Solt ich im todt dann nach dir schiessen/
O das verbiet mir kündtlich lieb/
Das ich mein Vatter so betrüb.
Nempt hin das Reich, nempt hin die Cron/
Dann ich will kein theyl mit euch hon/
Hab ich schon nicht eins Fürsten staht/
So dien ich wie eins Herrn Soltat/
Das thů ich ja mit bessrem gwissen/
Dann nach meim todten Vatter schiessen/.

Salomon hält ihn aber für den Würdigsten, da er wahre Liebe gezeigt und 'seines Vaters Herz gerührt' habe. Seine Brüder begrüssen ihn als König. Der Orator dankt dem Salomon für seinen weisen Urtheilspruch.

Alle verlassen die Scene. Amandus bleibt im Selbstgespräch allein zurück:

O Frölicher Herrlicher tag/
An dem ich Herrlich preisen mag
Den grossen Gott in Israel:
Darumb das der ohn alle fähl/
Die Tugent höchlich thut belohnen/
Welchs ich bezeug mit dieser Cronen.

Er freut sich, dass er seine kindliche Liebe bewiesen habe und seinen Leuten, besonders der Jugend ein Beispiel sein werde. Dann preist er Israel seines weisen Königs wegen:

O Israel du darffst nit sorgen/
Du wechst in Macht mit gutem raum/
Vnd grünest wie ein Lorbeerbaum.

Er schliesst:

Das wolt zů eim Beyspiel behalten/
So wert jhr auch mit ehren alten/
Vnd von ewren Kindren auff Erden/
Widrumb also geehret werden. —

Der Epilog dankt den Zuschauern für die Ruhe und Stille, mit der sie das Spiel angehört und bittet sie, die Lehren desselben zu beherzigen. Auch möchten sie die Mühe und den Fleiss der Spielenden recht würdigen. —

Inwieweit Christian Zyrl in diesem Drama selbständig und bis zu welchem Grade er von Vorgängern abhängig ist, war mir nicht möglich zu untersuchen. Dass er aber eine Vorlage gehabt hat, die er nach seinem Geschmack erweitert und vielleicht auch verbessert hat, glaube ich annehmen zu müssen; der Titel des Stückes, wo es heisst 'von newem zugericht', lässt darauf schliessen. Lag ihm wohl das Goedeke 2, 390 Nr. 318 erwähnte Stück: Ein schön new Spyl von dem rechten Vrthel so König Salomon — — gestellet hat etc. vor, das ungefähr zwanzig Jahre vor das Zyrlsche Stück zu setzen ist? — Auch die profane Quelle, die er neben der biblischen benutzt, habe ich nicht ausfindig machen können; ich nehme an, dass die Urtheilssprüche des zweiten Theiles erst von Zyrl in Salomons Mund gelegt worden sind.

Der Dichter des Joseph hat sich bis zur Abfassung des Salomon nicht verändert. Beide Male benutzt er eine biblische und eine nichtbiblische Quelle; hier wie dort zeigt er sich 'als prosaische, durch und durch nüchterne Natur, nicht ohne gelehrte Bildung'; gerade diese tritt im Gespräche Salomons mit der arabischen Königin besonders hervor. Auch das Metrum hat er in gleicher Weise gehandhabt wie im Joseph, sodass Weilens Kritik auch für den Salomon gilt. Überhaupt muss das Urtheil über den Salomon ebenso lauten, wie das, welches Weilen (a. a. O. S. 114) über den Joseph gefällt hat. Die Charakteristik der Personen ist sehr schwach. Dagegen ist die Technik des Dramas nicht ungeschickt; die breite Exposition zeigt in lebendiger, recht anschaulicher Weise die richterliche Thätigkeit und die weise Gerechtigkeit Salomons. Freilich ist die Art, wie jedesmal die neuen Parteien vorgeführt werden, eintönig und ermüdend. Ent-

weder eröffnet der Hofmeister die Scene mit den Worten:

Gnädigster König vnd Herr/
Es sein auch sunst partheien mehr/
Die vor Ewr Maiestet begeren/

oder Salomon fragt:

Seind auch sunst mehr Partheien da/
Hofmeister: Aller Gnädigster König ja.
Salomon: So bring die jetzunt auch herbey. —

Der zweite Theil begnügt sich mit der Dialogisirung der Urtheile und verzichtet auf jede andere directe oder indirecte Charakteristik Salomons, wie sie doch im ersten Theile z. B. zu Beginn des 1. und 4. Actes gegeben ist. Während im ersten Theile jedes Gericht einen Act füllt, bringt der 1. und 3. Act des zweiten Theiles je drei Processe auf die Bühne, aber nicht nach einander, sondern in einander; der Handel, der den Act eröffnet, schliesst ihn auch; er wird abgebrochen, um Zeit für die Herbeischaffung des Beweismittels zu gewinnen; diese Zeit wird realistisch durch die Schlichtung anderer Streitigkeiten ausgefüllt. Im 1. Acte gedenkt Salomon sogar zwischen den zwei eingeschobenen Urtheilen des schwebenden Processes des Gerninger und der Eleada, sodass dieser also in drei Abschnitten sich abwickelt, während die Geschichte der drei Königssöhne im 3. Acte nur einmal durch zwei Geldprocesse unterbrochen wird. Durch diese Zerlegungen sucht Zyrl die gestörte Einheit des Actes zu retten.

Zürich. Theodor Odinga.

'Kein seeligr Tod ist in der Welt'.

In unsern Commersbüchern ist folgendes 'Schlachtlied' ohne Angabe des Verfassers zu finden[1]):

Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
als wer vor'm Feind erschlagen
auf grüner Heid', im freien Feld

[1]) Allgemeines Deutsches Commersbuch, Lahr 1886 S. 65 Nr. 59; Allgemeines Reichs - Commersbuch für Deutsche Studenten hg. von Müller von der Werra, Leipzig 1883 S. 308 f.

darf nicht hör'n gross Wehklagen;
im engen Bett nur ein'r allein
muss an den Todesreihen,
hier findet er Gesellschaft fein,
fall'n mit wie Kräut'r im Maien.

Manch frommer Held mit Freudigkeit
hat zugesetzt Leib und Blute,
starb sel'gen Tod auf grüner Heid',
Dem Vaterland zu gute.
Kein schön'rer Tod etc.

Mit Trommelklang und Pfeif'ngetön
manch frommer Held ward begraben,
auf grüner Heid' gefallen schön,
unsterblich'n Ruhm thut er haben.
Kein schön'rer Tod etc.

Fr. Silcher und F. Conrad haben dasselbe in Musik gesetzt. Dieses dreistrophige Lied ist aus der Umarbeitung der letzten Strophe eines alten Schlachtliedes in der Weise hervorgegangen, dass die ersten acht Zeilen der alten Liedstrophe mit geringen Umänderungen als erste Strophe des neuen Liedes angesehen wurden, jedoch die ersten vier Zeilen auch als Refrain der zweiten und dritten Strophe wieder erscheinen; die zweite und dritte Strophe wurden aus dem übrigen Theile der alten Strophe, die nach Vers 8 in einen andern Rhythmus übergeht, durch Erweiterung hergestellt.

Die so zerpflückte, alte Strophe bildet ursprünglich den Schluss des Schlachtliedes 'Viel Krieg hat sich in dieser Welt / Mancher Vrsach erhaben' und lautet im Urtext:

Kein seeligr Tod ist in der Welt,
Als wer fürm Feind erschlagen:
Auff grüner Heid, im freyen Feld,
Darff nicht hörn gross Weheklagen:
Im engen Bett, da einr allein,
Muss an den Todesreyhen,
Hie aber find er Gsellschafft fein,
Falln mit, wie Kräuter im Meyen.
Ich sag ohn Spott,
Kein seeligr Todt,
Ist in der Welt,
Als so man fellt,
Auf grüner Heid,

Ohn Klag und Leid,
Mit Trommeln Klang,
Und Pfeiffen Gsang,
Wird man begrabn,
Davon man thut habn,
Vnsterblichen Ruhm,
Mancher Held fromm,
Hat zugsetzt Leib vnd Blute,
Dem Vaterland zu gute.

Wann und durch wen die Umwandlung in das Studentenlied vollzogen wurde, wird sich schwer ermitteln lassen. Die Beibehaltung von Ausdrücken wie 'Hat zugsetzt Leib und Blute' legt die Vermuthung nahe, dass es schon ziemlich frühzeitig geschehen sei.[2]) Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die Zeit der Freiheitskriege das alte Lied in veränderter Gestalt mit Beibehaltung von damals auch sonst beliebten alterthümelnden Formen neu erstehen liess. Sang ja auch Karl Göttling 1815 das Lied: 'Kein schönrer Tod auf dieser Welt, Als wer auf grüner Haide fällt!', das aber mit unserm Liede weiter keinen Zusammenhang aufweist.[3])

Das alte Schlachtlied ist vollständig abgedruckt in 'Des Knaben Wunderhorn' (Birlinger-Crecelius 1, 217—222) mit der Überschrift 'Frommer Soldaten seligster Tod' nach Daniel Georg Morhofs Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie (2. Ausg. 1700 S. 313 ff.), aus dem die Herausgeber auch eine Stelle citiren.[4]) Aber man ist nicht gehalten, diese Sammlung Arnim-Brentanos als Anregung für den Erneuerer zu betrachten. Herder[5]) hatte 1778 in seinen

---

[2]) Ich hatte von älteren Commersbüchern nur zur Hand: Neues deutsches allgemeines Commers- und Liederbuch. Zweyte vermehrte Auflage. Germania 1816, worin unser Lied nicht zu finden ist.

[3]) Albert Methfessels Allgemeines Commers- und Liederbuch 1818 Nr. 64, 2. Originalausg. 1820 Nr. 84, und Hoffmann von Fallersleben, Deutsches Volksgesangbuch 1848 Nr. 102. Die dreistimmige Melodie rührt von A. Methfessel her. — Dr. Johannes Bolte in Berlin verdanke ich eine Abschrift dieses Liedes.

[4]) Ebenso in den Elf Büchern deutscher Dichtung von Karl Goedeke (1, 226 f.).

[5]) Sämmtliche Werke (Suphan-Redlich) 25, 68 f. 115 ff. 223 f. 304. 661.

Volksliedern gerade die letzte Strophe allein vorgelegt, also eben die, welche ausschliesslich im Studentenliede fortlebt. In der ältesten seiner Volksliedersammlungen sollte das 'Kriegslied. Aus Morhofs Deutscher Poeterei' vollständig mitgetheilt werden; er setzte damals die bewundernde Bemerkung bei: 'Wollen wir auch hier der Zeit schonen, und die eingemischten zu gemeinen Soldatenzüge übersehen, so sind hier Zeilen und Halbstrophen, die an Gleims Spartanischen Kriegslaut, an Klopstocks Bardenkriegsgesang und über die Musik an einige Zeilen von Pop' und Dryden in ihren bekannten Musikoden reichen dürften. Dem Herausgeber wärs leicht gefallen abzukürzen und zum ganz schönen Kriegsgesange zu idealisiren — aber eben weils so leicht war, kanns der Bleistift jedes Lesers'. Bei der Zurüstung der Sammlung zu dem 1773 geplanten, 1774 begonnenen und abgebrochenen Druck hat er aber doch aus den ersten zehn Strophen nur 34 Zeilen ausgehoben, lediglich die letzte Strophe ganz angeführt und alles in die Abhandlung vor dem dritten Buche verwiesen. Auch hier erinnert er an Gleim und Klopstock, an Dryden und Pope und erklärt: 'Das ganze einfältige Lied ist fortgehende Handlung'. Nun verzeichnet er, dass Morhof das 'Schlachtlied' aus einer Komödie von Heinrich dem Befreier anführe. Und während er in der ältesten Sammlung bei dem 'Kyrieleison' der fünften Strophe anmerkt: 'Die öftere Losung mittlerer Zeiten', versichert er 1778: Das Lied 'ist gewiss alt' und fährt fort: 'es hat, auch der Diktion nach, herrliche Stellen: Percy würde ohne Zweifel damit ein Buch angefangen haben; aber wir? uns gesitteten Deutschen trage man so etwas auf! Wer will, lese es also im Morhof'.

Morhof nun sagt in seiner Auseinandersetzung über die Meistersänger (a. a. O. S. 312): 'Ich will hier, zu Ergötzung des Lesers, ein Schlacht-Lied [hersetzen], so ein solcher Meistersänger, der die Historie des Henrici Aucupis beschrieben und wie eine Comoedie in gewisse Actus eingetheilet, derselben mit einverleibt. Dann er führet einen Poeten ein, der zu Anfange der Schlacht ein Lied, nach dem alten Gebrauche der Teutschen, absinget, ist nicht gar alt, und aus einem gestümmleten Buche von meinem hoch-

geehrten Collegen, Herrn D. Reihern[6]), mir mit getheilet'. Morhof fügt seiner vollständigen Wiedergabe des Liedes (S. 315 f.) die Bemerkung bei: 'Es ist nichts lächerliches in diesem gantzen ungeschmackten Liede, als wann er das Kyrieleison unter Pom bidi Pom mischet, lautet fast eben so, als wenn man Schertz- oder Sprichwortsweise sagt, fein lustig, dass GOtt erbarm. Es scheinet aber, als ob dieses ein Gebrauch bey den Schlachten gewesen, dass sie das Wort Kyrieeleison geruffen.' Er bringt dafür zwei alte Zeugnisse vor. Nämlich 'Janss Dolmer in seiner Anmerkung über die Norske Hirdskraa' bestätige durch eine Stelle aus einer alten norwegischen Chronik diesen Gebrauch bei den Norwegern. Ferner 'die alten Gothen' hätten ein 'Herre dig forbarme' bei den Kämpfen mit den Römern angestimmt und die letzteren sich dies angeeignet, 'wie ein Ort bey dem Augustino Epistolâ 178, solches anzeigt'.

Aus diesen Äusserungen erwuchs Herders Anmerkung zu 'Kyrieleison'. Und das Morhof anstössige 'Pom bidi Pom' sucht Herder durch die Anweisung zu retten: 'man setze statt dess eine Pause mit Pauken und Kriegsschall'! Herders Noten sind also offenbar von Morhof veranlasst. Heute kennt man die erklärten Stellen als häufig im alten Volksliede gebrauchte. Ich verweise hiefür und überhaupt zur Vergleichung der volksthümlichen Wendungen unseres Schlachtgesanges auf das Lied Die Schlacht für Siuersshausen, das Hoffmann von Fallersleben in den Deutschen Gesellschaftsliedern des 16. und 17. Jahrhunderts 2², 31 ff. mittheilt.

Im Urtheil über das ganze Lied hat sich Herder von Morhof nicht beeinflussen lassen. Der Litterarhistoriker Morhof richtet nach seiner Zeit; der Litterarhistoriker Herder begründet eine neue Würdigung des Volksliedes. Die heutige Kritik stimmt natürlich mit diesem und lässt sich selbst an Goethes halbem Lobe nicht genügen, das also lautet (Werke l. H. 33, 187): 'Möchte vielleicht im Frieden und bei'm Ausmarsch erbaulich zu singen seyn. Im Krieg

[6]) Gemeint ist wahrscheinlich Samuel Reyher, der 1665 als Professor der Mathematik nach Kiel berufen wurde. Zedlers Universal-Lexicon Bd. 31 (1742) Sp. 1013 ff.

und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich'. Das ganze Schlachtlied durchweht ein frischer, kräftiger Ton, so dass die in einigen Strophen eingestreute Gelehrsamkeit darüber gerne vergessen wird. Es darf den besten Liedern jener Zeit an die Seite gesetzt werden.[7]) Die kampfesmuthige Stimmung lässt die einzelnen Situationen deutlich schauen. Zum Schlusse klingt es sanft in ein dulce et decorum pro patria mori aus. Man glaubt, etwas von dem eisenharten Tone Arndts zu verspüren.

Die einzelnen Stimmungen des Liedes brechen auch hie und da in der Dichtung, der es eingefügt ist, wieder durch, wo freilich das Prokrustesbett, in das sie gespannt sind, die freie Bewegung hindert. Auch Redlich, der die erste der angeführten Äusserungen Morhofs in der Herderausgabe mittheilt, hat keine Lösung gegeben, aus welcher Komödie von Heinrich dem Befreier (warum Herder auceps nicht wörtlich übersetzte?) das Kriegslied stammt. Es ist dies die: 'Vngrische Schlacht. Das ist: Poetische Beschreibung der gewaltigen grossen Vngrischen Schlacht: welche Keyser Heinrich der Erste, (aus dem Königlichen Sächs. Stam Widikindi Magni, etc.) Auceps genant, Anno 933. bey Mörsseburg, mit dreymalhundert tausent Vngrern, Tartarn, Sarmaten, Wenden, Scythen Reussen, etc. vnd andern damals grawsamen Völckern gehalten: welche er auch sampt seinem Heldenmühtigen Kriegsvolck mehrentheils erschlagen, theils gefangen, die vbrigen aber aus dem Lande verjaget hat. Mit Namhafftigmachung der streitbarsten Königlichen, Fürstlichen, Gräfflichen, Landherrischen, Adelichen, etc. vnd andern rittermessigen Kriegshelden: so bey der Schlacht das beste gethan, vnnd dardurch vnsterbliches Gedächtniss, Lob vnd Ruhm erworben haben. Allen ritterlichen Helden, sonderlich dem Teutschen Adel, zu Ehren vnnd Wolgefallen, ans Tageliecht gebracht. Durch Jacobum Vogeln, Keys. Coron. Teutschen Poeten. Gedruckt zu Jehna, bey

[7]) In einer Geschichte des deutschen Kriegsliedes, die ausführlicher wäre als Karl Janickes Büchlein (Berlin 1871), verdient das Lied eingehende Berücksichtigung. Schon Fr. Leonard von Soltau hat auf die Trefflichkeit desselben hingewiesen. (Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder, Leipzig 1836 S. LXXVII f.)

Johann Weidners Witben, in Verlegung des Authoris vnd bey Vermeydung einer scharffen Satyra nicht nachzudrucken. Im Jahr nach Christi Geburt 1626'.

Der Verfasser ist jener Vogel, der mit der Narrenkappe eines Saalbaders ungerechter Weise bekleidet und als 'Carricatur von Hans Sachs'[8]) hingestellt wurde. Über die Spötter unter seinen Zeitgenossen fühlte er sich erhaben. Ein Bild vor dem Titel der Vngrischen Schlacht zeigt einen Vogel (adlerähnlich) auf dem Gipfel eines Baumes[9]); mit einer Kralle hält er ein Buch; sein Blick und wohl auch seine Rede wendet sich zu dem in Strahlen erscheinenden Christus; zur Seite aber und unten ist allerlei Gethier abgebildet, das mit Stacheln, Schnäbeln, Zähnen, Hörnern den Vogel und den Baum bedroht oder durch nicht eben reinliche Verrichtungen seine Verachtung kund gibt. Der hochthronende Vogel kümmert sich um all das nicht. Er wähnte wohl gerade durch das Epos von der Vngrischen Schlacht sich als den Homer zu zeigen, den Deutschland, wie er in einer früheren Schrift klagt, noch nicht besitze.

Ein episches Gedicht ist die Vngrische Schlacht, keine Komödie; nur bezeichnet Vogel die fünf Gesänge als 'Actus'.[10]) Ich will über das seltene Büchlein, in dem unser Studentenlied steht, Bericht erstatten. Die üblichen Ehrengedichte für den Verfasser gehen dem Werke voran. Es ist dedicirt 'Allen Keys. Königl. Churfürstl. Fürstl. Gräffl. Frey- vnd Landherrischen, Adelichen vnd rittermessigen Heldengemüthern'. Ein 'Register' gibt über den Inhalt der einzelnen Acte Auskunft. 'Anstatt einer Vorrede' bringt der Verfasser das 'Testimonium' seiner Krönung zum Poeten in Leipzig zum Abdruck, datirt 'Leipzig, den I. Martii, Anno 1622'. Im 'Prologus' macht er uns mit seinen früheren Werken bekannt und schildert dann, wie er durch die

---

[8]) Lemcke, Von Opitz bis Klopstock S. 135.

[9]) Doch wohl ein Lorbeerbaum; Vogel war Poeta laureatus.

[10]) Als dramatisch wäre höchstens zu bezeichnen, dass Vogel zweimal eine Art scenischer Angaben macht durch Einfügung der Worte Pause und Exclamatio.

'Hoffnung' zur Abfassung der Vngrischen Schlacht bewogen worden sei.

Der Actus I (S. 8—21) hebt mit einem volksliedmässigen Eingang an:

> KOmpt jhr Scribenten allzumal,
> Gsetzt vnter der Musarum zahl,
> Von Mercurio informirt,
> Last vns mit Poetischer Zierdt,
> Bschreibn den mächtig grossen Streit,
> Der sich begab vor dieser Zeit,
> Bey Marssburg der vhralten Stadt etc.

Kaiser Heinrich kündigt an, den Tribut an die Ungarn nicht weiter mehr entrichten zu wollen. Für den Kriegsfall wird Graf Walther von Hoye als Oberbefehlshaber ausersehen; dies ruft grosse Freude hervor. Kaum drei Tage später erscheint die ungarische Gesandtschaft, sie wird am Tage nach ihrer Ankunft zur Audienz vorgelassen. Die Gesandten benehmen sich bei derselben kurz angebunden. Nach dem Muster der bösen Buben bei Hans Sachs 'War jhr Reverentz Kahl vnd Schmal, Grieffen kaum wenig an jhr Mützn'. Als der Kaiser den Tribut verweigert, glotzt ihr Sprecher 'wie ein grausamer Ochs im Zorn, Die Herrn ringsrumb an'. Es entspinnt sich ein grober Wortwechsel, wobei die 'Hunde' den hohen Herrn gegenseitig an die Köpfe fliegen. Die Gesandtschaft verlässt nach einer schrecklichen Kriegsandrohung 'ohn Reverentz' den Saal und wird am nächsten Tage mit starkem Geleite an die Grenze gebracht. Beim Schluss des Rathes hat die Ritterschaft Treue gelobt, was der Kaiser gnädig zur Kenntniss nimmt.

Der II. Actus (S. 21—34) ist ebenso wie der III. durch eine rhetorische Frage volksliedmässig eingeleitet. Die Gesandten berichten nach einigen Umschweifen den ungünstigen Ausgang ihrer Expedition dem Könige. Dieser wird als ein bärbeissiger Kannibale geschildert wie überhaupt die Ungarn in dem ganzen Gedichte: 'sie fressen Menschen vnd Ross, Roh Fleisch und allerley wilde Thier'. Sonderbar genug widerruft eine Randbemerkung des Dichters dies als 'Lügenmehrlein', ebenso die uns durch Chamissos Gedicht Das Riesenspielzeug geläufig gewordene

Sage, die auf 'eins Heunen Tochter' übertragen wurde.[11]) Der Historiker Vogel corrigirt den Poeten Vogel. Seine Dichtung fährt also fort: Auf beiden Seiten werden Heeresmassen gesammelt. Der Kaiser bestellt seine vier Reichshauptleute, und diese bringen wieder ihre Getreuen zusammen. Die Erinnerung an das grausame Wüthen der Ungarn veranlasst den Dichter zu einer 'Exclamatio'. Die Vorkehrungen, welche Graf Walther trifft, werden erwähnt, insbesondere wird der Befestigung verschiedener Orte gedacht. Der Dichter bringt dabei topographische Kenntnisse an den Mann, gelegentlich auch etwas Etymologie bei der Erwähnung des Ortes Scortleben ('a Scortis', die ausserhalb des Lagers campiren mussten). Ermahnungen des Kaisers und Instructionen des Grafen Walther fliessen in salbungsvoller Breite ein.

Actus III (S. 34—58). Die Mannen des Kaisers ziehen wie 'Bienenschwärm' herbei. Mit 'Trommeln, Pfeiffn, Trommeten' und 'Claretn' wird dabei wie sonst in dem Gedichte viel Lärm geschlagen. Nun erwähnt der Dichter, dass 'Gott erweckt auch einen Poetn', der ein 'Schlachtlied' dichtete und vor der Tafel mit Musikbegleitung vortrug. Das Lied, dessen letzte Strophe uns aus der Studentenkneipe in die Vngrische Schlacht zurückführte:

Vjel Krieg hat sich in dieser Welt
Mancher Vrsach erhaben[12])

[11]) Aus welcher Quelle Vogel dies geschöpft habe, kann ich gegenwärtig nicht angeben. Die Sage war weit verbreitet (Simrock, Mythologie 6. Aufl. S. 409) und an verschiedenen Orten Deutschlands localisirt worden, speciell im Elsass; vgl. August Stöber, Die Sagen des Elsasses 2. Ausg. S. 202 ff. und desselben Oberrheinisches Sagenbuch 1842 S. 226 ff., wo u. a. auch die anmuthige Dichtung in elsässischer Mundart von Charlotte Engelhardt-Schweighäuser mitgetheilt ist.

[12]) Der Text weicht bei Morhof, — von einigen unbedeutenden Eigenthümlichkeiten der Orthographie und des Druckes abgesehen — nur an drei Stellen erheblich ab. Str. 3 Z. 14 lautet ursprünglich: 'Den Rex Magnum', wofür bei Morhof 'Regem Magnum'. In dem von mir benutzten Exemplare der Vngrischen Schlacht aus der Kgl. öff. Bibliothek zu Dresden ist jedoch mit verblichener Tinte 'Den Rex' bereits in 'Regem' corrigirt. Str. 5 Z. 4 steht bei Morhof ganz sinnlos 'sehen' für das ursprüngliche 'jehen'. Str. 10 Z. 3 ist 'ficht' bei Morhof in 'sticht' geändert. Zu bemerken ist dann noch, dass das mittel-

...et jetzt seinen Platz. Nach dem Schlusse wird der Poet ...bt und der Eindruck des Liedes geschildert:

Solch Schlachtlied sang der Poet gut,
Eben mit solchem Heldenmuth,
Als stünd für Augen schon die Schlacht,
In Trommetn, Tromml, Pfeiffn, dass es kracht,
Jedoch nicht gantz zu einem mahl
Alle Gesetz, in solchem Schall,
Sondern fein vmbgewechselt frey,
Offtmals kaum zwey Gsetz, oder drey,
Gericht auff Musicalisch Zier,
Bildet also die Schlacht fein für,
Dadurch die Hertzen inflammirt,
Zum Streit gereitzet vnd gerührt,
Dass mancher Held, also erhitzt,
Wie auch der Keyser drüber schwitzt,
Mit grossm Verlangen nach der Schlacht,
Manch Gsetz begehrt er drey-vierfacht,
Zu singen vnd zu spielen druntr,
Ein Verss vmb den andern besundr,
Sondrlich dass Kyrieeleison,
Hört er gar an mit Frewd vnd Wonn,
Sprach laut: Solch Kyrieeleison fein,
Soll vnser Gschrey vnd Losung seyn,
Gegn der Vngrer, Hui, Hui, gar grob,
Erfrewt sich also hefftig drob,
Hielts gar für ein Oraculum,
Als ob solch Stimm vom Himmel kom,
Weil alle Spraachen in seim Heer,
Solch Wort verstündn, zu Gottes Ehr,
Vnd Anruffung, vmb Sieg vnd Glück,
In der Schlacht zu streiten frewdig
Vmb des Vaterlands Freyheit gut,
Mit vnübrwindlichm Löwenmut. —

Nach der Tafel regt sich die Kriegslust in den Kaiser-...en. In einem Vorgefechte, das der Kaiser und viele ...le von den Schanzen aus beobachten, tragen 2000 Kaiser-...e unter Manssfeldts Führung einen glänzenden Sieg

...tsche 'Spraw' (Str. 5 Z. 5) bei Morhof zu 'Spreu' wurde. (Nachträglich ...nte ich noch ein Exemplar der Wiener Hofbibliothek einsehen. ...fälliger Weise sind hier dieselben Correcturen wie im Dresdner ...mplar — soviel mir erinnerlich — mit denselben Zügen und ...cher Tinte vorgenommen. Vielleicht hat Vogel selbst die Drucke ...hgebessert. — Das oben erwähnte Bild fehlt dem Wiener Exemplar.)

über 9000 Ungarn davon. Es werden eine Menge der Kämpfenden auf kaiserlicher Seite namentlich aufgeführt. Von den Kaiserlichen blieben nur 16 auf dem Felde, von den Ungarn 6000. Rast und Siegesfreude ruht über dem kaiserlichen Lager.

Der Actus IV (S. 58—117) beginnt mit einer Ansprache des Feldobersten an das Heer. Hierauf beruft der Kaiser den Poeten, sein Schlachtlied 'für jhn alln zu erklingen lassn'. Man sieht, wie gut Vogel sein Lied gefiel. Nun rüstet sich das Heer zum Kampf. Ein Vortreffen wird zunächst geliefert. Nach Mitternacht beginnt die eigentliche Schlacht. Vor derselben besteht der Feldoberst noch einen siegreichen Gang mit dem ungarischen Gesandten, wobei die prahlerische Frechheit der Ungarn wieder einen Hieb erhält. Die ganze folgende Schilderung der Hauptschlacht (bis zum Schlusse des IV. Actes) ist nichts als eine mit epischer Breite ausgesponnene, ziemlich trockene Erzählung der Heldenthaten, die die Kaiserlichen verrichten. Eine Unmasse Namen hat Vogel nach seiner Quelle poetisch registrirt. Da wird erzählt, wie der mit seinem 'Pusikan', jener mit seiner 'Glenne', ein dritter mit einer anderen Mordwaffe den Feinden zusetzte. Von 'Zorrensvraach' und 'Löwenmuth' 'streitbrer Helden' wird uns Wunders viel gesagt. Hie und da ein kräftigerer Vergleich, dass ein Held 'Wie ein grimmig wildhawends Schwein' oder 'wie ein grimmigr Beer' dreinwüthet; oder es heisst von den Kaiserlichen: 'sie schossen vnd stachen drein, In jhre Feind, wie in die Schwein'. Vergleiche aus der Thierwelt liebt der Dichter. Daneben auch solche aus der Natur. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Ungarn sich wie das liebe Vieh hätten abschlachten lassen. Bei der Aufzählung der Helden des rothen Regiments entschuldigt sich der Dichter, wenn er nicht vollständig sei:

> Welchr trefflichr Helden Namen ich
> Nicht also kan finden eigentlich,
> So vnter dieser streitbarn Schaar
> Waren: theils Zunamn fand ich zwar
> In altn Registern, Rollen genant,
> Bey dem Garzon: dort in Welschland.

Er zählt nun drei Seiten hindurch bloss Namen auf. Zu der eben ausgehobenen Stelle ist die interessante Randbemerkung gedruckt: 'Die Italianer wissen mehr von vnsrer Teutschen Fürsten vnnd Herren heroischen Thaten zuschreiben vnnd zu sagen, dann vnsere Teutschen selbst: weil wir vnser eigne Muttersprache also verachten'. Nach der namentlichen Aufzählung fügt der Dichter nochmals in Klammern eine Entschuldigung ein: 'konds nicht finden gantz, In der Roll: weil alls verfault war, Theils von Meusen gefressen gar'.

Hier also spricht Vogel von seiner Quelle. Unter dem Garzon in Welschland ist Liudprand zu verstehen.[13]) Auf zerfressene Rollen als Vorlagen kommt er nochmals am Schlusse seines Werkes zu reden, da wo er etwaige Druckfehler entschuldigt. Es heisst: 'Zu dem, so seynd etliche Namen der Helden, welche bey solcher grossen Vngrischen Schlacht, vnter Kayser Heinrico I. gewesen, entweder in gedruckten Analibus, Historien Chronicken Zeit- Geschicht- vnd Tornirbüchern etc. versetzet: oder aber, in den geschriebenen Rollen also vermodert, verfaulet, zurissen, mackulirt etc., theilens auch von Mäusen, Motten, Asseln, vnd andern, Vngezieffer zufressen gewesen, dass man solche schwerlich erkennen, vnd zu Papir bringen können'. Er erwähnt dann 'der Marssburgischen Chronick des Brottufy' und 'einer alten, vber sechshundertjährigen, geschriebenen, halb vermoderten Roll, (oder Kriegs Register) zu Inssbruck in Tyrol'. Vogel benutzte also Brotuffs Chronika und Antiquitates des alten keyserlichen Stiffts, der Römischen Burg, colonia und Stadt Marssburg (zuerst 1557), vielleicht auch desselben Historia von dem allergrosmächtigsten etc. Fürsten und Herrn, Herrn Heinrichen des I. (1536). Bei den 'Tornirbüchern' ist an Georg Rüxners Buch 'Anfang, ursprung und herkommen des Thurniers inn Teutscher Nation' (1530) zu denken. Ob er mit den 'Analibus' die An-

[13]) Über die Quellen der Ungarnschlacht vgl. man die ausführliche Darstellung von Georg Waitz in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter König Heinrich I. Neue Bearbeitung, Berlin 1863 S. 153 ff., speciell Excurs XIV S. 244 ff. Waitz kannte auch Vogels Vngrische Schlacht.

nales Palidenses, die als älteste Quelle für das vorliegende historische Factum anzusehen sind, gemeint hat, wird sich ebenso wenig ausmachen lassen, wie die Bedeutung der Innsbrucker Rolle. Aus diesen Angaben gewinnt man die Überzeugung, dass Vogel sich Quellenstudien angelegen sein liess. Dass er kritisch sichte, ist von ihm nicht zu verlangen. Für seine Dichtung waren die jüngeren, abenteuerlich combinirenden und aufgeschwellten Berichte überdies nützlicher, als die alten einfachen. Für den Epiker war es nur vortheilhaft, dass die Schlacht bei Merseburg allmählich ganz in das Gebiet der Sage übergegangen war.[14]) —

Der vierte Gesang schliesst mit dem Tod des Fürsten Esicus, der Klage und erneuten Rachegrimm in die Reihen der Kaiserlichen bringt. Im Actus V (S. 117—139) hebt also das Morden nochmals an. Die Feinde werden verfolgt. Der Kaiser lässt zum Rückzug blasen. Man ruht bei der Tafel aus. Auf Anordnung des Kaisers spielt die Musik auf. Der Poet hat dazu ein Lied verfasst. Ob Vogel damit auf ein eigenes Lied anspielt? Auch es müsste die Kämpfer der Vngrischen Schlacht verherrlicht haben. Er sagt nämlich (S. 127 f.):

Die [Musik] kam mit frewdenreicher Zier,
Hatten schon angstimmt mit gebier,
Sangen, schlugn, pfiffn, fein eins vmbs andr,
Bissweilen auch als vntreinandr,
Mit solchem lieblichem Gethön,
Dar zu der Poet gedichtet schön,
Ein wunder liebliches Heldenlied,
Allen vnd jedem Reichsgelied,
Zu hohen Ehrn, setzt oben an,
Den Herrn Feldobrstn, gar vbern Span,
Rühmt er sein hohe Heldentugnt,
Bissher geübt von seiner Jugnt,
Vergleicht jhm Samson, David klug,
Welchr jeder auch viel Feind erschlug,
Sondrlich sang er offt in eim Thon,
Hie Schwert des HERRN vnd Gedeon:
Welchs er dem Keyser that zu Ehrn,

[14]) Vgl. auch Ludwig Bechstein, Der Sagenschatz des Thüringerlandes, Neue Ausgabe 3, 43 ff.

Die andern grossen Fürstn vnd Herrn,
Vergleicht er mit jhrm Heldenmuth,
Dem Juda Maccabaeo gut:
Achille, Hector, Ajax, etc. ebn,
Jederm thet er sonderlich gebn,
Eins streitbarn Helden Namen frey,
Sampt grossr Heldentugend darbey. —

Der Feldoberst und der Kaiser machen in der Nacht noch eine Runde bei den Wachen und unterhalten sich dabei bis gegen Morgen über Diensteifer und Tugend. Fürst Otto kommt hinzu. Der Kaiser tröstet ihn über Esicus Tod in einer Rede, in welcher der Ton des Schlachtliedes wieder anklingt. Dann ordnet er ein Tedeum an und lässt nachher über 50000 Gefangene frei. Bei Tagesanbruch werden die gefallenen Feinde geplündert, die Todten bestattet. Die Kunde von dem Siege lockt viele Leute herbei. Das Begräbniss des Fürsten Esicus wird geschildert; die Leichenrede, die der Kaiser hält, ist nächst dem Schlachtliede das Gefühlteste in der ganzen Dichtung. Nach dem Begräbnisse als Contrast lustiges Lagerleben. Zum Schlusse wird erwähnt, dass der Kaiser auf seinem Schlosse zu 'Marssburg' die Schlacht malen liess und dass in 'Mawrkirchen in Beyern' des Kaisers und des Feldobristen Bilder, in Erz gegossen, zu finden seien.

Die Vngrische Schlacht ist interessant als Zeugniss der wetterharten Stimmung, welche die Zeit des dreissigjährigen Krieges wachrief. Sie erschien in dem denkwürdigen Jahre 1626, in welchem Graf Mansfeld von Wallenstein an der Dessauer Brücke und König Christian IV. von Tilly bei Lutter am Barenberge geschlagen wurde.[15]) Der Dichter hatte mit der Wahl seines Stoffes einen glücklichen Griff gethan. In der Gegend der neuen Kämpfe liegt auch die Wahlstatt seines Epos; und die fast 700 Jahre älteren Kämpfe zeigten den kaiserlichen Heerbann ebenso siegreich.

[15]) Diese beiden Ereignisse wurden auch in Volksliedern besungen, vgl. Ditfurth, Die historisch-politischen Volkslieder des dreissigjährigen Krieges, Heidelberg 1882 S. 82 ff. In einem dieser Lieder heisst es, Vogelscher Diction ähnlich, dass Wallenstein 'Mit einem grossen Grimm, Gleich einem wilden Schweine' heranzog (S. 86 Str. 9).

Freilich haben wir auch einen Contrast: ein Graf von Mansfeld stand einst für, jetzt gegen den Kaiser. Die Drangsale eines Krieges, wie er ihn schildert, kennen zu lernen, bot seine Zeit dem Dichter genug Gelegenheit. Manches mag ihm durch 'neue Zeitungen' nahe gerückt worden sein. Autopsie lässt sich vermuthen, nicht erweisen. Es kommt ihm auch nicht zuerst auf realistische Darstellung an, er sucht poetisch dankbare Situationen, er sucht Stimmung in seine Dichtung hineinzubringen. Wir sehen die Heeresmassen in mondbeglänzter Nacht über das Blachfeld stürmen, wir sehen das Lager von Fackeln und Pechkränzen erhellt, dann wieder von lustigem Soldatentreiben erfüllt, wir sehen einen Trauerzug für einen Fürsten, der auf grüner Heide sein Leben liess. Wir hören das siegheischende Kyrieeleison, dann wieder das dankerfüllte Te deum laudamus zum Himmel dringen. Wenn vor der Schlacht 'böse Omina' aufgeführt werden:

> Der Mond schiene auch Blutfarb gar,
> Viel Raben vnd Raubvögel Schaar,
> Flogen mit grossem Gschrey vmbher,
> Rochen die erschlagnen von ferr,
> Gar schwartze Wolken kamen gschwind,
> Wurden getrieben von dem Wind,
> Verdunkelten die Nacht vnghewr,
> Die Sternen schossen offt wie Fewr
> Gegeneinandr, mit Furcht vnd Grauss,
> Nichts guts kondt man abnehmen drauss,

so glaubt man in Wallensteins zeichendeutender Zeit zu leben, darf aber auch dies als poetischen Schmuck einschätzen.

Dass Vogel die Ungrische Schlacht wie eine zeitgenössische ansah, dass er ein persönliches Verhältniss zu seinem Stoffe hatte, ergibt sich auch daraus, dass er seiner Profession darin einen Platz gönnt. Sein Feldoberst vergisst nicht, 'viel Wundärtzt' zu bestellen. Die heilsame Wirkung des Bades nach der Schlacht wird wohl im Auge behalten. Ja der Kaiser schickt dem Feldobersten nach dem Bade 'Ein sehr kräfftigen Marcepan'. Aus den beiden Strophen des Schlachtliedes, wo von den Wundärzten die Rede ist, spricht gewiss Vogels eigene Erfahrung:

Ein Wundartzt hat drey Angesicht,
Wird z'erst für GOtt gehalten:
So offts in Schäden wüetet vnd ficht,
Kömpt er in Engels Gstalten:
Wenn man jhn aber zahlen solt,
Vndanck thut sich bald finden,
Wolt dass jhn diesr vnd jener holt,
Oder müst' gar verblinden.

Der Wundarzt war kein unbelesener Mann. In der Bibel ist er besonders bewandert, weist öfters die Stellen, die er benützt, am Rande mit Ziffern nach. Dass er Hans Sachs gelesen, ergibt schon die eine oben angeführte Stelle. 'Rollenhagens Fröschmäussler' wird einmal citirt. In der altklassischen Litteratur hat er herumgestöbert, ohne dass sich diese gerade unangenehm aufdrängte. Der ungarische Gesandte wird einmal dem Thraso des Terentius verglichen, er geberdet sich denn auch wie ein miles gloriosus. Aus 'Salustius' wird eine heilsame Lehre gezogen. Alcibiades und Codrus erscheinen als nachahmenswerthe Helden, wie Achill, Hector, Ajax als hohe Muster zu ehrendem Vergleiche genannt werden. Homerisch ist in dem Gedichte die Auflösung des Massenkampfes in eine Reihe von Einzelkämpfen; in Vergleichen und Epithetis zeigt sich kaum eine Anlehnung. Vogel vergleicht volksthümlich: beim Anheben des Kriegslärmes erweitert sich das Herz des Tapfern 'Gleich einer Rosen, wenn der Thaw, Sie wider hat erfrischt auffs naw'. Aber er vergleicht auch grotesk, wie es in seiner Zeit Mode ward, das vor Kampfbegierde brennende Herz mit einem Kohlenmeiler oder dem Berg Ätna.

Hiedurch bekommt man Lust, den, der als verspäteter Hans Sachs verrufen wird, mit den modernen Poeten seiner Zeit zu vergleichen. Opitz hat zwei Jahre nach dem Erscheinen der Ungrischen Schlacht sein mit Mythologie und anderm Beiwerk reich ausgestattetes Lob des Krieges Gottes gesungen. Aber der Renaissancepoet hat ein unkriegerisch Stubengemüthe und hat nicht gerne mit dem Feinde zu thun. Denn, sagt er prahlerisch:

Solt' ich, O Marspiter, in Grass gebissen haben,
Wer würde doch ein Lied von dir und deinen Gaben
Erdencken als wie ich? Es ist ja recht und war,

Dass ohne diss sich jetzt der Teutschen Tichter Schaar
Sehr starck zu Felde schreibt: Doch Reime von der Erden
Die taugen nicht für dich. Du wilt gepriesen werden
Von Geistern derer Krafft sich in die Wolcken schwingt.[16])

Wer soll Opitz da glauben, wenn er in dem 'Trostgedichte in Widerwertigkeit des Kriegs' erklärt: 'Wer Kriegestod erkiest, Der hat den schönsten Tod der auff der Erden ist'.[17])

Vogel ist zweifellos wahrer in seinem Heldengefühl. Er hat auch ritterlichen Sinn, seine Krieger halten anständig Rast, würzen das Mahl mit Gesang und Musik. Ganz anders Opitz, der als erschreckter Gelehrter die rohen Horden seiner Zeit betrachtet und sie nicht idealisiren kann; er sagt:

Hat' einer woll gekämpfft, der frass auch nachmals frey,
Und satzte wacker ein das Zähn und Schwarte knackte;
Darauff wann jederman den Wanst recht vollgesackte
Ward gantze Nächte durch auff Deutsch herum geschwecht
Biss an den Lichten Tag, und redlich aussgezecht.[18])

Gleichwohl darf man Vogel nicht zu hoch stellen. Es fehlt ihm an Gestaltungskraft, auch an Geschmack, den Nimbus seiner Helden nicht durch naive Intermezzi zu zerstören. Vielleicht aus der Erkenntniss, dass es zum Verständniss noth sei, gewiss aber auch um gelehrten Anschein zu erwecken, gibt er ausser dem erwähnten 'Register' am Eingang und einem 'Argumentum' von vier Versen vor jedem Actus noch viele Randnoten bei, deren manche wieder gereimt sind; und am Schlusse des Werkes steht noch ein alphabetisches Namenverzeichniss.

Seine Reimkunst ist durchaus voropitzisch. Das Gedicht ist durchgehends in paarweise gereimten Achtsilblern abgefasst. Wenn hie und da mehr oder weniger als acht Silben herauskommen, so ist das gewiss auf ein flüchtiges Versehen zurückzuführen; z. B. S. 8 'Rollen, Register, Cosmographi etc.'[19]) S. 12 'Kleidr, Geschmeid, Trinckgschier

---

[16]) Vgl. dessen Opera, Bresslau 1690 S. 101.

[17]) Ebenda 4. Bd. der Trostgedichte S. 318.

[18]) Ebenda S. 104.

[19]) Das etc.-Zeichen findet sich öfters innerhalb oder am Schlusse des Verses, wird aber nicht mitgezählt.

mancherley Zier etc.' S. 111 'Stubenberg: Kerckering: Geyersberg'. S. 124 (gar zehn Silben) 'In Höltzern vnd Wäldern, mit grossen Sorgn'. Dagegen nur sieben Silben S. 7 'Wischt die Augn: mit grossem Wundr'. S. 17 'Zuckt den Säbl, im grossen Zorn'. Um die gewünschte Gleichförmigkeit der Verszeilen zu erreichen, spart der Dichter die Synkopen nicht. Darin hat er mitunter Unaussprechliches geliefert: S. 11 'Habt Danck ewrs Wundschs, Freunds Stimm, Gotts Stimm'.[20]) Die Reime, sämmtlich stumpf, sind meistens rein. Natürlich reimt öfters ä : e, ö : e, i : ü; aber auch i : e (jhm : bequem), u : o (druntr : besondr); durch die Eigennamen entschuldigt wird: Tübingen : Firmien. Gelegentlich kommt ein Dreireim vor.

Bei solcher Metrik begreifen wir, dass die Anhänger der neuen Kunst Vogel verachteten. Bekannt war er trotzdem bis ins 18. Jahrhundert hinein. Ich verweise nur darauf, dass in Christian Weises 'Anfang eines neuen Lust-Spieles Von Einer zweyfachen Poeten-Zunfft' (gedr. 1682) u. a. auch Jacob Vogel, 'wolverdienter Bader zu Stössen', als Schutzpatron der Zünftler in Vorschlag gebracht wird, und dass Gottsched in seiner 'Lob- und Gedächtnissrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen', gehalten 1739, Vogel mit Hans Sachs, Ringwald und Rollenhagen in eine Reihe stellt.[21]) Die Vngrische Schlacht habe ich jedoch bis jetzt ausser bei Morhof — wo aber der Verfasser nicht genannt wird — nur einmal in einem litterarhistorischen Werke erwähnt gefunden und zwar in dem Buche: De poëtis Germanicis hujus seculi praecipuis dissertatio compendiaria von M. Erdmann Neumeister und Friedrich Brohmann (1695 S. 112).[22]) Die Charakteristik Vogels ist daselbst vorsichtig gehalten: celebris sub initium hujus seculi seu Poëta seu Poëtaster. Hier erscheint auch zum

---

[20]) In den Wandersregeln schreibt er einmal 'Nüchtrnr'! Das konnte wohl Vogel, selbst wenn seine Zunge noch so gut gelöst war, nicht einsilbig sprechen.

[21]) Vgl. dessen Gesammlete Reden, Leipzig 1749 S. 204.

[22]) Darnach citiren ungenau die 'Ungarische Schlacht' Zedler Univ.-Lexicon Bd. 50. 1746 Sp. 182) und Jöcher (Bd. 4. 1751 Sp. 1690).

ersten Male, soviel mir bekannt, der Ausdruck 'Saal-Badereyen' in Verbindung mit Vogel.

Erst Herder brachte den Verfasser des Schlachtgesangs wieder zu Ehren, ohne ihn bei Namen nennen zu können. Mich dünkt, wer auch nur mit éinem Liede nach Jahrhunderten noch fortlebt, der verdient in der Litteraturgeschichte eine rühmlichere Stelle, als sie Vogel bisher fand. Und ich hoffe diese Stellung noch befestigen zu können.

Graz. Ferdinand Eichler.

Carl Friedrich Reibehand und Gottsched.

Der Name Reibehand ist in der deutschen Theatergeschichte übel berüchtigt; er wird als der Name eines 'Afterprincipals der niedern Komödie' genannt, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Erfolg Versuche gemacht haben soll, 'den Geschmack zu verderben, Sitten zu beleidigen und dem Auf- und Fortkommen des gereinigten Schauspiels zu schaden.'[1]) Reibehand war ursprünglich Schneider von Profession, entzog sich aber, wie Schütze sagt, 'unberufener Weise' einem der Gesellschaft nützlichen Handwerke, um das Komödiantenhandwerk zu cultiviren. 'Mit einem Lorenz in Compagnie dirigirte er zuerst hölzerne Marionetten, nachher lebendige Maschinen, die er zu Haupt- und Staatsactionisten, Possenspielern und Volksnarren dressirte. Seit 1734 bestand seine Truppe, 1752 im September und Dezember, 1753 im Januar suchte er, mit einem preussischen Privilegium versehen, Hamburg heim. Er spielte hier Burlesquen, Haupt- und Staatsactionen, grosse italienische Schattenspiele, daneben aber auch Molieresche Stücke und regelmässige Trauerspiele.'[2]) Unter den letzteren findet sich auch Gottscheds 'Sterbender Cato'. Diese Angabe Schützes finde ich bestätigt durch einen vor mir liegenden Reibe-

---

[1]) Schütze, Hamb. Theatergeschichte S. 83.

[2]) Ebenda S. 83 f.

handschen Theaterzettel vom 15. November 1752, wonach wirklich 'auf hohes Begehren', wie es heisst, 'ein aus dem ersten Theile des Hrn. Professors Gottscheden genommenes und in fünf Aufzügen bestehendes Trauer-Spiel, in Versen, Betitult: Der für die Freiheit ROMS willigst sterbende CATO' aufgeführt wurde. 'Den Beschluss machet ein Tantz und lustiges Nach-Spiel, genannt: Der doppelte Arlequin', heisst es weiter auf dem Zettel. Dieser Harlekin macht die Echtheit des Reibehandschen Gottschedianismus einigermassen verdächtig. Aber es scheint doch eine andere Kundgebung ihn zu stützen. Es erschien nämlich im Hamburgischen Correspondenten vom 24. August 1746, Nr. 134, folgendes Schreiben:

Hochgeehrter, Hochgelahrter,
Insonders Hochgeehrtester Herr Correspondent!

Ich habe mit grossem Leidwesen aus Ew. Hochedl. Blättern ersehen, dass Dieselben jüngst ein vortrefliches theatralisches Stück, die allemanischen Brüder, sehr herumgenommen haben, gerade da ich es der galanten und Theaterliebenden Welt vorstellig machen wollte, und schon die Rollen unter die Acteurs ausgetheilt hatte. Als ein erfahrener Sächsischer Schauspieler muss ich doch wissen, was ein schönes Stück ist, oder nicht, zumal da ich die Regeln des Theaters seit kurzem von einem Comedianten erlernt, der vordem auch bey mir gewesen, und sie aus der Critischen Dichtkunst erlernt hat. Ich führe seit der Zeit kein Stück auf, das nicht die gehörigen fünf Acte hat; ich spiele die Banise in Versen von Wort zu Wort, wie sie in der deutschen Schaubühne steht, und habe zwey hochberühmte und geschickte tragische Poeten ersucht, mir mit ihren geschickten Arbeiten an die Hand zu gehen, und meine herrlichen Haupt- und Staatsactionen vor allen Dingen in Regeln zu bringen. Beyde haben sich dazu gütigst disponirt finden lassen. Der eine arbeitet schon an dem durchlauchtigsten Waldmanne oder dem Sohne seiner eigenen Thaten, weil diese Historie der galanten Welt fast ebenso geläufig, als die Banise ist, und der andere hat den Nepomuck vor sich genommen, weil in der prosaischen Elaboration schon so viel mal O und Ach steht, dass er nicht viel Affect mehr hinein zu bringen brauchet, und er dem O und Ach besonders geneigt ist. Jeder verspricht mir, binnen vier Wochen sein Stück zu liefern, und ich werde die Liebhaber theatralischer Vorstellungen sodann nicht länger darauf warten lassen. Nur zu regelmässiger Umarbeitung meiner galanten und extra feinen mit lustigen Einfällen und bonsmots durch und durch vermengten Burlesquen

fehlt mir ein tüchtiger Kopf. Ich habe den Unerträglichen und die Poeten, zwei extra sehenswürdige Burlesquen oder Lustspiele gesehen, und wenn die Verfasser davon die Gütigkeit haben wollten, meinen Doktor Faust, meinen Harlekins Hochzeitsschmaus u. s. w. in Regeln zu bringen, so würde ich ihnen sehr viel Obligationen davor haben. Die ganze Arbeit kömmt nur darauf an, dass die Stücke in fünf Acte abgetheilt werden, das Theater nicht verändert und nicht leer gelassen wird, die Historie nicht über einen Tag währt, und der Harlequin herausgebracht wird; doch möchte ich gerne so etwas ähnliches darinnen haben, wie es auch schon in obgemeldeten Comedien, und vornehmlich in den itzt so beliebten Pastoralen, oder Schäferspielen an den sogenannten satyrischen Schäfern zu finden ist. Da ich Ew. Hochedlen für disponirt halte, mir meinen Verdruss durch eine Gefälligkeit zu vergüten, so vermögen sie es doch bey Ihro Hochedelgebohren dem Herrn Herausgeber der deutschen Schaubühne dahin, dass er bey diesen geschickten und vortreflichen Acteurs ein gutes Wort für mich einlegt, die um so viel mehr sein Wort achten werden, da sie nach seinen Regeln elaborirt haben. Ich mache mich dafür anheischig, aus seiner Schaubühne alle Original-Stücke, nur die Stücke der Frau Professorin, und noch einige andre Stücke ausgenommen, als welche für die deutsche galante und Theater liebende Welt gar nicht sind, mit ehesten auf meinem Theater zu repräsentiren, wiewohl ich mich auch allenfalls noch zur Panthea entschliessen wollte, weil mir dieses Stück passable gefällt. Sie werden dadurch sehr obligiren

Ew. Hochedlen,

unterthänigsten Diener,

Carl Friedrich Reibehand,

berühmten Sächsischen Haupt- und Staats-Actionenspieler.

Hier haben wir dem Anscheine nach ein Seitenstück zu dem Briefe des bekannten Hanswurstspielers Franz Schuch, den Danzel in seinem Buche über Gottsched (S. 163 f.) mittheilt. Danzel bemerkt zu dessen an Gottsched gerichteten Schreiben: 'Es kann wohl keinen schlagendern Beweis geben, welche Herrschaft Gottsched ausübte, als dass selbst der Mann, bei welchem sich die Burlesken am längsten erhielten, und den Lessing noch zwölf Jahre später in Breslau in denselben bewunderte, um sich seiner Gunst zu versichern, ins Horn der Classicität stösst'. Danzel zeigt dann, dass es Schuch damals (1748) wirklich Ernst mit der Sache gewesen sei; er habe sogar Gottscheds

zweites Trauerspiel 'Die parisische Blut-Hochzeit' (im 6. Theil der deutschen Schaubühne 1745) aufgeführt.

Obwohl nun gerade im Hinblick auf Schuchs Anwandlung es nicht undenkbar wäre, dass auch Reibehand zwei Jahre früher schon sich in Gottscheds Arme geworfen hätte, zumal wenn er wirklich 1746 Grimms Banise (im 4. Theil der deutschen Schaubühne) aufführen liess, wie er später den 'Sterbenden Cato' spielte, so bezweifle ich doch, dass das Reibehandsche Schreiben völlig ernst zu nehmen ist; ich vermuthe vielmehr, dass er nur — mit oder ohne Wissen — seinen 'berühmten' Namen hergeben musste, um Gottsched und seine Jünger zu verhöhnen; die ganze Haltung des Schreibens, Form und Inhalt sind ironisch.

Das Schreiben knüpft an eine Recension des Correspondenten an; Benjamin Ephraim Krügers Trauerspiel 'Vitichab und Dankwart, die Allemannischen Brüder', das Gottsched zum Druck befördert hatte, war einige Wochen früher (in Nr. 113) sehr hart beurtheilt worden; der Dichter hatte hier eine derbe Züchtigung dafür erhalten, dass er sich unterstanden, 'die berühmte Frau Professorin Gottsched dabey gleichsam zu seiner Hebamme zu machen.' Er habe dieser 'Hochedelgebohrnen Frauen, seiner hochgeschätzten Gönnerin', wie er sie nennt, sein Trauerspiel poetisch zugeeignet, und zugleich habe er auch eine Zuschrift in Prosa 'an eine leipzigische Magnifizenz' drucken lassen, welche aber ihr Dasein unstreitig nur seiner Erfindung zu danken habe. Denn wie könne man es sich nur als wahrscheinlich vorstellen, dass in Leipzig ein Gelehrter, ja gar ein Magnificus wäre, der, wie das Ende der ungebundenen Zuschrift sage, die besondere Güte für Herrn Krüger gehabt, und den Druck eines solchen Geschmiers ausgewählt hätte. 'Diese hermaphroditische Zuschrift, sagt der unbekannte Kriticus, ist so elend und so kurzweilig, als das Trauerspiel selbst ist. In jener findet man so kriechende und unverschämte Lobsprüche, als man nie von einem Schmeichler auch nicht einmal von einem Gratulanten, sondern nur von einem Schmarotzer hören wird. Er rühmt die Panthea der Frau Professorin sehr weitläuftig. Da doch das unbarmherzige Gericht, welches die Schweizer über dieselbe

ergehen lassen, leider! bekannt ist. Er versichert, dass Danzig Ursache hätte, mit der Frau Professorin so gross zu thun, als Spanien mit seinem Seneca, Griechenland mit seinen Dichtern, Frankreich mit dem Corneille, Racine und Voltaire, und England mit dem Addison'. — Die Kritik schliesst (in Nr. 114) mit dem Wunsche: 'Möchten doch alle Druckerpressen in Leipzig alsdann allemal lahm sein, wenn man das Papier und unser Vaterland mit der Herausgabe solcher Trauerspiele, als die allemannischen Brüder, die pariesische Bluthochzeit, die asiatische Banise und noch viele andere sind, besudeln will'. Für die Verfasser dieser Recension hielt der betroffene Krüger, wie aus der Anzeige seiner Gegenschrift in Nr. 180 des Hamburgischen Correspondenten von 1746 hervorgeht, Kästner und Mylius.

In dem Schreiben des 'erfahrenen' und 'berühmten Sächsischen Haupt- und Staatsactionenspielers' nun, das wie gesagt an diese Kritik anknüpft, werden der 'Unerträgliche' und die 'Poeten' als 'extrasehenswürdige Lustspiele' bezeichnet. 'Der Unerträgliche', Hamburg 1746 erschienen, hat aber Christlob Mylius zum Verfasser. Lessing hat bekanntlich in der Vorrede zu seiner Sammlung der Vermischten Schriften seines Freundes eröffnet: 'Es sollte eine persönliche Satyre sein, muss ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo ebenso schlecht, als dort [in den 'Ärzten'] mit der Gattung. Denn mit wenigem alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiss nicht, ob so glücklich oder so unglücklich, dass sein ganzes Stück darüber unerträglich ward'. Gegen wen sich diese 'persönliche Satyre' richtete, verrieth Lessing nicht: vielleicht stand sie zu der hier berührten Angelegenheit in Beziehung.

Auch 'Die Poeten' können dem Titel nach eine persönliche Satyre sein und werden es wegen der Zusammenstellung mit dem 'Unerträglichen' sein. Dürfen wir dabei an Chr. F. Weisses 'Poeten nach der Mode' denken? Das satyrische Stück soll erst 1751 entstanden sein; allerdings vermuthe ich seine Entstehung vor Klopstocks Auftreten, obwohl Weisse in der Selbstbiographie (S. 25) sagt, er habe neben den Gottschedianern und den elenden Nachahmern

Bodmers auch die Klopstocks treffen wollen. Gerade um das Jahr 1750 aber war Weisse besser mit Gottsched befreundet, als er in der Autobiographie eingesteht, und so könnte sein Lustspiel in die erste Leipziger Zeit fallen.

Wie dem auch sei, ob das 1746 erschienene Lustspiel 'Die Poeten' einen Zusammenhang mit Weisses 'Poeten nach der Mode' hat oder nicht — was ich nicht nachprüfen kann —, jedenfalls weist die Anpreisung des 'Unerträglichen' im Reibehandschen Schreiben auf denselben Kreis 'loser Freunde in Leipzig', welchem Krüger die Verfasserschaft der gegen ihn gerichteten Recension zuschrieb. Daran schliesst sich die Folgerung, dass dieselben, welche Krüger das Dichten für alle Zeit verleideten, auch den Namen Reibehands missbrauchten, um Gottsched zu verspotten. Auf diesen fällt ironisches Lob, auf Frau Adelgunde ironischer Tadel: die Anerkennung der Gottschedin durch Mylius hat etwas Wahrscheinliches. Treffen diese Vermuthungen das Richtige, so war Kästner kaum so unschuldig an der Sache, wie ihn der Hamburgische Correspondent in der Besprechung der Krügerschen Schrift 'Nöthige Ablehnung des Scherzes über die Allemannischen Brüder, welchen ein paar lose Freunde aus Leipzig in den Hamburgischen Correspondenten einrücken lassen' (Wittenberg 1746) hinstellt. Allerdings hat Kästner auch selbst seine Betheiligung geleugnet. Zu einem Epigramm An den Verfasser der allemanischen Brüder:

Du schimpfst auf mich, weil mein verwegnes Lachen
Dich und dein schönes Werk entehrt.
Wann hätt' ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Sehn und Lesen werth.

machte er die Anmerkung: 'Eine scharfe Beurtheilung dieses Stücks ward in eine auswärtige Zeitung eingerückt. Krüger hielt irrig mich für den Verfasser, und handelte nach dem irrenden Gewissen eines beleidigten elenden Schriftstellers.'[3])

Noch bei einem Punkte möchte ich Halt machen. Die losen Freunde lassen Reibehand von seinem Doctor Faust sprechen. In der That hat Reibehand diesen aufführen lassen, und zwar — wie ein Blick auf den von v. Reden-

[3]) A. G. Kästners Ges. poet. u. pros. schönwissenschaftliche Werke, Berlin 1841, 1, 17.

Esbeck in seinem Buche über Caroline Neuber (Leipzig 1881) wiedergegebenen Theaterzettel vom 7. Juli 1738 leicht erkennen lässt — nicht schlechter als die Neubersche und Schrödersche Gesellschaft. Es sind zwei Theaterzettel vom 24. November und 5. December 1752 erhalten, von denen ich einen hier mittheilen will.

Mit Bewilligung
Eines Hoch-Edlen und Hoch-Weisen Magistrats
Wird heute von der
Preussischen Reibehandischen
Gesellschaft
Deutscher Schauspieler
Auf ihrer Schau-Bühne in der grossen neuerbauten Bude auf dem Pferdemarkt
Aufgeführt werden
Eine bekannte, doch in vielen Stücken verbesserte Tragische, und mit genugsamer Lustbarkeit untermengte
Haupt-Action,
Betitult:
Ex nimia Doctrina subinde interitus sequitur,
Das ist:
Aus allzugrosser Gelehrsamkeit folget bisweilen der Untergang
Oder:
Das wundervolle und erstaunliche Leben und das betrübte Ende des Weltberühmten Nicromantici
D. Johannis Fausti.

Mit Arlequin, einem vom Echo vexirten Wandersmann, listigen Advocaten bey dem Processe eines Müllers, lustigen Studenten-Jungen, einfältigen Schwarzkünstler und betrübten Nachtwächter.

Vor der Action ist zuerst ein Prologus, in welchem eine Hölle vorgestellt wird, wo Charon erscheint, sich über die sich täglich verringernde Überfahrt derer von den Leibern abgeschiedenen laster- und boshaften Seelen beklaget; zu demselben kommt Pluto und vernimmt die Ursache seines Unwillens: citirt darauf die Einwohner des unterirdischen Reiches, und befiehlt denenselben, sich nach der Ober-Welt zu verfügen, und durch ihren Fleiss viele zu verführen; absonderlich bekommt Mephistophiles Befehl Fausten ins Netz zu locken, welches er auch verspricht.

Den Beschluss macht ein lustiges Nachspiel in Versen
Genannt:
Herzog Michel.

Der Anfang ist präcise 5 Uhr, die Person zahlet auf den Logen 1 Mark 8 ssl., Im Parterre vorne an 1 Mark, Auf der

Gallerie-Loge 12 ssl., im Mittel-Platz 8 ssl., und auf dem letzten Platz 4 ssl.

Wer sich beym Eingange nicht aufhalten will, kann bis Nachmittags um 3 Uhr auf des Directors Logis, vom Alsterthor zur linken Hand in dem Eck-Hause auf dem Pferde-Marckt bey dem Rasche-Macher Hrn. Looff, eine Treppe hoch, Billets abholen lassen.

Freytags, den 24. November, 1752.

Der Zettel hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem einer in Frankfurt 1741 und 1742 spielenden Gesellschaft 'hochdeutscher Comödianten', welchen Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust S. 9 f. mittheilt. Am 5. Dezember wurde Reibehands Vorstellung 'auf vieler Liebhaber besonderes Verlangen', wie es auf dem Theaterzettel heisst, wiederholt, wahrscheinlich ohne den 'Prologus'; wenigstens ist hierüber nichts bemerkt. Der 'Herzog Michel' ist bekanntlich von dem Berliner Johann Christ. Krüger (nicht zu verwechseln mit Benjamin Ephraim Krüger aus Danzig, dem Dichter der 'Allemannischen Brüder') verfasst; vgl. über dies Nachspiel: Lessings Hamb. Dramaturgie 83. Stück.

Hamburg. Fritz Winter.

Ein Brief Lessings.

Mein allerliebster Herr von Breitenbauch,

Ich will nun aber nicht dispensirt seyn, Ihnen zu antworten. Schreibe ich denn etwa so ungern, dass Sie mir durch diese Dispensation eine wichtige Gefälligkeit zu erweisen, glauben dürfften? Sie sind mir der rechte! Ich dürfte sie nur annehmen, dürfte Ihnen nur nicht antworten, wie bitter würden Sie mich vor dem Gerichte unserer gemeinschaftlichen Freunde verklagen! Gleich dem Erzverführer, der alten Schlange, dem Satanas, welcher die armen Menschen zu sündigen verleitet, und sie hernach — — Nein, die Vergleichung wird zu tragisch! Ich lenke ein und komme auf Ihre [ihre] Inclination, die Sie hier in Leipzig zurückgelassen. Sie denken ich meine die Madame K**? Wahrhaftig nicht, ich meine die Bretzeln. Ohne diese in Leipzig zu leben, würde Ihnen, glaub ich, schmerzhafter seyn, als es dem reichen Manne wird, in der Hölle ohne einen Tropffen Wasser zu

schmachten. — Schon wieder ein Gleichniss aus der Hölle? Merken Sie es mir nun bald an, dass ich an meinem D. Faust arbeite? Sie sollten mich in einer mitternächtlichen Stunde darüber sinnen sehen! Ich muss zum Entsetzen aussehen, wenn sich die schrecklichen Bilder, die mir in dem Kopfe [Kompfe] herumschwärmen, nur halb auf meinem Gesicht ausdrücken. Wenn ich selbst darüber zum Zauberer oder zum Fanatiker würde! Könnten Sie mir nicht Ihre [ihre] melancholische Einbildungskraft manchmal leihen, damit ich die meine nicht zu sehr anstrengen dürfte? Ob Sie sie über die Prophezeyungen Daniels spintisiren, oder mir an meinem Faust helffen liessen, das würde wohl auf eins herauskommen. Es sind beydes Wege zum Tollhause; nur dass [das] jener der kürzeste und gewöhnlichste ist. Ich verspare die Ausarbeitung der schrecklichsten Scenen auf England. Wenn sie mir dort, wo die überlegende Verzweiflung zu Hause ist, wo mehr als irgend die Unglücklichen

— when they see all hope of fortune vanish'd,
submit and gain a temper by their ruine;

wenn sie mir, sag ich, da nicht gelingen, so gelingen sie mir nirgends. — Ich citire Ihnen deswegen eine englische Stelle, die Sie nicht verstehen, um mich wegen der unverständlichen Stellen, die in Ihrem [ihrem] Briefe sind, zu rächen. Eine Sprache, die man nicht versteht, und eine Hand, die man nicht entziffern kan, gehen in Ansehung der Deutlichkeit in einem Paar. Sie können doch noch den Herrn Moses oder den Herrn Müchler um die Verdollmetschung bitten, mir aber kann den ähnlichen Dienst hier niemand erzeigen, auch nicht einmal mein Setzer in der Druckerey.

Leben Sie wohl, und nehmen Sie mir meine Narrheit nicht übel, dass ich gern alles möchte lesen können, was mir meine Freunde schreiben. Ich bin, mit aller Hochachtung für Ihre [ihre] gelehrte Hand

Dero

Leipzig den 12. December 1755. gehorsamster Diener GE. Lessing.

Vorstehender Brief ist mir durch die collegiale Freundlichkeit Zarnckes und die Güte des Besitzers Rudolf Brockhaus mitgetheilt worden. Ich habe ihn zunächst in der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung vom 10. Februar 1889 zum Abdruck gebracht und für weitere Kreise commentirt. Die Wiederholung des Textes an dieser Stelle wird den Fachgenossen willkommen sein.

Der Quartbogen zeigt im Siegel ein verziertes L und ist adressirt à Monsieur Monsieur de Breitenbauch seigneūr

de Scortleben à Berlin p. couv., war also eingelegt, sehr wahrscheinlich in den Brief an Ramler vom vorigen Tage. Lessings freundschaftlicher Verkehr mit Georg August von Breitenbauch (1731—1817) war bisher nur durch mittelbare Urkunden bezeugt, welche feststellten, dass der früh verwaiste thüringische Gutsbesitzer, der später eine überaus fruchtbare Schriftstellerei als dilettantischer Historiker und Anthropolog entfaltet hat, 1754 dem Berliner Kreise Lessings beitrat, als gereister, gebildeter und launiger Mann willkommen war und sein Talent für lustige Caricaturen des Stifts und der Radirnadel gern in den Dienst litterarischer Scherze stellte, wie ihn denn Nicolai sogar zum Illustrator eines Lessing-Nicolaischen Heldengedichts auf Gottsched stempeln möchte. Doch weist Breitenbauch, im Juli 1794 für Zusendung des Briefbandes dankend, zugleich diese Behauptung zurück: 'Mit Vergnügen habe ich meinen Namen in den Anmerkungen gelesen, aber Verfasser irrt sich ganz in der Person, indem ich niemals dergleichen Zeichnungen entworfen habe' (vgl. Nicolais Anm. 20[2], 22). Dagegen zeigen die Briefe an Nicolai, 1783—1804, den schreibseligen Herrn zu Bucha bei Artern nicht allein sehr auf anerkennende Besprechungen der Berliner Recensiranstalt erpicht, sondern auch unermüdlich beflissen, sein eigenes Konterfei in der Allgemeinen deutschen Bibliothek anzubringen. Flüchtig nur gedenkt er der alten Tage und betheuert (22. Juni 1797): 'Die Erinnerung der mir durch die verewigten Männer Lessing und Mendelssohn verschafften ehrenvollen Bekanntschaft mit Ihnen wird mir unvergesslich bleiben'. Nicolais Nachlass auf der Königlichen Bibliothek in Berlin erhebt auch Lessings Verdächtigung der Breitenbauchschen Handschrift über allen Zweifel; dass er selbst dem 'Setzer' manche Pein bereitete, weiss jeder, der Lessingsche Manuscripte, es müsste denn das saubere Mundum der 'Minna' sein, einmal vor Augen gehabt hat.

Breitenbauch scheint im Herbst 1755 mit Lessing nach Leipzig gegangen zu sein. Moses Mendelssohn fragt damals (S. 20 f.): 'Was macht unser rechtschaffne Herr v. Breitenbauch? Werden wir ihn bald wieder zu sehen

bekommen? Wenn er doch den Pr. Gottsched in Kupfer stechen wollte? Ich möchte ihn so gern sehen. Dieses Bild könnte auch eine Vignette vor Hrn. Lessings Abhandlung vom Lachen abgeben. Thun Sie es ja, mein Herr v. Breitenbauch.' Er muss von Leipzig aus mit Moses correspondirt haben, denn dieser (S. 27) weiss durch ihn, dass Lessing der alten Lockung des Umgangs mit dem Theatervölkchen wieder erlegen ist, und steckt bedenkliche Mienen auf. Er erwähnt ihn am 7. Dezember als in Berlin anwesend, doch schon der nächste Januar sah Breitenbauch nicht mehr in dem vertrauten Cirkel: er müsse sich ganz in seine Händel, die Gutsgeschäfte, verloren haben, meldet Moses (S. 34) an Lessing. Sein Interesse für morgenländische Dichtung und Geschichte rief die neckende Anspielung auf den Propheten Daniel hervor und die räthselhafte Madame K** dürfte vielleicht an der Spitze der Leipziger Truppe zu suchen sein, also Madame Kochin heissen. 'Herr Müchler' ist der in den Briefen wiederholt erwähnte J. G. Müchler, später Professor in Stargard und Director des Schindlerschen Waisenhauses in Berlin, als 'ehemaliger Jugendfreund' noch 1803 zu Gast in Bucha. Daniel Jacoby erinnert mich daran, dass Lessings Hinweis auf Müchler als Kenner des Englischen seinen guten Grund hat, da dieser 1756 sowohl D. Fordyces Anfangsgründe der Philosophischen Sittenlehre als J. Harris Drey Abhandlungen deutsch herausgab, solcher Dolmetschthätigkeit treu blieb (1774 ff. Patersons Empfindsame Reisen) und 1782 ein Englisches Lesebuch für Anfänger veröffentlichte. 1789 besorgte er als Freund die Kleinen philosophischen Schriften Mendelssohns. Seine Berliner Wochenschriften Das Chamäleon und Der Erzähler hat Jacoby nicht auftreiben können. Der Sohn Karl ist als rühriger Schriftsteller bekannt.

Unser Brief erzählt von Lessings 'Doctor Faust' und übermittelt uns die früheste Nachricht des Dichters selbst, während wir bisher auf spöttische Fragen Mendelssohns vom 19. November 1755 als Ausgangspunkt angewiesen waren. Auf den Brief an Breitenbauch spielt derselbe Freund am 26. Dezember 1755 an (S. 28): 'Reisen Sie immer! Reisen Sie die Welt durch! Lernen Sie tausend

Narren kennen, um sie von noch grösseren Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen! Machen Sie in Engelland Doktor Fauste, in Italien Lustspiele' — nach Goldoni (vgl. 20[1], 47 f.) — 'und in Frankreich Lieder, ich will indessen hier bleiben und vor Langeweile Ihre Schriften lesen.' Ich bin in der angenehmen Lage, meine Auffassung dieser Probleme vollauf bestätigt zu sehen. Nicht um einen 'bürgerlichen' modernisirten Faust handelt es sich damals, sondern ganz unleugbar einzig und allein um den alten Doctor Johann Faust, um ein Stück mit 'Teufelei', und ob Lessing, der gern die Absicht für die Ausführung nahm, vom mitternächtlichen Sinnen schon zu weiterer Ausarbeitung geschritten war, steht nach wie vor dahin. Der Hinweis auf England endlich, den ein Citat — woher? — verstärkt, bedeutet mehr als einen scherzhaften Fingerzeig, Lessing wolle seinen Faust auf der mit dem jungen Winkler geplanten Reise im Lande des Spleen und der Selbstmorde vollenden, sondern wir mögen auch hier schon jener berühmten Sätze gedenken, mit denen 1759 die Litteraturbriefe den Abdruck eines Faustfragments einleiten, jener Sätze, welche die Verwandtschaft des älteren deutschen Volksdramas mit dem Genie Shakespeares behaupten und als neues Ideal der Bühne die Rückwendung zu den stammverwandten Vettern predigen. Dachte Lessing bei der 'überlegenden Verzweiflung' an Hamlet?

Berlin. Erich Schmidt.

Noch einmal Lessings Gedicht: Das Muster der Ehen.

Mein Freund Robert Boxberger hat, gleich nachdem er meinen Aufsatz über Lessings Gedicht Das Muster der Ehen (Vierteljahrschrift 1, 492) gelesen, mich auf das 113. der von Goedeke herausgegebenen geistlichen und weltlichen Lieder von Hans Sachs hingewiesen. Dies einer eigen-

händigen Handschrift des Dichters entnommene Lied von drei Strophen ist betitelt 'Was die e gut mach' und beginnt:

> Alphonsum, den künig, tet fragen
> ein graf, wan eleut fritlich sint?
> 'Wan der man taub wirt', tet er sagen,
> 'und wan das weibe gar erblint.'

Der Graf bittet dann um Erklärung dieses Ausspruches, und der König gibt sie in den beiden andern Strophen.

Goedeke hat dem Liede folgende Anmerkung beigefügt: 'Aus den Dictis Alphonsi regis Arragoniae in Plutarchs Sprüchen von Eppendorf, S. 589. Auch von Lessing behandelt: Das Muster der Ehen (Maltzan I 133).'

Diese Anmerkung veranlasste mich in dem berühmten Werke De dictis et factis Alphonsi regis Aragonum libri quatuor nachzusehen, welches der italienische Humanist Antonio degli Beccadelli, gewöhnlich nach seiner Vaterstadt Palermo Antonius Panormita genannt, verfasst hat, und da fand ich den 7. Abschnitt des 3. Buches also lautend:

> Matrimonium ita demum exigi tranquille et sine querela posse dicebat [sc. Alphonsus], si mulier caeca fiat et maritus surdus.

Hierzu gibt Jakob Spiegel, der zu dem Werke Scholien geschrieben hat[1]), folgendes Scholion:

> Innuens, opinor, foemeinum genus obnoxium esse zelotypiae, atque hinc oriri rixas et querimonias, rursum maritis permolestam esse uxorum garrulitatem, qua molestia cariturus sit, si fiat surdus, nec illa vexabitur adulterii suspitione, si careat oculis. Sic interpretatur magnus noster Erasmus. Quanquam id dicti Pontanus ille quoque magnus vir tribuit ipsi Antonio Panormitae libro tertio de Obedientia, et de Sermone tertio. Sic enim ait: Antonium Panormitam, cum ab eo quaereretur, quibus maxime opus esse iudicaret ad connubii tranquillitatem, respondentem audivi, nullas nec quietas nec felices satis nuptias esse posse, praeterquam si vir surdus esset, uxor vero caeca, ne altera videlicet inspiceret,

---

[1]) Antonii Panormitae de dictis et factis Alphonsi regis Aragonum libri quatuor. Commentarium in eosdem Aeneae Sylvii, quo capitatim cum Alphonsinis contendit. Adiecta sunt singulis libris Scholia per D. Iacobum Spiegelium. Basileae 1538. 4°. — Spiegels Dedication an Kaiser Karl V. und dessen Bruder König Ferdinand I. ist vom 3. Mai 1537 datirt.

quae a marito intemperanter fierent plurima, alter ne[2]) audiret obgannientem assiduo domi uxorem.

Die angeführte Interpretation des Erasmus findet sich in seinem Werk: Apophthegmatum ex optimis utriusque linguae scriptoribus collectorum libri VIII. In das letzte Buch hat Erasmus nämlich eine Anzahl Aussprüche des Königs Alfons aufgenommen und darunter auch — als vierten — den obigen mit ein paar kleinen sprachlichen Änderungen und mit beigefügter Erklärung:

Idem dicere solet, ita demum matrimonium tranquille citraque querimonias exigi posse, si maritus surdus fiat, uxor caeca: innuens, opinor, etc. etc.[3])

Die beiden Stellen aus den Werken des Joannes Jovianus Pontanus (Giovanni Gioviano Pontano), des jüngern Zeitgenossen und Freundes des Antonius Panormita, welche Spiegel citirt, aber nicht einzeln ihrem Wortlaut nach mitgetheilt, aus welchen er vielmehr eine gemacht hat, mögen hier folgen.

De Obedientia liber III, cap. II.

Antonium Panormitam, cum ab eo quaereretur, quibus maxime opus esse iudicaret ad connubii tranquillitatem, respondentem audivi, nullas nec quietas, nec felices satis nuptias esse posse praeter quam si vir surdus esset, uxor vero caeca.

De Sermone liber III, cap. XVII.

Antonius Panormita, suavis admodum vir, interrogatus, ad rem uxoriam iucunde concorditerque agendam quibusnam maxime opus esse duceret, sumpto argumento a frequentia molestiarum ac magnitudine, quae in vita contingerent coniugali, duobus tantum opus esse respondit, vir ut aurium surditate teneretur, uxor vero ut oculis esset capta, ne altera videlicet inspiceret, quae a marito intemperanter fierent plurima, alter ne audiret obgannientem assiduo domi uxorem.

Nach vorstehenden Mittheilungen braucht also Lessing auf den Schluss seines Gedichtes Das Muster der Ehen

---

[2]) Die Worte alter ne fehlen bei Spiegel.

[3]) 'Plutarchs Sprüche von Eppendorf', wie Goedeke a. a. O. kurz citirt, sind eben die Apophthegmata des Erasmus in der Übersetzung, die 1534 zu Strassburg erschien und betitelt ist: Plutarchi von Cheronea und anderer kurtz weise und höfliche Sprüch .... Neulich durch Heinrich von Eppendorf uss dem Latin in Teutsch verdollmetscht. Vgl. J. F. Degen, Litteratur der deutschen Übersetzungen der Griechen 2, 329 ff., Nachtrag S. 279 ff.

keineswegs gerade durch Reusners Emblema gekommen zu sein.

Boxberger hat mich auch noch wegen der letzten Zeile des Lessingschen Gedichtes auf Lessings Brief an seinen Bruder Karl vom 31. Dezember 1771 verwiesen, in welchem Lessing schreibt: 'Wenn im zweiten Theile die Erzählung Das Muster der Ehen noch nicht abgedruckt ist, so soll es mir lieb sein. Denn ich kann nicht begreifen, wie vom Anfange an die letzte Zeile so ganz widersinnig abgedruckt worden. Es muss nämlich nicht heissen:

Die Frau war taub, der Mann war blind,

sondern umgekehrt:

Der Mann war taub, die Frau war blind.

Ändere das also, wenn es noch Zeit ist.'

Weimar. Reinhold Köhler.

Wer ist der Verfasser des Sinngedichts: Jupiter an die Götter und Menschen?

Muncker hat in seiner Bearbeitung des Lachmannschen Lessing 1, 49 f. mehr kühn als glücklich den Text mit einem recht geschmacklosen Epigramm auf den grossen König zu bereichern versucht. Der einzige Grund, der sich für die Aufnahme dieses apokryphen Stückes in Lessings Werke anführen liess, war der, dass es in zwei Sammlungen Gleimscher Kriegslieder, welche älter sind als die bekannte mit Lessings Vorrede und mit Melodien, unter der Chiffre L. abgedruckt ist. Ich lasse die Frage nach dem Verhältniss dieser zwei Sammlungen, die beide in doppelter Ausgabe existiren, zu den ersten Einzeldrucken der Kriegslieder in Quart hier aus dem Spiele; man kommt dabei über Vermuthungen nicht hinaus, da weder die Messkataloge noch die Briefwechsel Lessings und Kleists mit Gleim Aufschluss geben. Wenn Muncker vermuthet, Lessing habe allein oder gemeinsam mit Kleist die erste Sammlung in Druck gegeben, so scheint mir auch hierfür jeder Anhaltspunkt zu

fehlen, abgesehen von der nichts beweisenden Thatsache, dass ihr Verleger, der Stuttgarter Joh. Bened. Mezler, auch der Verleger der 'Kleinigkeiten' ist. Es hätte aber nichts gefruchtet, dem gewiss von vielen getheilten Zweifel an der Echtheit des fraglichen Epigramms öffentlich Ausdruck zu geben, solange die Unechtheit sich nicht wirklich erweisen liess, und die Versuche, einen Weg zu solchem Beweise zu finden, schienen anfangs aussichtslos. Ein merkwürdiger Zufall hat ihn jetzt entdecken lassen. Mir fiel ein Exemplar einer längst vergessenen hamburgischen Wochenschrift in die Hände, die unter dem Titel 'Zum Vergnügen. Ein Wochenblatt für die Toiletten und Theetische' in sechs Theilen, Hamburg und Leipzig 1758—1760 herausgekommen ist[1]), und beim Durchblättern derselben zeigte sich zunächst 1, 96 (11. Stück vom 27. Februar 1758) das angeblich Lessingsche Epigramm ohne die erste der beiden von Muncker aus seiner Vorlage wiederholten Überschriften 'Sinngedicht auf Se. Preussische Majestät', aber mit der Chiffre L**; dann S. 168 (20. St. vom 30. März 1758) eine französische Übersetzung desselben von einem Ungenannten, die nach einer beigefügten Anmerkung dem 36. Stück der Berlinischen privilegirten Zeitung entnommen sein sollte.

Das Verfolgen dieser Spur führte weiter zu dem ersten Druck des Originals; denn die Vossische Zeitung von 1758 enthält nicht allein an der angeführten Stelle den französischen Text, sondern auch im 11. Stück vom 26. Januar den deutschen, also mehrere Monate vor Munckers erstem Druck, der nach Ausweis des Messkatalogs erst in der Michaelismesse 1758 erschienen ist. In dem Artikel 'Von gelehrten Sachen' berichtet das Blatt über die Feier von Königs Geburtstag im Joachimsthalschen und im französischen Gymnasium. Dann heisst es wörtlich: 'Auch bei Auswärtigen sind die hohen Eigenschaften unseres Verehrungswürdigsten Monarchen, sowie die grossen Begebenheiten, welche den Ausgang des vorigen Jahres so

[1]) In Carl Jacobys Abhandlung: Die ersten moralischen Wochenschriften Hamburgs im Anfange des 18. Jahrhunderts (Osterprogramm des Wilhelm-Gymnasiums 1888) S. 47 findet sich unter Nr. 40 eine abweichende Angabe, die hiernach zu berichtigen ist.

unvergesslich gemacht haben, ein Gegenstand der lebhaftesten Bewunderung. Unter andern ist uns folgendes Sinngedicht zugeschickt worden: Jupiter an die Götter und Menschen (folgt das Epigramm, ohne Variante, mit der Unterschrift L.). Dass Lessing, der mehrjährige Mitarbeiter der Vossischen Zeitung, der zu derselben kaum drei Wochen vorher seine Recension von Gleims Siegeslied nach der Schlacht bei Rossbach beigesteuert hatte, nicht in dieser seltsamen Weise den Berlinern vorgestellt werden konnte, wird jedermann zugeben, und dies negative Ergebniss stimmt vortrefflich zu dem weiteren Factum, dass unser altes Hamburger Wochenblatt in seinen ersten vier Theilen unter derselben Chiffre L** noch elf andere, theils poetische, theils prosaische Stücke enthält, deren Art und Kunst jede Möglichkeit ausschliesst, sie Lessing zuzuschreiben. Andererseits verbot die Erwähnung der 'Auswärtigen', noch länger an die beiden Friedrichsänger zu denken, die ich bis dahin im Verdacht gehabt hatte, Verfasser des fraglichen Sinngedichts zu sein: Lange oder Lieberkühn. Des Räthsels Lösung hing also nun davon ab, ob sich der geheimnissvolle L** des Wochenblattes sonst irgendwo auftreiben liesse.

Eine andere, etwas ältere periodische Schrift hat den lange vergeblich gesuchten Aufschluss gegeben, die 'Hamburgischen Beyträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre', welche in zwei Bänden zu je drei Stücken 1753—1755 herausgekommen sind. Es ist nicht schwer nachzuweisen, dass drei Persönlichkeiten in Hamburg und Altona diese kurzlebige Sammlung unternommen haben; die etwa 30 mit Chiffern versehenen Artikel des ersten Stücks — die folgenden fünf Stücke haben keine Chiffern mehr — vertheilen sich mit Ausnahme von vieren auf die Chiffern X., L. und J. C. U. g. Z., das ist Johann Dieterich Leyding (1721—1781), Johann Friedrich Löwen (1729 bis 1771) und Johanna Charlotte Unzerinn geb. Zieglerinn (1724—1782). Ihre 'Beyträge' enthalten von den im Wochenblatt 'Zum Vergnügen' mit L** bezeichneten Stücken zwei, und von diesen steht glücklicherweise das eine im ersten Stücke, nämlich S. 178: 'Anacharsis Mittel wider die Häss-

lichkeit' unter X = Zum Vergnügen Bd. 3 Stück 12 vom 31. August 1758 unter L**. Darnach ist L** = Johann Dieterich Leyding, und dieser ist also auch der Verfasser von 'Jupiter an die Götter und Menschen'.

Dass dieses Sinngedicht sich auf solche Weise als ein Hamburger Product entpuppt, kann freilich nicht den poetischen Ruhm unserer guten Stadt erhöhen, und der auswärtige Leser wird auch nicht viel Freude davon haben, dass er genöthigt gewesen ist, mit ihren alten Poetastern Bekanntschaft zu machen oder zu erneuern. Da es aber darauf ankam, aus Lessings Garten ein fremdes Unkraut auszugäten, konnte die Aufmerksamkeit nicht auf Veilchen und Rosen, sondern nur auf Quecken und Mieren gerichtet werden.

Hamburg. Carl Redlich.

Zu Halms Hölty.

Unter den Verbesserungen und Ergänzungen, die Redlich zu Halms Hölty in seiner Recension des Buches (Zeitschrift f. deutsche Philologie 2, 234 ff.) gegeben hat, sind keine Nachträge aus den beiden im Besitz des H. Gymnasialdirector Klussmann in Rudolstadt befindlichen Hainbüchern. Und doch hatte ich in meinem Exemplar eine Reihe correcturbedürftiger Stellen angezeichnet, die ich hier, nochmals gegen die Handschriften gehalten, mit freundlicher Erlaubniss des H. Klussmann mittheile. Natürlich bezieht sich das meiste davon auf die Anmerkungen bei Halm, auf dessen Ausgabe meine eingeklammerten Seitencitate verweisen.

1. Zu: Adelstan und Röschen (S. 14) ist zu bemerken, dass es sich handschriftlich im Bundesbuch = Bb. S. 75—81 unter dem in Halms Anm. angegebenen Titel findet. Laura (S. 79), An die Grille (S. 83), Der Tod (S. 138) stehen sowohl in Bb. wie in Voss[1]) Stammbuch = Stb., an beiden Orten genau auf denselben Seiten.

[1]) Zu Voss Stb. vgl. Herbst, Voss 1, 287 und meine Ausführung im Archiv für Litteraturgeschichte 11, 449 f.

2. In der Elegie auf ein Landmädchen (S. 59), an deren Stelle das Bb. ein anderes Gedicht hat, heisst es im Stb. Z. 1 *Schwermuthvoll* ohne *s*, Z. 48 *Liebten* statt *Lieben*.

3. Ruhe (S. 74) Z. 42 muss natürlich: *Allgefällige Ruh, bis du mich, an der Hand* lauten.

4. Zu Laura (S. 78). Z. 9 Anm. lies *traff* statt *treff*, wie der Sinn sofort ergibt und in beiden Handschriften deutlich steht.

5. An die Grille (S. 83) ist aus dem Bb. zuerst abgedruckt, das aber Z. 18 *Küssen* statt *Kissen* hat. Voss Stb. bietet Z. 4—7 in ursprünglicherer Gestalt:

Wand aus rothen und weissen Blumen Kränze,
Sang, wie Engel im Paradiese singen,
Ach, und lächelte, dass ich einen Engel
Und das Himmelreich zu erblicken wähnte.

6. Im Minnelied (S. 146) hat die dritte Strophe

Freude fliesst aus ihrem Blick
Auf die bunte Weide,
Aber fliehet sie zurück,
Ach, so flieht die Freude.

in der Handschrift deutlich *flieht* statt *fliegt*. Höltys *h* sieht aus wie *g*, sein *g* wie lateinisches *y*.

7. Mailied (S. 156) in Z. 23 hat das Bb.: *Geniesst der Zeit*. Da Voss und der Musenalmanach dasselbe geben (Redlich a. a. O. S. 235 Z. 9 v. u.), so fragt sich nur noch, wie es mit dem in Halms Anmerkung erwähnten Einzelblatt steht.

8. Zum Traumbild (S. 128). Z. 6 in der Anm. lautet der Ausruf *meiner Ehre*, Z. 29. Anm. muss heissen: *die weisse Brust, den rothen Mund*. Die erste Anmerkung zur zweiten Strophe des Gedichts ist nicht recht verständlich. So sei hier Str. 2 und 3 nach dem Bb. mitgetheilt:

Nun such ich dich, mit Harm erfüllt,
Bald bey des Dorfes Linden,
Bald in der Stadt, geliebtes Bild,
Und kan dich nirgends finden.
Ich wandre, wenn die Sonne sticht,
Wenns stürmet oder regnet,
Und schaue jeder ins Gesicht,
Die meinem Blick begegnet.

So irr ich armer für und für
Mit Seufzern und mit Thränen,
Und mustr' an jeder Kirchenthür
Am Sonntag alle Schönen.
Nach jedem Fenster blick ich hin,
Wo sich ein Halstuch blähet,
Und habe dich, o Lieblingin,
Noch nirgends ausgespähet.

Str. 3 und 4 der Halmschen Fassung bilden somit Str. 4 und 5 im Bb. Warum Z. 5—12 von Hölty später getilgt worden sind, ist klar genug: wegen der anscheinend dreimaligen Tautologie.

9. Im Frühlingslied (S. 150) hat Str. 2 der ursprünglichen Fassung in Z. 4: *Sint der Lenz erschienen.* Anfangs wollte ich an dieses sint auch nicht recht glauben, aber ein Zweifel ist unmöglich. In ihren nach den Minnesingern gefertigten Gedichten, worüber ich nächstens an anderer Stelle ausführlicher zu handeln gedenke, brauchen die Göttinger gern alte Worte; am charakteristischten ist hierfür Vossens germanistisches Exercitium vom 7. April 1773 [2]), das zuerst so lautete:

Der Holdseligen
Sonder Wank
Sing' ich fröhlichen
Minnesang.
Denn die Reine,
Die ich meine,
Giebt mir lieblichen Habedank.

Ach! bin inniglich
Minnewund!
Gar zu minniglich
Dankt ihr Mund;
Lacht so grusslich
Und so kusslich
Dass mirs bebt in des Herzens Grund!

Gleich der sonnigen
Veilchenau,
Glänzt der wonnigen
Augen Blau;
Frisch und ründchen
Ist ihr Mündchen,
Wie die knospende Ros' im Thau.

Ihrer Wängelein
Lichtes Roth
Hat kein Engelein,
So mir Gott!
Eya säss' ich
Unablässig
Bey der Preisslichen bis zum Tod!

Man weiss, wie auch Hölty, allerdings nicht entfernt in solcher geschmacklosen Weise, diese Richtung mitgemacht hat. In der Erinnerung (S. 142) lautet die 1. und 25. Zeile

---

[2]) Bb. 2, 42. Sämtliche Gedichte von Johann Heinrich Voss. Königsberg 1802. 4, 24.

im Bb. *Wie war ich doch so seldenreich.* Die ausgedehnteste Anwendung minnesingerischer Worte fand im Januar und Februar 1773 statt. Das Frühlingslied trägt das Datum des 12. Februar; mit demselben Datum ist im Bb. bezeichnet Vossens Übersetzung von Horaz Ode (III, 3) Aequam memento rebus in arduis; auch hier finden wir *sint* Str. 6:

. . . . Denn sint des bedungnen Lohns
Laomedon die Götter getäuscht . . .

Von einem ungedruckten Liede Joh. Mart. Millers. Frauen Wahl (datirt den 18. Februar; Bb. 1, 199) lautet Str. 3:

Sint der hochgelobten Frauen
Kann man auch nichts schöners schauen;
Drum erköhre [3])
Ich die hehre
Mir vor allen Frauen.

10. An den Mond (S. 154). Ich begreife nicht, warum in Z. 6 *Mir frohen Knaben* in *frohem* geändert ist; dadurch wird etwas grammatisch wichtiges verdeckt. In der Nachtigall (S. 158) lautet Str. 3 in der ersten Vossischen Umdichtung auch:

Doch schwer und bang
Tönt ihr Gesang
Mir armen Bübchen.

11. In Z. 3 des Frühlingslieds (S. 157) hat das Bb.: *Und Veilchenglocken drunter*; in Z. 8 des Traumbilds (S. 170) Vossens Stb.: *Auf jedem Blumenrasen.*

12. Es bleibt noch übrig sorgfältig anzugeben, welche Gedichte von Hölty die im Bb. jetzt fehlenden Blätter enthielten. Für S. 88 gibt das Verzeichniss ein laut des Bundesjournals am 28. November 1772 vorgetragenes Gedicht An Damon, von dessen Anfang etwa 20 Zeilen fehlen, während S. 89 und 90 die letzten 22 noch heute aufweist:

. . . .
. . . .
Auf die Erde zu kommen, Mädchenbildung
Anzunehmen, und unsre Heimathsfluren
In ein blühendes Eden umzuzaubern.
Lebt' ich tausend und tausend Jahr, ich würde
Nie was Schöners erblicken. Ihre Wange

[3]) *erköhre* soll *erkür*, das Bodmer für ein Präsens hält, wiedergeben.

Gleicht der Blüthe des Pfirsich, rothen Rosen
Gleicht ihr Mündlein. Aus ihrem blauen Auge
Blickt die Milde des Herzens. Sähst du ihres
Mundes liebliches Lächeln, traun, du würdest
In den Himmel zu blicken glauben. Aber,
Ach, du wirst sie wohl nimmer sehen, bis du
Sie dereinstens im Paradiese Gottes
Unter Engeln itzt wandeln, itzt an meinem
Arme lichthell und lächelnd hüpfen siehest.
Weine, Damon, mit mir! Sie war einst meiner
Blüthenjahre Gespielin, war mir lieber,
Als mein Leben. Ein Missverhängniss bannte
Sie in ferne Gefilde. Nimmer, nimmer
Wird dies Auge sie schauen. Veilchen will ich
Auf die Spuren des süssen Liebchens streuen,
[S. 90] Nassgeweinte Veilchen, will mich ihres
Seelenlächelns erinnern, und dann sterben.

Also eins der Lieder auf die todte Laura. Darunter, von J. M. Millers Hand, das Verdammungsurtheil des Bundes.

S. 117 stand ein unbekanntes Lied An die Laute, das ich im Bundesjournal nirgends finde; S. 118 das aus dem Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde von 1774 bekannte An eine Tobakspfeife (S. 89); S. 119 der Bundesgesang (S. 210), dessen letzte 8 Zeilen, mit der Unterschrift 'verworfen' von Miller versehen, auf S. 121 noch erhalten sind:

. . . .
Der Enkel stampfe zornig auf meine Gruft,
Wenn meine Lieder Gift in das weiche Herz
Des Mädchens träufeln, und verfluche
Meinen zerstäubenden kalten Moder.
Der Vollmond blinket heller, die Eiche rauscht
Gefühltres Grauen. Nimm mich in deinen Arm
Mein Miller, dass die Seelenschauer
Sich in Entzückung der Freundschaft wandeln.

Es ist das sicher ebendasselbe Gedicht, das Hölty unter der Aufschrift Der Bund am 16. September 1772 vorgelesen hat (Bundesjournal, zwote Versammlung). Dass es nicht der am 16. Januar 1773 vorgetragene Bundesgesang[4]) sein

[4]) Es wird die Vermuthung frei stehen, ob nicht vielleicht dieser Bundesgesang das (nach Redlich) im Besitze Weinholds befindliche Gedicht von unbekanntem Verfasser, aber ähnlichem Inhalt wie der Bund sei, das ich leider noch nicht gesehen habe.

kann, ergibt sich zum Überfluss auch daraus, dass es sich im Bb. noch unter den Gedichten des Jahres 1772 findet. Möglich, dass das zweite, unbekannte, eine Umarbeitung des ersten war. Vielleicht ist zu bedauern, dass wir die erste Fassung dieses 'Bundes' so unvollständig kennen: in ihr hatte, wie aus dem Miller statt Gottschalk der vorletzten Zeile hervorgeht, die deutschthümelnde Namengebung noch nicht Platz gegriffen.

S. 139 stand der 'Trost', der auch S. 140 füllte, in der Sitzung vom 2. Januar 1773 den Bundesgenossen mitgetheilt. S. 187 und 188 enthielt Die Gräber, welches Gedicht mir mit grosser Wahrscheinlichkeit die am 13. Februar 1773 verlesene 'Auferstehung' des Bundesjournals zu sein scheint. Von diesem Gedicht, das also im Verzeichniss des Bb. als Die Gräber figurirt, lauten die letzten 5 Verse auf S. 189 des Bb.:

. . . .
. . . .
Früher knie vor ihr, als ich vor dir mein Knie
Beuge, falte die Beterhand!
Winke Winke der Held, wie sie ein Vater winkt,
Dass die Boten des Himmels uns
In dein ewiges Reich führen, Allgütiger!

13. Schliesslich gebe ich, was für die Chronologie mitunter nicht unwichtig ist, ein Verzeichniss der Sitzungen aus dem Bundesjournal, in welchen Höltysche Dichtungen zur Vorlesung kamen.

2. Versammlung, 16. September 1772: Der Bund (S. 210).
4. —, 10. Oktober 1772: Sehnsucht nach dem Grabe, oder der Tod (wohl S. 84). — An einen Blumengarten (wohl S. 84).
7. —, 31. Oktober 1772: An Laurens Kanarienvogel (S. 82).
9. —, 14. November 1772: Laura: Kein Blick der Hofnung u. s. w. (S. 78). — Laura: Bald wird des Grabes u. s. w. (S. 79).
10. —, 21. November 1772: Die Grille (S. 83).
11. —, 28. November 1772: An Damon (verloren bis auf den Schluss).
13. —, 12. Dezember 1772: An ein Veilchen (S. 80).
14. —, 16. Dezember 1772: An Gott (S. 90).
17. —, 26. Dezember 1772: Der Tod (S. 138).

rsammlung, 29. Dezember 1772: An Laura, bei ihrer Schwester Sterbebette (S. 141).

—, 2. Januar 1773: Der Trost (verloren).

—, 9. Januar 1773: Hardiknut eine Ballade (S. 14).

—, 16. Januar 1773: Bundsgesang (verloren). — An ein Traummädchen (S. 128).

—, 6. Februar 1773: Minnelied: Süsser klingt der Vogelsang (S. 146). — Minnelied: Schön ist mein Liebchen, wunderschön (scheint verloren). — Minnelied: Willkommen, liebe Sommerzeit (S. 145). — Minnelied: Wie war ich doch so seldenreich (S. 142). — Minnelied: Es ist ein halbes Himmelreich (S. 143). — Minnelied: Mein Anger, welchen früh und spat (S. 144). — Das Landleben S. 112?). — Minnelied: O fänd' ich doch auf diesen Fluren (scheint verloren). — Minnelied: Glücklich, glücklich war mein Loos (scheint verloren). — Der Mai (? Redlich a. a. O. S. 238). — Maria, die Gottesmutter (S. 160?).

—, 13. Februar 1773: Die Auferstehung (scheint verloren). — Winterlied. (S. 147). — Minnelied: Lobt' ich tausend Jahr (S. 148). — Minnelied: Freuden sonder Zahl (S. 151). — Frühlingslied: (S. 150). — Minnelied: Wann ich bei dir bin (scheint verloren). — Minnelied: Schön und minniglich (scheint verloren).

—, 20. Februar 1773: An J. M. Miller (S. 91). — Vaterlandslied (S. 158). — Mailied: Der Schnee zerrinnt (S. 156). — Die Nachtigall (S. 158). — Minnehuldigung S. (152). — Mailied: Der Anger steht so grün (S. 157). — An den Mond (S. 154). — Minnelied: Euch, ihr Schönen (S. 155).

—, 27. Februar 1773: Minnelied: Jeder Stern verbleicht (scheint verloren). — Minnelied: Recht sehr, recht sehr gefällt (scheint verloren). — Minnelied: Die Bienen folgen immerdar (scheint verloren). — Minnelied: Bald ward ich feuerheiss (scheint verloren). — Minnelied: Ich wollte lieber einen Gruss (scheint verloren).

—, 6. März 1773: Ebentheuer von einem Ritter und einer Nonne, die den Ritter umbringen liess, und darauf in einer Kirche spukte (S. 31).

29. Versammlung, 13. März 1773: Die Ruhe (S. 74). — Laura (?). — An meine Freunde (S. 94).
30. —, 20. März 1773: Laura (?).
33. —, 10. April 1773: An Gott. Gebeth (S. 119 ?). — An Voss (wohl S. 95). — An mein Liebchen (?).
34. —, 14. April 1773: Minnelied (?). — Trauergesang (S. 171 ?).
35. —, 17. April 1773: Frühlingslied (? S. 130 ?). — An die Minne (?). — Wiederruf (?).
36. —, 24. April 1773: Frühlingslied (? S. 136 ?). — An meine Freunde (?).
41. —, 3. Juni 1773: An die Grille (wohl S. 100).
65. —, 27. November 1773: Die Trennung (?). — Die Laube (S. 163 ?).

Das macht im ganzen 65 Gedichte, die laut des Bundesjournals von Hölty vorgetragen sind. Das Bb. hört mit Ende Juli 1773 ganz auf; auch das Bundesjournal zeigt seit April 1773 Erschlaffung und Gleichgiltigkeit. Welch ein Unterschied z. B. zwischen Februar und Mai 1773! in beiden fanden je vier Sitzungen statt; Gedichte wurden verlesen im Februar nacheinander 23, 19, 15, 16; im Mai 4, 2, keines, eines! Hölty scheint sich nach dem April gänzlich zurückgezogen zu haben; den Platz haben jetzt inne, mit kärglichen Gaben Voss und Miller, und mit langathmigen Gedichten Cramer.

Strassburg i. E. Johannes Crueger.
† 27. Februar 1889.

Fausterläuterungen.

1. Die Hexenküche in Goethes Faust.

Mögen auch noch manche Räthsel der titanischen Faustdichtung ungelöst ruhen, vieles wird, selbst abgesehen von der wunderlichen Sucht, dieselbe in kleine Räthsel zu zersprengen, von solchen, die mehr auf das Einzelne als auf die innere Einheit des Ganzen achten, für schwierig und noch unverstanden gehalten, was längst richtig gefasst ist: man sucht häufig, wie das römische Sprichwort lautet, einen

Knoten in der Binse. Diesem Schicksal ist neuerdings auch das Frauenbild im Zauberspiegel der Hexenküche nicht entgangen. Die offen vorliegende Absicht des Teufels, die Lüsternheit des in der Hexenküche widerlich sich langweilenden Doctors zu reizen, will man nicht gelten lassen, und weil die Erklärer dabei nicht 'ins tiefste schürfen', sollen sie nichts damit anzufangen gewusst haben. Dass die in Italien im entschiedensten Gegensatz zur antiken Idealschönheit und zum unendlich fesselnden Naturreize des Landes frei für sich gedichtete Hexenküche mit künstlerischer Berechnung angelegt sei, durfte man ebensowenig übersehen, als dass der Teufel hier, wie sonst, bei Berufung auf die Bibel sich der völligsten, die Worte nach seinem Zwecke umgestaltenden Freiheit bedient.

Dem Faust widersteht es von Anfang an, dass der Teufel ihn in die Hexenküche führen will, um ihn durch den Trank der alten Hexe zu verjüngen, ja als er schon dahin gekommen, hebt er die Seltsamkeit hervor, wie dieser eines alten Weibes dazu bedürfe, er nicht selbst jenen brauen könne. Auch die hässlichen, sich toll geberdenden Meerkatzen, welche während der so trefflich vom Dichter benutzten Abwesenheit der Hexe den Herd besorgen und ihr Wesen treiben, sind ihm zum Ekel, wogegen sich Mephisto dieser gemeinen munteren Bestialität freut. Dieser lässt, während er allein mit den wüsten Thieren sich zu befassen scheint, eine wunderschöne nackte Frauengestalt in dem Spiegel erscheinen, auf welchen Fausts Blick gefallen ist; denn es gilt, dessen Lüsternheit zu wecken und ihn zugleich in der ihm widerwärtigen Hexenküche festzuhalten. Dabei kann er es nicht unterlassen, ihn zu necken, indem er, sobald Faust näher tritt, um die ihn anziehende Schönheit genauer zu sehen, das Bild wie mit einem Nebel bedeckt, der zunimmt, je näher die Lüsternheit den Doctor treibt. Der Spiegel ist ein Vexirspiegel. Hierin eine tiefe Absicht wittern heisst den Dichter entstellen, der mit der Gaukelei nichts anderes bezweckt, als was sie selbst deutlich ausspricht, ganz in Übereinstimmung mit seinem neckischen Aufziehen des Doctors. Dass Mephisto diesen über das wahre Wesen der Erscheinung im Unklaren lassen wollte,

ist eine entstellende Unterlegung; die reizende Gestalt zeigt sich im blendenden Glanze lockender Sinnlichkeit, und wenn Faust sie so nahe wie möglich sähe, er würde nichts Abschreckendes, nichts was ihn an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Schönheit und alles Sinnenreizes mahnte, in ihr entdecken, wonach Mephisto keines solchen Mittels bedurfte, das die Missdeutung ihm zuschreibt. Aber, wendet man ein, einer Aufreizung der Lüsternheit durch eine nackte Frauengestalt bedurfte der Teufel gar nicht, da der Verjüngungstrank dazu hinreichte, von dem Mephisto nach der leise gesprochenen Schlussbemerkung die vollste Wirkung mit Sicherheit erwartet. Das Frauenbild im Spiegel ist eigentlich nur zur dramatischen Belebung der Hexenküche ersonnen, wird aber zugleich geschickt benutzt, Fausts längeres Verweilen an dem ihm widerwärtigen Orte zu begründen und den Teufel gelegentlich sein neckisches Spiel mit diesem treiben zu lassen.

Nachdem Mephisto trotz Fausts Bemerkung, das Treiben der Thiere scheine ihm der Gipfel der Albernheit, diesen seinen Lieblingen sich wieder zugewandt hat, scheint er um seinen Genossen sich nicht weiter zu kümmern, während er in Wirklichkeit die Frauengestalt in den Spiegel zaubert. Seine Worte: 'Wie glücklich würde sich der Affe schätzen, Könnt' er nur auch ins Lotto setzen!' sind wohl an Faust gerichtet, der aber, ganz von der Erscheinung im Spiegel gefesselt, nicht darauf hört. Erst als dieser sein Entzücken über die für ganz unmöglich gehaltene Schönheit des Weibes leidenschaftlich ausspricht, mischt sich der teuflische Begleiter ein; er spottet darüber, dass sein Doctor, der allem Genuss geflucht hat, nun doch finde, die vollendete Frauenschönheit sei 'der Inbegriff von allen Himmeln'. Dabei bedient er sich in seiner Weise der biblischen Schöpfungsgeschichte: 'Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt, Und selbst am Ende Bravo sagt, Da muss es was Gescheites werden'. Wie cavaliermässig er mit der Bibel umspringt, ergibt sich schon daraus, dass er Gott, der die ganze Welt mit Ausnahme des Menschen, durch sein blosses Wort ins Dasein gerufen, sich damit plagen lässt, dass er das schliessliche 'Und er sah, dass es gut war' in einen Bravoruf des-

selben über sein eigenes Werk verwandelt. In Bezug auf die Schöpfung des Weibes widerspricht die Bibel sich selbst, da sie einmal am sechsten Tage Gott ein Männlein und ein Fräulein schaffen lässt, das andere Mal bildet dieser die Eva aus einer Rippe des schlafenden Adam. Wenn Mephisto sagt, Gott habe sich erst sechs Tage geplagt, so kann dies nur dahin verstanden werden, dass die Schöpfung des Weibes erst zuletzt erfolgte. Bei seiner teuflischen Auslegung kümmert es ihn nicht, dass Gott am siebenten geruht und dadurch den Sabbat geheiligt hat. Hat die Bibel selbst die Frau aus der Rippe des schlafenden Mannes entstehen lassen, so brauchte Mephistos Spott sich kein Gewissen daraus zu machen, die Bildung des Weibes als der Krone der Schöpfung auf den siebenten Tag, oder, wenn man ja dem Sabbat sein Recht lassen will, auf den Abend des sechsten zu verlegen, als der eben geschaffene Adam eingeschlafen. Seinem Zwecke gemäss nimmt er an, der sich plagende Gott habe immer vollendetere Werke geschaffen, wie wenig dies auch der Bibel entspricht, die nur die Bildung des Menschen dadurch auszeichnet, dass die Gottheit vor derselben mit sich selbst zu Rathe gegangen und mit eigener Hand im Menschen ihr Ebenbild geschaffen, dem sie ihren Athem eingehaucht. Die höchste Kunstfertigkeit lässt der Teufel Gott in der Schöpfung des Weibes bewähren, und nur auf diese bezieht er zu seinem Zwecke den Bravoruf. Wie erst auf die Zeit vor dieser letzten Schöpfung geht, so deutet am Ende nicht auf die ganze Thätigkeit der Welt- und Menschenbildung, sondern auf die Vollendung derselben durch ihre Krone, das Weib.

Aber von dieser, bei genauerer Betrachtung sich als nothwendig ergebenden teuflischen Darstellung der biblischen Schöpfungsgeschichte ahnt der auf neue Entdeckungen ausgehende Faustforscher nichts, er wandelt seine eigenen Wege. Die sechs Tage habe Gott nicht auf die Bildung des Menschen oder gar der Frau allein verwandt, sondern auf die ganze Schöpfung; deshalb könne das Bild, das Faust im Spiegel sieht, nicht die Frau, es müsse die 'Frau Welt' sein. Dabei ist übersehen, dass im Spiegel nur ein Frauenbild erscheint, auch Faust von einem 'schönsten Bilde

von einem Weibe' spricht, wonach denn auch nur auf dieses der sich unmittelbar anschliessende Spott des Teufels gehen kann. Es wäre doch seltsam, wenn Mephisto von etwas ganz anderem sprechen und dem Faust auf die tollste Weise zu verstehen geben wollte, die Frau sei die trügende Frau Welt. Auch aus dessen weiterer Äusserung. er wisse seinem Freunde so ein Schätzchen auszuspüren, ergibt sich nothwendig, dass Faust meinen muss, der Teufel spreche von einer Schönheit von Fleisch und Blut, während er nach unserem neuen Ausleger, dem Faust ganz unverständlich, von einem andern Bilde als demjenigen reden würde, welches dieser im Spiegel wirklich schaut, von einer Allegorie, an welche Faust so wenig als ein Leser mit gesunden Sinnen denken kann. Ja, müssten wir sie auf diese Weise fassen, so würde Mephisto dem Faust unwillkürlich das verrathen, was er durch das Verschwimmen des Bildes beim Nähertreten ihm zu verheimlichen suchen soll. Diese Deutung führt eben in ein Labyrinth von Widersprüchen, während diejenige, an deren Stelle sie sich setzen will, sowohl dem Zusammenhang wie der Absicht des Teufels entspricht. Leider ist das nicht der einzige Fall, wo die Heranziehung mittelalterlicher Vorstellungen, von welchen gar nicht erwiesen, dass Goethe zur Zeit sich ihrer erinnert, ja dass er je davon gewusst haben könne, zu arger Missdeutung verleitet hat. Erst müsste doch feststehen, Goethe habe im Jahre 1788 von der allegorischen Dichtung Der Welt Lohn des Conrad von Würzburg oder von der betreffenden mittelalterlichen Vorstellung gewusst, ehe man sie zur Erklärung verwendete. Aber auch abgesehen davon, konnte die Sage von Wirnt von Grafenberg zu dem Frauenbilde in der Hexenküche auch nicht die allergeringste Handhabe bieten; was der Dichter hier bedurfte, hat damit, dass die in allem Glanze vollkommenster Schönheit einem Ritter erschienene Frau Welt sich darauf als eine Höhle von Kröten und Schlangen, als eine Pestbeule offenbart und so dessen Bekehrung bewirkt, ihn dem Himmel gewinnt, nicht das Mindeste gemein. Wie Goethe die meisten ,Stoffe, die er behandelte, ganz umgestaltet und in sein Eigenthum verwandelt hat, so führte er auch die Sage vom Zauberer

Faust im geraden Gegensatz zu ihrer mittelalterlichen Bedeutung aus; Faust sollte nicht dem Teufel zum Opfer fallen, sondern durch eigene Kraft sich emporraffen, nicht im Lasterleben und eitelm Gaukeltreiben versinken. Seltsam ist es, ihm neben dieser Umbildung, zu welcher ihn sein tiefster Sinn nothwendig trieb, noch eine andere, gleichfalls in ihr Gegentheil zu verändernde Sage unterzuschieben, zu behaupten, diese, nicht die wirklich behandelte, habe ihn das Bedürfniss fühlen lassen, 'den Drang zur Welt, zur Bethätigung der innewohnenden Kraft nur um unseres diesseitigen Glückes, um unserer irdischen Veredlung willen nicht als etwas Gemeines, sondern vielmehr als etwas Gutes und Heiliges darzustellen, als etwas, das den Himmel verdiene und nicht die Strafe der Hölle'. In der Zaubersage von Faust lag für unseren Dichter die volle, keiner weitern Einwirkung bedürfende Veranlassung, sie nach seiner allen Teufelskram als Gebilde finstern Aberglaubens verwerfenden Anschauung auszuführen. Der Teufel muss an Faust zu Schanden werden, er muss zuletzt als armer Teufel abziehen. Das war ohne Zweifel von Anfang an Goethes Absicht, lag ihm auch die Art der Ausführung zunächst noch nicht klar vor.

Doch kehren wir zur Auffassung des Frauenbildes als Frau Welt zurück. Dem Teufel liegt es fern, im Doctor die leidenschaftliche Sehnsucht nach der Frau Welt immer lebendig zu erhalten; er zweifelt gar nicht, dass er diesen im taumelnden, stets unbefriedigten Genusse durch die Welt schleppen werde. Was er zunächst mit diesem vorhat, zeigen die Schlussworte der Hexenküche, wenn es einer solchen Hindeutung noch bedürfte. Er will Fausts Lüsternheit wecken, und er brauchte nicht der Teufel zu sein, um zu wissen, dass er dieses am leichtesten durch das nackte Frauenbild erreichen werde. Aber ist er auch von dieser unfehlbaren Wirkung überzeugt, dass der Doctor wirklich Feuer fängt, macht ihm eine echt teuflische Freude, die er freilich diesem verbirgt, indem er, als ob ihn die Sache gar nicht kümmerte, sich mit den Thieren behaglich abgibt. Als die steigende Sinnengluth (der Teufel weiss die Gestalt im Spiegel immer verführerischer zu machen) Faust endlich so

gewaltig ergreift, dass er es nicht mehr auszuhalten vermag und er darauf dringt, die ihm von Anfang an verhasste Hexenküche zu verlassen, thut der Schelm so, als ob er ihn nicht verstehe, und glaube, seine Äusserung beziehe sich auf die Tollheiten der Thiere; ja die Aufforderung: 'Entfernen wir uns nur geschwind!' überhört er absichtlich, überspringt sie mit einem Witze. Ehe Faust auf Erfüllung seines Verlangens bestehen kann, wird durch die Ankunft der Hexe seine Aufmerksamkeit abgelenkt.

Erst nach Erledigung des aufregenden Zwischenfalles, der das schärfste Licht auf die Gemeinheit und den Unsinn des unter dem Teufel stehenden Hexenspukes wirft, wendet sich Mephisto mit einem seine eigene Gemeinheit entschuldigenden Worte an Faust, für den er dann ein Glas vom Besten bei der Hexe bestellt. Die Verspottung solcher Verjüngungstränke tritt am offensten in der Empfehlung der Hexe hervor, sie selbst nasche zuweilen aus dieser Flasche, was die übelste Vorstellung von der Wirksamkeit ihres Mittels geben muss. Das seltsame Gebahren des hässlichen Weibes erregt Fausts Aufmerksamkeit, aber die höhnische Nachahmung der Kirchengebräuche, womit dieses die Ceremonien zum Empfange des Trankes beginnt, ist weit entfernt, ihn anzusprechen. Doch Mephisto sucht ihn damit zu beruhigen, dass alles nur Hokuspokus sei, und nöthigt ihn, in den von der Hexe gezogenen Kreis zu treten, damit er dort den Verjüngungstrank empfange. Der Widersinn ihrer Weiheworte macht diesem den Kopf schwindelig, so dass sein Begleiter die begeisterte Sibylle auffordern muss, alle weiteren Sprüche zu unterlassen und sofort ihrem Gaste den Trank vollauf einzuschenken, da er, wie stark dieser auch sein möge, ihm nicht schaden werde. Auch hier springt Mephistos Hohn deutlich hervor, der weiss, wie wenig das Hexengebräu die ihm zugeschriebene Kraft besitzt. Er selbst verleiht ihm diese erst, darauf deutet die Flamme, welche dem Doctor, als er die Schale an den Mund bringen will, daraus entgegenschlägt. Der Spott der Hexe auf die kirchlichen Gebräuche schliesst, nachdem Mephisto der Hexe versprochen, ihr für den Trank später gern etwas zu Gefallen zu thun, mit der Überreichung eines Liedes, das ihn stärken

werde, wenn er es zuweilen singe. Der Teufel dagegen dringt darauf, dass dieser sich Bewegung mache, damit der Trank um so rascher wirke, wenn seine volle Kraft ihn durchdringe; bald werde er sich davon ganz behaglich fühlen und Liebe in seiner Brust sich regen. Dass aber auch das Gaukelbild des Spiegels dabei nicht ohne Einfluss sei, lehrt uns Fausts Wunsch, noch einmal in diesen zu schauen, wovon ihn jedoch der Teufel mit der Versicherung abhält, bald werde er die allerschönste Frau leiblich vor sich sehen. Seine leise gesprochenen Schlussworte deuten an, der Trank werde ihn mit solcher sinnlichen Gluth erfüllen, dass er in jedem Weibe die vollendetste Schönheit sehe und sich unwiderstehlich dazu hingerissen fühle; des von Faust selbst angedeuteten Eindrucks des Zauberbildes brauchte er nicht zu gedenken.

So ist der Zweck der Hexenküche, die eine in sich trefflich abgeschlossene dramatische Handlung enthält, vollkommen erreicht. Nicht allein hat der Zaubertrank Fausts sinnliches Leben frisch belebt und das Bild der nackten Schönheit seine Lüsternheit erregt, sondern auch der Unsinn des Teufels- und Hexenglaubens ist in scharfer Beleuchtung hervorgetreten. Freilich war es gewagt, den Spott in die dramatische Darstellung selbst einzumischen, aber dem Dichter ist es vortrefflich gelungen, dieses in einer Weise auszuführen, dass wir das durch den Spott in sich vernichtete Zauberwesen dennoch lebendig vor uns sehen, es als gegenwärtig, als anschauliche Wirklichkeit sich vor uns bewegen sehen.

2. Frau Baubo in der Walpurgisnacht des Faust.

In einer Beurtheilung der zweiten Faust-Ausgabe Schröers in Schnorrs Archiv meint W. v. Biedermann, Schröer habe sich, wie auch v. Loeper, durch meine Bezeichnung der Baubo als 'Amme des Demeter' irre führen lassen; er finde sie nirgendwo als solche bezeichnet. Ich schlage in dem mir zunächst zur Hand stehenden Wörterbuch der griechischen Eigennamen von Pape nach und finde dort, was ich geleugnet sehe. Freilich ist Pape kein Gewährsmann. Wer alle Erwähnungen der Baubo, die zu

Goethes Lebzeiten bekannt waren, zusammen und kritisch festgestellt haben will, wende sich an Lobecks Aglaophamus. Dort steht denn auch S. 823 die Stelle des Hesychios: *Βαυβώ τιθήνη Δήμητρος.* Für die Erklärung Goethes kommt es gar nicht darauf an, seit wann Baubo als Amme der Demeter genannt wurde, welche die auf den Tod Betrübte lachen machte, was nach anderer Sage Jambe that. Man kann zweifeln, woher Goethe von der Baubo Kunde hatte. Seine erste Kenntniss der alten Mythologie schöpfte er aus des Jesuiten Franz Pomey Pantheon mythicum. Ob er die mit Kupfern ausgestattete Kurze Einleitung in die Göttergeschichte der alten Griechen und Römer, nach Anleitung des berühmten Franz Pomey aus den Hauptquellen selbst geschöpft, von Johann Georg Hager (1762) benutzt, wissen wir nicht. Noch im Jahre 1797 war sein mythologisches Handbuch die zweite Ausgabe von Benjamin Hederichs Mythologischem Lexikon, obgleich nach dessen Tod (1748) schon eine neue Ausgabe von Schwabe (1770) erschienen war. Aber vielleicht kannte Goethe die Baubo, wie ich schon in der dritten Ausgabe meiner kleinen Faust-Erklärung (1879) bemerkt habe, aus Hamanns Versuche über die Ehe, der die 'Vettel Baubo' einer 'heiligen Vestalin' entgegensetzt, möglicherweise auch aus der 1779 handschriftlich an Herder geschickten Metakritik, wo der in den Kirchenvätern belesene Magus nach Arnobius des 'Formenspiels einer alten Baubo mit sich selbst, inaudita spe solaminis', gedenkt. Wer die betreffende Stelle und eine andere des Clemens von Alexandria gelesen, wird es nicht, wie v. Biedermann, beanstanden, wenn Schröer nach mir die Baubo als Typus (ich sagte 'Symbol') der Schamlosigkeit bezeichnet. Schon vor vierzig Jahren habe ich auf die beiden andern keinen Zweifel gestattenden Stellen Goethes hingewiesen. 1789 nannte er im 'Römischen Carneval' den als hochschwangere Frau verkleideten jungen Mann, der sich verstellt, als ob er auf der Strasse niederkomme, und eine unförmliche Gestalt zur Welt bringt, eine Baubo (die 'auf öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebärerin entweiht'). 1823 schrieb er in dem Aufsatze 'Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung': 'Und so liessen sich auch Naturforscher

manchmal betreten, dass sie, der guten Mutter einige Blössen abmerkend, an ihr als an der alten Baubo höchst zweideutige Belustigung fanden.' Hier werden die Naturforscher mit der Demeter verglichen, die durch das abscheuliche, gemeine Spiel der Baubo, das die Kirchenväter mit grosser, einer bessern Sache würdiger Treue schildern, zum Lachen gebracht wurde. So tief haftete die Erinnerung an die Gemeinheit der alten Sage in Goethes Seele, der dadurch vollberechtigt war, Baubo auf einem Schweine dem Hexenchor als 'Mutter' voranreiten zu lassen. Leider hatte Schröer unterlassen, auf die beiden Goethestellen zu verweisen, deren sich auch v. Biedermann nicht erinnerte.

3. Die goldene Bulle und die neue Reichsordnung im vierten Acte des zweiten Theiles des Faust.

Die Frankfurter sogenannte goldene Bulle, welche, wenn sie auch nicht die erste Ausfertigung, sondern nur eine Abschrift der von Kaiser Karl IV. endgültig erlassenen Reichsordnung war, doch bei der Wahl und Krönung des deutschen Königs und römischen Kaisers als massgebend galt, wurde als kostbarster Schatz in dem dortigen Stadtarchive auf dem Rathhause, dem Römer, aufbewahrt, da sie nicht allein die Gerechtsame des Kaisers und der Kurfürsten, sowie das Verfahren bei der Wahl festsetzte, sondern auch, was für Frankfurt die Hauptsache, die grosse Handelsstadt am Main zur Wahlstadt des Reiches erhob. Wie den jungen Goethe alles, was das vergangene Leben seiner Vaterstadt betraf, besonders wenn seine Folgen noch in seine Zeit hinabreichten, auf das lebhafteste anzog und sich seiner Seele einprägte, so auch, als es ihm gestattet war, der Vorzeigung der goldenen Bulle an einige vornehme Fremde beizuwohnen. Mit höchster Verehrung betrachtete er die mit seidenen Fäden aneinandergehefteten Pergamentblätter, an denen das mit Goldblech überzogene Kaisersiegel hing. Als er dann den Inhalt der lateinisch geschriebenen Urkunde kennen lernte, konnte freilich die altersgraue, mit seltsamen Bibelsprüchen gespickte Fassung der nicht in vollem Ergusse eines majestätisch gebietenden Willens sich aussprechenden, sondern bruchstückartig zusammengesetzten

Urkunde ihn nur wunderlich anmuthen, aber der dem heranreifenden Knaben ausserordentlich gewogene Schöff v. Olenschlager, der sich mit einer gelehrten Erläuterung dieses als Kleinod von allen Frankfurtern verehrten Wahrzeichens beschäftigte, wusste ihn von dessen Werth und Würde zu überzeugen, indem er auf den Fortschritt hinwies, den die goldene Bulle in jenen wilden Zeiten für die selbständige Entwickelung des deutschen Staatslebens gebildet, und auf ihre vierhundertjährige Wirksamkeit hinwies. Als der Vater beim Heranrücken der neuen Wahl und Krönung mit Wolfgang die Diarien ihrer letzten Vorgängerinnen durchging, um ihm von der Wichtigkeit dieser feierlichen Handlung einen Begriff zu machen, musste es sich ihm aufdrängen, wie schlimm es mit der Macht des Kaisers und der Einigkeit der Fürsten zum Schutze eines starken, uneigennützig von ihnen geförderten Reiches stehe. Davon sollte er bald den augenfälligsten Beweis an dem Königsmahle finden, das er auf dem Römer sah. Hier thronten die geistlichen Kurfürsten in aller Pracht, während die weltlichen fehlten, die sich in den von der goldenen Bulle ihnen bestimmten Ehrenämtern schon seit langer Zeit vertreten liessen; die für die Fürsten, Grafen und Reichsstädte bestimmte Tafel blieb unbesetzt, weil die meisten fürchteten, an derselben nicht den ihrer Würde gebührenden Platz zu erhalten. Auch kehrte man sich sonst nicht an manche Bestimmungen der goldenen Bulle. Das also war der Erfolg dieser vielbelobten Reichsordnung, die freilich Deutschland vom Papste unabhängiger gemacht hatte, aber statt ein von der Gesammtheit aller Fürsten und Stände getragenes, durch einheitliches Zusammenwirken starkes Reich zu gründen, durch die Macht, welche sie einzelnen bestätigt hatte, und dazu drei geistlichen Fürsten, den Wetteifer derselben gross gezogen, dem Oberhaupt soviel als möglich zu entziehen und sich selbst zur Befriedigung eigener selbstsüchtiger Gelüste zuzulegen. Davon genoss denn das Reich die immer trauriger sich entwickelnde Frucht, indem die Fürsten, je mehr sie sich fühlten, um so grössere Selbständigkeit erstrebten und besonders die geistlichen ihre Macht zum Schaden des Reiches missbrauchten, sich vom Erbfeinde Deutschlands

gegen das Reich bestechen liessen. Immer anspruchsvoller war Österreich aufgetreten, da es das Kaiserthum als ihm angehörig betrachtete und sich in Folge der für Deutschland verhängnissvollen Glaubenstrennung als bedeutendste katholische Macht dazu vor allen berufen fühlte. Daraus war der siebenjährige Krieg hervorgegangen, in welchem Wolfgang mit seinem Vater ganz auf preussischer Seite stand. Schon der junge Leipziger Student hatte wenig Achtung vor der aus dem traurigen Keime der goldenen Bulle als Caricatur einer starken einheitlichen Macht hervorgegangenen Reichsordnung. Freilich lehnt in Auerbachs Keller Brander das von Frosch angestimmte Lied: 'Das liebe heilge Römsche Reich wie hälts nur noch zusammen?' deshalb ab, weil die Politik ihrer fröhlichen Gesellschaft fern bleiben solle, doch spricht dasselbe Goethes Gesinnung aus. Wenn er sich im französischen Elsass ganz als Deutscher fühlte, gegenüber der argen Vergewaltigung des Rechts in dem seinem völligen Verfalle entgegengehenden Frankreich, so wusste er doch auch von der Reichsverfassung nichts Löbliches zu sagen, ja das, was Deutschland von Frankreich erlitten hatte, besonders den Raub des Elsasses, empfand er als Schuld des verkrüppelten Reichszustandes. Dieser hatte auch die Zustände herbeigeführt, von welchen sein Götz, dessen Held im Kampf mit der den Kaiser missbrauchenden Niederträchtigkeit zu Grunde geht, ein trauriges Bild entwirft. So war der junge Stürmer, der in seiner der Strassburger Facultät eingereichten Abhandlung die nach der Oberherrschaft strebende Kirche dem Staate unterworfen wissen wollte, ein erklärter Gegner der durch die goldene Bulle begründeten Reichsordnung, wenn er auch für die frühere Kaiserzeit sich nicht begeistern konnte, selbst die Hohenstaufen nicht in rosigem Lichte sah, vielmehr ihre Vergeudung deutschen Blutes und deutscher Kraft im Kampfe mit den freien Städten Italiens bedauerte, wie der Streit zwischen Welfen und Ghibellinen ihm widerwärtig war, er nur die Blüthe des Minnesanges als eine glückliche Oase im wilden Kriegsgetümmel begrüsste.

Seinen Widerwillen gegen die goldene Bulle, die er, ohne ihre geschichtliche Nothwendigkeit zu erkennen, nur

als Gegensatz zu jeder eine starke Staatsordnung ermöglichenden Reichsordnung und in ihren schlimmen Folgen betrachtete, hatte er länger als ein halbes Jahrhundert mit sich herumgetragen, ehe er zur dichterischen Gestaltung desselben gelangte. Er erlebte die Auflösung des Deutschen Reiches, die er weniger als viele andere bedauerte. An der Neugestaltung nach den Befreiungskriegen nahm er lebhaften Antheil, um nur zu bald gründlich enttäuscht zu werden. Wenn er sich endlich bei dem deutschen Bundestage beruhigte, so geschah es, weil ihm nicht allein die Unordnung der allerwidrigste Zustand war, sondern er auch in seinem höhern Alter das dringende Bedürfniss nach Ruhe fühlte. Erst in seinem letzten Lebensjahre, als er am Schlusse des vierten Actes des zweiten Theiles des Faust darstellen wollte, wie der Kaiser nach dem durch Zauberkunst erfochtenen Siege die Reichsangelegenheiten neu ordnet, nachdem er dem Faust den gesammten Meerstrand zum Lohne für seine Hilfe geschenkt hat, dramatisirte er in freier parodischer Weise die Ertheilung der Vorrechte an die Kurfürsten durch die goldene Bulle. Der scharfe Spott auf die in ihr für alle Folgezeit festgesetzte allerhöchste Reichsordnung hat in den geschniegelten Alexandrinern die glücklichste Form gefunden. Zur Einzelerklärung haben wir nur eines hinzuzufügen. In den Versen:

> Auch werd' ich seiner Zeit mich von den Theuren trennen,
> Dann sei es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
> Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligem Altar,

habe ich unter dem Altar den Thron verstanden mit Beziehung auf die Stelle der Übersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon, wo es heisst, dieser sei zweimal zum Staub gedrängt, zweimal auf dem Altar gewesen. Aber dem Dichter schwebt vielmehr die Erhebung auf den wirklichen Altar vor. In älterer Zeit wurde nach der feierlichen publicatio und praesentatio des Gewählten dieser in einer bestimmten Kirche auf den Altar erhoben und dem Volke gezeigt: so geschah es bei Heinrich VII. in der Kirche der Predigermönche, bei Ludwig IV. in der Bartholomäuskirche. Durchaus verschieden davon war die Erhebung auf den Thron

Karls des Grossen, die erst nach der Krönung erfolgte. Ob Goethe mit Bewusstsein die Erhebung auf den Altar nach der Krönung statt nach der Wahl setzte, ist für die Sache ziemlich gleichgültig; es war ihm nur darum zu thun, den Kaiser für seine Nachfolger die Ehre des Altars fordern zu lassen, welchem Verlangen selbst der Erzbischof nicht zu widersprechen wagt, der gleich darauf seine Macht über den Kaiser unverfroren auszubeuten weiss. Die Stelle erhält auf diese Weise einen neuen Stachel.

Köln. Heinrich Düntzer.

Handschriftliches von und über Heinrich von Kleist.

1.

Alexander Meyer-Cohn, dem wir schon so manche Förderung verdanken, hat mir nicht nur einen Einblick in seine Kleist-Handschriften, sondern auch die öffentliche Verwerthung gestattet. Zunächst zwei ungedruckte Billets. Das erste, gerichtet an den Verleger des Phöbus, den Kleist schon im Mai 1800 bei Göschen oder Cotta anzubringen suchte (Werke hg. v. Zolling 1, CXVI f., hg. v. Muncker 4, 330), ist ein interessantes Zeugniss für das Zerwürfniss mit Adam Müller; das zweite betrifft die 1810 in der Realschulbuchhandlung erschienenen 'Erzählungen', die nach den novelas exemplares des Cervantes 'Moralische' heissen sollten. Welche Übersetzung von Persiles und Sigismunde gemeint ist, weiss ich nicht. Als Adressaten haben wir G. A. Reimer anzusehen; hinter dem *Herr* der Überschrift ist ein Name wegradirt.

An den Hrn.ⁿ Buchhändl. Walther Wohlgeb. zu Dressden.

Ew. Wohlgebohren

sehe ich mich genöthigt, zu melden, dass der Contract, in welchem der Hofr. Müller die Forderung der Phöbus-Redaction, in Pausch und Bogen, für 136 Thl. an Sie abgetreten hat, gänzlich ohne mein Vorwissen abgeschlossen worden ist.

Ich zweifle nicht, dass Ew. Wohlgeb. dieser Umstand unbekannt war, und dass der Hofr. Müller Ihnen die Versicherung gegeben hat: ich wäre von diesem Schritte unterrichtet.

Inzwischen ist, durch ein so wenig freundschaftliches Verfahren, wozu noch andere Schritte kommen, die nicht hierher gehören, das gute Einvernehmen gestört worden, das bisher unter uns obwaltete.

Wenn also Dieselben, wie mir der Hofrath versichert, den Phöbus, für das nächste Jahr, in Verlag nehmen wollen: so trete ich entweder von der Redaction zurück, oder suche mir einen andern Corredacteur, als den Hofr. Müller.

Indem ich Ew. Wohlgebohren gefällige Erklärung über diese Puncte erwarte, habe ich die Ehre, zu sein,

Dressden, d. 5. Aprill 9. Ew. Wohlgebohren,
Willsche Gasse, Löwen-Apotheke, ergebenster
4 Treppen hoch. Heinrich v. Kleist.

[An G. A. Reimer, 1809]

Lieber Herr.

Ich schicke Ihnen das Fragment meines Kohlhaas, und denke, wenn der Druck nicht zu rasch vor sich geht, den Rest, zu rechter Zeit, nachliefern zu können.

Es würde mir lieb sein, wenn der Druck so wohl ins Auge fiele, als es sich, ohne weiteren Kostenaufwand, thun liesse, und schlage etwa den Persiles vor.

Der Titel ist: Moralische Erzählungen von Heinrich von Kleist.

Ihr treuer und ergebener
H. v. Kl.

Den Brief an Ulrike, Chalons 8. Mai 1807, hat Koberstein S. 122 ff. nach einer ungenauen Abschrift der Empfängerin gedruckt. Ausser orthographischen Kleinigkeiten bietet das Original, ein Quartbogen, folgende Varianten: 122, 1 *theuerste*, 12 *doch* [über *dass*] *jetzt*; 123, 13 *diese*, 20 *kurz* ü. d. Z., 22 *Staatsgefangen oder Kriegsgefangen*; 124, 1 *nun vor*, 12 *sollen* aus *können*, 14 *es* — *mich* aus *mir nichts übrig als*, 18 f. *eignen unsrer*, 21 *Hülfloseste*, 23 deutlich *Angern*, 24 *meine ganze Hoffnung beruht auf dich*, 25 *Mai* aus *Juni*, 26 *von*.

Kleists Fabel Die Bedingung des Gärtners gibt Zolling 4, 413 nach einer Handschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Unser Quartblatt erweist sich durch folgende Correcturen als älter: 18 *der* über *ein*, 19 *noch* vor *wirklich*, 35 *eures* über *des*; 24 steht richtig *Geriesel*.

Das Folio 'An die Königinn von Preussen. Sonnet'. stimmt, wiederum abgesehen von bedeutungslosen Kleinigkeiten der Schreibung und Interpunction, mit der Hand-

schrift der Kgl. Bibliothek (Zolling 1, 52) überein. Z. 7 *trotz* über *das in* [?]. — Das Quartblatt 'An Friedrich Wilhelm den Dritten ....' ergibt als einzige Varianten gegenüber dem Separatabdruck (1,49) *in Preussen* für *von Preussen*, 22 *heilige* und bietet Z. 4 ebenfalls *schöne*, was erst Julian Schmidt in *starke* geändert hat. — Endlich sei noch erwähnt, dass das 'Kriegslied der Deutschen' auch in Görres Rheinischem Merkur Nr. 223 (15. April 1815 als 'Kriegslied für die teutschen Jäger' abgedruckt ist, wohl aus Das befreite Europa 1814, wie die Lesarten 2 *Feind*, 3 *noch im Spalier*, 7 *zungenheiss* — aber 4 *ihre* — zeigen.

Als Geschenk aus Theodor Storms Bibliothek besitze ich ein Exemplar der Penthesilea, das statt der Angabe 'Tübingen, im Verlage der Cottaischen Buchhandlung und gedruckt in Dresden bei Gärtner' nur die Worte 'Dresden, gedruckt bei Carl Gottlob Gärtner' bietet. Kleists Briefe an Cotta vom 7. Juni und 24. Juli 1808 (Muncker 4, 329 ff.) lehren, dass die Bitte um Übernahme des Verlags erst erging, als schon sieben von den elf Bogen gesetzt waren, und dass der Dichter dem Dankschreiben sogleich ein Exemplar beischloss. 350 waren schon an Sortimenter abgegangen. Vorher aber muss Kleist zur Vertheilung Exemplare mit jenem Titelblatt benutzt haben, das noch nichts von Cotta meldet. Titelblatt sowie das in meinem Exemplare noch fehlende Schlussblatt 'Verbesserungen' sind nur angeklebt. Auf dem Titelblatt steht die eigenhändige Widmung 'An den Hrn. Baron v. Buol [?] von H. v. Kleist.' Der Buchbinder in Kopenhagen (seine Marke ist eingeklebt), wo Storms Verwandter den Band 'von der Karre' kaufte, hat den Band so beschnitten, dass der Name des Empfängers verstümmelt wurde. Die ersten Buchstaben lese ich 'Buo' ohne u-Haken. Durch 'Baron v. Buol, hiesigen K. K. chargé d'affaires' bezieht Kleist nach dem Dresdener Brief vom 8. Dezember 1808 Wiener Sendungen postfrei (Zolling 1, CXVIII). In den Briefen an Ulrike wird er seit dem September 1807 mehrmals als Freund erwähnt (Koberstein S. 137).

Berlin. Erich Schmidt.

2.

Wielands Sohn Ludwig war 1802 in der Schweiz mit Heinrich von Kleist befreundet geworden. In die revolutionären Wirren Helvetiens verwickelt erhielt er im Oktober 1802 einen Ausweisungsbefehl, als dessen nächste Veranlassung der Frevel bezeichnet wurde, dass er 'mit Hrn. v. Kleist vor dem GeneralQuartier gestanden und gelacht hätte', worauf ihnen beiden von einem Hartschier 'Namen und SicherheitsCharte' abgefordert wurde (Heinrich Gessner an seinen Schwiegervater Wieland Bern, 3. November 1802; vgl. Zolling, H. v. Kleist in der Schweiz S. 161). Um Ludwigs rasche Abreise zu ermöglichen, änderte Kleist seinen Reiseplan und wählte die dem Freunde amtlich vorgeschriebene Richtung. Dies ist der 'sehr wesentliche Dienst' Kleists gegen Ludwig, dessen der Vater Wieland später Erwähnung thut (Bülow, H. v. Kleists Leben und Briefe S. 33). So führte denn Ludwig, zu seinem Vater nach Ossmannstedt zurückkehrend, im November 1802 auch seinen hilfreichen Freund da ein. Kleist wohnte zunächst in Weimar, brachte aber oft ganze Tage auf dem gastfreien Landgute zu, wo ihm ein Zimmer eingeräumt wurde. In der zweiten Januarwoche siedelte er völlig dahin über 'trotz einer sehr hübschen Tochter Wielands'. Der Ausdruck befremdet: Kleist scheint der Liebesgefahr ausweichen zu wollen. Wirklich verfing er sich; 'in Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu schreiben haben', meldet er der Schwester im Januar 1803, 'denn ich nähere mich allem Erdenglück'. Aber schon die Nachschrift dieses Briefes zeigt den Umschlag: 'Ich habe mehr Liebe gefunden, als recht ist, und muss über kurz oder lang wieder fort; mein seltsames Schicksal! — Wenigstens bis zum Frühjahr möchte ich hier bleiben'. Und im März: 'Ich habe Osmannstädt wieder verlassen . . . Ich musste fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, ausser Du! —! Aber ich musste fort!' 'Alles, was süss ist', lockte ihn in Wielands Familie zurück. 'O Ihr Erynnien mit Eurer Liebe!' klagt er. — Diese Liebe wider Willen

ist der Grund der auffälligen Verworrenheit der Briefe Kleists in jener Zeit.

In Wielands Haus lebten damals drei Töchter, die verwittwete Caroline Schorcht mit ihren zwei Kindern Amalie und Wilhelmine; die zum zweitenmal vermählte Amalie Erler; und Luise, geboren den 3. Mai 1789. Sie, die noch nicht vierzehnjährige, war physisch entwickelt und konnte nach ihrer eigenen Meinung vielleicht in ihrem Äusseren einiges Interesse erregen; schön zu sein, lehnt sie ab; ein erhaltenes Bild spricht Geist und Sicherheit aus. Eine Nachkommin, die schriftliche und mündliche Überlieferung aus jener Zeit mit echtem Wielandischen Familiensinn bewahrt, zeigte mir einen Brief Luisens an ihre Schwester Lotte Gessner, vom 19. April 1811 datirt, worin Luise ein schlichtes Bekenntniss ihrer Liebe zu Kleist ablegt. Von dem Augenblicke, da der Bruder den Freund ins Haus brachte, liebte sie ihn und glaubte sich wieder geliebt. Auch als sie ihre Täuschung erkannte und Kleist auf ihren Wunsch Ossmannstedt verliess, war ihre Neigung nicht erloschen, lange Jahre zitterte sie nach. Wie sie nach neun Jahren sein Betragen auffasst, zeigt diese Briefstelle: 'Wenn er auch nicht zu den ganz edlen Menschen gehört, die ja ohnehin eine Ausnahme machen, so ist sein Caracter doch gut; und er würde sich dieses Leichtsinns gegen mich nicht schuldig gemacht haben, wenn er weniger adeliches Blut (oder vielmehr unadeliches) in seinen Adern hätte'. Nun verstehen wir Kleists Andeutungen; er hat 'mehr Liebe gefunden als recht war'; er hatte das Bewusstsein, ausweichen zu sollen; trotzdem ging er der Liebenden entgegen, fühlte sich durch ihre Liebe allem Erdenglücke nahe; aber er musste fort auf ihren Wunsch, und wohl auch, weil es über dies Verhältniss zwischen ihm und Ludwig 'manchen unangenehmen Wortwechsel' gegeben hat. Zu einem Bruche mit der Familie kam es nicht, sonst wäre er nicht zum Feste an Luisens Geburtstag eingeladen worden. Wieland dachte auf die Dauer gut von Kleist. Einen neuen Beleg zu den bekannten gab mir Carl Schüddekopf an die Hand in der Copie eines im British Museum (Hs. Egerton 2407 f. 51) aufbewahrten Briefes Wielands an den Verleger Göschen:

Weimar. Den 24ten Februar 1803.

Theurester Freund,

Der Überbringer dieses Blats, ein Herr von Kleist, aus der Familie des berühmten und unsterblichen Dichters dieses Nahmens, wünscht durch Vermittlung eines gemeinschaftlichen Freundes, Ihre Bekanntschaft zu machen. Er gedenkt sich einige Zeit in Leipzig aufzuhalten und bedarf zu diesem Ende eines dasigen Freundes, der ihm wegen einer Wohnung und der übrigen Bedürfnisse dieser Art mit guthem Rath diene, und hat mich daher, da er ohne alle Bekanntschaft in Leipzig ist, um ein Paar Zeilen an Sie gebeten. Hr. v. Kleist ist mit meinem ältesten Sohn in der Schweitz bekannt worden; in verwichnem Herbst war mein Sohn auf der Rückreise sein Gefährte bis Jena. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst kam Hr. v. Kleist nach Weimar; ich lernte ihn näher kennen, fand an ihm einen jungen Mann von seltnem Genie, von Kenntnissen und von schätzbarem Karakter, gewann ihn lieb und liess mich daher leicht bewegen, ihm, da er mir einige Zeit näher zu seyn wünschte, ein Zimmer in meinem Hause zu Ossmannstedt einzuräumen. So ist er dann seit der 2ten Woche dieses Jahrs sechs Wochen lang mein Hausgenosse und Commensal gewesen, und ich habe mich nicht anders als ungern und mit Schmerz wieder von ihm getrennt. Ich kann ihn also Ihrem Wohlwollen um so getroster empfehlen, da ich versichert bin dass er Ihnen in keinerley Rücksicht lästig fallen wird. Ich zweifle keinen Augenblick, Er wird Sie und Sie werden Ihn eben sobald lieb gewinnen als dies der Fall zwischen Ihm und mir war. Den besondern Zweck, wesswegen er einige Zeit in Leipzig zu leben wünscht, wird er Ihnen vermuthlich selbst eröfnen.

In acht Wochen, lieber Göschen, bin ich wieder ein Weimaraner, und als solchen werden Sie, hoffe ich, nicht weniger lieben als bisher

Ihren ergebensten und verbundensten Freund
Wieland.

Nicht Mitte März also, wie Wieland in dem längst veröffentlichten Briefe vom 10. April 1804 schreibt, sondern Mitte Februar verliess Kleist den Landsitz. Wieland empfing und beantwortete im Jahre 1803 einen Brief Kleists (Bülow S. 32. 36 f. Briefe an Ulrike S. 88), und nachdem er im nächsten Frühjahr die bekannte tiefe Charakteristik Kleists für dessen Arzt und Freund Wedekind niedergeschrieben hatte (Böttiger, Literarische Zustände 1, 264), erschien der Genesende auf der Heimkehr von Mainz nach Potsdam nochmals in Wielands Familie. Er war 'noch ganz derselbe liebenswürdige Mensch, der durch seinen Geist, dazumahl

noch sehr bescheidenen stillen Caracter und Benehmen, so interessant war', schreibt Luise; 'Mein Vater empfing ihn als einen alten lieben Freund, und ich mit einer Fassung die ich mühsam errungen hatte. So erhielt ich mich in dieser Stimmung auch wie ich mit ihm allein war: bis zu seiner Abreise die wenige Tage [später] erfolgte. Nach diesen kurzen Besuch schrieb Kleist zwey Briefe an Vater die aber unbeantwortet blieben und so haben wir von ihm selbst nichts wieder gehört.' Die letzte Äusserung Luisens ist nicht genau richtig; offenbar verheimlichte Wieland, seiner Lieblingstochter neue Erregung zu sparen, dass er antwortete (vgl. Briefe an Ulrike S. 96) und später noch Zuschriften empfing. Vater Wieland hatte die Stimmung seines Kindes durchschaut, klarer als die sich unbeachtet wähnende Luise glaubte. Der Beweis liegt in seiner Erzählung von Menander und Glycerion.

Mitte December 1802 hat Wieland dies Werklein begonnen; noch vor Kleists Übersiedelung nach Ossmannstedt war es 'beinahe' (6. Januar 1803), aber erst am 23. Januar wirklich fertig und noch am 18. Februar arbeitet der Dichter daran mit der letzten Feile. Auf das Liebespaar kam Wieland durch Jacobs Beyträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts in seinem Attischen Museum (1800. 3, 191); von Böttiger erhielt er die Menander-Ausgabe des Le Clerc; aus den Fragmenten und den von Clericus gesammelten Zeugnissen über Menander bildete er den Charakter des attischen Lustspieldichters, der ihm auch durch die Weimarer Aufführung der Terenzischen Brüder in Einsiedels Bearbeitung näher gerückt war; Glycerion identificirte er mit dem Blumenmädchen des Pausias, das Goethes Elegie fünf Jahre zuvor gefeiert hatte. Doch war es ihm weniger um strenge historische und chronologische Wahrheit zu thun als um 'innere Wahrheit'. Er erzählt: Menander verliebt sich in Glycerion, gewinnt ihre Gegenliebe, kehrt nach flüchtiger Untreue Verzeihung findend zu ihr zurück, um sie dann doch dauernd zu verlassen und sich einer andern hinzugeben; Glycerion, in ihrer tiefen Liebe erst gekränkt, beruhigt sich und ist bereit, eine andere Ehe einzugehen. — Der Verfasser des Aristipp beabsichtigte auch hier ein Stück

griechischen Lebens zu zeichnen; auf die gebildeten Hetären war sein Augenmerk seit der Geschichte Agathons gerichtet, die erwähnten Beyträge von Jacobs brachten sie ihm aufs neue nahe. Trotzdem scheint mir diese Anregung kein ausreichender Grund für die Behandlung gerade dieser Hetärengeschichte: ich glaube, dass das Verhältniss zwischen Kleist und Luise den Anstoss gab.

Nach Ludwigs Berichten über den Zerbrochenen Krug mochte Wieland in Kleist hauptsächlich einen Komödiendichter sehen. Luise hatte besonderes Geschick im Blumenwinden und darum ward Menanders Glycerion die Kränzeflechterin des Pausias; mit einem Blumenkranze in der Hand wurde später Luise von der Bardua gemalt. Dass Wieland seine Tochter als Hetäre darstellte, hat bei seiner sehr veredelnden Auffassung dieser geistreichen Frauen nichts Anstössiges; die reine Liebe gerade einer Glycerion hatte er schon im Sokrates mainumenos geschildert. Auch ist in der Brieferzählung höchstens eine bedenkliche Stelle (Taschenbuch für 1804 Tübingen, Cotta S. 47), die ihm zur 'Beobachtung des Kostums' (S. VI) nothwendig scheinen mochte. Glycerion sagt ein andermal: ich habe keinen Preis (S. 14); und Menander rühmt, dass man nicht eingezogener und sittsamer leben könne als sie (S. 17); sogar 'anspruchslose Einfachheit' konnte die Hetäre von Luise übernehmen.

In dem apokryphen Briefwechsel zwischen Menander und Glykera, den schon Gottsched in den Schriften der deutschen Gesellschaft 2, 684 ff. und neuerdings Jacobs im Attischen Museum 3, 195 ff. übersetzt hatten, weilt Menander im Piräus, Glykera in Athen; umgekehrt hält sich Wielands Menander-Kleist in Ilm-Athen auf, Glycerion-Luise dagegen wohnt eine Meile davon entfernt auf einem Landgute im Piräus, an welchem das Beste ein ziemliches Stück Gartenland war (S. 12 f.), d. h. in Ossmannstedt, worauf diese Beschreibung genau passt. Menander steht Glycerions Haus zu allen schicklichen Stunden offen (S. 19), er kommt jede Dekade drei- oder viermal sie zu besuchen, so wie Kleist im Osmantinum verkehrte. Glykera spricht in dem Alkiphronischen Briefe von Schwestern; Wielands Glycerion hat zwei ältere und eine jüngere zur Seite: Myrto

beschickt das Hauswesen und die Küche wie Caroline, mit der sie auch den Sinn für Putz gemein hat; Chelidonis ist Kunstweberin, Amalie spann gerne; und unter der jüngsten Melitta, welche Glycerion-Luise an die Hand geht, mag eines der beiden Töchterchen der Caroline, Malchen oder Minchen zu verstehen sein, Malchen sang wie Melitta. Die Zeichnung der gefallsüchtigen Mutter der Glycerion, Praxilla, passt nicht auf Luisens Mutter, die damals schon im Grabe lag; die Figur stammt aus dem griechischen Briefe der Glykera und konnte des Kostüms wegen schlecht entbehrt werden; aus demselben Grunde musste Glycerions Vater todt sein, obwohl Luisens Vater lebte. Auch dass das Alter beider Liebenden um ein paar Jahre höher angegeben wird, als das Kleists und Luisens war, berechtigt keinen Einspruch gegen die Giltigkeit der Zusammenstellung.

Übrigens muss sich die Vergleichung zumeist auf die eilf ersten Briefe beschränken; der weitere Verlauf ähnelt nicht; keine Bacchis, keine Nannion zog Kleist von Luise ab. Nur die Annäherung Menanders an Glycerion konnte Wieland bei dem Entwurf der Novelle in seiner Familie beobachten, für das Weitere nutzte er alte Überlieferung sehr frei, von vornherein überzeugt, dass seine Luise und Kleist kein Paar würden, und also gewiss, dass das Leben nicht in Widerspruch mit seiner Gestaltung des Überkommenen treten werde. Trotz solcher Mischung von Altem und Neuem dürfen Eigenschaften Menanders mit Vorsicht für Kleist in Anspruch genommen werden.

Zunächst einiges Äussere. Es heisst im 11. Briefe: 'Menander ist von mittlerer Grösse, und kann . . . in den Augen einer Geliebten für einen ganz hübschen Mann gelten. Du merkst, denke ich, dass ich dir eben so wohl hätte geradezu sagen können, dass seine glänzende Seite nicht die äussere ist. Seine Gesichtsbildung ist fein und geistreich, seine Stirne breit und hoch, sein Auge etwas hervorstehend, und voll Feuer, und um seinen Mund, den die Grazien ausdrücklich zum sprechen und — zum küssen gebildet zu haben scheinen, schwebt ein leiser mehr kitzelnder als beissender Spott, vom zartesten Gefühl des Schicklichen gemildert'. Die Zeichnung passt auf Kleist, so viel ich weiss.

Dass Menander schielte, wie darnach erzählt wird, stammt aus Suidas, der von Clericus unter den Testimonia angezogen ist. Dagegen darf Menanders Kunst, Flöte zu blasen, an Kleists Klarinettespiel erinnern und auch das Folgende kann recht wohl für Kleist gelten: 'Die Lebhaftigkeit seines Geistes und die Reizbarkeit seiner Sinne leihen ihm bey Gelegenheit etwas schwärmerisches, das zuweilen in Begeisterung übergeht; aber im Grund ist er (wenn ich mich nicht sehr an ihm irre) ein so kaltblütiger Sterblicher, als ein Athener und ein Dichter möglicher Weise seyn kann. Er liebt das Vergnügen und die Freude mehr als Ruhm und Geld; und wenn seine Komödien die Werke aller seiner Zeitgenossen und Nebenbuhler verdunkeln und auslöschen, wie die Mittagssonne den Mondschein und das Sternenlicht, so ist weder Ruhmsucht noch Begierde, dem grossen Haufen zu gefallen, die Ursache davon, sondern eine angebohrne Liebe zum Schönen, und ein Kunstgefühl, das ihm nicht eher erlaubt, die Hand von einem Werke abzuziehen, bis es so rund, glatt und vollendet ist, dass sein zartes Gefühl nichts mehr daran zu polieren findet. ... Seinen grossen Ruhm hat ihm nicht die Volksgunst und der Beyfall des grossen Haufens, sondern das Gefühl und Urtheil der gebildetsten unter seinen Zeitgenossen gemacht'. (S. 38 f.) — Menander dichtet während seines Verhältnisses zu Glycerion an den Adelphen (S. 30), mit denen er unfehlbar zu siegen hoffte; so setzte Kleist alles an seinen Guiskard, für den freilich eine innere Verwandtschaft mit den Adelphen nicht gesucht werden kann. Seine Muse befinde sich sehr wohl, er mache sich gute Hoffnung, einen wohlverdienten Sieg über den launischen und willkürlichen Geschmack der Athener zu erringen, schreibt Menander (S. 21), und Kleist konnte das Gleiche sagen. Menander bekennt Glycerion, sein Drama sei unter ihrem Einfluss geboren, wünscht, es von ihr vorgelesen zu hören, um gewiss zu sein, dass daran nichts zu poliren sei (S. 30); so mag auch Luise die Vertraute des Guiskarddramas gewesen sein: ihren Einfluss sehe ich in der rührenden Sorge Helenas für des greisen Vaters Schlummer und Ruhebedürfniss, und ihre Theilnahme an Kleists Dichtung belege ich mit folgender Stelle

aus dem schon oben benutzten Briefe. 'Ich habe ein Lustspiel von ihm hier [in Weimar, wo Der zerbrochene Krug am 2. März 1808 in Scene ging] aufführen sehen welches aber gänzlich durchfiel. Diesen Winter bekam ich Gelegenheit wieder ein Schauspiel, Käthchen von Heilbronn und Erzählungen von ihm zu lesen. Ich dächte man könnte keinen von diesen seinen Werth absprechen, aber es kann sehr viel an allen getadelt werden, sowie viel fehlt bis sie vollendet genannt werden könten. Er ist aber einer von den ausgezeigneten Poetischen Genien dieses Zeitalters'.

Inwieweit die unbeständige Mädchenschwärmerei Menanders in Wielands Augen für Kleist zutraf, bleibe dahingestellt; für seine Auffassung von dessen Charakter scheinen aber doch ein paar Züge aus dem Liebesleben Menanders von Belang. Menander hat das Eigene, dass die feurigste Liebe, deren er fähig ist, ihn nicht hindert, klar zu sehen (S. 28); er ist ehescheu; zwar 'Glycera ist in der That ein bezauberndes Mädchen', schreibt Menander, 'aber ein bezauberndes Mädchen macht darum noch keine gute Ehfrau... Itzt ist sie unbefangen, anspruchslos, unverfälscht, und von der Scheitel bis zur Fusssohle lauter Herz. Wird sie . . . immer bleiben, was sie itzt ist? Ich will es glauben, aber das Sicherste bleibt doch, sich ans Gegenwärtige zu halten, und aufs ungewisse Künftige so wenig als möglich zu wagen' (S. 33). Und ganz besonders mahnt an Kleists Benehmen gegen seine Braut, was Glycerion über Menander schreibt (S. 81): 'Er lässt allen seinen Launen und Unarten den Zügel . . ., übersieht sich selbst alles, und nimmt es dafür mit mir so scharf, als ob Er sich nichts vorzuwerfen, ich hingegen die grösste Ursache hätte, alles von ihm zu ertragen'. Auch der wiederholte Ausspruch Menanders: 'doch nur ein Weib' eignet wohl in Kleists Mund.

Für eine tiefere Kenntniss Kleists wird aus alle dem nicht eben viel gewonnen, doch haben die Äusserungen darum einen gewissen Werth, weil Kleist nach der Ansicht seines vorzüglichen Biographen Brahm von Wieland am zutreffendsten erkannt wurde. Für Wieland ergibt sich Wichtigeres; dass er in so hohen Jahren, unter einer Einkleidung, an welcher der Philologe den ersten Antheil zu

haben scheint, persönliche Verhältnisse verdichtet, zeugt für den wahren Lebensgehalt seiner Poesie, zeugt gegen das freche Urtheil der Romantiker. Sophie Brentano und Wieland leben im Aristipp, Kleist und Luise in Menander und Glycerion, und auch in dessen Seitenstück Krates und Hipparchia scheint Wielands Familie durch; Hipparchia in Männerkleidung mag eine äusserliche Erinnerung an Kleists Ulrike sein, die so verkleidet auch bei Wieland erschien. Ihm war das Griechenthum lebendige Gegenwart, keine todte Welt. —

Menander-Kleist vergass Glycerion-Luise nicht. Als er nach Jahren wieder an Wieland schrieb, fehlt die Frage nach der 'vortrefflichen Tochter' nicht. Der Brief, an demselben Orte wie der Luisens erhalten, lautet:

Dressden, den 17. December 1807.
Pirnasche Vorstadt, Rammsche Gasse Nr. 123.[1])

Mein verehrungswürdigster Freund,

Mein Herz ist, wie ich eben jetzt, da ich die Feder ergreife, empfinde, bei dem Gedanken an Sie noch eben so gerührt, als ob ich, von Beweisen ihrer Güte überschüttet, Osmanstädt gestern oder vorgestern verlassen hätte. Sie können mich, und die Empfindung meiner innigsten Verehrung Ihrer, noch viel weniger aus dem Gedächtniss verloren haben, da Ihnen die göttliche Eigenschafft, nicht älter zu werden, mehr als irgend einem andern Menschen zu Theil geworden ist. Im März dieses Jahres schrieb ich Ihnen zweimal vom Fort de Joux, einem festen Schloss bei Neufchâtel, wohin ich durch ein unglückliches, aber bald wieder aufgeklärtes, Misverständniss, als ein Staatsgefangener abgeführt worden war. Der Gegenstand meines Briefes war, wenn ich nicht irre, der Amphitryon, eine Umarbeitung des Molierischen, die Ihnen vielleicht jetzt durch den Druck bekannt sein wird, und von der Ihnen damals das Manuscript, zur gütigen Empfehlung an einen Buchhändler, zugeschickt werden sollte. Doch alle Schreiben, die ich von jenem unglücklichen Fort erliess, scheinen von dem Commandanten unterdrückt worden zu sein; und so ging die Sache einen ganz anderen Gang. Jetzt bin ich willends mit Adam Müller, dem Lehrer des Gegensatzes, der hier, während mehrerer Winter schon, ästhetische, von dem Publico sehr gut

---

[1]) Schnorr von Carolsfeld schreibt mir gütig: 'Gemeint ist die Rampische Gasse. Das Haus Nr. 123 lag von der Gegend dem Festungsgraben gegenüber nach dem Rampischen Schlage zu gerechnet linker Hand auf dem jetzt Pillnitzer Strasse genannten Theile der Rampischen Strasse.'

aufgenommene, Vorlesungen gehalten hat, ein Kunstjournal herauszugeben, monatsweise, unter dem Titel, weil doch einer gewählt werden muss: Phöbus. Ich bin im Besitz dreier Manuscripte, mit denen ich, für das kommende Jahr, fragmentarisch darin aufzutreten hoffe; einem Trauerspiel, Penthesilea; einem Lustspiel, der zerbrochene Krug (wovon der Gh. Rth. v. Göthe eine Abschrift besitzt, die Sie leicht, wenn die Erscheinung Sie interessirt, von ihm erhalten könnten); und einer Erzählung, die Marquise v. O.. Adam Müller wird seine ästhetischen und philosophischen Vorlesungen geben; und durch günstige Verhältnisse sind wir in den Besitz einiger noch ungedruckter Schriften des Novalis gekommen, die gleichfalls in den ersten Heften erscheinen sollen. Ich bitte Sie, mein verehrungswürdigster Freund, um die Erlaubniss, Sie in der Anzeige als Einen der Beitragliefernden nennen zu dürfen; Einmal, in der Reihe der Jahre, da Sie der Erde noch, und nicht den Sternen angehören, werden Sie schon einen Aufsatz für meinen Phöbus erübrigen können; wenn Sie gleich Ihrem eigenen Merkur damit karg sind. Ferner wünsche ich, dass Sie den H. Hoffrath Böttiger für das Institut interessiren mögten; es sei nun, dass Sie ihn bewegten, uns unmittelbar mit Beiträgen zu beschenken (wir zahlen 30 Th. pro Bogen *) oder auch nur, diese junge litterarische Erscheinung im Allgemeinen unter seinen Critischen Schutz zu nehmen. Ich werde gerne selbst deshalb meinen Antrag bei ihm machen; doch ein Wort von Ihnen dürfte mich leicht besser empfehlen, als alle meine Dramen und Erzählungen. Ich wollte, ich könnte Ihnen die Penthesilea so, bei dem Kamin, aus dem Stegreif vortragen, wie damals den Robert Guiskard. Entsinnen Sie sich dessen wohl noch? Das war der stolzeste Augenblick meines Lebens. So viel ist gewiss: ich habe eine Tragödie (Sie wissen, wie ich mich damit gequält habe) von der Brust heruntergehustet; und fühle mich wieder ganz frei! In Kurzem soll auch der Robert Guiskard folgen; und ich überlasse es Ihnen, mir alsdann zu sagen, welches von beiden besser sei; denn ich weiss es nicht. — Wo ist denn Louis? Was macht ihre vortreffliche Tochter Louise? und die übrigen Ihrigen? — Vielleicht, dass ich in Kurzem mit Rühle, dem Gouverneur des Prinzen Bernhard, zu Ihnen komme, und mich völlig wieder in Ihrem Gedächtniss auffrische, wenn die Zeit doch mein Bild bei Ihnen ein wenig verlöscht haben sollte. Erfreuen und beehren Sie bald mit einer Antwort Ihren

treuen und gehorsamen
Heinrich von Kleist.

*) wir verlegen selbst.

Einer Erläuterung bedarf der Brief nicht. Zum Phöbus gab Wieland, ganz mit der Cicero-Übersetzung beschäftigt,

keinen Beitrag. Böttiger muss sich lebhaft für die Zeitsc
bemüht haben; Heinrich Gessner schreibt ihm am 25.
bruar 1808 (Bibliothek Dresden): 'Glück zu zu Ihrem Phöt
auf dessen erste Erscheinung ich begierig bin. — Ich h
viel auf meinem alten Freund Kleist, aber ob eben s
ungeregeltes genialisches Wesen, zu einem regelmässi
Gange geeignet sei, weiss ich nicht. Seit Jahren weiss
nichts mehr von ihm, und erst las ich in irgend ein
öffentlichen Blat, dass er nach einer französischen Festu
deportirt war, gewis auch so schuldlos als man sein ka
Wenn Sie ihn sehen, so sagen Sie ihm Alles herzliche
von mir.'

Graz. Bernhard Seuffert.

Das Zeugniss des Camerarius über Faust.

Im Goethe-Jahrbuch 10, 256 habe ich auf ein bisher ganz unbekanntes Zeugniss über den historischen Faust hingewiesen. Da dasselbe eine gewisse Bedeutung in Anspruch nehmen darf, so sei es gestattet, hier auf dasselbe etwas näher einzugehen, die Folgerungen genauer zu präcisiren, welche sich aus dem Brief des Camerarius ziehen lassen, und über den Mann, der von Camerarius als Vertrauter oder Freund des Faust eingeführt wird, die erreichbaren Angaben zu machen.

Der Briefwechsel des Joachim Camerarius [1]), in welchem sich das Zeugniss findet, zerfällt in zwei Theile, die aber durch die Person des Camerarius miteinander verbunden werden. Der erste Theil bringt Briefe der Mitglieder des Erfurter Poetenkreises, des mutianischen Ordens; die meisten Briefe sind von Mutian, neben ihm erscheinen Eoban, Bruno

[1]) Libellus Nouus, Epistolas Et Alia Qvaedam Monvmenta Doctorum superioris et huius aetatis complectens. Quae scripta omnia eiusmodi sunt, vt eorum cognitio neque utilitate caritura, et noluptatem legentibus allatura esse uideatur. Editus studio Joachimi Camerarij Pabeperg. Lipsiae Johannes Rhamba exprimebat Anno Christi M. D. LXVIII. Cum Priuilegio Quinquennij.



Seidel, Petreius Aperbach, Euricius Cordus, als Adressat auch Crotus u. a.; eine grosse Anzahl der Briefe ist an Camerarius gerichtet. Die zweite Abtheilung dieser Briefe führt uns eine etwas spätere Generation im freundschaftlichen Briefverkehr vor; ich möchte sie den Wittenberger Poetenkreis nennen, weil diese Poeten in Wittenberg ihren idealen Einigungspunkt hatten, wie vordem Crotus und Eoban in Erfurt, und weil sie, ähnlich wie diese den Mutian, den Melanchthon als ihr gemeinsames Oberhaupt verehrten. Ausser Camerarius finden wir hier eine grössere Anzahl der bedeutenderen neulateinischen Dichter Deutschlands mit kurzen oder längeren Schreiben vertreten: Sabinus, Stigel, Micyll, Vincentius Opsopäus, P. Lotichius Secundus, ferner einzelne Vertreter des Nürnberger Gelehrtenkreises wie Christoph Scheurl und Lazarus Spengler. Für die Geschichte der neulateinischen Dichtung und der grammatischen Studien in den dreissiger und vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts bietet jener Briefwechsel ein nicht unwichtiges, interessantes Material.

Hier bleiben wir bei einem Freundesbrief des Camerarius an eine weniger bekannte Persönlichkeit des sechzehnten Jahrhunderts, den Juristen Daniel Stibar stehen. Dieser Brief findet sich im Libellus Xa—X 2b und der Anfang desselben möge, mit den nothwendigsten Bemerkungen versehen, hier folgen.

Praestantissimo Viro D. Danielo Stibaro S. S.
S. D.

Quod scribis dolori tibi esse dilationem congressionis nostrae, ut tibi credo, sic non concedo ut maiorem haec res tristitiam tibi afferat, quam mihi. Nam et carendum mihi maxima uoluptate colloquij tui, et sustinendae illae molestiae sunt morbi, quibus impedior, quo minus iter facere possim. Fui in thermis, quae falso sic nominantur, non enim calidae sunt aquae sed fiunt. Retuli inde hoc commodi ut iam aliquanto sim quam prius afflictior. Nunc alias specto *αὐτοφυῶς θερμάς*. Vbi igitur Huttenus noster est? qui addat se socium et comitetur euntem. Vna etiam expectatio aduentus Philippi moratur me, qui nunquam ita plane scripsit se uenturum esse atque nuper. Pridie Nonas noctem moestissimam sustinui cum Luna Marti obijceretur in Piscibus. F a u s t u s e n i m t u u s f a c i t, u t t e c u m l u b e a t i s t a d i s s e r e r e, q u i u t i n a m d o c u e r i t t e p o t i u s a l i q u i d e x h a c a r t e, q u a m i n f l a u e r i t

uentulo uanissimae superstitionis, Aut nescio quibus praestigijs suspensum tenuerit. Sed quid ille ait nobis tandem? Quid etiam? Scio enim te diligenter de omnibus percontatum. Caesar ne uincit? Ita quidem fieri necesse est. Quamuis narrent PP. suam interponere tanquam pacificam personam, et petere ab utroque XX. M. militum quibus Concilium, quod indicturus sit, protegere, et redigere in ordinem contumaces possit. Ita Galli quidam qui apud nos litteris dant operam, ferunt. Nos Caroli celebratiunculas emisimus cupidissime, itaque minus elaboratas, sed probari cupio uoluntatem. Tibi dedicauimus, et fecimus Philippi Huteni mentionem temere quidem ut uideo, sed honorifice tamen, quare gratum fratri illius me fecisse confido...

In dem weiteren Verlauf des vom 13. August 1536 datirten Briefes geschieht des Faust keine Erwähnung mehr. Auch in dem darauf folgenden undatirten Schreiben des Camerarius an Stibar, das aber aus derselben Zeit zu stammen scheint, wie das soeben angeführte (X 2b—X 4a) lassen sich directe Beziehungen auf Faust nicht nachweisen.

Der Adressat Daniel Stibar ist im Jahre 1503 zu Rabeneck in Oberfranken geboren; er ging im Jahre 1518, um die Rechte zu studiren, nach Erfurt, wo er der besonderen Obhut des Magister Georgius Poetus aus Pfortzheim übergeben wurde. Hier traf er mit dem von Leipzig kommenden Joachim Camerarius zusammen, an welchen ihn bald ein inniges Freundschaftsbündniss knüpfte. Auch zu den anderen Mitgliedern des Erfurter Poetenkreises scheint er in ein vertrauliches Verhältniss getreten zu sein, sicher wissen wir das wenigstens von Eoban (vgl. den Brief von Eoban an Stibar vom 6. September 1538 a. a. O. Da f.). Nach Vollendung seiner Studien machte Stibar Reisen nach Italien, Frankreich und den Niederlanden, verweilte längere Zeit bei Erasmus, der ihn mit Wohlwollen empfing, und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um sich als Rathsherr und Richter in den Dienst der Stadt Würzburg zu stellen. Dass er zur Vertheidigung der Stadt, der er diente, auch zu den Waffen gegriffen habe, wird rühmend hervorgehoben; und zwar geschah das in seinen späteren Lebensjahren, im Jahre 1552, als der wüste Raufbold Markgraf Albrecht von Kulmbach Franken und insbesondere Würzburg heimsuchte.[2])

[2]) Joachim Camerarius, der sich gerade damals ebenfalls in seiner fränkischen Heimat und zwar in seiner Vaterstadt Bamberg aufhielt,

Im Dienste dieser Stadt war Stibar länger als zwanzig Jahre thätig; mehrfach wurden ihm auch Gesandtschaften übertragen, doch scheinen seine Einnahmen nicht allzugross gewesen zu sein, denn er hinterliess nur wenig Vermögen, als er am 7. August 1555 starb.

Aus den wenigen persönlichen Zügen, die uns von ihm berichtet werden, vermögen wir uns ein individuelles Bild nicht zu gestalten. Zu seiner Vaterlandsliebe, wie sie aus der oben angeführten Thatsache erhellt, würde noch die Freigebigkeit zu erwähnen sein, die er trotz seiner, wie es scheint, beschränkten Vermögensverhältnisse ausgeübt hat. Sie kam einem Würdigen zu Gute, dem P. Lotichius Secundus, den er nicht allein zum Lehrer seiner Verwandten machte, sondern auch, als er nach Italien ging, mit Reisegeld versah.[3]) Dass es jedoch auch nicht an Verstimmungen zwischen den beiden fehlte, erhellt aus einem Briefe des Camerarius an Lotichius a. a. O. X 5 b.

Der einzige Brief, den wir von Stibar besitzen (an Camerarius vom 8. Dezember 1547, a. a. O. Seite vor Q und Q), bietet keine näheren Züge zur Charakteristik des Mannes; doch tritt uns die warme Anhänglichkeit an die Erfurter Hochschule erfreulich daraus entgegen. Mehr zur näheren Erkenntniss seiner Persönlichkeit trägt ein von Freher[4]) berichtetes Wort bei. Stibar soll über schwierige Lagen und Unglücksfälle sich mit den Worten hinweggeholfen haben: 'Was thut mir das? morgen werde ich sterben!' Diese Worte zeigen ihn uns als einen gottergebenen Mann, der sich über

---

hat uns in seinem Gedicht Votum seu preces (Leipzig 1563; ausserdem gedruckt hinter den Eklogen des Camerarius, Leipzig 1568 S. 97 ff.) ein anschauliches Bild der damals in den fränkischen Städten herrschenden Verwirrung entworfen.

[3]) So berichtet Freher, Theatrum vivorum eruditione clarorum 2, 832. Lotichius schreibt im Januar 1555 an Camerarius (a. a. O. N 2 b): Vt in Italiam absoluendorum studiorum caussa proficiscerer, Clarissimus uir et praeceptor obseruande, honestissime a D. Stibaro dimissus sum.

[4]) Freher a. a. O.: Memoriam pietatis, virtutis et doctrinae sempiternam, pecuniae vero parvum quiddam reliquit, et in rebus difficilibus dicere solitus est: Quid a me? cras discedam.

die Leiden der Welt mit der Aussicht auf das baldige ewige Leben tröstet.

Betrachten wir nun die Briefstelle des Camerarius, so kann nicht zweifelhaft sein, dass Daniel Stibar mit Faust näher bekannt gewesen sein muss. Und da aus dem kürzlich gefundenen, in dieser Vierteljahrschrift 2, 156 ff. veröffentlichten Zeugniss über Faust hervorging, dass Faust auch mit Philipp von Hutten verkehrt hat, eine Freundschaft zwischen Stibar und Philipp Hutten sich aber auch aus unsern Briefen nachweisen lässt, so darf man zunächst mit Sicherheit Folgendes behaupten: Faust hielt sich etwa in den Jahren 1535—37 in Oberfranken auf und muss hier in dem Freundeskreise des Philipp Hutten eine immerhin nicht unangesehene Stellung eingenommen haben. Wenigstens ergibt sich aus dem Briefe des Camerarius mit ziemlicher Gewissheit, dass Stibar ganz unter dem Banne Fausts gestanden hat. Nicht allein dass er mit Faust befreundet gewesen zu sein scheint — die Bezeichnung Faustus tuus deutet darauf hin —, er gehörte auch offenbar zu den gläubigen Bewunderern und Schülern des Magiers.

Interessant ist die Stellung des Camerarius dem Faust gegenüber. Er schilt zwar den Freund wegen seiner Leichtgläubigkeit und verweist ihm den Aberglauben, den Faust ihm eingeflösst habe. Trotzdem kann er aber nicht unterlassen, sich auf das dringendste und genaueste über das zu erkundigen, was Faust über den Erfolg des dritten französischen Feldzuges Karls V. geweissagt habe [5]); man sieht, wie auch er ihm übernatürliche Kräfte zutraut.

Die Stelle ist deshalb so bemerkenswerth, weil wir aus ihr deutlich ersehen, wie es Faust an einer gläubigen Gemeinde nicht gefehlt hat und wie er aller Wahrscheinlichkeit nach das Zeug dazu gehabt haben muss, auch auf lebenserfahrene und gebildete Männer einen grossen Ein-

---

[5]) Man erinnere sich übrigens auch der durch Manlius berichteten Renommistereien Fausts über Karls V. erste Feldzüge: Idem Faustus magus turpissima bestia, et cloaca multorum diabolorum, uane gloriabatur de se omnes victorias, quas habuerunt Caesariani exercitus in Italia, esse partas per ipsum sua magia. Idque fuit mendacium uanissimum.

druck zu machen. Leider fehlen uns die gleichzeitigen Briefe des Stibar, welche gewiss über Faust noch reichen Aufschluss gewähren würden. Vielleicht richten die Fachgenossen beim Durchblättern handschriftlicher Sammlungen ihr Augenmerk auf den Namen Stibarus; es ist immerhin möglich, dass hier oder da Briefe desselben auftauchen.

Berlin. Georg Ellinger.

Ein Manuscript Tiedges.

Aus dem Handel hat das K. S. Hauptstaatsarchiv vor einigen Jahren ein Manuscriptblatt Tiedges erworben [1]), welches zu folgenden Mittheilungen Anlass gibt.

Auf der Vorderseite des kleinen Quartbogens steht von des Dichters Hand und von ihm unterzeichnet das bei Falkenstein: C. A. Tiedges Leben u. s. w. 3 (1841), 75 abgedruckte Gedicht an den späteren König Friedrich August II. von Sachsen [2]), welchen er 'angebetet' haben soll (a. a. O. 1 (1841), 8), mit der ursprünglichen Überschrift: 'Dem Königlichen Prinzen | Friedrich von Sachsen' und in der anfänglichen Form V. 4: 'Die sich mit Dir der hohen Freundschaft nahn', während der Druck die Worte hat: 'Die sich mit Dir dem Freundschaftstempel nahn'.

Dass das erwähnte Blatt keineswegs dem Prinzen Friedrich August überreicht worden ist, beweist die Rückseite desselben. Auf dieser stehen nämlich (durchstrichene) weitere Verse von Tiedges Feder und am Rande (wohl von anderer oder des Dichters sehr später Hand) eine Bemerkung mit einem Verweise auf ein anderes hierzu gehöriges (dasselbe liegt mir nicht vor) Stück Papier.

Diese letzteren Verse habe ich bei Falkenstein (a. a. O. Bd. 3: poetischer Nachlass Tiedges) vergeblich gesucht,

---

[1]) Es ist jetzt daselbst Locat 3406 aufbewahrt.

[2]) Auch ein Gedicht Tiedges an den Prinzen (späteren König) Johann zu Sachsen theilt Eberhard in der Gesammtausgabe der Werke des Dichters mit, Bd. 2, III. Aufl. 1832, S. 134.

auch die von Eberhard besorgte Ausgabe der Werke Tiedges (8 Bde. 1823—29) enthält sie nicht. Sie beziehen sich auf den Geburtstag einer fürstlichen Dame.[1]) Ich theile dieselben daher hier mit:

Hochtheure Frau, wir treten
Zu Deinem Festaltar,
Und feiern mit Gebeten
Den Tag, der Dich gebar.
Was haben wir zu geben
Zu zahlen unsre Schuld?
Gebete für Dein Leben
Und Dank für Deine Huld!

Vernehmt ihr unsre Lieder, —
Was froh die Seele glaubt —:
So schwebt, ihr Engel nieder
Um ein geweihtes Haupt,
Und bringt aus Himmelsquellen
Ein frisches Leben mit,
Für sie, die eure Stellen
Bei uns so gern vertrit.

Dresden. Theodor Distel.

Notiz über Schulz Firlifimini.

In der Schrift 'Charakteristik von Berlin, Stimme eines Kosmopoliten in der Wüste. Philadelphia 1785' 2, 94 im Abschnitt über Recensenten heisst es:

Auf welche Art soviele Kritiken in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zur Reife gedeihen, darüber lese man eine Schrift nach, die den unverkennbaren Stempel eines Schülers Rabeners an sich trägt und den Titel führt: Leben und Tod des Dichters Fiolafimi [so!]. Wie unzuverlässig die mehresten in Journalen und Zeitungen erschienenen Kritiken sind, erhellt daraus, dass sie erschlichen, erkauft und bezahlt werden.

Berlin. Ludwig Geiger.

---

[1]) Man beachte das Wort: 'geweihtes' Haupt. Vielleicht ist die Besungene die Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland, über welche Tiedge eine anziehende Biographie (1823) geschrieben hat, oder ihre Schwester, Elisabeth von der Recke, Tiedges Freundin, selbst.

Steirisches Scheltgedicht wider die Baiern.

Die Handschrift 4119 der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, Papier, Sedez, ist im 16. Jahrhundert geschrieben und zwar vor 1548. Denn sie bildete ebenso wie die gleich ausgestatteten Nummern 4117, 4118, 4120 derselben Bibliothek ein Notizbuch des Frater Johannes Hauser, der als Pfarrer am 29. Dezember 1548 gestorben ist. Seine eigenhändig geschriebenen Sammlungen, welche ein äusserst buntes Vielerlei geistlichen und weltlichen Inhaltes, Tractate, Predigten, Gedichte, Volkslieder, Priameln, Segensformeln und dergleichen befassen, sind nach seinem Tode an das Kloster Monsee zurückgekommen, dem er offenbar angehört hatte.

Das Stück, welches ich in den folgenden Blättern herausgebe, steht auf f. 48ᵃ — 52ᵇ. Die Überschrift sowohl, als die Zwischenzeilen nach V. 176 und 180 sind roth, ebenso der Anfangsbuchstab des Gedichtes. Die Aufzeichnung ist ziemlich flüchtig und daher auch nicht ohne Fehler. Diese habe ich, sofern sie unzweifelhaft waren, im Abdruck verbessert und die handschriftliche Überlieferung unten angemerkt, sonst aber den Text ganz unverändert gelassen und nur die Interpunction beigefügt.

Die übrigen Anmerkungen enthalten Belege und Erklärungen, erweisen litterarische Bezüge. Länger fortgesetzte Pflege und die Achtsamkeit Sachkundiger wird gewiss noch manches Bessere und Zutreffendere beibringen. Ich bin zufrieden, sofern jene Nachweise und die dem Texte folgende Erörterung des Gedichtes zu eindringlicherer Behandlung einer Litteratur in etwas anregen, welche bisher nicht ganz verdientermassen zurückgesetzt worden ist.

[48ᵃ] Ain vernichtnuss der Payren von einem kropfaten Steyrer.

Nun hort all geleych,
payd arm vnd reich,

In der Überschrift bezeichnet sich der Verfasser als einen *kropfaten Steyrer* und 77 f. führt er an, dass die Baiern dies seinen

reych vnd arm,
khalt vnd warmb,
5 warmb vnd kalt,
junkh vnd alt,
weyb vnd man,
vnd all dy da hye stan,
nun merkt vnd last ewr gaffen!
10 ich mayn euch, munig vnd pfaffen,

Landsleuten nachsagen. Seit dem 15. Jahrhundert ist der krankhaft und unschön aufgetriebene Hals der Bewohner vornehmlich in obersteirischen Gegenden den Reisenden aufgefallen, die ältesten Belege für die Bezeichnung der Steirer als *strumosi, gutturosi* stellt Herr v. Zahn in seinen Steiermärkischen Geschichtsblättern 3, 50 zusammen. Dazu weiter die Angabe des Cod. Palat. 336, 288ᵃ, wonach es in der Steiermark *vil kropfoter leut* gibt, Lexer 1, 1750. Eigentlich sind die Pinzgauer (Salzburg) in alter Zeit durch ihre Kröpfe am berüchtigsten.

1 ff. ist die einleitende Formel der Fastnachtsspiele. Vgl. die Sammlung Adelberts v. Keller (Stuttgarter Litterarischer Verein 28. 29. 30. Nachlese 46), besonders 469, 12 ff. 497, 10 ff. 571, 3 ff. Nachlese 216, 11 ff. 217, 20 ff. Oswald Zingerles Sterzinger Spiele (Wiener Neudrucke 9. 11) zeigen die Anrede und solche Gruppirungen von Adjectiven überall, besonders in den Stücken Nr. 1. 3. 5—10. 12. 16. 23. Auch der mit den Fastnachtspielen verwandte Meister Reuaus (von mir herausgegeben in Wagners Archiv 1, 17 ff.) beginnt mit dem hier anfangenden Verse. 9 *gaffen*. Es liegt nahe, zu vermuthen, dass hier besser *klaffen* geschrieben werde, denn am Schluss der Einleitung enthalten die meisten Fastnachtspiele eine Ermahnung zum Schweigen, z. B. *nu schweigt und habt eur ru* Keller 91, 11 und noch näher: *sitzt still, sitzt still, last eur gnappen* Keller 275, 28 und die im DWB. 5, 895 citirte Stelle aus Fischarts Grossm. 118: *der mönch und pfaffen, weiber klaffen*. Auch im Passionsspiel gehört es zur Eingangsformel, dass Schweigen geboten wird (*Silete*). Allein das V. 12 folgende *geinen* = mhd. *ginen*, maulaufsperren, verächtlich schreien, Schmeller-Frommann, Bayrisches Wörterbuch 1, 919, verhindert diese Conjectur, denn es wird im 15. und 16. Jahrhundert mit *gaffen* formelhaft verbunden, wie die Stellen im DWB. 4, 1, 1138 und Wackernagel, Zeitschrift für deutsches Alterthum 6, 257 deutlich zeigen. 10 Auffällig ist, dass sich diese Anrede auf *munig und pfaffen* beschränkt. Das ist zwar im Fastnachtspiel nicht unerhört (Keller 500, 5), aber nach der Einleitung erwartet man einen allgemeineren Ausdruck, wie z. B. bei Zingerle 5, 97 ff.: *nun, wer hat hie etwas zu schaffen, es seyen laienn oder pfaffen, der tret pehend und schnell herfur*. Dass der Vers den Hinweis auf ein besonderes Publicum enthalte, etwa ein geistliches, welches in einem Kloster einer Lustbarkeit am Donnerstag vor Fastnacht beiwohnt, wird man um so weniger glauben, als diese Verbindung formelhaft zu sein scheint:

dy von den Payren sein geporen;
ewr geynen das ist verloren,
wann von den Payren mein red sol sein,
dar umb daz ich yn nit mach hold gesein.
15 ich wil trachten vnd achten, daz ich mug
den groben Payern röpffen ir flug,
ain feder nach der andern ich ruken wil
vnd ain ygliche haben für ain zill,
dar zw ich wil schiessen
20 mit stralen vnd mit spiessen:
dy stralen sein meine wort,
dy mir an hangen von geschlächtes art.

Keller 166, 14. 246, 15. 388, 21. 15 Die Formel, zu welcher die beiden Verba verknüpft werden, wiederholt sich 37, dazu vgl. 72. 128. 185. Zingerle 17, 563. 25, 1113. 16 Die Baiern gelten als grob, vgl. die Stellen bei Schmeller 1, 219 f. 1695 und die Sammlung derselben von Wackernagel Zs. 6, 255 f., wozu ich noch füge Zingerle 12, 36: *mich dunckht an der sprach; du seyst ain Pair,* was nach dem Zusammenhange als Spott auf die grobe Sprache gemeint ist. Freilich sind auch die Steirer nicht als fein berufen gewesen, vgl. Seifried Helbling (hg. von Seemüller) 3, 329 ff. 14, 42. — Die Phrase *röpffen ir flug* kann auf verschiedene Weise ausgelegt werden. *röpffen* ist = rupfen, gröblich ausraufen, Schmeller 2, 131. Keller 300, 6 f. *flug* = Flügel (Lexer 3, 416. Schmeller 1, 790. DWB. 3, 1838), aber auch und noch heute der technische Ausdruck für den Flügel als Helmzier. Vgl. den König vom Odenwald, Germania 23, 298. Beides kann hier gemeint sein. Ich halte es aber für wahrscheinlicher, dass den Baiern nur die Federn aus dem Flügel überhaupt gerissen werden sollen, angesichts folgender Stellen: Beheim sagt von den übel beleumundeten Wienern im Buch v. d. Wienern 413, 23 ff.: *sy waren gancz verschalten und verlassen auff alle ort. ainr rupft sy hie, der ander dort, schir aller menglich yederman wolt mit in sein geriten an.* Vgl. Keller 754, 16: *so wil in yedermann berupfen* und 478, 31 f. Das Bild ist allgemein: Keller 380, 35 ff.: *und werden dardurch nider geworfen vil guter kaufleut auf den strassen, der mancher muss ein feder lassen*, wozu noch 258, 8 ff. 282, 18 ff. 17 *ruken* wie 23. 93 ist ungefähr soviel als 'rupfen', Schmeller 2, 49. Die Feder *ziehen* 91. 18 ff. Das Bild, jemand mit Tadel angreifen = mit Pfeilen auf ihn schiessen, wird auch sonst gebraucht, vgl. Zarnckes Anmerkung zum Narrenschiff 19, 66. Zingerle 25, 303 f. 19 Das Verbum *schiessen* passt sowohl zu *stralen* als zu *spiessen,* wenn auch in jedem der beiden Fälle die Bedeutung etwas anders ist. 20 f. *stral* st. m. = pfeil, im Bairischen gewöhnlich, Schmeller 2, 812. Keller 262, 31. Dass *stral* aber auch eine besondere Art von Pfeil bezeichnet *(geschliffen hol, mit scharpfen eisin)* ergibt sich aus Michel Beheim 84, 23 ff. 22 ist nach mhd. Weise ausgedrückt: gemäss meiner

Nun dy erst feder ich yn ruk
vnd dy selb mit vnmut zuk
25 vnd sprich: daz dy Payren seind helt —
[48b] ja, da man die herten ayr schelt!
wenn so es an daz treffen get,
ir kainer in dem streyt pestet:
ainer fleucht her, der ander hin,
30 vnd sucht ain yglicher seinn gebin,
wie vnd wo er sich verpergen chundt,
da mit daz man yn nit fundt,
vnd also ir herren in nötten verlassen;
dar umb sy auch wol wären zw straffen. —
35 daz da nit thundt dy Steyrer guet,
dy iren herren albeg habent in huet
vnd mit fleyss trachten vnd achten,
daz sy yn peschirmen pey tag vnd pey nachten,

Abstammung. 23 *ym* Hs. 24 *unmut* ist = Zorn, *zuken* = reissen, Schmeller 1, 1697. 2, 1083. 25 ff. Der Vorwurf der Feigheit, welcher hier wider die Baiern ausgesprochen wird, ist unerhört und muss einen besonderen Anlass haben. Denn was man ihnen auch im Mittelalter nachsagte, und sie waren keineswegs beliebt, immer galten sie für tapfer und kriegslustig. So schon im Annoliede 319: *Peiere vuorin ie ci wige gerne*, und vgl. die erwähnten Stellen über die Baiern, wozu noch weiter Seifried Helbling 1, 438. 443 (mit Seemüllers Anmerkung). 14, 40. 15, 39 ff., wo aus dem Gegensatze *blûcliche* die Bedeutung des den Baiern beigelegten *freidic* recht erhellt. 26 Ich hatte bei diesem Vergleich zunächst an das österliche Streitspiel süddeutscher Knaben, das 'Eierpecken' gedacht, aber ohne Zweifel ist diese Stelle hier aus dem berühmten Neithartspiel entlehnt, bei Keller 195, 5 ff.: *so pin ich gar ein werder helt; wo man die herten eir schelt und schoner frauen pflegen sol, do vertrit ich mein stat gar wol, und wo man scharpfe swert zeucht, pin ich der erste, der do fleucht.* Ganz anders wird der Vergleich gebraucht von Beheim 85, 13 f.: *ê ainer het ain ai geschelt, er het wol hundert schüss gezelt*, und noch im 18. Jahrhundert sprichwörtlich, vgl. diese Vierteljahrschrift 2, 11. 27 *treffen*, zusammentreffen, entscheidender Schlag, Schmeller 1, 651. 29 Der Vers ist ganz formelhaft, vgl. Keller 27, 15. 468, 24. 697, 15. Wittenweilers Ring 252, 40. 30 vgl. Zingerle 6, 126: *so suecht yederman sein gebin.* Es heisst nur: er strebt darnach. 32 *da mit daz*, diese Tautologie ist heute im Dialekt ganz gewöhnlich. 33 Die Baiern sind treulos: Ganelons Schwert war ein bairisches, Rolandslied 58, 14 ff. Wackernagel a. a. O. 256. 35 ff. Die Treue der Steiermärker rühmt auch der steirische Reimchronist (Eigenlob!), vgl. bei v. Karajan, Über den Leumund der Österreicher u. s. w., Sitzungsberichte der Wiener Akademie 42, 493 f. 36 *alweg* = immer, Schmeller 1, 57. 38 Vgl. Zingerle 15, 97. Hier ist *nachten* wohl nur um des Reimes willen gesetzt.

alz sy den daz pebärt haben strengikleich
40 an irem herren, Kayser Fridreich,
den sy offt erlöst haben,
so er ist gebesen vergraben
zw Wienn in der purk vest,
alz ir dann daz selb all wol west.
45 dar umb sy erber vnd trew seind ze schaczen
wol von den Turcken vnd von den Räczen,
vnd nit von den dasigen alain,
[49a] sunder auch von den dy da sindt in Krain,
von den Ungern vnd von den Polaken
50 mit sambt den Pehaymen vnd Krabäten,
vnd, gar kurczleich ze reden,
von allen den dy da vndter der sun sweben.
nu ain weniges mer ir horen solt,
daz da pesser ist dann silber vnd gold:
55 der Steyrer lob hilt in allen landen,
da dy Payren seind mit schanden.
auch Steyrer yedermann lieb vnd schon hat
vnd hilfft yn auss aller not,
dar inn man dy Payren läst steken;
60 ja, nyemant wil yn halt dy handt reken.

---

vgl. 189. Übrigens ist im Dialekt der Dativ Pluralis gebräuchlich, Schmeller 1, 1716 f. 39 *strengikleich* ist verwendet wie mhd. *strengeliche*, genau, sehr. 42 *vergraben* heisst soviel als eingesperrt, umstellt, vgl. Lexer 3, 119. 43 ob *purk vest* zusammenzuschreiben ist? 45 *erber* = ordentlich, brav, Schmeller 1, 125. Die Verbindung der beiden Adjectiva ist formelhaft. — *schaczen* = achten, dafür halten, Schmeller 2, 492. 46 ff. zu der Länderaufzählung vgl. Zingerle 15, 5 ff. 46 *Turcken*, weil diese in Ungarn als gefürchtete Nachbarn der Steirer leben. *Rätzen* sind zunächst die ungarischen Serben, Schmeller 2, 193 f., dann versteht man darunter aber auch die slavischen Mischvölker des Balkan. 47 *dasig*, ejusdem loci, regionis DWB. 2, 809. Schmeller 1, 545. 49 *Poláken* = Polen, Schmeller 1, 386. 50 *mit sambt*, die im Mhd. seltene, später häufige Tautologie. *Pehaymen*, die alte Form, Schmeller 1, 188 f. *Krabaten* = jetzt *Kråwåten*, Kroaten, bezeichnet aber, und vielleicht auch hier, die mährischen Slaven, Schmeller 1, 1358. 52 *sweben* ist hier schon in weiterem Sinne als mhd. gebraucht = schweifen. Vgl. 112. Schmeller 1, 620 f. Ähnlich bei Zingerle 4, 17. 16, 293 f. 54 spielt wahrscheinlich auf ein Sprichwort an. 55 *hellen* = schallen, Schmeller 1, 1080 f. Ironisches Lob der Steiermark bei Seifried Helbling 14, 70 und Seemüllers Anmerkung. 57 Man behandelt sie freundlich. Der Ausdruck ist formelhaft: Zingerle 1, 543. 2, 308. 8, 213. 17, 250. 18, 170. 60 *halt*, hier = sogar, Schmeller 1, 1097 ff., bes. 1099.

Da mit ich yn ain feder zogen hab
vnd nu zw der andern trab.
zwm ersten fur alle welt
haben sy lieb das geldt
65 vnd sy auch geytig sein,
ja, fur all dy da bonung haben am Rein.
chlain ist yr mass,
das prött ist auch nit gross,
wann ain selichs pfenbert sy haben,
70 [49b] ir khämen wol zechne in den magen.
wenn ainer wil siczen vber das mal,
der tracht, daz er hab pfenning an zal;
ee wenn er recht vmb schawt
vnd sein nindert vertrawt,
75 sechck pfennig man vodert von ym.
geyt er sy nit, so phenndt man yn. —
vnd wie woll dy Steyrer kropfet seind
(alz dann sprechen dy Payren, ir veindt),
doch kunnen sy sich an yn wol rechen
80 mit schlahen vnd mit stechen,
so es seyn dy nott pegert,
ja, mit dem spiess vnd mit dem swert.
sy haben ze essen ain gutten prein,
vnd dar auff trinken ain guten wein,

---

62 *traben* heisst hier nur: sich schnell wenden, und ist ein sehr beliebter Ausdruck, vgl. Keller 36, 16. 221, 11. 246, 10. 265, 10. 362, 25. 494, 27 u. s. w. Zingerle 4, 133. 342. 13, 182. 215. 63 über Alles auf der Welt. 63 ff. Geiz und Habgier der Baiern sind von Alters her bekannt, vgl. Schmeller und Wackernagel a. a. O., Seifried Helbling 1, 446 ff. und Seemüllers Anmerkung. 65 *geytig*, habgierig, mehr noch als die Rheinländer. Darüber Seifried Helbling an mehreren Stellen, z. B. 3, 232. 244, wo auch erwähnt wird, dass sich die Baiern gern auf Kosten ihrer Nachbarn wohl geschehen lassen. 67 Die bairischen Masse waren wirklich an verschiedenen Orten kleiner als die österreichischen. 69 *pfenbert* st. n., was einen Pfennig werth ist, Waare, dann besonders Brot, wie hier. Man konnte also damals leicht für 10 Pfennige bairisches Brot essen, was eine sehr starke Behauptung ist. 70 *zechne*, Weinhold. Bair. Gramm. 258. 71 d. h. eine ganze volle Mahlzeit verzehren. 72 = *âne zal*. 73 Die Formel *ê wenn ma si umschaut*, d. h. in kürzester Zeit, ist echt bairisch, Schmeller 1, 4. 74 *vertrawen*, ganz anders als mhd. und nhd., = und sich dessen gar nicht versieht, unvermuthet, unerwartet. 78 *alz dann*, wie eben, vgl. 44. 123. 187. 79 f. ist formelhaft. In dem erwähnten Neithartspiel heisst es auch, Keller 429, 33 f.: *die wellen wir hie rechen mit schlahen und mit stechen*. Vgl. Zingerle 11, 654 f. 83 *brein* schlechtweg ist Hirsebrei, Schmeller 1, 353. Vgl. mein Glossar zu den Steir. Kärnt. Taid. 632b. Zu 83 ff.

85 fleysch, ayr vnd prots genug,
vnd sein nit alz dy Payren klug,
dy dy Küssenpfennig werdent genent
von den, dy da seyndt en weyten endt.
dy auch reden vnd sagen vil,
90 von den ich hye nu sweygen wil.

Vnd also ich dy ander feder hab gezogen
vnd gar nichts in dem gelogen,
[50ᵃ] dy dritt feder ich in ruken schol
vnd mich hüetten von den Payren gar wol,
95 wann sy list vnd treugenschafft seindt vol,
dar vmb yn nẏmbt vertrauen sol:
ainer den andern wol khan petriegen
mit kauffen, verkauffen, swern vnd liegen.
auch sind dy Payren grobe häwplein,
100 wenn sy richtent ir har nit mit den kemplein,
sunder mit den vingern strellent sy daz,
zw gleycher weyss alz dy küe rupft daz grass;
vnd ich daz offt gesechen han
vnd da von gar wol sagen kan.

---

vgl. das Lob der Steiermark im Biterolf 13307 f.: *kein ertriche nie getruoc baz korn unde wîn.* Wenngleich dieses Lob stark aufträgt, so ist doch die in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 21, 183 aufgestellte Behauptung nach der entgegengesetzten Seite ebenso übertrieben.
86 *klug* (eigentlich *klueg*: *genueg*), sparsam, geizig, wie noch heute in der Steiermark gebräuchlich, Schmeller 1, 1328 f. 87 *Küssenpfennig*, Geizhals, Filz, noch jetzt im Gebrauch, Schmeller 1, 1303. DWB. 5, 2875. 88 d. h. die in der Ferne wohnen; so weit ist der üble Ruf der Baiern gedrungen, Schmeller 1, 100 f. 93 *im* Hs. 95 ff. Die Baiern lügen und betrügen gern: *Bavaria fallax*, Wackernagel a.a.O. 256. — *treugenschafft*, Betrug, das Wort ist bisher für die altdeutsche Zeit unbelegt. 98 *swern* = falsch schwören. 99 *häwplein*, hier wohl als Scheltwort mit dem Nebensinne 'ein Stück Vieh' gebraucht, Schmeller 1, 1143. DWB. 4, 2, 619. 100 ff. *strayl dirs haubt*, schreibt die Gesundheitslehre in Wittenweilers Ring vor 117, 28. Dieselbe, den Baiern vorgerückte Roheit ist in den Versen bezeichnet: *ich bin ain altes kembeltyer, das sich die harr nit reyten latt*, Von der Grasmetzen 304 f. im Liederbuch der Hätzlerin 283ᵃ. Und derselbe Gegensatz wie hier zwischen *strellen* und *rupfen* in den Fastnachtspielen: *will er gen, so will si laufen; will er strälen, so will sie raufen*, Keller 494, 25 f. Die Baiern unsauber, Wackernagel a.a.O. 260. 100 *kamplein*, noch heute bairisch *kampl*, Haarkamm. 102 Der Übergang zu dem Bilde ist dem Verfasser vielleicht noch dadurch erleichtert worden, dass er beim Kamm an das Material dachte. So werden beim König vom Odenwald Kämme aus Kuhhörnern gemacht: *sô werden ûz dem horne*

105 auch sind dy Payren läpischer dan dy Swaben,
wenn sy erkennent nit den stargen von den pfaben;
sy sind auch plintter dann dy Steyrer,
so sy an sehen den kukn fur den geyer. —
aber waz sol ich von den Osterreychern sagen,
110 dy albeg haben ein vollen kragen,
essen vnd trinken ist ir leben
vnd sy albeg in grossen frewden sweben:
pfeyffen, tanczen vnd springen,
schirmen, stain werffen vnd ringen
115 [50b] vnd vil ander kurczweyl sy haben,
da von gar lang wër zw sagen.
von yn sagt man in allen landten;
wann sy auch weyt auss wandren,

---

guote strêlêre: swaz junger kinde wêre, der phlêge man dar mite wol als man billîche phlegen sol. Germania 23, 293. 103 *hab* Hs. 105 ff. Um ihrer Albernheit wegen werden die Baiern neben den Schwaben verspottet, vgl. die erwähnten Stellen bei Schmeller und Wackernagel. Vielleicht sind die hier berichteten Beispiele ebenso aufzufassen wie das Histörchen von den fünf Eselsfüssen, welche die Baiern übers Meer gebracht haben, Wackernagel a.a.O. 255. Storch und Pfau können sie also nicht unterscheiden, und den Kuckuck (gewiss nicht das 'Küchlein') verwechseln sie mit dem Geier. Zu dem letzteren stimmt merkwürdig, was Schmeller 1, 886 erzählt, das Volk in Baiern habe den preussischen Adler auf Wappen und Groschen den *guckezer* = Kuckuck genannt. Dass dies auf alte Überlieferung zurückgeht, zeigt Hildebrand im DWB. 5, 2527 f. 105 Über die Thorheit der Schwaben Wackernagel a.a.O. 258 f. *läpisch*, schwachsinnig, blödsinnig, *der Lapp* = ein Kretin, Schmeller 1, 1496. Das Beiwort ist in der zeitgenössischen Volkslitteratur beliebt: Keller 42, 19. 84, 12. 520, 14 f. 737, 2 u. s. w. Zingerle 5, 33 f. *(der thuet also lappisch und darzue närrisch)* 6, 388 f. 106 *erkennen* = unterscheiden, Schmeller 1, 1255. 108 *kucke*, *kucken*, Kuckuck, DWB. 5, 2523, 3b. 109 ff. Für die Lust der Österreicher an gutem Essen und Trinken sind die Zeugnisse so reichlich, dass ich ihre Anführung hier sparen kann. 110. 143 *kragen* = Hals, Schmeller 1, 1364. DWB. 5, 1957. 113 ff. Leibesübungen sind bei den Österreichern beliebt, v. Karajan, Über den Leumund der Österreicher 459 ff. Die Verbindung der Verba hier ist ganz formelhaft: Keller 151, 27 f. 266, 16. 285, 1 ff. 727, 15. Am genauesten stimmt eine Stelle aus Hans Sachs, welche Schmeller 2, 763 vorbringt: *all kurtzweil, fechten und ringen, kempffen, steinstossen, lauffen und springen.* 114 *schirmen* = fechten, Schmeller 2, 468. *stein werffen* braucht nicht für identisch mit *stain stossen* angesehen zu werden, Wittenweilers Ring erwähnt es ausdrücklich als Volksunterhaltung (wie seinerzeit die Nibelunge): *sey heten für die knaben gsungen, stayn geworffen und gesprungen.* 167, 25 f. 118 ff. Alte Zeugnisse über

vnd daz thuendt sy dar umen,
120 daz sy da haym nit erkrumpen
von übrigem essen vnd trinken,
wann da von gebingt man poss schinken.
alz dan daz allen ist offenbar,
scheinperlich vnd auch klar:
125 in grossen eren man sy halt
vnd nit alz dy Payren an khalt.

Wann dy selbigen auss kommen, so spot man ir
also, daz sy in yr landt trachten mit pegir.
dar ynn sy dann hungrich siczen,
130 vor angst möchten sie pluet swiczen.
nur alain sy wellen fleyden fressen,
anders habent sy nichts zu essen.
das da nyt erhört ist worden
mit [?] hincz her von Perechtholczgoten.

---

die Wanderlust der Österreicher kenne ich nicht, aber vielleicht hängt die von Seifried Helbling an elf Stellen getadelte österreichische Weise, fremde Sitten gerne nachzuahmen, damit zusammen. 120 *erkrumpen*, heute im Dialect *derkrumpen*, krumm werden, Schmeller 1, 1370. 121 *überig*, mehr als genug, Schmeller 1, 21. 122 *schinken* stm., Schenkel, Schmeller 2, 433. *böss* hier wohl noch in mhd. Bedeutung: untüchtig, unbrauchbar. Vgl. im Spiel von den 12 faulen Pfaffenknechten, Keller 566, 16 f.: *so vermags ir keiner auf den faulen schinken. wirt, gebt in weder speis noch trinken!* und Wagners Archiv 1, 76 V. 154 ff. 124 *scheinperlich*, deutlich, augenfällig, Schmeller 2, 424. Keller 661, 23. 125 *sy man* Hs. 126 ff. Die Unbeliebtheit der Baiern, Wackernagel a. a. O. 255 f. 126. 201 *kallen*, sprechen, besonders laut sprechen, verächtlich: anschreien. Schmeller 1, 1233 und die reichlichen Belege im DWB. 5, 69. 127 ff. Sehr lehrreich stimmt zu dieser Stelle das von Schmeller 1, 1695 beigebrachte Citat aus Aventin: *das bayrisch volk ist etwas unfreundlicher und einmütiger, als die nicht vil ausskommen, wenig handtierung treiben, wenig frembde land und gegend heimsuchen.* Seifried Helbling rühmt an den Baiern das Festhalten heimischer Sitte im Gegensatz zur Ausländersucht der Österreicher. 131 *fleyden* sind jedenfalls 'fladen', breite, dünne Kuchen, Lexer 3, 384. Keller 93, 6. 10. 374, 9 ff. 134 Ich habe diese Stelle ungeändert gelassen, weil ich eine wirklich durchschlagende Besserung nicht weiss. Der Sinn der Verse 133 f. ist jedesfalls: nirgends anderwärts als in Baiern hört man ähnliches von karger Kost. Bleibt man bei *hincz her*, was dann die bairische Stadt bezeichnen würde, in welcher der Verfasser des Gedichtes lebte, so ist es nothwendig, statt *mit*, das undeutlich geschrieben ist, ein ausschliessendes Adverb an die Spitze des Verses zu stellen. Der Überlieferung und dem Inhalte nach passt hierher nichts als *nur*, DWB. 7, 999 ff., was ich denn auch vor-

135 auch ich in verren landten gebesen pin
vnd gebandert von der Träa piss an daz Yn
(daz da seind zway wasser gross,
[51a] der da darein kumbt, den machent sy nass),
vnd solichs ich nye erfaren han
140 vnczt daz ich geyn Payren kham.
in allen landten daz gar frombt ist,
wenn es gar ain spöre khost ist,
vnd möcht aim zerreyssen den kragen
vnd vier wochen ligen in dem magen.
145 für war, dy Payren seind jamers vol,
dar vmb nyemand da wonung han sol.
wil aber ainer leyden jamer vnd not
des morgens früe vnd auch spat,
des wonung vnder den Payren sein sol,
150 wan ir pauch ist gar selten vol.
dar vmb kain Steyrer pey yn sol pleyben,
wenn sy müessen grossen hunger leyden.

Aber, ach got, waz ich gethan hab!
mir wär nuczer, ich leg in dem grab,

---

schlage. Den Gedanken, dass in den ersten Worten ein Ortsname stecken könnte, welcher eine ausserbairische, am besten eine österreichische, Stadt bezeichnen müsste, wird man bei genauerer Überlegung gerne fallen lassen. *Perechholtzgoten* (*Berhtersgadem*) liegt an der Grenze zwischen Baiern und Österreich. Es gilt hier als bezeichnend für die bairische Grenze, als wäre es selbst ein Grenzort, obgleich gerade zur Zeit der Abfassung des Gedichtes, während der Jahre 1409—1611, die Propstei Berchtesgaden wieder selbständig geworden war, zwischen Baiern und dem Erzbisthum Salzburg eingekeilt. Vgl. Penck und Richter, Das Land Berchtesgaden 1885 S. 57 ff.
135 So rühmt sich auch einer im Fastnachtspiel bei Zingerle 18, 103: *und bin auch auss fremden landen kumben*, vgl. 25, 128. 136 In der Zusammenstellung über den sprichwörtlichen Gebrauch der Namen deutscher Flüsse von J. V. Zingerle, Germania 7, 187 ff. kommen Drau und Inn gar nicht vor. In den Fastnachtspielen heisst es wenigstens einmal, Keller 489, 18 f.: *wan von dem Intal pis an den Rain mag mein geleich nicht sein*. — *daz In*, Schmeller 1, 94. 137 *d. d. zway wasser seind gross* Hs. 138 Vgl. Keller 34, 19 ff: *und ich wart so nass auf derselben fart, sam ich den Rein hett uberschwommen.* 141 *frombt*, fremd, unbekannt. 142 *spör*, rauh, hart vor Trockenheit, Schmeller 2, 683 f. vgl. Zingerle 17, 558. 143 f. Der Reim *kragen* : *magen* ist formelhaft, DWB. 5, 1959. 146 *da* fehlt der Hs. — *haben* Hs. 146 und 149 wird *wonen* umschrieben. Dass dieses Zeitwort in der bairischen Mundart unbeliebt ist, hat schon Schmeller 2, 933 hervorgehoben. 150 *gar selten* = niemals, in mhd. Weise. 153. 163 *ach*

155 wenn daz ich vnder den Payren pin peliben
vnd mich also schäntlich hab verschriben
mit dem brieff, den ich geben han,
da pey ist gebesen weyb vnd man.
doch gerewt es mich von herczen
160 vnd leyd dar vmb grossen smerczen,
[51b] mein hercz zerschricken möcht vor layd,
mag ich gesprechen pey meinem ayd:
'ach got, ich dir daz klag', vnd sprich:
'an den Payren mich armen rich,
165 auch erloss mich von irem spot,
alz ich dir traw, paremhercziger got!'

Vnd ob aym mein red nit gefiel
vnd dar umb wolt reken den triel,
der selbig der sol wissen zwar,
170 daz ich yems gesagt hab vor,
daz daz ain schimpf sol sein,
wann ich auch muess pereden dy mein.

---

got formelhaft, z. B. Zingerle 25, 707. 154 Solche Ausrufungen sind im Fastnachtspiel häufig, z. B. im Neithartspiel, Keller 414, 25: *es wär pesser, ich wär nie geporn*; auch 503, 25. 158 formelhaft, Zingerle 1, 74: *daz pezeug ich mit frau und man.* 161 *zerschriken vor layd möcht* Hs., aber durch Versetzzeichen richtig gestellt. — *zerschriken* = zerspringen, zerbersten. Das Wort ist sehr selten, Schmeller 2, 597. Lexer 3, 1081. Der bildliche Gebrauch ist nicht belegt. Vgl. Keller 155, 27: *des ist er schier vor leid gestorben.* 156, 11: *das ich schir vor laid mocht ligen tot.* 162 Vielleicht besser *ich mag.* Sonst immer *auf meinen aid*; wie hier im Neithardspiel, Keller 415, 1: *pei meinem aid ich das main.* 163 *got klagen* ist in den Fastnachtspielen formelhaft, z. B. Keller 43, 16. 56, 2 u. ö. 166 'wie ich es von dir erwarte'. 167 f. *gefiellen*: *trielen* Hs. 168 *triel* ist stm., Schnauze, Maul. Es heisst also: wenn er mir eine verdriessliche Schnauze machen, ein verdriessliches Gesicht ziehen wollte. Schmeller 1, 660. Lexer 2, 1513. Das gewöhnliche Wort dafür in der Redeweise der Fastnachtspiele ist, *drüssel.* — Die Überlieferung in 167. 8 zu bessern verlangt sowohl die Declination von *triel* als das sonst Unpassende des Plurals *red.* 171 ff. Die Entschuldigung, man solle die vorgetragenen Grobheiten nicht übel nehmen und das Ganze für Scherz halten, bildet in den Fastnachtspielen einen ganz regelmässigen Bestandtheil der Schlussrede, z. B. Zingerle 1, 558. 3, 218. 5, 350. 6, 381. 7, 360. 17, 163. 280. 289. 682. 758. 18, 177 u. ö. In unserem Stücke kommt sie 193 ff. wieder und ist ebenso von einer Herausforderung gefolgt wie hier. Daraus scheint mir hervorzugehen, dass eigentlich schon mit 176 das Gedicht zu Ende war und erst durch die Gegenrede des Baiern 177—180 wieder aufgenommen worden ist. 172 *pereden* in volksthümlicher Rechtssprache: vertheidigen, Schmeller

wolt aber ainer machen das auss ain grein,
der mach mir wol ain troll gesein,
175 vnd khain schimpf er khan versten;
daz wolt ich ym sagen, weren ir halt zwen.

Ain Payr sprach:

Wer sich vnd sein landt enplöst
der mag wol sein ain fantast;
vnd wer sein lob selber praust,
180 dem geschiecht alz ainer ungrischen lawss.

Der Stêyrer sprach:

[52ᵃ] Von natur das enspringt
vnd dy vernufft dar zw zbingt,

2, 55 und mein Glossar zu den Steir. Kärnt. Taid. 561ᵃ. 173 *grein* noch in mhd. Weise: das schreien, zanken. 174 *troll* stm., ein grober Kerl, Flegel, Schmeller 1, 659. Als Schimpfwort in den bäurischen Fastnachtspielen ganz gewöhnlich, z. B. Zingerle 1, 105. 2, 64. 5, 31. 45. 8, 268. 11, 295. u. ö. Keller 51, 8. 480, 12. 539, 6 u. ö. Auch findet sich Keller 287, 3. 337, 20 *Droll* unter den Narrennamen, 525, 14 als Bauernname und Von Mayr Betzen, Hätzlerin 266 ff. In Wittenweilers Ring heisst ein Bauer *Troll* (*junker Troll*), der von 4, 32 ab durch das Gedicht vorkommt. — *mir* in vulgärer Anwendung. 175 vgl. Keller 246, 16. 176 vgl. Keller 37, 26: *ich fleuch dich nit, weren halt deiner zwen.* 177 *enplöst*, entblösst, das Heimliche bekannt macht. 178 *fantast* ist bei Lexer 3, 19 nur einmal belegt aus Keller 165, 18 f.: *sol ich das nit mit slegen rechen, so pin ich wol ain grosser fantast.* bedeutet also: Schwärmer, Narr. Demgemäss bezeichnet *fantasei* lügenhafte Erfindung Keller 22, 15. *fantasiren* schwärmen 142, 12. 1010, 24. Zingerle 24, 253 f. 179 *prausen* = mit Lärm verkünden, vgl. DWB. 2, 329 f. Beheim nennt die prahlerischen, lärmenden Wiener *ungestume prauser* 38, 16 ff. 272, 16 ff. 180 wahrscheinlich ist dieses Schicksal dasselbe, welches im Liederbuch der Hätzlerin 25ᵇ beschrieben ist unter dem Titel: *Ain tagweis von lewsen.* Dass den Ungarn besondere Vertrautheit mit Läusen nachgesagt wurde, erhellt aus dem Geschichtchen, welches Fischart in Des Flohes Zanck und Strauss gegen der stoltzen Lauss 835 ff. erzählt, und dem er 825—34 Folgendes vorausschickt: *Floh. Wass kan ein lauss dann schaden viel den Würffeln und dem Karten Spiel? Lauss. Gar viel, dann schaw: sie beyd zu hand waren gewest im Ungerland, alda sie selbst gesehen haben wie die schmutzigen Reutters Knaben anstatt Würffel und Karten Spiel der Läuse sich gebrauchen viel.* — Heinr. Kurz, Fischarts Dichtungen 2, 157. 439 kennt die Quelle der Anekdote nicht. V. 199 wird das Beiwort nicht mit wiederholt. Vgl. v. Karajan, Über den Leumund u. s. w. S. 490 ff. Schmeller 1, 109. Zingerle 24, 209 ff. 181 *natur* wird in den Fastnachtspielen öfters ernst gebraucht, z. B. Zingerle 3, 25. 11, 401.

daz ain yglicher sein vatterlandt
peschirm vnd erloss von schandt
185 vnd wider vmb tracht mit vleyss,
das er da lob seins haymats preyss.
alz den auch ich hab gethan,
wann dy Payren haben nit lassen dar von,
sunder tag vnd nacht,
190 nach vermugen vnd aller krafft
sy mich vnd mein landt haben versmächt,
verspott, vernicht vnd durchächt.
dar vmb kain weysser vernuftiger man
mir daz ver übel haben khan,
195 daz ich mich vnd mein landt hab enplost
vnd mit lob hab erhebt auf das hochst.
aber der der dy reym hat geschriben vor,
der selbig solt wissen zwor,
daz mir nit wirt geschehen alz ainer laus.
200 dar an ich nit hab halt ain grauss.
wenn wil er wider mich kallen,
so thue ich daz kund allen,
[52b] daz ich mich sein wil weren
vnd auch scherfferi wort pflegen:
205 geyt er mir ain wort, ich gib ym zway,
wann von den Payren wayss ich maniger lay,
mit den sy vmb geben seindt zw mal
in steten, ym geyw vnd vberal!

24, 113. 182 Vgl. Zingerle 15, 758. 182 ff. Die hochdeutschen Wörter sind im Volksmunde des 15. Jahrhunderts in mannigfachen Bedeutungsübergängen begriffen, woraus sich auch die Schiefheiten des Ausdruckes verstehen. 186 Mundartlich *das haimat*, Schmeller 1, 1108, Bedeutung wie neuhochdeutsch. 191 f. Solche Anhäufung von Participien ist in den Fastnachtspielen beliebt, Keller 4, 13 ff. 8, 28 ff. u. ö. 191 *versmächt* = *smæhe* gemacht, beschimpft. 192 *vernichten*, heruntermachen, schimpfen, wie noch heute im Dialekt, vgl. Schmeller 1, 1719 f., wo aus Beheims Buch von den Wienern 216, 1 dieselbe Formel citirt wird. Der Verfasser hat seinerseits das Gedicht *ain vernichtnuss* benannt. — Die Zusammensetzung *durchächten* = verfolgen ist, wie Schmeller 1, 29 zeigt, im 15. und 16. Jahrhundert den anderen desselben Verbums vorgezogen worden. 193 f. formelhaft. Wittenweilers Ring 79, 33 f.: *dar umb schol kein weiser man schones weib für übel han.* 194 Die Formel bei Zingerle: 3, 221. 10, 193. 11, 11. 937. 13, 181. 15, 486. 17, 518. 25, 591. Keller 97, 9. 25. 539, 6 u. ö. 197 *vor* = da vorne. 200 *halt* = ganz und gar. *grauss*, grausen: davor ist mir nicht bange. Schmeller 1, 1009. Die einsilbige ist die mhd. Form des Wortes. Sehr häufig in den Fastnachtspielen, z. B. Zingerle 10, 358 f. Keller, Nachlese 25, 29. 33, 8. 34, 16 u. ö. Der

Dass dieses Stück bisher keine Beachtung gefunden hat, darf vielleicht zum Theil einem Versehen der Tabulae codicum manuscriptorum in bibl. Palat. Vindobonensi asservatorum zugerechnet werden. Dort heisst es nämlich 3, 168 davon: *Testamentum Bavari cujusdam auctore quodam Styriensi strumis excellente*, wodurch der Lesefehler: *Ain vermechtnuss der Payren von ainem kropfaten Steyrer* (statt *vernichtnuss*) übersetzt und so der Inhalt dieser Volkssatire doch einigermassen verdeckt wird.

Schon die angemerkten Fehler der Überlieferung zeugen dafür, dass der Pfarrer Hauser, welcher sich das Gedicht eintrug, nicht auch dessen Verfasser ist. Die Aufzeichnung zunächst gehört dem bairisch-österreichischen Dialekte an, das wird die folgende Zusammenstellung lehren, in welcher 'Weinh.' die Bairische Grammatik Weinholds (1867) bezeichnet, die beigefügten Ziffern weisen auf die Paragraphen dieses Buches.

ă ist im Allgemeinen auf mhd. Standpunkt verblieben. Verdumpft zu *ŏ* ist es nur einmal: *Berechtholegoten* (Berhtersgadem) 134. Weinh. 22. *ä* steht für *e* nur einmal 22, Weinh. 9, sonst *e*. Dagegen scheint mir *ä* 34—36 (im Reim) 39. 59. 70. 100. 136. 154. 156. 191. 2 (im Reim) das reine *â* zu bezeichnen, welches der heutige österreichisch-steirische Dialekt kennt, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Unterschied zwischen Kürze und Länge. Dieses *ä* = *ă*, *â* beginnt nach dem Zeugniss österreichischer und steirischer Urkunden wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert und ist während des 15. bereits fest geworden. *ey* für *a* in *fleyden* 131. Weinh. 66. *e* für *æ* 101. 116. Weinh. 47. Ob *ö* in *spöre* 142 für *e* (Weinh. 26) steht, ist schwer zu entscheiden, heute wird in diesem Worte *ê* gesprochen. *o* für *e* in *frombt*

König vom Odenwald, Germania 23, 295. Beheim 389, 2. 403, 2.
204 *pflegen* mit dem Acc. (vgl. Weinh. 369) kommt schon bisweilen mhd. vor. 207 *zw mal* = ganz und gar, Schmeller 1, 1582. 208 *geyw*, *gäu* st. n. ist Land, besonders flaches Land, im Gegensatz zur Stadt, noch jetzt in vollem Gebrauch. Schmeller 1, 853. Keller 416, 12 f. 478, 25 u. ö. Die Schlussverse sind formelhaft, das sieht man aus Zingerle 24, 707 f.: *dann der kranckhaiten sind meniger lay bey den stetn unnd aufm gey.*

141. Weinh. 23. Dem *kropfat* der Überschrift steht *kropfet* 77 gegenüber. — Schwanken zwischen *o* und *a* bekundet *stargen* 106. Weinh. 6. Der Umlaut von *ŏ* ist durch *e* bezeichnet, *selichs* 69 neben *solichs* 139. Weinh. 13. 25. — *ie* für *ĭ*: *yems* 170. *geschiecht* 180. Weinh. 90. — *ŭ*, das im Auslaut gern *w* geschrieben wird, lautet selten um; zwar heisst es *für* 18, aber *fur* 63. 66. 108; *übrigen* 121, aber *uber* 71, *munig* 10. Weinh. 29. *e* für *ŭ* formelhaft in *ver* 194. Weinh. 13, und noch jetzt in der Mundart ganz gewöhnlich. *ŏ* für *u* in *röpffen* 16, Weinh. 21. 26. — Mhd. *î*, *ei*, *iu*, *û*, *ou* sind zu *ey*, *ay*, *eu ew*, *au aw* geworden, Weinh. 78. 64. 70. — *ô* weicht dem Umlaut aus, immer in *hôren*, nur *erhört* 133, das aber wie *enplöst* im Reim auf *fantast* 177 f. nur dem Schreiber angehören wird, vgl. dazu *enplost* : *hochst* 195 f. So verhalten sich auch *erloss* 165 und *erlöst* 41. Der Dichter hat nicht *prött* 68 gesprochen, sondern *prott*, ebenso ist *nötten* 33 als Verkürzung von *œ* zu fassen. — Diese Verkürzung gewisser Längen, ein Gegenzug zu der allgemeinen Längung betonter Kürzen, ist ein besonderes Kennzeichen des bairischen Dialektes im Ausgange des Mittelalters. Weinhold stellt § 116 die früher einzeln behandelten Fälle zusammen, legt aber, wie mir scheint, zu wenig Gewicht darauf. In unserem Denkmal gehören hierher die Fälle: *nötten* 33. *nott* 81. *prött* 68. (prott 85.) *gutten* 83. (*guten* 84.) *hüetten* 94; vielleicht auch *gefiell(en)* 167, dagegen ist *seinn* = *seinen* 30. Sie werden sämmtlich dem Schreiber zuzurechnen sein. — *i* für *ie*: *nindert* 74. Weinh. 52. — Für altes *uo* tritt *u* ein 24. 30. 83. 84. 85. 86, welches, wie Weinh. 62 anmerkt, als *ŭ* aufzufassen sein wird. *ue* für *uo*, die gewöhnliche bairische Schwächung, steht 35. 36. 119. 130. 172, wozu auch *küe* 102 trotz des Umlautzeichens zu stellen ist; *üe* findet sich 94. 148. 152.

r fällt aus: *vodert* 75. Weinh. 162. *n* in *vernufft* 182, *vernuftiger* 193. Weinh. 166. — Doppelung der Consonanten erlaubt sich der Schreiber bei der Liquida *l*: 18. 77. 101. 167. Ganz besonders jedoch bei Dentalen, wo *dt* für mhd. *d* oder *t* 21mal sich findet, und zwar 20mal nach *n*, 1mal nach l. Dem stehen entgegen *und* durchaus, dann *under* 149. *hold* 14. *gold* 54, einigemal *seind* und etliche *lt*. *phenndt* =

phenndet 76 rechne ich nicht hierher, ebensowenig das syncopirte Participium *verspott* 192 neben *vernicht*, *durchächt* 192. *tt* nach Vocal: *vatterlandt* 183. *th* in den Formen von *thun* Weinh. 144. *t* tritt öfters an: *unczt* 140. *niemant* mehrmals. Weinh. 143. *cz* wird für *z* und *tz* geschrieben. — *s* ist zu *sch* geworden in *schlahen* 80. *geschlächte* 22. *schol* 93. Weinh. 154, aber *solt* 53. *sol* 96. *sweben* 52. 112. *swern* 98. *Swaben* 105. *swiczen* 130. Immer *es* und *des*, aber 4 *das* gegen 34 *daz* (einmal im Reim auf *grass*), 2 *waz*, immer in 10 Fällen *alz*. *läst* 59, *last* 9, *west* (: *vest*) 43 f. — Altes *z* und *zz* im Inlaut zwischen Vocalen erscheint als *ss* in allen 14 Fällen, im Auslaut in allen 13 Fällen als ß, fast immer nach langem Vocal. — Für mhd. *b* steht im Anlaut, mit Ausnahme von *brieff* 157, in allen 51 Fällen *p*, Weinh. 121, im Inlaut 31mal *b*, 1mal *p* in *erkrumpen*, das aber sichtlich dem Schreiber angehört, da es im Reim auf *umbe* (Hs. *umen*) vorkommt. Im Auslaut immer *b*, stets *darumb*. Eingeschoben wird *b* in *nýmbt* 96. *kumbt* 138. *frombt* 141. Weinh. 123. 126. Angeschoben in *warmb* 4. 5. Weinh. 126. Verhärtung von *b* zu *p* in Verbindungen: *häwplein* 99. *kamplein* 100, aus Assimilation *enplost* 177. 195. Weinh. 122. Einfaches *p*: *läpischer* 105. Meistens *pf*; *ph* in *phenndt* 76, einmal *pff*: *röpffen* 16. *f* in *fantast* 178, gedoppelt *vernufft* 182. *b* steht für *w* im Anlaut 11mal gegen eine Überzahl von alten *w*, Weinh. 124, 1mal *b* nach Dentalis: *zbingt* 182, Weinh. 124. — Im Anlaute 10 *kh* (besonders vor *a*) gegen 30 *k*, ein *ch* 67. Weinh. 179. Im Auslaut 2 *k*, 1 *kh*, 3 *ch*, sonst *g*. Weinh. 174. *stargen* 106. *g* hält überhaupt den mhd. Stand inne, eingeschoben *gebingt* 122. Weinh. 177. Für altes *ck* stehen 7 *k*, 1mal bleibt es. Für altes *ht* immer *cht*. *gesechen* 103 gegen *sehen* 108. *geschehen* 99. Weinh. 180 ff.

In der Declination sind alle auslautenden *e* apokopirt worden, *iu* ist 13. 21 zu *e* geworden, sonst auch abgefallen. *hett* im Reim 25 f. — Conjugation: die 3. Pers. Plur. Präs. Indic. endigt in 22 sicheren (und 2 unsicheren) Fällen, darunter 9 im Reim, auf *-en* (dazu *kunnen* 79. *wellen* 131. *müessen* 152); in 9 Fällen, nirgends im Reim, auf *-ent*. Weinh. 285: der Conjunctiv geht auf *-en* aus in 3 Fällen. 3. Pers. Sing. Conj. ohne *t* in 4 Fällen. Die auslautenden Vocale werden

apokopirt, *tet* synkopirt 76. — *han* und *hab* wechseln im Reim. — *stan* : *man* 7 f. *get* : *pestet* 27 f. *versten* : *zwen* 175 f. Weinh. 271. — *chundt* : *fundt* 31 f. Weinh. 293. — Part. Prät. ohne *ge*: *zogen* 61. *lassen* 188. Selbstverständlich *umbgeben* 207. *worden* 133. — *erhebt* 196. — In der 3. Pers. Plur. Präs. Indic. wechseln beim Verbum substantivum die Formen *seind* und *sein*, und zwar steht *seind* 9mal, darunter 77 im Reim auf *veindt*, dann *sein* 3mal, darunter 65 im Reim auf *Rein*; die Form *sind*, *sindt* findet sich 4mal, nirgends im Reim, gehört also vielleicht dem Schreiber. Weinh. 296. — *nun* 1. 9. 23. *nu* 53. 62. 90. — *wenn* steht temporal 3mal, causal 4mal; *wann* causal 10mal und *wan daz* 155, nie temporal. *dann* ist = eben 44. 78. 123. = als 105. 107. temporal 129. *denn* = eben 187. — Zu diesen Angaben vergleiche man meine Zusammenstellung der sprachlichen Eigenheiten innerösterreichischer Denkmäler vom 15. Jahrhundert ab in den von Bischoff und mir herausgegebenen Steirischen und Kärntischen Taidingen S. XV ff., sowie mein Glossar dazu S. 543 ff.

Von der Lautbezeichnung des vorliegenden Stückes kommt manches auf Rechnung des Schreibers allein, der in der Entwicklung des Dialektes weiter vorgeschritten ist als der Dichter. Dass aber auch dieser unzweifelhaft die bairisch-österreichische Mundart gesprochen hat, zeigen die Reime. Sie weisen schon alle Spuren der vom 14. Jahrhundert ab sich vollziehenden Verrohung auf. Die bairische Verdumpfung von *ă* : *ŏ*, *â* : *ô* (Weinh. 119) ist häufig, bei gleicher und ungleicher Quantität der Vocale je 4 stumpfe Reime. *â* : *ă* reimt vor Liquiden 4mal stumpf. Consonantische Ungenauigkeiten sind im stumpfen Reim leicht: *ym* : *yn* 75. *praust* : *lawss* 178. *nacht* : *krafft* 189 (bairisch nicht selten, vgl. O. Zingerle, Sterzinger Spiele [Wiener Neudrucke 11] 16, 265 f.). *daz* : *grass* 101 kommt gar nicht in Betracht. — Inwieweit überhaupt ein Unterschied zwischen klingenden und stumpfen Reimen noch gilt, ist kaum auszumachen; im Folgenden sehe ich zweisilbige Reime schlechtweg für klingend an. Es finden sich da nur consonantische Verschiedenheiten leichter Art: *reden* : *sweben* 51. *pleyben* : *leyden* 151. *haben* : *sagen* 115. *Polaken* : *Krabäten* 49. *weren* : *pflegen* 203.

landen : *wandren* 117. *worden* : *Perechtholczgoten* 133. *verlassen* : *straffen* 33. Dass *dar umen* : *erkrumpen* 119 zu bessern sein wird, habe ich bereits bemerkt. Da nach dem Stande des bairischen Dialektes im 15. Jahrhundert die erwähnten vocalischen Unterschiede der Reimworte nicht als Unreinheiten gelten können, so erübrigen 11 consonantisch ungenaue Reime unter 104 Reimpaaren. Dazu treten noch 3 falsche rührende Reime: *sein* : *gesein* 13. *häwplein* : *kamplein* 99 und das abscheuliche *ist* : *ist* 141.

Nur Weniges ist in Bezug auf den Versbau zu bemerken, denn wir entbehren noch zu sehr zusammenhangender Beobachtungen über deutsche Metrik des 14. und 15. Jahrhunderts, als dass ein einzelnes Stück geringen Umfanges mit Erfolg eingehend behandelt werden könnte. Hier befinden sich unter 208 Versen (104 Paare) 144 (72 Paare) stumpfe, 64 (32 Paare) klingende, oder besser gesagt, ein- und zweisilbig gereimte. Zählt man die Silben, wie sie vom Schreiber aufgezeichnet worden sind, so ergibt sich Folgendes: bei einsilbigem Reim wechselt die Zahl der Silben von 4—12, wobei ich von den einleitenden Versen absehe, deren 5 nur drei Silben enthalten. Vier und fünf Silben haben je 2 Verse, 13 Verse haben sechs, 19 sieben, 38 acht, 30 neun, 21 zehn, 12 elf, und wieder 2 zwölf Silben. Zwischen sieben und elf Silben finden sich also in 120 unter 144 Versen, mehr als die Hälfte davon, nämlich 68 fallen auf Acht- und Neunsilbner, wobei die Achtsilbner überwiegen. Bei zweisilbigem Reim stehen die Dinge so: 1 Vers hat sechs Silben, 10 sieben, 16 acht, 11 neun, 15 zehn, 3 elf, 6 zwölf und 2 dreizehn. Die Verse von sieben bis zehn Silben haben sohin das Übergewicht, die mit acht und zehn machen allein schon die Hälfte aus. Unregelmässig sind diese Verse also keineswegs. Im ganzen stehen die stumpfreimigen Verse den mittelhochdeutschen Vorgängern näher als die mit klingendem Ausgange, was mir zu beweisen scheint, dass die klingenden am wenigsten nach der älteren Art behandelt wurden und dass durch die Veränderung in der Quantität des reimenden Wurzelvocals der Bau der klingend gereimten Verse am erheblichsten angegriffen wurde. Die vorgeführten Zahlen sind natürlich

nur mit einer gewissen Reserve aufzunehmen. Denn mehrmals hat der Schreiber seine Formen für die des Dichters eingesetzt; *haben* wird zu *hân* zusammengezogen werden müssen, verschiedene *e* in Präfixen, auch in Casusendungen vor Consonanten werden zu synkopiren sein. Dadurch wird aber nur die Zahl der Verse grösser, welche dem mittleren Durchschnitt von 8—10 Silben angehören. Betont man die Verse nach älterer Weise, so fehlen ziemlich oft, bei einem angenommenen Grundschema von vier Hebungen, nämlich in allen Versen unter 8 Silben (47) entweder Auftakt oder Senkungen; hinwiederum sind nur sehr wenige Verse vorhanden, welche nach mhd. Art Verschleifungen zweisilbiger Senkungen gestatten, da schon allzuviel in den Worten selbst apokopirt und synkopirt worden ist. Immer aber ist die Zahl der einsilbigen Wörter, welche durch diese Mittel zu Stande gebracht worden sind, nicht so gross wie im zeitgenössischen Fastnachtspiel. Die Verse des vorliegenden Stückes sind klärlich aus den sogenannten 'silbenzählenden' entstanden, die man vielleicht nur aus Bequemlichkeit mit diesem Namen bezeichnet hat, denn in der That scheinen mir nirgends und niemals (vor Sebastian Brant) Silben ohne Rücksicht auf Gewicht und Bedeutung der Worte gezählt worden zu sein, nur die Regelmässigkeit im Wechsel betonter und unbetonter Silben hat den Schein der Silbenzählung hervorgebracht. Das Bestreben, eine solche Regelmässigkeit zu erreichen, schimmert auch in den unbeholfenen Versen unseres Dichters durch. Es macht üblen Eindruck, dass er so oft Verse reimt, welche um 3—4 Silben von einander abstehen. Man merkt zwar, dass in solchen Fällen die längeren Verse verschiedene Silben enthalten, über die hinweggeglitten werden darf, ungeschickt bleibt das Verhältniss aber jedesfalls. Einen gewissen Rhythmus trachtet der Dichter insofern herzustellen, als er gerne kürzere oder längere Verse gruppenweise zusammenstellt. Das erstreckt sich auch auf den Versausgang: zweisilbige Reime folgen sich gerne, einmal (105—122) 18 hinter einander, indess bei der letzten Partie die einsilbigen Reime weitaus überwiegen. Der Versbau also dieses Stückes stimmt im allgemeinen mit dem überein, welcher in der

zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Süddeutschland üblich ist.

Alles Beobachtete hat schon gelehrt, dass wir das vorliegende Stück, wie auch sein Inhalt fordert, dem bairischen Dialekte zurechnen, und die Umstände der Sprache und Technik lassen uns die eben erwähnte Abfassungszeit erkennen. Etwas enger kann dieselbe mittelst einer Anspielung begrenzt werden, welche in den Versen 35—44 enthalten ist. Dort wird für die Steiermärker der Ruhm in Anspruch genommen, dass sie wiederholt durch ihren treuen Beistand den Kaiser Friedrich IV. (III.) von den Angriffen befreiten, welche er als Belagerter in der Wiener Hofburg habe erdulden müssen. An sich schliesst das *offt* von V. 41 selbstverständlich eine arge Übertreibung in sich, denn es ist nichts davon bekannt, dass dieser Kaiser mehr als einmal in seiner Burg von den Wienern belagert wurde. Dagegen ist die Auffassung des Dichters von der Bereitwilligkeit steirischer Hilfstruppen und von ihrem Antheil an der Errettung des Kaisers eine volksthümliche, das ersieht man aus wenigstens éinem der Berichte über die Ereignisse, dem des fahrenden Sängers Michael Beheim, welcher in dem 'Buch von den Wienern' (hg. durch v. Karajan 1843, 2. Ausg. 1867) eine ausführliche, wenngleich ganz einseitige Darstellung der Vorgänge am kaiserlichen Hofe 1462—1465 hinterlassen hat. Als der Kaiser im August 1462 von Graz gegen Wien zog, welche Stadt nebst anderen Theilen Österreichs ihm von seinem Bruder, Erzherzog Albrecht (VI.) streitig gemacht wurde, hatte er eine stattliche Schaar von Söldnern, an 12000, beisammen, unter denen die Steiermärker zuvörderst genannt werden, Beheim 32, 22 ff. Er behielt dieses Heer bei sich bis zum 24. September, um welche Zeit er es, aus Sorglosigkeit oder weil das Geld fehlte, auseinanderreiten liess, Beheim 37, 26 ff. 41, 13 f. Als nun der Kaiser während der folgenden Belagerung durch Mangel an Nahrungsmitteln in schlimme Bedrängniss gerieth, entfalteten nach Beheim die Steiermärker, allen zuvor der gewaltige Baumkircher, eine lebhafte Thätigkeit, ihm zu helfen, Beheim 137, 7 ff. 26 ff. 138, 1 ff. 146, 4 ff. 25 ff. 164, 3 ff. Sie sammelten Truppen,

die zum Entsatz herbeieilten, Beheim zählt die steirischen Edelleute auf 165, 21 ff. 166, 5 ff. (*manch Steirer wart da kunde*). Berücksichtigt man ferner, dass Kaiser Friedrich schon seit langem den Adel der Steiermark, seines Stammlandes, bevorzugte, ja sich eine Zeit hindurch hauptsächlich mit steirischen Räthen umgab, was dann die Eifersucht anderer hervorrief, so lässt sich die angeführte Übertreibung unseres Dichters vielleicht aus einem Missverständniss begreifen. Sein Localpatriotismus spielt freilich sehr lebhaft dabei mit, denn die Forschung der Gegenwart hat festgestellt, dass die Steirer, des Kaisers Landsleute, in Wirklichkeit sich durchaus nicht beeilten, die gewünschten Entsatztruppen zu schicken, vgl. v. Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs 2, 388. — An die Bedrängung Wiens durch Mathias Corvinus 1477 (v. Krones 2, 452 und Hans Sachsens Lobspruch der Stadt Wien, hg. durch Emil Haueis V. 85 ff.), ferner an die Belagerung und Einnahme der Stadt durch den Ungarnkönig 1484/5 (v. Krones 2, 468 ff.) darf man nicht denken, weil in diesen beiden Fällen der Kaiser selbst nicht in Wien, geschweige denn in seiner Burg weilte. Ich glaube auch nicht, dass die ausdrückliche Bezeichnung Friedrichs als Kaiser zu der Vermuthung berechtige, das Gedicht sei erst nach dessen Tode (19. August 1493) verfasst worden; ausserhalb wie innerhalb Österreichs war dieser Titel unter den damaligen Verhältnissen der einzig entsprechende, und die Beifügung von *irem herren* ebenfalls sachgemäss. V. 42 *so · ist er gebesen vergraben* lässt desgleichen keinerlei Schluss zu.

Andererseits geht aus der blossen Erwähnung des Ereignisses und aus dem Beisatze V. 44: *alz ir dann daz selb all wol west* hervor, dass unser Gedicht nicht allzulange nach 1462 abgefasst worden ist, und ich schätze diese Ausdrücke schwerlich zu niedrig ein, wenn ich annehme, etwa zwanzig Jahre mochten seit der Wiener Belagerung verflossen sein, wenn man so von ihr sprechen konnte. 1463—1483 wären also ungefähr die Zeitgrenzen, innerhalb deren das Gedicht entstand.

Gerne möchte man auch den Ort genauer erkennen, wo der Dichter bei der Abfassung dieses Werkchens lebte.

Er lag ganz gewiss in Baiern, das zeigt V. 155 und die Klage überhaupt an dieser Stelle. V. 134 belehrt nicht darüber, denn wenn *hincz her* auch die bairische Stadt bezeichnete, bis zu welcher von dem Grenzplatz Berchtesgaden gemessen wurde, so gewährt es doch keine genauere Bestimmung. Aus einer Sammlung von Notizen über Regensburg, welche die Handschrift an späterer Stelle Bl. 203ᵃ f. enthält, lässt sich nichts schliessen, da Notizen dieses Inhaltes in oberdeutschen Handschriften häufig sind. Auch schiene es mir ebenso gewagt, die Aufzeichnung von Steinhöwels Prolog zum Apollonius in demselben Codex Bl. 105ᵇ ff. dafür auszunutzen.

Inhalt und Technik des Gedichtes schicken sich sehr wohl in die Zeitbestimmung. Der Verfasser, welcher in Baiern lebt und sich zu einer Thätigkeit — wir wissen nicht, welcher — in diesem Lande urkundlich verpflichtet hat V. 153 ff., leidet unter den fortgesetzten Spöttereien der Baiern über ihn und seine Landsleute V. 187 ff. Endlich geht ihm die Geduld aus und er schreibt nun seinerseits ein vernichtendes Schmähgedicht (*ain vernichtnuss*) wider die Baiern. Er beruft sich allerdings V. 170 f. darauf, dass er im vorhinein das Ganze für einen Scherz erklärt habe, aber das ist wenigstens in den überlieferten Versen nirgends geschehen. Zudem hebt er sofort V. 172 die Nothwendigkeit seiner Selbstvertheidigung ebenso ausdrücklich hervor wie an der erwähnten Stelle 187 ff., und nimmt alsdann 173 ff. dieselbe trotzige und herausfordernde Stellung ein wie am Schluss des Gedichtes 197 ff. Ich glaube also, die Neckerei, zu welcher der ausgewanderte Steiermärker von den Baiern gereizt wurde, ist ziemlich ernst gemeint gewesen.

Das Werklein ist folgendermassen aufgebaut. Nach einer Einleitung und Ankündigung seines Vorhabens (1—14) gibt der Verfasser an, wie er seinen Angriff auf die Baiern einrichtet: drei Federn will er ihnen aus dem *flug*, dem Flügel oder der Helmzier, rupfen, mit Worten nach ihnen schiessen (15—22). Die erste Feder reisst er ihnen aus, indem er wider sie den sonst nirgends bezeugten und vielleicht nur durch einen gelegentlichen Vorfall der letzten Vergangenheit veranlassten Vorwurf der Feigheit und den

der Untreue erhebt (23—34). Im Gegensatze dazu wird die Tapferkeit und Treue der Steirer gerühmt, welche aller Orten bekannt ist, wie denn die Steirer überhaupt ebenso beliebt als die Baiern verhasst sind (35—60). Die zweite Feder: geizig, habsüchtig sind die Baiern, es ist theuer bei ihnen, das Leben kümmerlich. Hingegen die Steirer leben anständig und sind nicht karg (61—90). Die dritte Feder: die Baiern sind unzuverlässig, lügen und betrügen gerne, sie leben roh, kämmen sich nicht einmal, und leiden überdies noch mehr an Dummheit als die dadurch bekannten Schwaben. Hier sollte nun wieder das Lob der Steirer als Gegenbild folgen, aber der Verfasser hat sich, scheint es, bereits ausgegeben und spielt jetzt die nächstverwandten Österreicher gegen die Baiern aus; er lobt sie freilich etwas ironisch und erst am Ende aufrichtig (91—126). Nach diesen drei Abschnitten, die so ziemlich gleichen Umfang haben, verlässt der Verfasser ohne weitere Bemerkung die gewählte Disposition, knüpft an seinen letzten Satz über die Österreicher an und macht sich nun über die schlechte, dürftige Kost der Baiern lustig (127—152). Wieder rankt sich die Darstellung an einem Häkchen weiter: dass kein Steirer in Baiern bleiben soll, erinnert den Verfasser an sein durch eigene Thorheit verschuldetes Schicksal, das ihn an Baiern bindet, er klagt in beweglichen Worten über den Spott der Baiern, wehrt sich aber gleichzeitig energisch (153—176). Die Herausforderung, welche in den letzten Versen enthalten ist, bringt dann einen Baiern auf die Bahn, der die Rede des Verfassers als Prahlerei verurtheilt und ihm ein wenig anmuthiges Ende in Aussicht stellt (177—180). Darauf antwortet der Verfasser in merkwürdig ernster und gehobener Sprache, indem er geltend macht, dass die Liebe zur Heimat, welche sich in rühmenden Worten äussere, sowohl aus der Weltordnung entspringe, als auch Herzenssache sei. Er sei ja zudem nicht freiwillig an die Abfassung seines Gedichtes gegangen, sondern gezwungen durch die losen Reden der Baiern. Den Zwischenredner fordert er übrigens nachdrücklich heraus und schliesst mit der Drohung, dass er noch viel Übles von den Baiern zu sagen wisse, was allenthalben bekannt sei.

Das Gedicht zeigt keine hervorragende Begabung, aber es wirkt unter den Reimereien seiner Zeit doch recht erquicklich durch das Lebendige und Persönliche des Ausdruckes. Jenes wird erzielt, indem stets einzelne concrete Momente als Belege der Behauptungen anschaulich vorgeführt werden, zuweilen in kleinen Reihen mit einer gewissen Beredsamkeit; die persönliche Erregung aber hat zweifellos das ganze Stück eingegeben und setzt ein starkes Stammesgefühl voraus. Der culturhistorische Werth der Verse liegt eben in den vorgebrachten Einzelheiten, wenn man nicht schon die Thatsache an sich, dass ein 'im Reich' lebender Steiermärker sich so entschieden seiner Haut wehrt, als bedeutsam gelten lassen will.

Der Verfasser steht sonst in engem Zusammenhange mit der Litteratur seiner Zeit. Die dem Text beigefügten Anmerkungen zeugen dafür, man kann es aber seiner Technik überhaupt abmerken. Die kleineren erzählenden oder didaktischen Dichtungen in Reimpaaren, welche einen so wesentlichen Theil der deutschen Litteratur des 15. Jahrhunderts ausmachen, zerfallen nämlich ihrer Darstellungsweise nach in zwei Hauptgruppen, natürlich mit vielen Übergängen und Kreuzungen.

Die eine verwaltet das sehr zusammengeschmolzene Erbe der ritterlichen epischen Poesie, dessen Bestes eine gewisse runde Satzbildung ist, die Fähigkeit, in fortlaufenden Perioden zu erzählen, in Versen, deren zwei oder mehr erst einen Satzabschnitt ausmachen, nach welchem interpungirt werden muss. Da sind noch abstufende Conjunctionen im Gebrauch, Tempusfolge gilt, Modi werden unterschieden, noch bildet der Reim nicht die Hauptschwierigkeit: mit einem Worte: die Sprache zeigt deutliche Spuren der ehemaligen Bildung. Diese Art ist jedoch während des 15. Jahrhunderts im Verkommen begriffen, die langweiligen Stoffe fordern Travestien heraus und die Talente der Zeit wenden sich einer anderen Darstellungsweise zu.

Diese zweite ist typisch ausgeprägt in den Fastnachtspielen, bestimmt aber auch den Ton einer ganzen Menge undramatischer Gedichte. Da ist alles kürzer und knapper gehalten, Versende und Satzabschnitt fallen zusammen,

man kann nach jedem Vers interpungiren, Parataxis wiegt vor oder eine ganz rohe Art von Verbindung gleich grosser paralleler Satztheile, die zwar Conjunctionen haben, jedoch trotzdem im Indicativ stehen und wie die Betperlen eines Rosenkranzes ablaufen. Das Hauptproblem für den Dichter bildet in dieser roheren, aber durch den kräftigen, lebhaften Inhalt siegreichen Gattung der Reim. Niemals ist die deutsche Wortstellung mit grösserer Freiheit behandelt worden, als in diesen Stücken. Der stumpfe Reim wird vorgezogen, daher rücken die einsilbig gewordenen Substantiva ans Ende der Verse, insbesondere das Object, aber auch das Subject, gerne treten typische und darum für sich bedeutungslose Adjectiva in den Reim. Das wichtigste Mittel, diesen sehnlichst erstrebten Reim zu finden, ein Mittel, das allerdings in wunderbar barockem Gegensatz zu dem steifen Abklappen der Zeilen sich befindet, ist die Mehrgliedrigkeit des Ausdruckes. Ein Wort würde genügen, aber die Hinzufügung eines zweiten, dritten bringt den Reim herbei; ein Satz reicht zu, aber der zweite, zuweilen ganz formelhaft, schliesst das Verspaar. Im 12. Jahrhundert treten ähnliche Verhältnisse in der deutschen Poesie zu Tage, damals jedoch war der Formelapparat noch unausgeschöpft, die Bilder frisch und ihre Verwendung lieh auch dem Erzeugniss eines wenig begabten Dichters etwas Abglanz von der Pracht des alten Volksepos.

Dass unser Gedicht der zweiten Gruppe angehört, leidet keinen Zweifel. Schon die einleitenden Verse sind den Fastnachtspielen entnommen, der Zusammenhang mit ihnen zeigt sich an vielen Stellen; der dazwischen tretende Baier verstärkt die Ähnlichkeit mit den lockerer gebauten kleinen Fastnachtscenen so sehr, dass man ohne die ausdrückliche Versicherung des Autors, es handle sich um geschriebene Verse (197), leicht geneigt sein könnte, das Gedicht selbst den Fastnachtspielen zuzuordnen. Vers- und Satzbau weisen alle erwähnten Eigenthümlichkeiten der Klasse auf. Der Gebrauch der Conjunctionen ist äusserst unbehülflich (vgl. *wann*, *denn*, die drei betheuernden *ja* 60. 66. 82, die Aufnahme des Gegenstandes durch ein objectives *daz* u. s. w.), der ganze Satzbau schwerfällig, der Reim bestimmt die Wort-

stellung. Ganz besonders aber fällt die Mehrgliedrigkeit des Ausdruckes auf, welche dem Reim dient. Am beliebtesten sind die Verbindungen von zwei Gliedern: Verba: 9. 15. 37. 80. 89. 111. 121. 147. 158. 163. 184. Substantiva: 10. 20. 38. 46. 49. 50. 54. 82. 95. 106. 177. 189. 190. 191. 195. Adjectiva: 2—6. 45. 124. Adverbia: 31. 57. 148. Am merkwürdigsten, weil so sehr häufig, ist dieser Parallelismus in der Verbindung ganzer Satzabschnitte: 17 (bei diesen Ziffern ist immer der nächste Vers hinzuzurechnen). 23. 36. 57. 61. 64. 73. 83. 93. 110. 125. 143. 155. 159. 167. 173. 177—180. 181. 183—185. 203.

Die Vermuthung, das Gedicht sei in einer bairischen Stadt entstanden, wird durch den Anschluss der Technik an die Fastnachtspiele befestigt. Denn wenn uns auch das Zeugniss der von Oswald Zingerle veröffentlichten Sterzinger Spiele, sowie viele Stellen der Kellerschen Sammlung klar legen, dass auf den Dörfern diese Stücke eifrig gepflegt wurden, so ist doch gerade durch die Bände Zingerles aufgezeigt, wie diese Dramen ihren Ausgang von den Städten nehmen und auf dem Lande nachgeahmt werden. Freilich, wohin die Krone aller Fastnachtspiele, das klassische Werk Die zwen Stenndt, gehört, ist bis jetzt nicht sicher zu stellen.

Graz. Anton E. Schönbach.

Der junge Schiller als Journalist.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Zeitungswesens.

Jedem Product von Goethes Hand ist der Stempel seines Geistes aufgedrückt. Er ist oft heruntergestiegen zu dem kleinen, ja niedrigen Genre: einen Grosscophta oder einen Bürgergeneral hätte Schiller vielleicht eine Zeit lang als Plan herumgetragen, aber zu schreiben sich nicht die Zeit und die Mühe genommen. Feinheiten des Goetheschen Stiles jedoch, jenen eigenthümlichen Hauch, welcher uns überall die Anwesenheit des grossen Dichters verkündet,

fühlt man auch aus diesen schwächeren Leistungen heraus. .... Schiller umgekehrt will nur das Grosse und, wo ihm kein weites Ziel gesteckt ist, da erkennen wir ihn oft gar nicht wieder.

Von vorn herein wird man an der Begabung des Dichters zweifeln, als Journalist zu wirken, d. h. von und für den Tag zu schreiben. Nicht bloss die Schlagfertigkeit fehlte ihm, auch das Interesse an den Ereignissen und die Aufmerksamkeit für die Stimmen des Tages. Zumal in seiner Jugendperiode, in der Zeit, aus welcher sein eigenes Bekenntniss stammt: der Dichter sei in jedem höchsten Grade der Leidenschaft und in keinem Mittelweg zu gebrauchen. Und nicht bloss als 'Mittelweg' wie die medicinische Wissenschaft erschien ihm die Journalistik: sie stand tief unter dem Durchschnittsniveau der schönen Litteratur, sie war geradezu eine Niederung der Litteratur. In unserm parlamentarischen und politischen Zeitalter hat der Leitartikelschreiber seine Stelle wo nicht vor, so doch sicher auf der gleichen Höhe neben dem Feuilletonisten und dem Roman- oder Novellendichter. Im vorigen Jahrhundert wurde der Litterat von dem 'Zeitungsschreiber' streng unterschieden. Der Name selbst war damals officiell und allgemein im Gebrauche: und wenn Sulzer in einem Briefe den jungen Lessing als einen 'Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer' bezeichnet, oder Jerusalem den jungen Goethe einen Gecken und noch ausserdem 'einen Frankfurter Zeitungsschreiber' nennt, so gebrauchen sie kein das Individuum herabsetzendes Wort, sondern bloss das geläufige Wort für einen wenig geachteten Stand. Lessing spricht in einem Jugendbriefe seine Abneigung geradezu aus, sich 'mit politischen Kleinigkeiten die Zeit zu verderben'; und wie verächtlich denkt der junge Schiller von seiner eigenen Thätigkeit, als er im Jahre 1781 ein Stuttgarter Wochenblatt redigirt! Er hat sich später, so gern er sonst den Documenten seiner Jugendentwicklung auf die Spur zu kommen suchte, derselben niemals mehr erinnert; und ohne den Bericht eines Jugendfreundes[1]), dass Schiller gegen ein

[1]) -s- im Freimüthigen 1805, 5. November, Nr. 221, S. 466 f. Dass der Verfasser des Artikels Schillers Jugendfreund Petersen ist, ergibt

äusserst geringes Honorar in seiner bedürftigen Lage eine Zeit lang die Redaction einer politischen Zeitschrift führte, würden wir von seinen journalistischen Versuchen gar nichts wissen. Das Blatt selber ist der deutlichste Beweis seiner niedrigen Meinung von dem Beruf eines Tagesschriftstellers. Er berechnet die Kriegsschiffe der Krieg führenden Mächte und fügt hinzu: 'Es ist so zuverlässig, als es einem Zeitungsschreiber zu geben zuzumuthen ist.' Er berechnet die Stärke der europäischen Truppen: aber, 'salvo errore, der einem Zeitungsschreiber zwar zu verzeihen ist'. Es sei ungewiss, ob der Kaiser nach Frankreich oder England reisen werde: 'Die Zeit wirds lehren und dann wird der neugierige Zeitungsschreiber dem eben so — — Leser mit Vergnügen Auskunft geben.' Und als der Redacteur zu berichten hat, dass der Prinz Heinrich von Preussen sich mit dem Zeitungsschreiber in Cleve sehr gnädig unterhalten hat, weil ihm dessen Zeitung ausserordentlich wohl gefallen, macht er die Anmerkung: 'Die beste Recommandation dieser Zeitung vor das ganze teutsche Publicum.'

Seit dem Jahre 1775 erschienen in Stuttgart, natürlich 'mit Herzogl. gnädigstem Privilegio', die 'Nachrichten

---

sich daraus, dass Hoffmeister aus Petersens Papieren eine Strophe derselben Ode auf die Wiederkunft des Herzogs mittheilt (Supplemente 1, 28), welche -s- Schiller zuschreibt. Auch der Bericht bei Hoffmeister-Viehoff 1, 114 f. stammt aus Petersens Papieren, nach welchem Schiller 1781 'eine Unterhaltungszeitung, den Merkur' herausgegeben hat; da hier ebenfalls, wie im 'Freimüthigen' von der Ode auf die Wiederkunft und der Geschichte mit dem Censor die Rede ist, so kann unter dieser Unterhaltungszeitung nur unser politisches Wochenblatt gemeint sein, welches Petersen wohl als eine 'Art von Merkur' bezeichnete, denn bekanntlich enthielt der französische Merkur anfangs auch politische Nachrichten. Es kann weder der 'schwäbische Merkur', welcher erst seit Oktober 1785 erschien, noch eine andere Zeitung, welche unter dem Titel 'Der über Land und Meer dahin eilende Merkur' im Jahre 1782 ausgegeben wurde, gemeint sein. Bei den Widersprüchen, welche Weltrich in seinem Leben Schillers (S. 190 Anm.) aus Petersens Papieren mit Recht hervorhebt, ist zu beachten, dass der Verfasser der 'Nationalneigung der Deutschen zum Trunke' später selber diesem Laster anheimfiel und dass daher seine späteren Berichte nicht die Glaubwürdigkeit verdienen, welche man den früheren nicht absprechen kann.

zum Nutzen und Vergnügen', wöchentlich zweimal: Dienstags und Freitags.[2]) Sie tragen als Vignette die aufgehende und durch die Wolken brechende Sonne, von welcher man den Anbruch eines neuen Tages damals allenthalben in Schwaben erwartete. Als Vater der Künste und Wissenschaften wird in einem einleitenden Gedichte auch hier der Herzog Karl gefeiert, welcher sich damals, der Bürgerschaft Stuttgarts grollend, auf die Solitüde zurückgezogen hatte. Mit dem Jahre 1776 ging die Zeitung in den Verlag des Buchhändlers Christoph Gottfried Mäntler über und veränderte im Laufe dieses Jahrganges das äussere Kleid: früher waren die Quartseiten halbbrüchig in Spalten gedruckt, jetzt laufen die kleinen und engen Buchstaben über die ganze Breite der Seite fort. Das halbe Jahr war um den erstaunlich geringen Preis von 1 Fl. 4 Kr. zu beziehen, für welchen sogar noch dann und wann einige Extrablätter versprochen wurden.

Jede Nummer enthält zwei Rubriken: die eine, ohne besondere Überschrift, bringt Berichte aus den verschiedensten Ländern, welchen jedesmal, wie bei unsern Telegrammen, genaue Ort- und Zeitangaben ihrer Herkunft vorausgeschickt werden. Die andere führt den Titel 'Vermischte Neuigkeiten', und gibt sich für nichts anderes als Nachrichten aus der Stuttgarter Redaction selbst. Die erste enthält hauptsächlich politische Nachrichten, die zweite Anekdoten und Tagesneuigkeiten. Doch ist der Unterschied im Inhalt keineswegs streng beobachtet. Die erste Rubrik ist mehr auf den 'Nutzen', die zweite auf das 'Vergnügen' der Leser berechnet. Daneben befinden sich in einem nicht-

---

[2]) Es sind mir nur zwei Exemplare der Zeitschrift bekannt und beide sind defect. Das eine befindet sich in der Bibliothek in Stuttgart und besteht aus den Jahrgängen 1775, 1776, 1778 bis 1781; 1777 fehlt, von dem Jahrgang 1781 die Nr. 60 (S. 237—240), welche indessen Boas noch benutzt haben muss, weil er in seinem Aufsatze in den Blättern für litt. Unterhaltung 1850, Nr. 30 und Nr. 127f. (vgl. Schillers Jugendjahre 1, 35f. 234ff.) einen Artikel daraus abdruckt. Die Berliner Königl. Bibliothek dagegen besitzt bloss den Jahrgang 1781, in welchem die Nr. 2. 22. 36. 74. 75. 76. 89. 103 fehlen. — Für gütige Mittheilungen bin ich den Bibliotheksverwaltungen in Stuttgart und Berlin zu Dank verpflichtet.

redactionellen Theile, offenbar um den Raum zu füllen. in den sogenannten 'Avertissements' die Anfänge des heute so hoch entwickelten Annoncenwesens: der Verleger, welcher auch Sortimenter ist, zeigt darin neben Arndts Büchern vom wahren Christenthum und anderen Erbauungsbüchern am liebsten Theaterstücke an, welche zeigen, dass die bigotten Schwaben nun auch Geschmack an weltlicheren Freuden finden. Auch ökonomische Anzeigen: Verkäufe und Licitationen besonders von Tabaksorten, Ausschreibungen von Stellen und Ämtern, sowie amtliche Anzeigen und nicht selten auch Steckbriefe kommen unter dem Strich vor.

Als Schiller im Jahre 1781 die Redaction dieses Blattes übernahm, suchte er diese Rubriken zunächst um eine weitere zu vermehren: er führte einen stehenden Artikel 'Gelehrte Sachen' ein, wie ja auch Lessing an der Vossischen Zeitung bloss um der 'gelehrten Nachrichten' willen Gefallen fand. Früher waren nur ab und zu litterarische Nachrichten mitgetheilt worden, sowohl in der ersten Rubrik, wie denn schon am 27. Februar 1781 als 'Empfindlicher Verlust eines grossen Gelehrten' der Tod Lessings gemeldet wurde, wohl kaum schon von Schiller, welcher gewiss den Nathan in der Reihe der Lessingschen Dichtungen zu nennen nicht unterlassen hätte:

(Nr. 17 S. 67.) Braunschweig, vom 19. Febr.: Empfindlicher Verlust eines grossen Gelehrten. Die Wissenschaften können nur selten einen grösern Verlust leiden, als derjenige ist, den wir leider heute ankündigen müssen, Lessing, in mehr als einer Gattung von Känntnissen der Erste, in andern nur von einem Heyne und wenig andern nachgeeifert, der Verfasser des Laokoon, der Briefe antiquarischen Inhalts, der theatralischen Bibliothek und der Dramaturgie, der Miss Sara Sampson, der Emilia Galotti und der Fabeln, ein Schriftsteller, der von seinen ersten Gedichten, den Kleinigkeiten, an, bis auf seine letzten Schriften immer einerley Beyfall einerndtete, der Führer seiner Nation auf Wegen, die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitesten Gelehrsamkeit unterstützet wurde, der in jeder Wissenschaft orientirt war, sobald er sich ihr näherte, starb vorigen Donnerstags Abends den 15.ten dieses hier in Braunschweig. Sein Tod, ohngeachtet er nicht ganz unvermuthet war, ist desto schmerzhafter, da er der Welt in Jahren entrissen wird, wo der Ruhm anderer Gelehrten sich gewöhnlich erst zu gründen anfängt, und in einem Zeitpunkte, wo der Eifer, womit er in seinen letzten

Streitigkeiten die Wahrheit suchte, ihn gewiss zu derselben geführt haben würde.

Seit dem 4. Mai erscheint nun, nachdem Schiller bereits am 3. März ein Gelegenheitsgedicht beigesteuert hat, dessen Autorschaft durch Petersen bezeugt ist, ein stehender Artikel 'Gelehrte Sachen'. Aber Schiller war kein Gelehrter wie Lessing und er hatte in Schwaben, wo die weltlichen Wissenschaften eben erst in Aufnahme kamen, ausser den Pfarrern und Lehrern kein wissenschaftlich gebildetes Publicum. Die Rubrik ist dürftig und schlecht versehen und ging bald völlig ein. Sie kommt mehr dem Interessenkreis praktischer Leser als dem Schillerschen entgegen: doch verräth ihn im ersten Artikel nicht bloss die Abneigung des Mediciners gegen die Wundermacher, sondern auch die Freude an dem mathematischen Calcul, mittelst dessen er den jährlichen Reingewinn des Goldmachers berechnet. Hier die ganze Rubrik:

(4. May, Nr. 36, S. 143.) Das grosse Geheimniss, Gold zu machen ist entdeckt, und zwar von einem der grössten Männer, dem Herrn Sage, entdeckt, der gefällig genug ist, das ganze Verfahren der Welt in einem kleinen Werkchen vor Augen zu legen, dessen vollständigen Titel wir denen, die da reich werden wollen, nicht vorenthalten können. Hier ist er: L'art d'essayer l'or et l'argent, tableau composé de la coupellation des substances metalliques, par le moyen du plomb et du bismuth; et procédés pour obtenir l'or plus pur que par la voie du depart, avec figures par Msr. Sage. A Paris, de l'Imprimerie de Monsieur in 8, 1780. Prix 2 Liv. 8 sous. Chez Didot le jeune, quai des Augustins. Der Prozess wird jedesmal in 24 Stunden geendigt, der Aufwand ist 578 Liv. und der reine Profit alle 24 Stunden, 23866 Liv. 8 S. 11 D. Da der Prozess 100mal zum wenigsten in einem Jahre gemacht werden kan; so beträgt der reine Gewinn am Ende des Jahres 2,386 644 Liv. 11 S. 8 D. ein Capital, womit man hoffentlich für das erste zufrieden seyn wird.

(8. May, Nr. 37, S. 148.) In dem zu Paris herauskommenden Journal de Physique, Janvier 1781 findet man eine ausführliche Nachricht von dem Auswurfe des Vesuvs im August 1779 aus einem Schreiben des Ritters Hamilton, an Joseph Banks, wovon wir hier eine Stelle ausheben wollen, die von dieser fürchterlichen und zugleich prächtigen Naturscene einen Begrif geben kan: 'Sonntags den 8ten August Abends gegen 9 Uhr, hörte man einen Knall, der die Gebäude in Portici und der ganzen Nachbarschaft so gewaltig erschütterte, dass alle Einwohner für Schrecken das Freye

suchten. In Neapel habe ich noch viele Fenster und Mauern gesehen, die von dem Stosse zerbrochen und zerborsten waren, ob man gleich den Knall nur wenig in dieser Stadt bemerkt hatte. In demselben Augenblick erhob sich ein Sprung von durchsichtigem Feuer aus der Öffnung des Berges, der sich nach und nach zu einer solchen Höhe erhob, dass alle Zuschauer in das furchtvollste Erstaunen dadurch gesetzt wurden. Sie werden es mir kaum glauben können, wenn ich Ihnen sage, dass diese Feuersäule wenigstens dreymal höher war, als die Höhe des ganzen Berges, dessen Spitze, wie Sie wissen, 3700 Fuss über der Meeresfläche erhaben ist, Das Licht, das diese Feuersäule um sich verbreitete, war so stark, dass man in einer Entfernung von 10 Meilen um den Berg herum, die kleinsten Gegenstände erkennen konnte. Ein Engelländer, Namens Morris, hat zu Sorrento, zwölf Meilen von dem Vesuv, den Titel eines Buchs deutlich lesen können.'

(11. May, Nr. 38, S. 152.) Ein Ungenannter aus der Gegend von Riga versichert, nach langen Bemühungen endlich durch einen ganz unvermutheten Zufall hinter die richtigste und zuverlässigste Berechnungsmethode der Entfernung der Sonne von unserer Erde gekommen zu seyn; nach welcher mathematisch gewiss dargethan werden könne, dass die Sonne nicht einmal drey tausend einzelne Meilen, geschweige 22 bis 23000 halbe Erdmesser, oder zwanzig Millionen Meilen entfernt sey. Er bietet den gedachten Beweis seiner Berechnung einer hohen Standesperson oder einer astronomischen Gesellschaft für einen von ihm zwar selbst zu bestimmenden, doch aber der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Preis an. Zum Voraus wird nichts weiter als das Ehrenwort verlangt, dass man nach befundener Richtigkeit des einzusendenden Beweises sein Versprechen halten wolle, gegen welches dann der Ungenannte, wenn er die gebotene Summe annehmlich findet, und ihm die Addresse der Person und ihres Aufenthalts mittelst der ordinairen Hamburger Staats- und gelehrten Zeitung gemeldet worden, nicht ermangeln wird, seinen Beweis sogleich einzusenden.

(15. Mai, Nr. 39, S. 156.) Der Preiss, den Herr Professor Klein in Mannheim vor zwey Jahren auf die beste Übersetzung des vortrefflichen Heldengedichts: 'Das befreite Jerusalem von Torquato Tasso' gesetzt hat, erhielt der berühmte Verfasser der Laidion. Wegen Vorzüglichkeit dieser Übersetzung vor andern eingeschickten wurde der bestimmte Preiss von 70 Dukaten auf 80 Louisd'or erhöhet. Das Werk wird mit dem italienischen Original, mit dem Bildniss und Leben des Autors auf weisses Papier in vier Bänden abgedruckt. Der Band kostet 1 fl.

Seit dem Juli erscheint auch wiederholt eine Rubrik 'Ökonomische Nachrichten' in der Zeitschrift. Dass dieselbe in einer Wochenschrift ungewöhnlich und auffällig war, beweisen die Worte, mit denen die Redaction den ersten Ar-

tikel einleitet: 'Wir wissen zwar nicht, wie das Publikum es aufnehmen wird.' In dieser Rubrik ist unschwer die Mithilfe von Schillers Vater zu erkennen: wenn der Verfasser derselben sogleich mit der Anpflanzung und Benutzung von Erdäpfeln beginnt und die Cultur derselben vor den Halmfrüchten empfiehlt, so hat der Verfasser der 'Ökonomischen Beiträge' diesen Rath schon zwanzig Jahre früher ertheilt. Aber auch in der Empfehlung des Blitzableiters (S. 262 f.) glaube ich die feierliche Stimme und das biblische Pathos des alten Schiller zu vernehmen:

> Wie oft hat nicht die gütige Vorsicht den Menschen auf Mittel und Wege geführt, Unglücksfällen vorzubeugen und auszuweichen, die sie, nach dem Laufe der Natur und guten weisen Absichten, nicht aufhalten kann, und man befolgt sie. Ebenso gütig handelt sie bey einem der prächtigsten Schauspiele in der Natur der Donnerwetter. Die Natur würde ersterben, wenn es mangelte. Die Vorsicht zeigt uns die Mittel, uns zu schützen, aber Blindheit und Unglauben stossen sie von sich.

Der Poet Schiller kommt in dieser Zeitschrift fast gar nicht zum Wort. Nur die Neujahrsnummer wurde herkömmlicher Weise mit Gelegenheitsversen, entweder mit einem Glückwunsche oder mit einem Gedicht an den Herzog eröffnet. Aber wie wenig die Leser davon hielten, ergibt sich aus der Bemerkung, womit der frühere Redacteur das Ausbleiben derselben am Beginn des zweiten Jahrganges entschuldigt hatte: 'Wir würden den wenigsten von unsern Lesern einen Dienst erweisen, wenn wir den für Neuigkeiten bestimmten Raum in unsern Blättern mit Versen ausfüllten und einen frostigen Neujahrswunsch ableiern wollten.' Der Jahrgang 1781 enthält drei Gedichte: ein Neujahrsgedicht, welches wie üblich mit dem Preis Gottes das Lob des Herzogs verbindet; eine Ode auf Karls Geburtstag und Schillers Ode auf Karls Wiederkehr von seiner norddeutschen Reise. Auch diese letzte verdankt einer allgemeinen Gepflogenheit ihr Entstehen und, als Herzog Karl beispielsweise im Jahre 1775 von einer Reise zurückkehrte, konnte das Haugsche Magazin nicht umhin, die Gedichte abzudrucken, mit welchen man ihn in Göppingen und Stuttgart begrüsst hatte. Um einen Masstab für die Stuttgarter

Hof- und Gelegenheitsdichtung Schillers zu geben, wiederhole ich alle drei Gedichte:

(2. Januar, Nr. 1, S. 1 f.)

Bey dem Anfang dieser Periode
Lass' Allgütigster! Dir diese Ode
Heut ein angenehmes Opfer seyn!
Wie geflügelt eilen unsre Jahre
Mit uns, wie der Tag, der gestern ware,
Nur GOtt! — Du — bleib'st, wie Du bist, allein.
Unermesslich war sie Deine Gnade,
Die im vor'gen Jahr durch alle Grade,
Sich an uns so reich bewiesen hat.
Alle Sprachen sind zu arm, und können
Niemals ihren Umfang würdig nennen,
Und kein Mensch preist ihren Reichthum satt.
HErr mit Liebe — väterlichem Schonen —
Sah'st Du auf uns, die im Lande wohnen,
Und auf unsern besten Herzog hin.
Gnädig merktest Du auf unsre Bitte,
Heiter wandelt CARL in unsrer Mitte,
Und im Kreis von seinen Zöglingen.
Ernde Herbst — selbst unsre junge Saaten
Sind bisher nach unsrem Wunsch gerathen,
Schon lacht uns die Zukunft lieblich an.
Feuers-Noth — und andere Gefahren,
Die so vieler Länder Ruthen waren,
Haben Würtemberg kein Leid gethan.
Deutschland liegt — beweint im Staub die Grösse
Ihrer Kaiser-Königin Therese —
Die der Engel GOttes kürzlich schlug.
Doch schon trocknet die gerechte Thräne;
Dann der Erstgebohrne Ihrer Söhne
Joseph lebet — diss ist Trost genug.
Lass' GOtt disen Pfeiler veste stehen!
Halte CARL bey höchstem Wohlergehen!
O! dann stehts um uns noch lange gut.
Sonne stral' auf beide Thronen nieder!
Und ihr Stralen brecht euch auf uns wieder!
Nimm uns alle GOtt in Deine Hut!
Lösch' die Flamme — die Verderben lodert,
Ströme Bluts von unsern Brüdern fodert,
Auch dort — jenseits in America!
Höhn' sie aus die Götter dieser Erden!
Lass' die Schwerdter Pflug und Sicheln werden
Wie Du thatest in Germania,

Als wir HErr! zu Dir, um Hülffe rieffen,
Lass' den Himmel reichen Segen trieffen,
Auf die Erde in dem Neuen Jahr!
Höre GOtt — wir flehen unterthänig,
Ehre sey GOtt! — Er — der HErr ist König,
Hallelujah! jezt und immerdar.

(13. Februar, Nr. 13, S. 49 f.)

Ode
auf die frohe Wiederkunft des XI. Februars
1781.

Opf're Dank dem HErrn auf den Altären
Würtemberg am XIten Februar!
Feyre ihn! — der Tag ist's werth — der Ehren,
welcher dir dein ganzes Glück gebahr.

Unverletzt in mancherley Gefahren
legt dein Vater CARL mit heitrem Blick,
GOtt zum Preiss! von Seinen theuren Jahren
heut das drey und funfzigste zurück.

Sprich!*) 'wie wunderbar seyn Gottes Werke?
'der den Menschen weisslich hat gemacht;
'Und wie wehrt, dass jeder darauf merke?
'Dann — noch eh' er an das Licht gebracht,

'Ist Ihm sein Gebeine nicht verholen, —
'Alle Tage stehn im Buch schon da —
'die noch werden sollen, seynd befolen,
'durch den Welten Schöpfer Jehovah.

'Schwör' es GOtt! — nicht mehr von Ihm zu wanken,
'der dir bisher so viel Guts gethan;
'köstlich seyen dir des HErrn Gedanken —
'und sein ganzer grosser Liebe-Plan!

Mehr ist GOttes Güte als des Sandes
an den Meeren — die er dir erzeigt.
Hat Er nicht des Vaters deines Landes
ganzes Herz, dir wohl zu thun, geneigt?

Paradisisch fliessen deine Tage
Unter deines Herzogs Scepter hin. —
Rieseln — wie die Bächlein — ohne Klage —
Friedlich — stille durch Germanien.

CARL der Weise — fördert Fleiss und Künste —
Alles ist an Ihm ganz Aug und Ohr —
Und gelehrte Männer vonn Verdienste
suchet Er in seinem Land hervor. —

Elternlosen Kindern ist Er Vater —
Schwachen Greisen ist Er Stecken — Stab —
Aller Armen Dürftigen Berather, —
Auch nicht einen weisst Er trostlos ab.

Engel GOttes! — schüzt CARL auf der Raise! —
Wälz't vom Wagen jeden Unglücks-Stein! —
Lasset die Academie nicht Waise
durch Verzögerung noch länger seyn! —

Friste GOtt CARLS Thaten-reiches Leben
deinem Würtemberg noch viele Jahr!
Lass' noch reichen Stoff zu Festen geben
Seinem Volk den XIten Februar!

*) Aus dem 139. Psalm V. 14—18 welcher in allen Kirchen heute zum Text gnädigst verordnet worden.

(6. Martis, Nr. 19, S. 73 f.)

Ode
auf die glückliche Wiederkunft unsres
gnädigsten Fürsten.

Dein Fürst ist da — Lass rund herum erschallen
Des frohen Jubels lauten Silberton!
Komm Wirtemberg mit deinen Bürgern allen
Laut dankend vor des Wiedergebers Tron.

Der Fürst ist da! — Sagt Thäler es den Hügeln,
Rufs Erde rufs zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinen-Flügeln,
Zieht Er izt ein in unser Freudenthor!

Er kommt zurück, bringt Glück für Seine Kinder
Von Völkern mit, die Er gesegnet sah.
Der Frühling fliegt voran, Sein herrlicher Verkünder,
Jauchzt Bürger jauchzt! — KARL und der Lenz ist da!

Sag Ausland, schielst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Wirtembergs glückselge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten Republicken
Wär euer Herrscher — Er?

Sprecht Nachbarn! sprecht! Ihr habt Ihn selbst gesehen?
Wer tadelt noch der Wirtemberger Stolz?
Er ist gerecht — Ihr selbst müsst es gestehen!
Wir haben Ihn — und spotten eures Golds!

Schwer hat sich Schiller seine Arbeit als Redacteur jedesfalls nicht gemacht. Am allerwenigsten in dem politischen Theile: hier begnügte er sich offenbar, die ein-

laufenden Briefe und Felleisen aufzubrechen und ihrem Inhalte nach abzudrucken. Das meiste aber hat er wohl aus anderen Zeitungen zusammengetragen. Denn neben den 'eingelaufenen Abendpapieren', welche wiederholt ein 'N. S.' (d. h. 'nach Schluss des Blattes') nöthig machen, werden der Mercure de France, die englischen Zeitungen, die Leydener Zeitung, die Madrider Hofzeitung citirt; New-Yorker Blättern entnahm er die Auszüge aus amerikanischen Zeitungen. Aus Deutschland werden die Frankfurter Zeitung, die Erlanger Realzeitung, Büschings wöchentliche Nachrichten und Schlözers Briefwechsel erwähnt.

Obenan unter den politischen Neuigkeiten stehen natürlich die Stuttgarter Hofberichte. Die Beschreibung der Feierlichkeiten sowohl am Geburtstag des Herzogs als der Gräfin von Hohenheim ist sehr devot und ausführlich. Jede Wohlthat des Herzogs, seine Besuche in Instituten, Schulen und wohlthätigen Stiftungen werden überschwänglich gepriesen, 'während noch die Dankaltäre der erquickten Armen rauchten'. Auch von den übrigen Höfen Europas finden wir genaue Berichte. Mit Russland stand Würtemberg durch Verwandtschaft der Höfe und durch zahlreiche junge Adelige in Verbindung, welche an der Militärakademie studirten: daher die genauern Nachrichten über den Petersburger Hof und die 'grosse Monarchin im Norden', die Kaiserin Katharina. Aus Paris wird manche Anekdote von 'Monsieur' (Ludwig XVI.) und über die Entlassung Neckers berichtet. Am wenigsten wird verhältnissmässig von Friedrich dem Grossen, am meisten vom Kaiser Josef erzählt. Dieser hatte ja einige Jahre vorher die Schwaben durch sein leutseliges Wesen im Sturm gewonnen und, wenn die Zeitung auch als aufgeklärtes, freiheitliches Organ mit ihm gegen die Jesuiten Stellung nimmt, die Nachricht von der Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen und der den Juden ertheilten Geschäftsfreiheit mit Beifall begrüsst, und gelegentlich des Toleranzedictes 'Josef den Weisen als Beyspiel für Regenten' hinstellt, so sind es doch zumeist die Züge der 'Wohlthätigkeit, Herablassung und Leutseligkeit', welche sie ihren Lesern warm und lebendig erzählt vorführt:

(22. May, Nr. 41, S. 162 f.) Wien, vom 8. May. Ein alter verdienstvoller Officier kam neulich zu des Kaisers Majestät, um nach vierzig zurückgelegten Dienstjahren seine Dimission zu verlangen. Er war im 70. Jahre seines Alters, und Hauptmann. Nach zuverlässigen Berichten ist er von seinem ganzen Regimente geliebt, und geachtet wie ein Vater, wie er denn auch an seinem Regimente hängen soll, als wenn selbes seine Familie wäre. Euer Majestät, spricht er, es thut mir herzlich leid, dass ich Ihrem Kaiserlichen Hause nicht länger dienen kann. Herz hab ich noch genug dazu, aber meine Kräfte fangen mir an zu versagen. Wie lang haben Sie gedient? 40 Jahre! Wie alt sind Sie? 70, sagte der ehrwürdige Krieger. Nun, sie sollen Ihre Pension haben, und ich dank Ihnen für Ihre Treue. Aber Euer Majestät; ich hab noch eine Bitte, und wird mir die gewährt — reden Sie! fällt der Kaiser ein; — ich möchte meine Pension so gern in meinem Vaterlande, und bey meinem Vater verzehren. Was sagen Sie? Lebt Ihr Vater noch? Ja Euer Majestät! in Bourbonne les Bains; er ist gesund und frisch, 110 Jahr alt, und möchte vor seinem Ende noch so gern seinen Sohn sehen, und den Kaiser segnen, der ihm die Freude gemacht hat; und ich möchte mich noch einmal erquicken an seinem Vaterblicke, und mich so recht meines Daseyns freuen, und — gehen Sie, unterbrach ihn Joseph mit einem hohen Gefühl voll Menschheit, indem er ihm freundlich die Hand schüttelte; gehen Sie nach Bourbon les Bains, grüssen Sie mir Ihren lieben Vater, es ist Ihnen alles, alles gewährt. — Unaussprechlich wohl hat mir diese Scene gethan.

(2. Februar, Nr. 10, S. 39.) Anecdote. Ein gemeiner Soldat kam zum Kaiser und bat um seinen Abschied, weil er zum fernern Dienst untauglich wäre. Wie lange dienst Du, Camerad? — Vier und dreyssig Jahre. — Und bist nicht weiter gekommen? Ja, weil ich nicht lesen und schreiben konnte, wusste man mich zu nichts mehrers zu gebrauchen, als zum schildern und todtschiessen. Komm in zwey Tagen wieder, und vernimm meinen Willen. Er schwenkte sich und gieng. Man zog Nachricht ein, und das Regiment lobte den Knaben so sehr, dass man nicht einen einzigen Stockstreich auf seine Bildung habe verwenden dürfen. — Gut. Nach zwey Tagen erschien der Kriegsmann: weil Du nicht lesen und schreiben kannst, will ich Dir Deinen Abschied geben, und Dich zum Thürhüter einer gewissen Kanzley machen, wo Du zwar schildern, aber niemand todtschiessen darfst. Nun steht sich der Kerl so gut, als wenn er Lieutenant wäre.

Sehr mysteriös klingen die folgenden Meldungen: 'Ein grosser Monarch soll sich in bedenklichen Gesundheitsumständen befinden' . . . 'Ein grosser nordischer Minister soll sich gänzlich allen Staatsgeschäften entzogen haben' . . .

'Eine grosse Monarchin im Süden soll gestorben sein.' Eine so vorsichtige Mittheilung war bei der Unzuverlässigkeit der Nachrichten dringend geboten; denn in der That musste die Zeitung schon vor Schillers Eintritt einmal eine verfrühte Todesnachricht mit den in ihrer Demuth lächerlichen Worten corrigiren: 'Die Nachricht von dem tödtlichen Hintritt der Königin von Portugal war um 8 Tage zu voreilig. Ihre Majestät haben erst am 15ten Juni das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt.' [3]) Erinnert man sich aber daran, dass eine verfrühte Todesnachricht, welche der Kaiserliche Resident in Ulm aufgriff, bei der Gefangennehmung Schubarts eine wichtige Rolle spielte, dann gewinnt diese sklavische Vorsicht und Behutsamkeit eine ernstere Bedeutung. Sie zeigt uns eine der wenigen heute noch erkennbaren Stellen, in welchen der Redacteur um die Klippe der Censur zu steuern bemüht ist. Wird doch gemeldet, dass Schiller schon gelegentlich jener hyperloyalen Ode auf die Wiederkunft des Herzogs mit dem Censor in Wortwechsel gerathen sei: dieser soll einige zu starke Ausdrücke beanstandet haben, und wir wissen aus den Bemerkungen, mit welchen er Schillers Elegie auf den Tod Weckhrlins ausstattete, dass seine Thätigkeit nicht bloss auf das gesetzlich Anstössige gerichtet war, sondern auch in das moralische und ästhetische Gebiet übergriff, und dass Rector Volz besonders auf der Milderung zu starker Ausdrücke bestand. Möglich aber auch, dass eine handschriftlich erhaltene, im Drucke jedoch wirklich unterdrückte Strophe, in welcher Schiller das Ausland als die Gegend bezeichnet hatte, 'wo Menschen glücklich wohnen', als beleidigend für Würtemberg und seinen Landesherrn empfunden wurde. Jedesfalls gerieth Schiller mit der Censur als Redacteur dieses harmlosen Blattes wiederholt in Conflict und, als er bei dieser oder einer andern Gelegenheit (die Nachrichten Petersens widersprechen sich hier) den Censor in seiner

---

[3]) Dies war in Würtemberg der Curialstil. Der Adresskalender von 1781 berichtet den Geburtstag des Herzogs mit den Worten: 'Se. Herzogl. Durchlaucht haben den 11. Febr. 1728 die Anzahl der Hohen in der Welt vermehrt'.

eigenen Wohnung zur Rede stellte, wurde ihm die Thüre gewiesen.[4])

Die Redaction Schillers fällt in eine politisch höchst bedeutungsvolle Epoche. Der Tod der Kaiserin Maria Theresia wird noch ausführlich beschrieben. Der amerikanische Freiheitskrieg, welcher den Seekrieg zwischen England auf der einen Seite und zwischen Spanien und den Niederlanden auf der andern Seite zur Folge hatte, gibt den Hauptstoff der politischen Neuigkeiten ab. Einen festen politischen Standpunkt werden wir von den Stuttgarter Nachrichten so wenig als von einer andern Zeitung dieses Jahrhunderts der politischen Unmündigkeit und des beschränkten Unterthanenverstandes erwarten. Zudem waren die politischen Verhältnisse gerade für Schwaben verwickelt genug: hier, als in einer Monarchie mit Verfassung, hatte man immer in England das Ideal einer freiheitlichen Regierungsform erblickt; und dieses selbe England suchte nun seine amerikanischen und ostindischen Besitzungen despotisch zu knechten. Der Londoner Correspondent unserer Zeitung wirft einmal die Frage auf: 'Hat England nicht das Recht seine Unterthanen zu regieren und seine Staaten wider Aufrührer zu schützen?' Aber noch lieber ergreift die Zeitung für die Amerikaner Partei. Sie druckt mit Theilnahme den Brief eines englischen Officiers ab, der sich selber missvergnügt über den Krieg äussert; und lässt den Statthalter von Bengalen sich über die ostindische Compagnie also äussern:

Unsere Grundsätze von Freyheit mussten recht verdorben gewesen sein, ehe wir den Plan machen konnten, andere zu unsern gesetzmässigen Sklaven zu machen, unter dem Vorwand, dass die Gewohnheit die angebohrnen Triebe der menschlichen Natur ersticken würde. Die Liebe zur Freyheit ist eben so natürlich als die Liebe zum Leben und dieser Trieb ist dem Indianer so eigen, als dem Britten, und wenn je Gewohnheit selbigen zu ersticken scheint, so erfordern die Pflichten der Menschheit, ihn wiederum aufs neue zu beleben!

Und so nimmt denn auch unser schwäbisches Provincial-

---

[4]) Die unterdrückte Strophe ist von Goedeke in der historisch-kritischen Ausgabe wieder abgedruckt 1, 368 f. Zu Petersens Bericht im Freimüthigen vgl. Hoffmeister-Viehoff 1, 114 f.

blatt oft unverhohlen für die Amerikaner und Indianer Partei, eifert gegen die grausame Kriegführung der Engländer, und spottet über den britischen Löwen wie in den folgenden Anekdoten:

(11. Dezember, Nr. 99, S. 396.) Die englische in Neuyork sich befindende Flotte wird wenigstens 14 Tag zu spät zu deren Entsatz herbei rücken können. So eingeschlummert war noch nie der brittische Löwe.

(29. September, Nr. 79, S. 312.) Einer von den teutschen Soldaten machte längsthin einen Amerikaner hinter einem Busch zum Gefangenen, und schrie seinem Hauptmann zu: Herr Hauptmann ich hab einen! — Nun, so bring ihn —! aber er will nicht gehen! — nun so komm dann du —! ja Herr er will mich nicht gehen lassen? Onähnlich siehet freylich dieses Geschichtgen nicht sehr der ganzen Art, wie die Engländer in den Südlichamericanischen Ländern Krieg führen.

Manches in dem Blatte liest sich wie aus einer heutigen Zeitung. So die Klagen über die Militärlasten und über die hohe Truppenzahl, welche das System des europäischen Gleichgewichts und der bewaffneten Neutralität damals wie heute nothwendig machte. Da heisst es:

Sicherem Vernehmen nach sollen neue Unterhandlungen zu Beylegung der allgemeinen Streitigkeiten im Betriebe seyn und mit vielem Eifer daran gearbeitet werden, damit während bevorstehenden Winter der Friede zu Stande komme . . . Inzwischen sollen aber dennoch die Zurüstungen dergestalt fortdauern, als wenn man künftiges Jahr den blutigsten Krieg fortführen wolle; welches auch bey den Gegnern eben so beobachtet wird.

Der Beitritt Kaiser Josefs zur bewaffneten Neutralität wird unter dem Marginaltitel gemeldet: 'Am Ende sinds Wünsche vor den Frieden'. Englische Blätter fanden, dass die Wirkungen der bewaffneten Neutralität für den wahren Vortheil Grossbritanniens durch Schädigung des Handels von Tag zu Tag verheerender würden und 'auf eine glückliche, aber nicht so wol directe Art' gegen den wahren Vortheil Engellands wirkten. Vielleicht ist es noch heute auch für den Leser nicht ohne Interesse, die Stärke der kriegführenden Armeen im Jahre 1781 mit den höhern Ziffern zu vergleichen, an welche wir heute gewöhnt sind.

(7. September, Nr. 72, S. 287 f.) Nachfolgendes ist die Anzahl der Kriegs-Schiffe vom ersten Rang bis auf 50 Canonen herab, welche die verschiedene kriegführenden Mächte in allen Theilen

der Welt haben: Es ist so zuverlässig, als es einem Zeitungsschreiber zu geben zuzumuthen ist.

In Ostindien haben: die Engländer 10 Schiffe von der Linie, die Franzosen 15, die Holländer 4. In Westindien die Engländer 25, die Franzosen 28, die Spanier 9, die Holländer 3. In Nordamerika die Engländer 11, die Franzosen 9. In Europa endlich die Engländer 62, die Franzosen 40, die Spanier 41, die Holländer 19. Doch sind nicht alle diese Schiffe wirklich im Dienst.

Diesem nach haben also die Engländer 108, die Franzosen 92, die Spanier 50, die Holländer 26. Dies macht also eine Summe von 276 Schiffe von der Linie, auf welchen ohngefehr 140000 Seeleute Dienste thun, welche grosse Anzahl Menschen besonders England, und seinen Manufacturen und Fabriquen äusserst nachtheilhaft sein muss. Aber wann nur die Seemacht allein wäre.

Gegenwärtig unterhält England 290000 See- und Landtruppen, Österreich 240000[1]), Russland 210000[2]), Preussen 200000[3]), Frankreich 160000. Das übrige Teutschland zusammen 140000, Schweden 100000[4]), Sardinien 100000, Spanien 95000. Das übrige Italien zusammen 70000, Dänemark 56000, Holland 50000[5]), Polen 26000, Schweiz Miliz 50000, welche aber nicht hieher gerechnet werden können. Europäische Türkey 60000, ohne die asiatische Truppen,

welches also salvo errore calculi, der zwar einem Zeitungsschreiber zu verzeihen ist, eine Anzahl von 1,847,000 Mann ausmacht, so, dass also in Europa, dessen Bevölkerung auf 130 Millionen anzugeben wäre, ohngefehr der 70ste Mann ein Krieger, in Teutschland aber der 46ste es ist. Um alle diese Krieger zu unterhalten, werden zu Friedenszeiten jährlich 270 Millionen Gulden — zu Kriegszeiten aber 450 Millionen erfordert. Alle Europäische Mächte aber zusammen haben ohngefehr jährlich 800 Millionen Gulden Einkünfte, wovon Frankreich 190 Millionen, England 160. Spanien 90. Russland 60. Österreich 60. Preussen 50. Portugall 40. Schweden 35. Dänemark 32. Sardinien 15, und Neapel 6 Millionen Gulden Einkünfte haben, nebst einigen andern kleinen Mächten nicht gerechnet, so dass also mehr als die Helfte aller Einkünften von Europa zu Kriegszeiten auf das Militair verwendet werden muss. — Mit Grund wird man mehrere gegründete Anmerkungen über diss Verzeichniss machen können, aber diss hindert nicht, dass, wenn auch die Helfte davon übertrieben wäre, es dannoch dem Staats-Bürger einen richtigen Aufschluss von dem Erhöhungs-System der Abgaben in Europa in dem neuesten Seculo geben muss. Unter Ludwig XIV. nahm diss Militair-Regiment seinen Anfang, durch seine Übermacht wegen Errichtung so starker stehender Armeen, an welche die Europäische Mächte zu damaligen Zeiten noch nicht so sehr gewohnt waren, zwang er seine Nachbar die Holländer, die Marggrafen von Brandenburg, das Haus Österreich auf einer Seite, und Spanien auf der andern ebenfalls auf stehende Heere

zu denken, um sich gegen seine Übermacht zu schützen, und so formirte sich nach und nach das berühmte System des Gleichgewichts unter den Europäischen Mächten, dass so viele Allianzen und Gegenallianzen veranlasste, dessen Aufrechterhaltung bis auf die heutige Stunde so vieles Menschen-Blut vergiessen machte, das wahrscheinlich seine Absicht, einen allgemeinen Frieden dauerhaft zu unterhalten, schwerlich erreichen wird, und dem Menschen-Feind und Welt-Bürger also wenig Hoffnung auf die Zukunft übrig lässt, diss System ähnlicht einer Wage, bey der ein Sonnenstaub dieser oder jener Schaale einen Ausschlag geben kan. Aber genug hiervon, wer mit der neuen Geschichte bekannt ist, weisst diss alles.

---

[1]) Einige wollen 280000. [2]) Einige nur 190000. [3]) Einige 210000. [4]) Einige nur 80000. [5]) Andere nur 40000.

Dieselbe Freude an Zahlenzusammenstellungen weist auch eine Tabelle der Einkünfte von den englischen Staatsmännern in Nr. 74 S. 293 f. auf.

Ich lasse Stimmen über die Jubelfeier in Strassburg folgen:

(5. October, Nr. 80, S. 319.) Strassburg, vom 29. Sept. Alles, gross und klein, ist hier in freudiger Bewegung. Denn heute, Morgen und Übermorgen wird das Gedächtnis der vor hundert Jahren erfolgten Ergebung hiesiger Stadt an die Krone Frankreich, unter deren mächtigen Schuze sie bisher Ruhe und Friede gehabt, feyerlichst begangen. Diesen Morgen versammelt sich der ganze Magistrat und Universität in dem grösern Hörsaale, um einer öffentlichen auf besagten Gegenstand gerichteten lateinischen Rede beyzuwohnen. Abends werden der Bürgerschaft öffentliche Sing- und Schauspiele unentgeldlich gegeben werden. Morgen, als dem eigentlichen Gedächtnis-Tage der unterschriebenen Kapitulation, wird man in beyden Hauptkirchen den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen, die Stücke von den Wällen lösen und von jeder Religion zehen Paar junger Eheleute auf gemeine Kosten einsegnen, bewirthen und aussteuern. Auf allen Zünften werden Mahlzeiten gehalten, und an die nichtzünftige Beysassen, deren Zahl auf 7 bis 8 tausend sich belaufen mag, Wein, Brod, Brattwürste ausgetheilet werden. Nebstdem ist Nachts ein grosser freyer Bal. Die ganze Stadt wird mit unserm seiner ausserordentlichen Höhe und Pracht [wegen] weltberühmten Münsterthurm beleuchtet seyn. Auch soll eine Gedächtniss Münz in Gold und Silber ausgetheilt werden u. s. f.

(30. October, Nr. 87 u. ö., S. 345. 348. 356.) Empfindungen getreuer Bürger bey der hundertjährigen Jubelfeyer der glücklichen Regierung Frankreichs über Strassburg, ein Originalschauspiel, ist

von Hrn. Hasenest anhero geschickt, in Commission vor 6 Kr. und von der Koberweinischen Gesellschaft daselbst aufgeführt, bey dem Verleger dieses Blatts zu haben.

Am modernsten muthet uns die Rubrik der vermischten Nachrichten an, in welcher wir manchem wohlbekannten Stücke aus dem Hausrathe der modernen Zeitungen begegnen. Nach Petersens Bericht[5]) hat Schiller die Schwänke und Schnurren grossentheils aus einer Frankfurter Flugschrift: 'Der rothe Wagen' geschöpft, welche uns nicht bekannt geworden ist. Da wird uns, nicht etwa bloss aus Schwaben oder aus Deutschland, sondern aus ganz Europa von ungleichen Ehepaaren berichtet, von Drillingen und von Missgeburten. Männer, die in die Fremde gegangen sind, finden ihre Frauen verheiratet wieder, werfen den Nebenmann aus seinem eigenen Hause hinaus und machen sichs in seinen Kleidern bequem: das Motiv der Heimkehrsage, welches auch in der gleichzeitigen Dichtung typisch ist und in unserer Zeitschrift einige Male im Laufe eines einzigen Jahrganges erzählt wird. Judentaufen werden gewissenhaft aus ganz Deutschland und Österreich registrirt. Eine stehende Rubrik bilden die Unglücksfälle: die vermeintlich

[5]) Bei Hoffmeister und Viehoff 1, 115. — Petersen nennt noch ausserdem Cranz Gallerie der Teufel, ein Lieblingsbuch Schillers, als seine Quelle. Aber ausser einer einzigen, noch dazu ziemlich oberflächlichen Parallele (s. unten), habe ich keine Übereinstimmung finden können. Das Buch von Cranz ist ein Ausläufer der Teufelslitteratur des 16. Jahrhunderts. Es schildert eine Walpurgisnacht auf dem Blocksberg. Den Mittelpunkt bildet der Teufelscongress auf dem Brocken, wo sich Satan beklagt, dass sein Reich immer mehr Verluste erfahre, und die Teufel (ein altes Motiv des volksthümlichen Dramas und Romanes) ihm Bericht erstatten müssen, was sie auf Erden für das Interesse seines Reiches gethan haben. Diese Berichte geben, indem sie die öffentlichen Vorgänge der jüngsten Zeit als Machinationen des Teufels erscheinen lassen, ein satirisches Bild derselben, wobei besonders der Geist der Kabale und Intrige in dem Hofleben mitgenommen wird. Die Geschichte eines Favoriten und einer Maitresse, welche den Fürsten geschickt zur Ehe herumkriegen will, scheint auf würtembergische Verhältnisse zu sticheln: sie heisst Tiefenthal (vgl. Hohenheim)! Es begreift sich ganz gut, dass die Gallerie der Teufel ein Lieblingsbuch des Dichters der Räuber war und sein Triumphgesang der Hölle, von welchem uns Petersen berichtet, schliesst sich in Motiven und Einkleidung genau an Cranz Gallerie der Teufel an.

nicht geladene, plötzlich aber losgegangene Pistole, welche schon in Gellerts Fabeln eine Rolle spielt, fehlt auch hier nicht. Der Selbstmord eines Friseurs aus Wien, der sich bloss in der Absicht erschoss, seine Frau und seinen Schwager einmal recht gründlich zu ärgern, findet als Curiosum Erwähnung; aber aus demselben Wien werden wir auch im Stile des Werther über den Selbstmord eines hoffnungsvollen jungen Mannes unterrichtet. Scheintod, Schiffbruch, Erdbeben und Brände werden angezeigt; wiederholt auch Theaterbrände und mit ungläubigem Kopfschütteln wird der heutige Leser die folgende Notiz lesen: 'In einem Comödienhauss zu London, da man eben den König Lear aufführte, kam Feuer aus; allein kein Zuschauer wollte gehen, und das Stück wurde während dass man löschte fortgesetzt.' Unter den Naturwundern fehlt natürlich der Komet nicht, welcher auch im gleichzeitigen Lustspiel und selbst in Goethes Mitschuldigen so gern als Stadtgespräch citirt wird; und man wird nicht ungern lesen, dass der Haifisch, welcher im vergangenen Sommer (1888) eine Spritzfahrt in die Elbe unternahm, an einem Wallfisch seinen Vorläufer hat, welcher im Sommer 1781 in London beobachtet wurde. Auch das Wunderbare an den Menschen wird aufmerksam, aber ironisch beobachtet: Wundermänner und Sonderlinge aller Art traten damals auf und wie der Mediciner Schiller diesen scharf auf die Finger sieht, so werden wir bei dem Dichter der Räuber ein reges Interesse an den Thaten der Langfinger, Diebe, Strassenräuber und Einschläferer nur begreiflich finden.

(29. September, Nr. 78, S. 311 f.) Ein junger unbesonnener Wallfisch 22 Fuss lang kam auf den Gedanken (wie mancher guter Teutscher) von Grönland aus eine Reise nach England zu machen, wahrscheinlich weil er von seinen Eltern und Gross-Eltern vieles von dieser Reise hatte brauschen hören: gedacht, gethan! Er durchstreifte glücklich die weite Meere, legte in der Tems vor Anker, segelte dieselbige hinauf, durch den grossen neu gewölbten Brückenbogen hindurch, um desto besser observiren zu können. Weil diss nun ein fettes Thiergen war, so reizte er den Appetit der Seeleute und Fischer so sehr, dass sie sich vornahmen, eine Freude mit ihm zu machen, ihn auch glücklich mit vielen Harponenwunden expedirten, und nun tragen die Schönen von London seine Knochen im Mieder, und sein Fell wird

dem Pfund nach vor 2 Pense verkauft. Ob diss wohl der erste Wallfisch ist, dem es in England so ergangen, und ob er wohl ein besser Schicksal gehabt hätte, wenn er die Seine hinauf gesegelt wäre, das wollen wir irgend einer naturforschenden Gesellschaft zu untersuchen überlassen. Das einige wünschen wir, dass ihm keiner mehr den Weg nachmache, oder wenigstens im Fischer-Parket seinen Abstand nicht nehme.

(19. October, Nr. 84, S. 335 f.) Zu Pariss verheurathete sich vor 15 Jahren ein Kauffmann, musste aber bald darauf banquerut machen, er hatte im Sinn ausser Lands zu gehen, und um diss unbeschrien thun zu können, kaufte er sich einen Leichnam ohngefähr von seiner Postur, schleppte ihn des Nachts heimlich in sein Hauss, legte ihn in sein Bett, jagte ihm ein baar Kuglen durch den Kopf, und gieng aller Wege. Jedermann glaubte nun, der Kaufmann hätte sich aus Desperation getödtet, und seine Wittwe, eine Frau, welche noch in ihrem besten Thun und Wesen war, tröstete sich bald über seinen übernatürlichen Abschied, heurathete à la mode wieder einen andern und erzeugte mit ihm 3 Kinder. Seit dieser Zeit lebte sie in ihrer zweyten Ehe, sehr vergnügt; vor einiger Zeit gieng sie über Port Royal, und begegnete ihrem ersten Mann, dessen Glücksumstände sich unterdessen gebessert hatten, erstaunte ihn von den Todten auferstanden zu sehen, erzählte ihm ihren seitherigen Lebenslauff, und er ihr den seinigen, nun laufft sie bei allen Advocaten herum, um sich zu erkundigen, was sie mit zwey Männern anfangen solle. Wie wenn sichs da viel zu erkundigen brauchte?

In anderer Hinsicht freilich unterscheidet sich die Rubrik der vermischten Neuigkeiten wiederum wesentlich von unseren Tagen. Der sentimentale Zug der Zeit verräth sich hier auf Schritt und Tritt. Lebensrettungen werden kräftig und emphatisch ausposaunt: wir stehen in der Zeit, in welcher Bürger das 'Lied vom braven Mann' gesungen hat und nicht fern von der Zeit, in welcher der 'Hund des Aubry' auf dem Theater seine Schuldigkeit that: denn auch der Hund als Lebensretter kommt in unserer Zeitung vor. Während Mercier und seine deutschen Nachfolger, die Weisse und Wagner u. s. w., die unbekannten Wohlthäter auf der Scene verherrlichten und selbst Lessing Züge von Grossmuth und Edelmuth in seinen Dramen gerne zur Geltung brachte: überschütteten die Zeitungsschreiber ihre Leser förmlich mit Berichten von Unbekannten und Niedrigen, welchen Grossmuth und Edelmuth den Anspruch auf ewigen Nachruhm gaben. Unsere Zeitung erzählt von

einer Müllersmagd, welche von einem wüthenden Hunde gebissen die Kraft und Selbstverleugnung besitzt, sich weiteren Bissen auszusetzen, um ihn an die Kette zu legen und andere vor seinem Angriff zu retten — nach der grossmüthigen That stirbt sie an den erhaltenen Wunden. Anderes von derselben Art findet man in der folgenden Auswahl aus den 'Vermischten Nachrichten'. Man beachte besonders den 'afrikanischen Menschenfreund', einen Zwillingsbruder der grossmüthigen Wilden im Drama der Zeit und einen Vorläufer des Seumeschen Canadier.

(14. September, Nr. 74, S. 293.) Aus Italien, vom 28. August. Im vergangenen Brachmonate hatten wir von Civitavechia die traurige Nachricht erhalten, dass der wackere Schiffspatron von Livorno, Ramai, als er eben auf einer Piatte nach dieser Stadt segelte, von Türkischen Corsaren aufgebracht und nach Algier geführet worden seye. Nun hat man aber folgende angenehme Bothschaft erhalten. Als dieser Schiffspatron eben auf dem Markte zum Verkaufe feilstand, gieng ein Türke vorbey, der den armen Ramai sogleich erkannte, aber ohne sichs merken zu lassen, baar ausbezahlte, und nach seiner Wohnung bringen liess. Hier fragte er seinen Sklaven, ob er ihn wohl kenne? Allein dieser versetzte unter Angst und Schrecken, indem er noch mehr als harte Arbeit, und Ketten besorgte, dass er sich nur so obenhin erinnern könnte, ihn jemals gesehen zu haben. 'Ich kenne dich aber gar zu wohl, antwortete der Türke; und habe dich nur darum gekaufet, um dir deine Freyheit zu schenken: ich erinnere mich noch wohl, dass du mir, als du mich von Livorno nach Neapel mit Depeschen von meinem Bey führtest, vorzüglich freundlich begegnet bist: nun habe meinen Dank: ich gebe dir deine Freyheit, eines meiner Schiffe, das mehr werth ist, als dein geraubtes, und sichere Passeporte nach deinem Vaterlande.' Der Afrikanische Menschenfreund hielt Wort, und der Schiffspatron ist in die Umarmungen seiner Freunde zu Livorno wohlbehalten zurück gekommen.

(23. October, Nr. 85, S. 340.) Ein Kaufmann zu Frankfurt an der Oder hatte sich durch viele Mühe und Kummer und das auf die ehrlichste Art ein ansehnliches Vermögen erworben, um eine ansehnliche Familie von einer Frau und 16 Kinder fortzubringen, allein der Schiffbruch von 3 seiner Schiffe, und die Wegnahme von 5 andern brachten ihn an Rand des Verderbens; sein grauer Kopf aber, und seine durch Alter gelähmten Glieder hinderten ihn nicht das möglichste zu thun, um seine Familie mit Ehren durchzubringen zu helfen, aber es wollte alles nicht zulangen. Verzweiflung nun, die seinige in einem hohen Alter, und nach

einem so sorgvoll geführten Leben noch darben zu sehen, brachten den guten Vater zum Entschluss, auf einen Handel zu denken, der wahrscheinlich, eben weil er durch die Gesetze scharf verbotten ware, den Entreprenneur einen desto sichern Profit versprach. Bald aber wurde er von der Aufmerksamen Policey entdeckt, und in Fesseln geschlagen, aus denen ihn bloss ein schimpflicher Tod durch Hänkers Hand befreyen konnte. Der Tod an und vor sich hatte vor den Vater wenig bitteres, weil er gar oft einem wahrhaftig unglücklichen die grösste Wohlthat ist. Aber erschröcklich musste der Gedanke den guten Vaterherzen seyn, 16 arme und verwaisste Kinder zu hinterlassen, denen zu Lieb er umsonst seine Ehre, und sein Leben sacrificirt hatte. Sein erster Gedanke im Gefängniss wiese ihn an, seine Zuflucht zu dem grossen und menschenliebenden Herzen seines Königs zu nehmen; in der Dunkelheit seines Gefängniss schrieb er also einen sehr rührenden Brief an Se. Majestät; gab ihn einem seiner Söhne, einem 13jährigen muntern und recht artigen Knaben; dieser brachte ihn an einem Gallatage unmittelbar vor den König, und führte auf eine solche annehmliche und rührende Art das Wort vor seinen Vater, dass der gute Monarch ihm das Leben schenkte, dem jungen Menschen einen Jahrgehalt von 1000 Reichsthaler und jedem seiner Brüder einen von 500 aussetzte. Ich weiss nicht, ob die Grossmuth des Monarchen, oder die Standhaftigkeit des unglücklichen Vaters in diesem Fall die meiste Bewunderung verdient, so viel aber weiss ich, dass das eine Handlung ist, um die ein König den andern beneiden dürfte.

(18. September, Nr. 75, S. 300.) Ein Bayerischer Bauer; ein edelmüthiger Finder. — Herr *** verlor auf seiner Reise nach München, ohnweit Abbach, bey Regensburg den Weg. Ein Bauer, bey dem er sich unterwegs wie er ihn von ungefehr antraf, erkundigte, macht sich eine Freude daraus, ihm denselben zu zeigen, und um sich selbst zu versichern, dass der Fremde desselben nicht mehr verfehlen könne, gieng er der Kutsche eine grosse Strecke des Wegs bis nach der Hauptstadt voraus. Es war trübes, stürmisches Wetter, und der Pfad für den Wanderer zu Fuss schlecht und unangenehm. An der Stelle dieses Bauern würde vielleicht mancher geglaubt haben, nunmehr für die Beschwerlichkeit seines Dienstes belohnt zu seyn, wenn ihm das, was diesem begegnet ist, widerfahren wäre. Er fand eine Geldbörse, ohne das mindeste Zeichen, wem sie gehören könnte. Es war ganz ungewiss, ob sie auf einem Weg, den hundert andere durchwandern, gerade dieser Fremde verloren hätte, und eben so beschwerlich war es, einen Weg von wenigstens 2 Meilen zu machen, um da auf dem nächsten Posthause den Fremden einzuholen. — Aber dessen besinnt man sich nicht, wenn man so edel gesinnt ist, wie dieser Bauer. Er lief den langen Weg zurück, fragte den Fremden, ob er diese Goldbörse verlohren hätte? Ja. Nun

so habs der Herr. Er wollte ihn belohnen, Ich verkaufe es nicht, sagte der Bayrische Bauer, als ihn jener dafür belohnen wollte, und gieng grossmüthig heim. Dieses erzählte der Fremde bey seiner Ankunft in München, mit dem wahren Antheil eines den Werth der Grossmuth fühlenden Mannes.*)

*) Einer meiner Freunde reisste durch Bayern und fragte zu *** wo der Weg nach *** zugieng. — Er bekam zur Antwort: — 'Wenn 's den Weg nicht weisst — kanst z' Haus bleiben.'

(20. April, Nr. 32, S. 128.) Folgende schöne That verdient öffentlich bekannt gemacht zu werden. Vor einigen Jahren starb in Berlin ein rechtschaffener Kauffmann, Namens Krüger, und hinterliess seiner Wittwe mit 4 Kindern wenig mehr als seinen ehrlichen Namen. Zur Bezahlung seiner Gläubiger wurde sein Haus zum Verkauf öffentlich angeschlagen. Ein dasiger Schlächtermeister, Namens George Ernst Teichmann, sann auf Mittel, wie er hindern möchte, dass die Hinterbliebenen seines verstorbenen Freundes nicht aus dem Hause getrieben würden, und seine Ehegattin, gutherzig und mitleidig, wie er, rieth ihm, das Haus zu kaufen, weil er alsdann freye Hände habe, der Wittwe zu helfen. Er kaufte es gerichtlich für 4225 Rthlr. und sagte hierauf zu der Wittwe, der niedrige Preiss, für welchen er das Haus erstanden habe, solle ihr zum Nutzen gereichen. Sie möchte darin wohnen bleiben, und an statt der Miethe bloss die Zinsen von seinem Capital bezahlen, und diese Zinsen wolle er hinwider zu seiner eigenen Bezahlung anwenden, weil ihr Mann ihm 400 Rthlr. schuldig geblieben sey. Sie möchte sich nach einem Käufer umthun, der mehr als die Summe bezahle, welche er für das Haus gegeben habe: der Überschuss solle ihr Eigenthum seyn. Neulich fand sich ein solcher Käufer, welcher für das Haus 6500 Thaler gab; von dieser Summe nahm Teichmann seine 4225 Thaler, und die übrigen 2275 Thaler liess er der Wittwe als ihr Eigenthum. Diese Handlung des guten Teichmanns gefiel allen guten Leuten, die davon hörten, und der Durchl. Herzog Friedrich von Braunschweig fand insonderheit ein ungemeines Wohlgefallen an derselben. Nach grosser Wahrscheinlichkeit hat man es diesen leutseligen Prinzen zu danken, dass die Geschichte dieser rühmlichen Handlung zum Besten der Armen gedruckt und mit des Teichmanns Bildniss versehen ist.

(4. September, Nr. 71, S. 282 f.) Paris, vom 17. August. Niemals habe ich eine rührendere Scene gesehen, als gestern. Ich wollte in der Kirche zu Unserer Lieben Frau Messe hören. Da sah ich einen Trupp von ungefehr hundert jungen Leuten, in eine geringe aber reinliche Uniform gekleidet, mit Trommelschlag herbeyziehen. Einer derselben, etwa 7 Jahre alt, stellte sich in der Kirche neben mich. Was ist das für ein Trupp? fragte ich.

— Die militairischen Waisenknaben. — Kommt ihr öfters hier in die Messe? — Nein, denn wir wohnen sehr weit von hier. Wir sind heute nur gekommen, um eine Messe für die Königin lesen zu lassen, damit sie einen braven und jungen Prinz bekomme. — Habt ihr Adeliche unter euch? Wir kennen keinen andern Adel, als die Tugend. .. In diesem Augenblicke kam ein anderer Junge von etwa 12 bis 13 Jahren und sagte zu mir: Der junge Herr, der da mit Ihnen spricht, ist von Adel; er lässt sich aber nicht merken, und wir haben ihn deswegen um desto lieber. — Zahlt ihr Kostgeld in eurem Hause? — Nein, mein Herr, der Vaterstelle für uns vertritt, hat dieses Erziehungshaus gestiftet und sorgt für alles.

Im nemlichen Paris gieng am 16ten August ein ehrlicher Bürger, mit einer Guarre-Perrüke bedeckt, auf dem Boulevard spazieren und trug sein Söhnlein auf dem Arme. Eine junge Dame, die einem Cavalier im Arme hieng, gieng an dem guten Manne vorbey und lachte mit ihrem Ritter herzlich über den Kindsträger. Madame, sagte dieser zu ihr, jeder handelt nach seinem Geschmacke und nach seiner Empfindung. Sie tragen (sie hatte einen allerliebsten Barbel auf dem Arme) Ihren Hund, und ich trage meinen Sohn.

(30. November, Nr. 96, S. 384.) In London starb ohnlängst ein Herr, dem auf dieser Welt nichts lieber war, als sein Jagdhund und Reitpferd. Er verordnete in seinem Testament, dass man seinen Hund lebendig zu seinen Füssen begraben, und sein Pferd, wenn es ihm einst durch einen natürlichen Sturz nachfolgen solte, ihm zu Seiten legen solle. Ob sich der Mann an jenem Tage wohl nicht recht schämen wird, auch unter denen Auferstandenen als ein wahrer Fuchsjäger zu erscheinen?

Rabner sagt in einer seiner Satyren: Wer Geld habe, habe auch Verstand. Der Mann mag Grund zu dieser Bemerkung gehabt haben, oder nachfolgende Bemerkung möchte eine Exceptionem à regula machen. Ein Irrländer, Nahmens Fiz Gerald, richtete eine Art von Rebellion gegen seinen reichen Vatter an, weil er ihm zu lang lebte; er wurde nach einer Menge begangener Ubelthaten endlich ergriffen, und ins Gefängniss gesteckt; nach den Gesetzen des Landes solte er den Kopf verlieren, weil er aber eine Frau geheurathet, die 550000 l. im Vermögen hatte, so wurde er vor wahnsinnig erklärt, und zu einer lebenslänglichen Gefängnuss-Strafe verdammt. Allein Rabner schrieb nicht vor Britten.

(7. Dezember, Nr. 98, S. 391.) Ein Reisebeschreiber erzählt: Dass in Madrid jährlich 50000 Hämmel, 12000 Ochsen, und 600 Millionen Zwiebel verzehrt werden. Der letzte Artikel muss wahrscheinlich Ursach seyn, warum die Spanier ihr Frauenzimmer nicht gern auf den Mund küssen.

Bei manchen Stücken ist die Autorschaft Schillers unschwer zu erkennen, dank dem unbeholfenen, schwerfälligen Stil, der seinen Mitarbeitern eigen ist und mit seinen die Erzählung einleitenden 'wie dass' oft an den Schelmuffsky erinnert. Während sonst dem trockenen Berichte von Seiten des Erzählers höchstens ein witziger oder empfindsamer Nachsatz angehängt wird, ist für Schiller die Erzählung selbst Zweck: er ist ausführlicher, lebendiger und strebt wiederholt nach dramatischer Wirkung. Auch der Stoff verräth meistens schon das Interesse, welches er an ihm nimmt. Die Geschichte eines jugendlichen Selbstmörders ist sicher von ihm, der in seiner Jugend ein dramatisches Seitenstück zum Goetheschen Roman verfasst hatte, in den Ton des Werther und in den Sturm- und Drangstil mit den fehlenden Pronomina umgeschrieben worden. Die Geschichte des Grafen P** ist ebenso warm und empfindsam erzählt; man beachte auch die Anwendung der tragischen Ironie, welche darin liegt, dass die Braut nie so schön und so blühend erscheint, als wo sie ihrem sterbenden Geliebten gegenüber tritt. Eine Erzählung des Vaters aus seinem Kriegsleben (Datum 1778) mag zu Grunde liegen; zu beachten ist auch, dass die Braut Charlotte heisst und dass ihr Bruder der Freund des Geliebten ist: man denkt an Charlotte von Wolzogen, welche Schiller indess noch nicht in Stuttgart gesehen hat. Die Erzählung von der Gräfin Cornwallis schildert die verzehrende Angst der Gattin um den in den Krieg gezogenen Gatten: das war lange Jahre hindurch das Loos von Schillers eigener Mutter, und in der Abschiedsscene zwischen Fiesco und Leonore hat Schiller bald darauf dieselbe Situation geschildert, welche noch im Tell gelegentlich anklingt. Die Alternative Brutus oder Catilina in dem Schicksal des Herrn La Motte verräth uns, wenigstens in den Schlussbemerkungen des anfangs schlecht stilisirten Artikels, den Schüler Abels und den Dichter des Karl Moor und Fiesco, welche beide zwischen Brutus oder Catilina schwanken. Das Thema der Mesalliance behandelt der Dichter von 'Kabale und Liebe' in der Geschichte von Calverton mit jenem cynischen Humor, der ihn während der medicinischen Epoche über alles Excentrische spotten lässt. Die

Vorliebe für mathematischen Calcul, die Berechnung des Reingewinnes eines Goldmachers, der Kriegsschiffe und Truppen in ganz Europa, der englischen Beamtengehalte u. s. w. haben wir schon als eine Eigenthümlichkeit Schillers erwähnt, von welcher sein Kalender weitere Proben gibt. Viele Anekdoten sind in dem derben cynischen Tone erzählt, in welchem sich der Mediciner und das Kraftgenie sowohl im mündlichen Verkehre als im Schreiben gefiel: die Gedichte in der Manier Bürgers, namentlich aber die prosaische Vorrede zu der Anthologie, geben davon die deutlichsten Belege. So lesen wir auch hier wiederholt von dem 'Kerl', von der Tabakspfeife 'im Maul'. Der aufgeknöpften Manier der Darstellung entsprechen inhaltlich die Sticheleien auf die Schwächen des weiblichen Geschlechtes und auf die alten Weiber, welche in den Epigrammen der Anthologie ihre Entsprechung finden. Manche kleine Geschichte verräth leise den Verfasser der Räuber: so die Lehre des Vaters an den Sohn mit der Spitze gegen das Hofleben im allgemeinen; und noch mehr die Scene hinter Schloss und Riegel, welche uns das Local der Thurmscene aus den Räubern in Erinnerung bringt. Und mit demselben Pathos, mit welchem Karl Moor von sich selber als von dem 'grossen Räuber' redet, schreibt anderseits wieder der Redacteur Schiller immer nur von dem 'grossen' Monarchen im Norden oder im Süden. Wenig Werth lege ich auf so zufällige Übereinstimmungen, wie wenn ein fluchender Matrose als Adramelech aufgeführt wird (Karl Moor vergleicht sich mit Abbadona), oder wenn die Geliebte eines jungen Mannes als Dulcinea bezeichnet wird und Schiller selber einmal seiner 'Dulcinea in Stuttgart' gedenkt (d. h. Charlotte Wolzogen, welche damals in Stuttgart zu Besuch weilte): auch andere Leser des Klopstockschen Messias und des Don Quixote konnten solche Vergleiche anstellen. Auch die Orthographie Schillers, auf welche M. Bernays wiederum die Aufmerksamkeit gelenkt hat, hilft hier nicht viel weiter: es ist die in Schwaben damals allgemein übliche, deren sich jedermann bedienen konnte.*)

*) Stilistisch interessant scheint mir die Stelle (S. 375), in welcher die Machon belagernden Spanier, als sie zur Übergabe auffordern, von

(20. Februar, Nr. 15, S. 59.) Vor einigen Tagen erschoss sich zu Wien ein junger Mensch von 27 Jahren von vielen Fähigkeiten, guter Erziehung und vieler Munterkeit. Misslungene Liebe und Ehrgeiz waren die Veranlassung zu dieser Frevelthat. Der Plan mochte schon lange im Gehirne entworfen seyn. Vor 8 Tagen liess er durch seinen Bedienten eine Pistole kaufen, sprach einige Augenblicke vor der Selbstmörderischen Handlung mit seinen Eltern, schoss sich darauf durch den Kopf, dass das Hirn an der Wand klebte. Besass ein gutes Herz, einen muntern Geist, und keine schwermüthige Ader stand an seiner Stirne. Er wird bedauert, weil er nicht Kraft genug hatte, einem Unglück zu widerstehen, welches tausende vorsetzlich aufsuchen.

(22. Mai, Nr. 41, S. 163f.) Anekdote. Der Graf P**, Officier in Diensten war der einzige Sohn einer sechzigjährigen Wittwe. Er war schön, sehr tapfer, und liebte ein Fräulein von B. aus ganzer Seele. Sie war 18 Jahr alt, schön, artig, und sehr gefühlvoll. Ihr Geliebter aber war 20 Jahr alt. Der Tag, der sie glücklich machen sollte, war auf den 20. Julius 1778 angesetzt. Den 17. Junius, um 10 Uhr Abends bekam des Grafen Regiment Ordre, zum Aufbruch nach —. Er war in — und seine Geliebte auf einem Landgut ein Paar Meilen von der Stadt. Da der Marsch sogleich vor sich gieng, so musste er fort, ohne sie zu sehen, Er schrieb ihr daher von dem ersten Ort, wo sie Halt machten, es sey ihm unmöglich, ohne sie zu leben, und dass sie ihm nach Schlesien folgen möchte, wo sie sich vermählen wollten. Zugleich schrieb er an ihren Bruder, der sein vertrautester Freund war, dass er bey ihren Verwandten sich für ihn verwenden möchte. Sie reisste in Begleitung ihrer Mutter und ihres Bruders zu ihm ab. Sie kamen endlich in Herrnstadt an. Nie, sagte ihr Bruder, zu mir, sahe ich ein Mädchen liebenswürdiger, als meine Schwester da. Die Reise selbst, und die Hofnung schienen ihre Schönheit erhöhet zu haben. Aber der Augenblick des Glücks wird oft Jammer. Der Wagen ward aufgehalten, damit einige Soldaten vorbeykommen konnten, die einen verwundeten Officier trugen. Das zärtlichste Mädchen ward sehr bewegt, als sie das sahe, aber argwohnte nicht, dass es ihr Geliebter wäre. Fouragiere hatten sich der Stadt genähert, der junge Graf zog aus, sie zurückzutreiben. Voll Begierde sich hervorzuthun, drang er sich vor seinen Leuten voraus, und fiel durch seinen Diensteifer. Die Lage des unglücklichen Mädchens zu beschreiben, wäre beleidigend für jedes fühlende Herz. Ihr Geliebter wird in ein Bett gebracht. Die Mutter zu seinen Füssen, und seine Braut vor ihm, seine Hand

den Engländern die Antwort erhalten: 'dass jede Aufforderung unnütz sei, weil um diese Braut bis auf den letzten Blutstropfen getanzt werden müsse'. Eine ähnliche Vorstellung wie das 'um Städte werben', über welches R. Köhler so schön gehandelt hat.

haltend. 'O Charlotte!' rief er, sein sterbendes Auge öfnend; — er wollte mehr sagen, allein seine Stimme brach, und er zerschmolz in Thränen. Seine Töne durchbohrten das Herz des Mädchens, und sie kam ganz von Sinnen. 'Nein, rief sie, ich überlebe dich nicht'; und ganz ausser sich ergriff sie sein Schwerdt. Man entwafnete sie, er winkte, dass man sie ans Bett brächte. Sie kam; er ergriff ihre Hand, und nach 2 schmerzvollen Versuchen zu sterben, sagte er röchelnd: 'Lebe, Charlotte, deine Mutter zu trösten', und so starb er. Der Zustand des unglücklichen Fräuleins war seitdem unverändert trostlos und ausser sich, wie bey dem Tode ihres Geliebten.

(14. Dezember, Nr. 100, S. 400.) Anekdote. Eine Dame sah ihren Gemahl in den Krieg gehen; sie lebte nur in diesem Gemahl. Ihre ganze Seele begleitete ihn. Sie bebte vor seinen Gefahren zur See; sie bebte vor seinen Gefahren zu Lande. Jede emporsteigende Welle hielt sie für sein Grab; jede Kugel glaubte sie ziele auf ihn. Eine glänzende Hauptstadt schien ihr eine schreckliche Wüste; ein Mann war ihre Welt, und dieser Mann, so sagte ihre ängstliche Furcht, ist in Gefahr. Ihre Tage sind Tage des Kummers, und schlaflos sind alle ihre Nächte. Unbeweglich sizt sie des Morgens mit aller Würde des Schmerzens bekleidet, wie Agrippina da; und wenn sie des Nachts Ruhe sucht, so ist Ruhe von ihrem Lager geflohen; stumme Thränen fliessen ihre Wangen herab, und benezten ihr Lager; oder wenn etwa die erschöpfte Natur eine Stunde des Schlummers findet, so erblickt ihre Einbildung, krank von ihrer leidenden Seele, in diesem Schlafe den blutigen Geliebten, oder seinen zerfleischten Leichnam. Mit jedem Tage wuchs ihr Kummer, bis sie endlich von heisser Liebe verzehrt das Opfer ihrer zu zärtlichen Empfindsamkeit ward, und mit Kummer in die Grube sank! Diese Frau ist die Gräfin von Cornwallis.

(7. August, Nr. 63, S. 250.) London, am 20. Julii. In Ermanglung politischer, das Publicum vielleicht mehr interessirender Nachrichten nehmen wir uns die Freyheit, in unser Blatt nachfolgende Begebenheit von einem, wo nicht auf der besten- doch auf einer sehr sonderbaren Seite sich bekandt gemachten Mann einzurüken. Es ist der wegen verdächtiger Correspondenz eingezogne Herr la Motte, ein geborner Mann von ausgezeichneter Geburt und Erziehung, von einem gesetzten Geist, einer sehr vortheilhaften Leibes-Bildung, und gewiss also ein interessanter Mann. Hätte er nur bessern Gebrauch von seinen Gaben gemacht; Er stunde einst als Obrister bey dem Regiment Soubise, diente mit vielem Ruhm, besass die Baronin Acumeut, verschwendete aber so viel, dass er sein Vaterland verlassen, und nach England gehen musste, woselbst Er Bekanntschaft mit einem Deutschen Nahmens Lutterloch und Walter machte, und sich in einen Handel mit Kupferstichen einliess. Er machte sich aber wegen Correspondenz

verdächtig, suchte bey seiner Verhaftung die bey sich habende Papiere zu vernichten, welches ihm misslang, vergrub einen Theil der übrigen in seinen Garten, welche entdeckt wurden, und alle diejenigen Personen, die mit ihm eingezogen wurden, zeugeten wider ihn. Sein Verhör geschahe in der Old Barkey, Er wurde des Hochverraths angeklagt, dass er dem König nach dem Leben getrachtet, mit dem Feind einen verrätherischen Briefwechsel geführt, und dergleichen mehr. Sein Urtheil war erschrecklich, und lautete, wie folgt: 'Er Franz Heinrich la Motte soll in sein Gefängniss zurückgeführt werden, woher Er gekommen; von dannen auf einer Hürde auf den Richtplatz gebracht, und an den Hals aufgehenkt werden, nicht aber bis er todt seye, sondern von da wieder lebendig abgeschnitten, worauf man das Eingeweid ihm ausreissen, ihme solches vor seinen Augen verbrennen, Kopf und Körper trennen, den Körper in 4 Theile zergliedern soll; der König wolle alsdann bestimmen, was mit dem Kopf und Körper weiter vorgenommen werden soll. Am Ende heisst es, Gott wolle sich seiner armen Seele erbarmen.'

Das Verhör selbst dauerte 13 Stunden lang, während welcher Zeit der Gefangene eine Unerschrockenheit des Geists, und eine Gemüthsruhe zeigte, die des grössten Stoikers würdig gewesen wäre, und immer die Gabe einer Seele seyn sollte, die einen edleren Gebrauch von ihren Talenten zu machen fähig wäre. Sein ganzes Betragen verrieth mehr einen Officier, der standhaft am Tage der Schlacht vor Eifer brennt, seines Königs und seines Vaterlands sich würdig zu zeigen, auch seine Handlungsart gegen Bediente und andere muss sehr edel gewesen seyn, dann, während seinem Verhör und Publication des Urtheils, da er so gelassen seinen Richtern und Verklägern unter die Augen blickte, vergossen seine Bedienten strohmweiss Thränen, und suchten ihn zu trösten; Er aber zeigte ihnen, dass er keines Trostes bedürffe, tröstete im Gegentheil sie, klagte seine Verkläger selbsten an, und warnte sie mit Nachdruck, auf ihrer Huth zu seyn, indem jeder Tropfe seines unschuldig vergossenen Bluts vest an ihrer Seele kleben, und Rache über die beleidigte Unschuld rufen würde. Entziehe jemand diesem Mann sein Mitleiden, wann seine Seele nur noch einer menschlichen Empfindung fähig ist, und wer wollte nicht mit mir die Anmerkung machen, dass kleine Umstände im Bildungs-Alter die Seele eines Brutus zum Catilina erniedrigen, aber auch aus einem Verdorbenen einen Socrates bilden können. Es lässt sich mit Grund vermuthen, dass das grosse und menschenliebende Herz des brittischen Königs diss harte Urtheil mildern, und der Welt einen neuen Beweiss geben wird, wie billig zu gleicher Zeit Georg der Dritte ist, auch dann, wann Er genöthigt ist, gerecht zu seyn; wo nicht, so müssen andere Umstände vorhanden seyn, die wir nicht kennen, und also, wie billig, unser Urtheil zurückhalten müssen.

(31. Juli, Nr. 61, S. 243f.) Eine neue Religions-Secte. In dem Englischen Städtgen Calverton hat sich eine neue Secte zusammen geschlagen, die sich Non-Conformisten nennt. Sie haben besonders ganz eigene Heurathsgesetze: Z. Ex., wann ein Mannsbild ein Mädgen, das aber nothwendig aus seiner Art seyn muss, heurathen will, und es denen beederseitigen Eltern recht ist, so muss erst in Beyseyn eines Geistlichen der liebe GOtt durchs Loos befragt werden, ob ihm der Handel angenehm sey oder nicht. Man wirft also in ein Gefäss 2 Zettel, deren der eine schwarz, der andere aber mit des Mädgens Nahmen versehen ist, von diesen beiden muss der Liebhaber einen ziehen, zieht er den weissen, so ist die ganze Sache aus, und da mag er sich an den lieben Gott halten; zieht er aber den gezeichneten, so wird nun das Mädgen erst um seine Meinung gefragt, antwortet sie da, wie es einst die Patriarchalische Dame Rebecca machte: Ich will mit diesem Manne ziehen, so geht die Sache ihren Gang. Amour und Cour machen ist ausdrückentlich verbotten. Arme Jugend von Calverton! wie selten werden unter dir die Legionenweiss herum schwermende inspirirte Jungens und Mädgens werden, wie wenig werden sie von Herzens Sturm und Drang, Mord- und Busch-Cameradschaft zu sagen wissen, wie selten werden sie Geisteskraft genug haben zu empfinden, wie Werther und sich das Hirn zu versengen, oder wie Siegwart, und es im Wasser aufzulösen; aber wir werden desswegen nicht schlimmer daran seyn, antwortet ein solcher holzherzener Einwohner von Calverton.

(20. November, Nr. 93, S. 372.) Ohnlängst begab sichs zu Regenspurg, dass 2 Pursche Bier ladeten, sich selbst dabey aber so wenig vergassen, dass sie ganz betaumelt in die Stadt zurückkehrten, und mit benebelten Augen den vor ihnen liegenden Stadtgraben und die Maur nicht einmal bemerkten. Der eine spazierte also gutes Muths etwa 20 Fuss hoch über die Stadtmaur hinunter, richtete aber den Sprung so geschickt ein, dass er nicht einmal die im Maul haltende Tabakpfeife verlohr; Wo nauss Bruder, fragte er den anderen, als dieser ihm im Taumel nachfolgte. Hm — antwortete diser: Dir nach, und auch er manoeuvrirte so gut, dass sie beyde, ohne einen Zehen verstaucht zu haben, gesund und wohl gehalten in der Stadt wiederum ankamen. Wer wolte da nicht die herrliche Würkung eines illuminirten Kopfs bey einer solchen Gelegenheit bewundern?

(26. October, Nr. 86 [fälschlich 85], S. 344.) In einigen öffentlichen Blättern wurde vor einiger Zeit die Grille von der bevorstehenden Verheurathung des catholischen Weltgeistlichen verbreitet; zwey artige Frauenzimmer zankten sich deswegen mit einander, welche von beyden wohl den ehrwürdigen Caplan bekommen sollte. Schont eure Nägel und Haare, sagte der ehrwürdige Pater, dann wann es je einmal so weit kommen sollte,

so dürfen wir so wie die Priester der griechischen Kirche, nur Jungfern heurathen.

(Ebenda.) Bei dem letzten Orkan in den westindischen Inseln kamen 15 alte Weiber ums Leben, die nach der genauesten Addition ihrer Lebensjahre zusammen 1340 hatten, wovon die älteste 115, eine andere 108, noch eine andere 104, die vierte 101 Jahr zählten. Man sage nun noch was von der Ungesundheit der ostindischen Inseln vor das Frauenzimmer.

(2. November, Nr. 88, S. 352.) So schön und gut gemeint die Verordnung gegen den überhand nehmenden Luxus in Florenz war, die wir in eines unserer letzten Blätter einrückten, so wenig muss sie doch Eindruck auf das italiänische Frauenzimmer gemacht haben; dann die Polizey wurde seitdem genöthigt, den Kopfputz einiger dieser Schönen abzureissen. — Dass ihre Galle darüber ein wenig überlief, lässt sich vermuthen, es wird aber hoffentlich nicht viel zu bedeuten haben. — Heinrich der Vierte in Frankreich kannte die Frauenzimmer seiner Zeit noch besser — sie trugen gar viel Brabanter Spitzen in ihren Coeffüren, er verbot diss also — allein es half nichts — dann befahl er, dass eine gewisse Art Frauenzimmer solche tragen sollten — und dann wollte keine die für ehrlicher gehalten seyn wollte, mehr Brabanter Spitzen auf dem Kopf tragen.

(12. November, Nr. 91, S. 364.) In Paris hat ein Franzos die Kunst erfunden, Spiegelstücke so zusammenzufügen, dass mann es nicht merkt, so, dass auf diese Art so grosse Spiegel verfertiget werden können, dass ein Frauenzimmer selbst, wann sie a la d'Estaing coeffirt ist, das ist, wann sie ein Linienschiff von 80. Canonen auf dem Kopfe trägt, sich ganz darinn bewundern kan.

(4. September, Nr. 71, S. 289.) Welches gemeiniglich die Instructionen sind, welche Vätter ihren Kindern geben, wann sie hohe Schulen oder fremde Länder besuchen, weisst jedermann. Nachfolgende also, welche ein englischer Lord seinem Sohn mit auf den Weg nach Oxford gab, mag mehreren sehr paradox und vielleicht mit recht erscheinen. 'Zieh hin, junger Wildling, und lerne was die Welt ist. Ein Gelehrter sollst du absolute nicht werden, und wirst dus doch, basta! so falle mein Fluch auf deinen Nacken, denn wisse: solch Zeug ist Zeug! Lern was Gescheutes, das heisst lern kriechen und recht klein thun, und unwissend scheinen, wis die andern meisten sind, so wirst du Gönner und Freunde finden, und die werden dich unter' unter den Schatten ihrer Flügel aufnehmen. Sieh Bursche! durch solche Künste bin ich schon dreymal Repräsentant meiner Provinz im Parlament geworden, und Adieu!' — So wird die Sache geschrieben, ob sie wahr ist? wissen wir nicht. Der Mann war wahrscheinlich bey Hoff und so frey die Englische Nation auch immerhin seyn mag,

so hinderte diss doch nicht, dass die gewöhnliche Weltkünste auch in Engelland hie und da einem Brod verschaffen.[7])

(2. November, Nr. 88, S. 352.) Einen Reisenden führte man einst in das innere eines alten adelichen Rittersizes. Er gibt uns davon folgende Nachricht: Wollen Sie nicht auch in das Gefängniss gehen, es ist recht schön, ward ich gefragt, und damit giengs Treppen und Treppen hinunter, eine Eisenthüre nach der andern auf und zu; am Ende stand ich in einem ängstlichen engen Zimmergen mit 3 Ellen dicken Wänden, schwer vergitterten kleinen Fenstergen. Nun da sässe denn endlich auch wohl ein Königsmörder fest genug, sagte ich: 'Um Verzeihung, das ist nur so eigentlich das Vorzimmergen; das ist erst das Gegitter auf dem Fussboden, darunter ist dieser lange, enge Kanal, da wird der Arrestant hinunter gelassen, und im Loche drunten steht das Sumpfwasser eben so hoch als in dem Schlossgraben draussen herum, und da ist blos ein Steinkloz drinnen, auf dem der Kerl stehen bleiben muss, wenn er herausragen will.' — Das sind nun die Überbleibsel unserer ehernen Jahrhunderte! aber seitdem ist doch wohl keine Seele mehr hineingesperrt worden? sagte ich; — 'Erlauben Sie, neulich erst sass ein Bauer 8 Tage drunten, dem hatten die Kröten ordentlich die Füsse angefressen.' — Und was hatte der Bauer verschuldet? — 'Er hatte aus den hochadeligen Teichen einen Karpfen gestohlen.' — O wo ist mein Pferd, gleich lasst mich auf mein Pferd; und ich verspreche, nicht einmal zurücke zu sehen, wenn ich nur erst weg bin!

(24. Juli, Nr. 59, S. 239.) Chartam, am 6 Julii. Ein Beyspiel wollte Gott für wenige. Ohnlängst fiel es einigen besoffenen Matrosen ein, mit einander zu wetten, welcher von beeden am tüchtigsten fluchen könnte. Der eine Adramelech kozte nach einander die schröcklichsten Flüche heraus, und als er eben im Begrif war, seinen Satanischen Monologen mit einer seiner ganz werthen Verwünschung zu eröfnen, fiel er todt zur Erde, vermuthlich erwürgte ihn der Satan aus Neid. Sein Cörper wurde andern zum Beyspiel zur Warnung ausgesetzt. Da zweifle mir noch jemand an der Vorsehung — da fluche noch jemand ohne Schauer!

(30. Januar, Nr. 9, S. 36.) Ein junger Mann zu Lodove in Nieder-Languedoc lebte nach dem Tode seiner Frau sehr vertraulich mit einem jener Mädchen, welche die süsseste Empfindung der Natur bis zum niederträchtigsten Gewerbe herabwürdigen.

---

[7]) Eine ähnliche Geschichte wird in Cranz Gallerie der Teufel 2, 69f. von einem alten verschmitzten Bauer erzählt, der seinem Sohne den Rath gibt, sich zuerst Geld zu ersparen und dann mittelst desselben Freunde und Gönner zu erwerben.

Hierüber ward seine Schwiegermutter äusserst aufgebracht, und da der Herr Tochtermann von ihr eine reiche Erbschaft zu erwarten hatte, so gab er nach und schnitt allen Umgang mit der Dulcinea auf einmal ab. Aber bald erhielt die verlassene Nymphe wieder den Sieg über das Herz ihres Liebhabers. Die Mama erfuhr es und fühlte alle Wuth, deren ein ergrimmtes Weib fähig ist. Sie beschloss, die Dirne umbringen zu lassen. Ein Schäfer nahm diesen gefährlichen Auftrag für die versprochene Summe von 500 Livres an. Er suchte sich einen Mithelfer und wählte einen soeben von den Galeeren entlassenen Züchtling. Dieser aber war nach seiner ausgestandenen Strafe entweder furchtsamer oder klüger geworden und beschloss, sich die versprochene Belohnung zu Nutze zu machen, ohne das Verbrechen zu begehen. Das Mädchen, welchem das Geheimniss eröfnet wurde, gab ihnen ihr goldenes Kreuz und ihren silbernen Schlüsselring zu Zeichen, an welchen ihre Feindinn erkennen sollte, dass der leidige Befehl vollzogen worden sey; das Mädchen versprach dabey, sich indessen verborgen zu halten. Da die böse Alte zuversichtlich glaubte, dass ihre Rache ausgeführt sey, so gab sie den vermeintlichen Mördern nur die Helfte der versprochenen Summe; diese theilten solche mit dem Mädchen, welche sogleich darauf zum Vorschein kam und ihre Klage vor Gericht brachte.

Auch der Mediciner Schiller, der in den Räubern und in den Gedichten sich stärker geltend macht als in den medicinischen Dissertationen, verräth sich oft genug in unserer Zeitschrift. Er zeigt sich positiv besonders in Vorschlägen für das Hebammenwesen, welches in jener Zeit, wie jeder Leser von Dichtung und Wahrheit weiss, noch völlig darniederlag; und in dem Hinweise auf die Bedeutung, welche die Elektricität für die Heilkunst habe. Noch mehr aber zeigt er sich negativ durch Bekämpfung des Aberglaubens und des naturwissenschaftlichen Schwindels. Wie wir ihn oben die Goldmacher haben verspotten sehen, wie er in seiner Dissertation der Kunst Lavaters skeptisch gegenübersteht: so verlacht er hier die Erfindung einer Flugmaschine und die Anhänger des Grafen Cagliostro, welcher in einem Strassburger Bericht als 'Menschenfreund' ganz im Sinne der Zeit gefeiert wurde. Dass gelegentlich auch die Ärzte selber einen Hieb aushalten müssen, wird bei dem ungetreuen Jünger des Hippokrates nicht eben auffallen, in dessen Anthologie und Repertorium sie eine noch üblere Figur abgeben.

(25. September, Nr. 77, S. 308.) Ein Mechanicus in Strasburg, Namens Adam, verfertigt für die Lehrer der Hebammenkunst Mannekins, oder weibliche Puppen von Holz, oder weibliche Skelette, wie man sie verlangt. Man findet an denselben das Zwerchfell, die grossen Gefässe, die Herzader, die Hohlader, die Nieren, die Harngänge, den geraden Darm, die Gebährmutter, den Eyerstock und die Scheide mit der Blase im jungfräulichen Zustande. Auch kann man diese Gebährmutter wegnehmen, und eine andere an ihre Stelle bringen, worin verborgene Fäden die verschiedenen Fibern des Uterus, ihre Bewegungen in den Geburtsschmerzen, nebst einem kleinen Kinde zeigen, an welchem Springfedern sind, so, dass alle natürliche Bewegungen daran gewiesen werden können. Eine solche Puppe kostet 20 bis 25 neue Louisd'or. Eben dieser Künstler besitzt ein für die Menschheit wichtiges Geheimniss, nemlich alle Arten von Wassersucht unfehlbar zu curiren, wenn nur der Kranke noch nicht operirt worden ist. Sein Mittel ist bey Personen von jedem Alter wirksam, und die Gabe wird blos nach der Beschaffenheit der Natur eingerichtet. Er hat, wie er sagt, zu Strasburg verschiedene Wassersüchtige von 6 bis 60 Jahren, und das zwar umsonst curiret. Er bietet dieses Geheimniss für 100 Louisd'or an, und will zuvor, um die Wirksamkeit desselben zu beweisen, unter den Augen desjenigen, der sein Mittel kaufen will, einem mit der Wassersucht behafteten helfen.

(28. August, Nr. 69, S. 276.) Von Hildesheim aus hat man eine grosse Anzahl Hebammen nach Cassel geschickt, um daselbst von dem berühmten Professor Stein unterrichtet zu werden. Überhaupt verdiente dieser Gegenstand mehr Aufmerksamkeit, an Vorschriften fehlt es zwar nirgends, welche die Eigenschaften enthalten, welche eine solche Frau haben solle, wohl aber an Anstalten zu diesem Endzweck.

(31. August, Nr. 70, S. 280.) Ein Englischer Wundarzt Nahmens Ware hat ein Frauenzimmer, das durch Zahnwehe und Geschwulste den blauen Staar an beeden Augen bekommen, durch Hülfe electrischer Funken und Streiche, welche zu verschiedenen malen ihr am Kopfe und den Augen beygebracht wurden, wieder sehend gemacht. Überhaupt verdient diss in der Medicin eine genaue Untersuchung, welche Art von Schäden dann durch Electricität gehoben, und welche nicht gehoben werden können. Die Regeln davon können freylich erst durch eine Menge Beobachtungen, sowie alle Principien in der Medicin, abstrahirt werden, und zuverlässig würde alsdann die electrische Materie eine von den grössten Wohlthaten vor die Menschheit auch in gewissen Krankheiten seyn.

Das berühmte Dresdner-Gespenst war würklich so fürchterlich nicht, als es gewisse Personen im Anfang ausgaben, denn

es war nur ein Frauenzimmer, das um ein gewisses Haus um so wohlfeiler zu bekommen, allerhand Spiegelfechtereien darinn machte. Weil nun das Gespensterspielen keine Rolle vor das Frauenzimmer ist, so hat man diesen Geist einstweilen ohne weitere Furcht seiner unterirdischen Künste in gefängliche Verhaft gebracht, und vielleicht lernt man sie in einer öffentlichen Arbeits-Anstalt einige oberirrdische Künste.

Auf die Erfindung der Müzen des Herrn Leroux, vermittelst welcher man von den Gestirnen herabfallen kan, ohne sich den Hals zu zerbrechen; hat nunmehro schnell darauf ein anderes Genie Mittel erfunden, wie man eine ziemliche Zeit dem Feuer ausgesetzt seyn könne, ohne gebraten zu werden; wahrscheinlich wird die Academie der Wissenschaften selbiges bald bekannt machen, weil es von grossem Nutzen bey Feuersbrünsten, Schmelzöfen, für Köche und Köchinnen, Nagelschmiede, und überhaupt für alle diejenigen Personen seyn dürfte, welche beym Feuer arbeiten müssen.

Bey dem Herrn Destemaux, Geburtshelfer der Königin, befindet sich würklich ein klein Mädgen von 9 Jahren, welches schon in 8 Monat schwanger geht, und so stark geschwängert ist, dass ihr Leib ihr bey nahe bis ans Kinn anstösst. Die Facultät zweifelt sehr, dass ihr bey der Entbindung das Leben gerettet werden könnte, obgleich die Königin alles vor sie anwenden lässt. Die kleine Person ist die Tochter eines Schiffers von Argenteuil, welcher der allerliederlichste Pursch zwischen Paris und Rouen ist, und einer Mutter, die in ihrem 22. Jahr an den F — — starb. Man sieht, dass das liebe Kind nicht aus der Raçe schlägt.

— — — aux ames bien nées
La vertu n'attend pas le nombre des années.

(25. September, Nr. 77, S. 308.) In Paris kündigt ein bekannter Künstler eine neue Erfindung an, ein Fahrzeug nemlich, auf welchem man eben so leicht die Luft auf- und niederwärts fahren kann, als eine Taube. Es kommt nur auf die Probe an, wir wünschen, dass selbige besser gerathen möchte, als es vor 9 Jahren dem Canonicus Deforge mit seiner Windkutsche gerieth, mit welcher er in 24 Stunden um das Erdbällgen herum eine Spazierfahrt machen wollte, das erste mal aber, da er dem Publico damit angefahren kam, richtig auf seine Nase hinfiel.

(1. Juni, Nr. 44, S. 175.) Strasburg, vom 22. May. Während dass die Feinde des Grafen Caliostro aussprengen, es sey ihm von hoher Hand befohlen, in zweymal 24 Stunden die Stadt zu verlassen, oder da unser Gouverneur, der Herr Marschall ankam, es verlauten wollte, jetzt habe er allen Curen entsagt, so lässt er Zettel auf Französisch und Deutsch drucken und öffentlich anschlagen, welche sagen: 'Diejenigen, welche den Herrn Grafen Caliostro über ihre Krankheiten um Rath fragen wollen, welches

er ohnentgeldlich thut, können sich eilf Uhr des Morgens bis ein Uhr Nachmittags bey ihm einfinden.' Hieraus erhellet klar, dass er fortfähret, ein Menschenfreund zu seyn. Wenn die ganze Pariser Facultät dem Herrn General-Lieutenant nicht haben helfen können, so konnte es der Graf Caliostro auch nicht. Er kündigte es ihm bey seiner Ankunft sogleich an, hierauf verliess er ihn 8 Tage vor seinem Tode. Die Medici hielten alsdann eine Consultation. Er starb, und dem Grafen wurde zur Last gelegt, ihn aufgeopfert zu haben. Alle Menschen müssen sterben, dieses ist ein altes Sprüchwort. Wenn er Leute vom Tode erretten könnte, so würden sich Kaiser und Könige um ihn reissen. Er gesteht aber selbst, dass er ein blos natürlicher Mensch seye, wie andere Menschenkinder auch; Wunderkräfte besizt er nicht, aber ein edles fühlbares Herz, allen Menschen zu dienen.

(10. Juli, Nr. 55, S. 219 f.) Calliostro — viel Lärmens um nichts. Strassburg, vom 3. Jul. Weil wir mit Grund vermuthen, dass einige unserer geneigten Leser bald diesen, bald jenen Artikel für mehr oder weniger interessant halten, so wagen wir es dissmal einen Theil unsers Blatts mit Beyträgen zu der Geschichte eines Mannes zu füllen, der durch die Sonderbarkeit seines Characters, und also seiner ganzen Aufführung vielleicht manchem unserer Leser wichtig ist. Es ist der längst bekannte Graf Calliostro, den man, eben weil seine Geburt und Herkommen ohnbekannt, das eine mal zu einem Araber, das andere mal zu einem Gasconier, dann zu einem ausgetrettenen Franciscaner und Gott weisst zu was noch macht. Er seye nun was er wolle, so ist, wenn [man] alles bisher gesagte zusammen nimmt, das zuverlässig, dass er bey weitem der apostolische Mann nicht ist, der blinde sehend, lahme gehend, battonirte rein, und halb verfaulte wieder lebendig machen kan, sondern vielmehr ein Geschöpf, das wenig besonders vor allen unsern Ärzten hiernieden, der Ruhm von seinen gelungenen Curen aber wie Weyrauch in die Höhe steigt. Und man müsste ganz aus Strassburger Augen sehen, wenn man dieses nicht längst schon bemerkt hätte. Falls man seinen Namen nicht ehender kennen soll, biss er seine Herkunft erst selbst entdeckt haben würde; ist er würklich ein Araber, nun warum gesteht ers dann nicht selbsten, dann der Araber würde ihm unter den übrigen Christen Menschen keine Schande machen. Ist er ein Franciscaner, oder Gaskonier, nun da mag er seine Ursachen haben, warum er nicht erkannt seyn will, — Freylich trägt er eigene Haare, und sogar einen Zopf, aber wachsen dann den Herrn Franciscanern nicht auch eigene Haare? wir sollen nicht über ihn urtheilen, weil er von den Grossen gelitten ist, wie wann die Grosse allein das Talent hätten, in das Innere zu sehen. Der General Campis wurde von der ganzen medicinischen Facultät zu Paris vor ohnheilbar gehalten; Calliostro lachte über dieses Urtheil, und brachte ihn durch seine Wunder-

Cur so weit, dass er nun freylich weder Latwerge noch Purgirtissanee mehr bedarf, weil, so viel wir wissen, ein Geist weder Fleisch noch Knochen hat, freylich machte er Meisterstücke an einer stumm gewordenen Äbtissin, und 2 schweren Gebährerinnen, allein D'Ailhaud füllte mit ähnlichen Curen 2 ganze Bände, ohne dass man desswegen schuldig gewesen wäre, ihnen Credit zu geben. Nun auch individuelle Züge von ihm. Jedermann weisst, dass die französische Nation als gute Psychologen in ihren Beobachtungen besonders kleine, andern Beobachtern unwürdige Umstände sehr oft als die wichtigste aufbewahrt, so ist es zum Exempel den Herrn Strasburgern sehr merkwürdig, dass Calliostro in keinem Bett, sondern in einem Lehnstuhl schlafe, wie wanns nicht andere weniger Geschrey in dieser Welt machende Menschenkinder auch so machten! Er nähre sich mit Macaroni und Käsen, haben denn diese nicht genug Substantiales in sich, einen solchen Philosophen zu nähren; Er esse des Tags nur einmal. Nun das könnte freylich den Hrn. Strasburgern sonderbar vorkommen, die den Tag unter dejeunés, goutées und souppées so treflich zu theilen wissen, und wenn er gar seine Dosis auch darnach einrichtet? Er soll die wahre Chymie und Medicin der alten Egyptier mit herüber gebracht haben, wir wollen sehen ob Börhave, Krieger, Vogel, Marggraff, Macquer durch diesen neuen Paracelsus ohnnöthig werden: Er soll bereits 200 Jahr alt seyn, nun das wäre freylich ein Umstand, der ihn zu einer etwas grössern Dosis von Weissheit berechtigte aber in dem zur Universal-Stupidität herabgesunkenen Arabien hat er solche wahrhaftig nicht gelernt. Sein Portrait solle im Serail des Grosssultans glänzen, und dis wäre eine neue Entdeckung, da selbst das Portrait von keinem Türkischen Monarchen daselbst aufgehängt ist. Und jezt genug von Calliostro, und so lange genug von ihm, bis sich seine Wunderkraft auf anderen Stellen thätiger zeigen wird. — —

Der Herr von Maurepas befindet sich wiederum besser — und diess zum Missvergnügen aller Pariser Ärzte, weil dieser Herr von einem Arzt aus Montpellier, Namens Barthez, einem Ausländer, wiederum so weit hergestellet worden.

Schillers Dichtungen werden in der Zeitung mit keinem Worte erwähnt, obgleich die Räuber eben damals erschienen sind. Aber an Beziehungen zwischen der Wirklichkeit, welche die Nachrichten schildern, und zwischen der Welt der Schillerschen Dichtungen fehlt es nicht; und wiederum stellt sich heraus, dass die Dichtung Schillers dem Leben näher stand, als man gemeiniglich zugeben will. Ich habe schon erwähnt, dass die Zeitung mit besonderer Vorliebe Schelmenstücke, 'Diebsstreiche aus Cartouchens Schule', Räubereien und Mordthaten erzählt. Wie auf-

merksam Schiller hierin auf die Wirklichkeit war, verräth eine Anmerkung zu seiner Selbstrecension der Räuber. Unsere Nachrichten entwerfen ein entsetzliches Bild von der Unsicherheit im damaligen Deutschland. Sogleich auf der ersten Seite wird erzählt, dass die Post von Strassenräubern überfallen worden sei. Bald darauf heisst es: 'Die erschröckliche Räuberbande in Bayern besteht aus lauter abgeschaften Schergen oder Zolleinnehmern und sonstigen Beamten, ihre würkliche Aufführung also rechtfertigt den grossen Churfürsten, welcher von keinen Zöllnern bedient seyn will; ob aber geschärftere Criminal-Gesetze Leute, welche mit der Desperation ringen besser machen werden, stehet zu erwarten.' Und bald darauf wird gemeldet, dass in Bayern mehr als 1000 Strassenräuber in Verhaft genommen seien. Wenn uns ferner heute manche Bilder von Galgen und Rad in den Räubern zu aufregend erscheinen, so muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass in Stuttgart vor hundert Jahren der Galgen, auf welchem der Jud Süss endete, und die Richtstätte, auf welcher gemeine Verbrecher gehenkt wurden, auf jedem Spaziergange sich vor die Augen drängten. Man lese z. B. die folgende wahre Geschichte, welche dem Leser des vorigen Jahrhunderts zum Nutzen und Vergnügen erzählt wurde:

(23. Oktober, Nr. 85, S. 339.) Zu Plauen in Sachsen wurde vor kurzem auf einer 80ger Thanne ein Bauerssohn aufgehängt gefunden, er hienge reine 5 Jahre an diesem Baum, denn seit dieser Zeit entwich er wegen Schwängerung eines Mädgens von seinem vätterlichen Hauss, und erhenckte sich. Die Gebeine des Hochgestorbnen wurden auf der Stelle verscharrt, und sein Sterbebette die Thanne fällt nunmehr als ein malhonnettes Holz dem Scharfrichter von Plauen gratis anheim.

Die Frage, wie Schiller, an welchem später keine Spuren religiöser Intoleranz sich bemerken lassen, dazu kam, seinen Spiegelberg, den gemeinen Dieb, als Juden aufzuführen, muss beantwortet werden. 'Ein Ring', sagt Franz in den Räubern, 'so kostbar er auch ist, ist im Grunde bei jedem Juden wieder zu haben.' 'Sie berechnen ihren Judenzins am Altare', flucht Karl. 'Warum soll der Teufel so jüdisch zu Werke gehn?' fragt Spiegelberg. 'Um ein Herzogthum wäre der Preis zu jüdisch', antwortet Fiesco

dem Verrina. Seit den Tagen des Juden Süss und seiner Consorten waren die Juden in Würtemberg verhasst. Der Vormund versprach die Wegschaffung aller Juden, aber Herzog Karl konnte sie so wenig entbehren, dass er die Münze und das Salz an sie verpachtete. Dass die Juden durch den Missbrauch und den Druck der Christen zu Betrug, Diebstahl und anderen gemeinen Verbrechen verleitet wurden, war damals die allgemeine Meinung, zu welcher sich auch Lessing noch als Verfasser der 'Juden' bekannte. In den 'ökonomischen Beiträgen' des alten Schiller spielen sie dieselbe Rolle. In unserer Zeitschrift erscheinen sie einmal als Kirchenräuber. Aber die Verordnung Kaiser Josefs, welche den Juden Gewerbefreiheit ertheilte, wird darum nur um so freudiger begrüsst: sie eröffnen diesem unglücklichen und wegen seiner anhaltenden Blindheit und Verstockung bedauerungswürdigen Volke, welches aber einen Mendelssohn besitze und sich in so vielen Künsten hervorgethan habe, einen Wirkungskreis, welcher sie dem Betrug, dem Wucher und der Schmeichelei entziehe.

Ein schönes Beispiel dafür, wie nahe die Dichtung Schillers dem Leben steht, gibt die Bühnenbearbeitung der Räuber. 'Feuer ins Pulvermagazin', sagt Hermann, als er das Letzte wagt, zu Franz, 'und hinauf in die Luft Freund und Feind!' Ich habe wohl selbst gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, dass Hamlet in der Scene mit der Mutter sich eines ähnlichen Bildes bedient. Aber Schiller hat es aus dem Leben aufgegriffen; in den Seekriegen des Jahres 1781 trat es beständig vor seine Seele. Man vergleiche die folgenden Stellen:

(10. April, Nr. 21.) Bericht aus Hamburg von dem holländischen Admiral Crull. Sein Schiff wird von 4 englischen angefallen. Als es ganz durchlöchert war und er die Unmöglichkeit einsah weiter zu manoeuvriren, ergriff er eine brennende Lunte und eilte damit zur Pulverkammer, um das Schiff in die Luft zu sprengen. Seine Leute hindern ihn daran. Er begiebt sich wieder auf Verdeck und sagt: 'Weil ihr dann lieber saufen, als auf eine rühmlichere Art sterben wollt, so sei es; denn nie sollt Ihr mich dahin bringen, dass ich mich ergebe'. Da traf ihn eine Canonenkugel . . . Der Redacteur fügt hinzu, er verdiene eine Stelle neben Tromp und den Ruyter.

(S. 274.) Keins von den holländischen Schiffen habe im Sinne sich zu ergeben, sondern eher sich in die Luft zu sprengen.

(S. 282.) Die Kriegsschalupe Cameleon ist in North-Schields angekommen, nachdem sie mit einem Holländischen Kaper ein hitziges Gefecht ausgestanden hatte, welcher mit dem gesamten Schiffsvolk in Brand gesteckt worden und in die Luft geflogen ist. Kein einziger Mensch davon ist gerettet worden. Es heisst dieser Kaper hätte die Flagge gestrichen, solche aber, nachdem das Schiff in Besitz genommen werden sollte, von neuem wieder aufgesteckt, und gab Feuer, worauf es dieses Schicksal erfahren musste.

(S. 308.) Denen Spanischen Bombardier-Gallioten vor Gibraltar ist es gelungen, durch Hülfe einiger Granaten ein Pulver Magazin auf der Spitze von Europa in Gibraltar in die Luft zu springen, welches mehr als 300 Engländern das Leben kostete.

(S. 360.) Eine englische Schnau mit Depechen von Quebeck nach Engelland wurde bei St. Jean von dem amerikanischen Kaper Sullivan von 16 Canonen 92 Mann angegriffen, die Schnau hatte nur 6 Canonen und 18 Mann; der brave Capitain Wall wollte aber weder seine Depechen ins Wasser werfen, noch sich ergeben — Freunde, sagte er zu seiner Equipage, entweder ehrlich gestorben oder unsern Auftrag vollbracht, — wollt ihr mir folgen? — God save the king, Huzza! Huzza! Wohin Sie wollen! war die Antwort. Wall klammerte sich mit seinem Schiffe an, und ehe sollen wir beide in die Luft fliegen, als er mich zum Gefangenen machen. — Dem Amerikaner thate die Wahl gar nicht wehe — er ergab sich, Wall sezte sich nun auf den Sullivan, nahm in St. Jean hinlängliche Besazung, und brachte seine Depechen glücklich nach England.

Oder ein anderes. Als Hoven seinen Freund Schiller auf die Erzählung Schubarts aufmerksam machte, welche den Stoff zu den Räubern lieferte, fügte er sogleich seine Idee hinzu darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe. Diese Idee, welche ihm aus dem Vaterhause geläufig war, hat Schiller wirklich durchgeführt — aber erst in der Bühnenbearbeitung der Räuber mit den biblischen Worten ausgesprochen: 'Die Wege der Vorsehung sind seltsam und fürchterlich — aber Freudenthränen am Ziele!' Und nun vergleiche man damit die folgende Stelle in unserer Zeitschrift:

'Der Graf von Stolberg, dritter Bruder des durch seine Gedichte längst von Deutschland bewunderten Grafen, wurde in Kiel

in einem Zweikampf getötet. Nicht Wuth nicht Rache über den Tod des Gemordeten, nicht Christen unanständige Unversöhnlichkeit füllten die Seele des Grafen bei diesem Vorfall, sondern er betrachtete ihn als Christ, handelte dabei als ein Mann und dachte ans bessere Leben' . . . Es folgt nun der Trostbrief, welchen der Graf Christian von Stolberg an den Vater des Mörders richtete, worin er schreibt: 'Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar und führen, so labyrinthisch sie sich auch wenden, gewiss dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erforderte' . . . Die Redaction fügt hinzu: 'Nun sage mir noch ein deutscher Biedermann, ob der Graf als Mensch nicht den Dichter noch eins übertrifft? Wie wahr ist sein Gedanke dass das Unglück des Vaters schon vollkommen, sobald sein Sohn Mörder wird; dass das Unglück des Sohnes schon vollkommen, sobald er Mörder eines Menschen wird und dennoch ein empfindliches Herz hat. Dank Ihnen, also bester Graf, für Ihr herrliches Beispiel, aber ich fürchte, ich fürchte, es finde so wenig Nachahmung als Ihre Gedichte!'

Für den Fiesco hat das Schicksal der Gräfin Cornwallis eine Parallele geliefert. Aber auch im allgemeinen hat Schiller durch seine redactionelle Thätigkeit für den Fiesco gelernt: auf Kaper kreuzen lassen, Kriegsmunition schaffen, Couriere abschicken nach allen Seiten — kurz, den ganzen politischen, militärischen und nautischen Apparat in Bewegung zu setzen, hat er hier in den täglichen Kriegsberichten wohl noch mehr und besser gelernt als aus den Erzählungen seines Vaters.

Für Kabale und Liebe kommen die Nachrichten über Truppenverkäufe in Betracht, welche bekanntlich nicht dem Herzoge von Württemberg allein zur Last fallen, sondern ein so weit verbreitetes Laster gewesen sind, dass sich ein ganzes Buch darüber schreiben liess und auch geschrieben worden ist. Unsere Zeitung berichtet:

(16. März, Nr. 22, S. 67.) Am 4. März wurden aus Anspach die nach Amerika bestimmten Truppen eingeschifft. Kurz vor dem Ausmarsch hatte diese Residenz das wonnevolle Entzücken, Ihren angebeteten Landesvater und Regenten in bestem Wohlseyn von der Reise nach der Schweiz zurückkommen zu sehen.

(S. 114.) Die Hessischen Recruten nach Amerika sind abmarschirt.

(S. 166.) Aus Franken wird berichtet, dass von Unteroffizieren escortirte Recruten über jene hergefallen seien und sie ermordet hätten.

(6. Februar, Nr. 11, S. 40.) Auch aus England werden 'Pressgänge' d. h. Zwang zu Kriegsdiensten berichtet. 'Verträgt sich wohl dieses mit der so sehr gerühmten Englischen Freiheit?'

An den Dichter des Marquis Posa fühlt man sich erinnert, wenn der Marquis Pombal nach seinem Sturze trotz seiner grossen Fehler vertheidigt wird. Die von Schiller später so sentimental ausgeführte Gestalt der Agnes Sorel tritt in der folgenden Notiz für einen Augenblick in seinen Gesichtskreis:

(15. May, Nr. 39, S. 154 f.) Die Chorherren des Capituls von Loches, 8 Meilen von Tours, haben die bereits vor 2 Jahren nachgesuchte Erlaubniss vom Könige erhalten, das Grabmahl der Agnes Sorel, dieser berühmten Maitresse Carl VII aus dem Chor ihrer Kirche nach dem mittleren Theile der besagten Kirche bringen zu dürfen. Die Bewegung des Sarges, und die Berührung der Luft, liessen bey der Eröfnung den Körper dieser Schönen, der seine Gestalt bis zu diesem Augenblick zu erhalten geschienen, in Staub zerfallen; ihre Haare, die sich noch aufgewunden befanden, sind dermalen die noch einzigen Überbleibsel von dieser so geraume Jahre Todes verblichenen Schönheit.

Am interessantesten jedoch sind die folgenden Mittheilungen über die Glocken. Als Schiller später sein Glockenlied dichtete, hat er von dem Motto vivos voco, mortuos plango, fulgura frango nur die beiden ersten Sätze ausgeführt; das Brechen der Blitze aber hat er in ganz anderer Weise aufgefasst, als die Glockeninschrift besagt. Der folgende Artikel unserer Zeitschrift, welcher pompös genug zwar anstatt der politischen Neuigkeiten 'alte Neuigkeiten' verspricht, die aber wichtiger sein sollen als die seltensten europäischen Begebenheiten, gibt die Aufklärung:

(12. October, Nr. 82, S. 325 f.) Viele Europäische Staaten, die Türkey und einige andere ausgenommen, vom ersten Januar etlicher Jahrhunderte her nach Christi Geburt, bis auf den heutigen Tag, da wir davon schreiben wollen. In aufgeklärten Jahrhunderten, in denen man in Untersuchung und Ausspührung der Natur so weit gekommen, selbige in ihren geheimsten Schlupfwinkeln belauscht, dem Erdball bis in seine Eingeweide nachspühret, das Insekt unter dem Stein und das Moos auf dem Baum der Inquisition unterwirft, sollte man sich da nicht zur ersten Pflicht machen: Phänomina ins Licht zu sezen, an denen im Ganzen genommen, vielleicht mehr gelegen ist, als an den Bemühungen des Thomasius, die Gespenster aus Teutschland zu vertreiben. Wir fürchten uns nicht, dem Publico nachfolgendes bekannt

zu machen, weil einem teutschen Biedermann an aufhebung nachfolgenden Gebrauchs vielleicht mehr gelegen ist, als an der Eroberung von Gibraltar und Minorka, oder der Devastirung der beiden Carolina. Es ist nemlich in einem grossen Theil von Deutschland, in Frankreich, Italien, Spanien, Portugall und zum Theil in Polen herkommlich, bey aufsteigenden Gewittern, die sich über einem Ort zusammenziehen, oder sich demselbigen nahen, mit Glocken zu läuten. Der Gebrauch ist uralt, und hatte bey der ersten Kirche die gute Absicht, die Christen in einem Ort zum Gebet aufzumuntern, damit man vor Unglücksfällen, denen man bey Gewittern ausgesezt ist, gesichert seyn möchte. Seit dieser Zeit aber ist dieser wohlgemeinte Kirchengebrauch ausgeartet, und nun will man durch die Schwingungen eines todten Metallklumpens eben das bewürken, was die alten durch das Gebet zu thun suchten. Diese angeträumte Wunderkraft einem klingenden Erzt, ist so unwürdig einem Christen, als schädlich sie einem jeden Menschen werden kann; und man braucht eben nicht der grösste Naturforscher zu seyn, um beweisen zu können, dass keine Operation die Herbeyführung eines drohenden Gewitters mehr begünstigt, als die zitternde Erschütterung der oberen Atmosphäre durch das Läuten. Der schwebende Gang der elastischen Gewittermaterie in der dichtern Luft eilt natürlich gern nach denen Orten, wo hin und herfahrende Glocken, deren hoch aufgehengtes Erzt ohnehin schon Lockspeise vor den Blitz ist, noch dazu gleichsam einen Plaz in der weiten Luft um sich her aufräumen, welchen die Gewitterluft natürlicher Weise sogleich wiederum anfüllt, den Strahl herbeilockt, und die Thürme und Kirchen, sowie die durch Läuten sich erhitzte Personen der offenbaren Gefahr vom Blitz zerschmettert, oder zerstümmelt zu werden aussezt. Der verflossene mit so vielen Wettern schwanger gewesene Sommer und die häufige Unglücksfälle dabey, sollten auch denen unaufmerksamsten bedenklich vorgekommen seyn. — Von Landenau an, bis nach Paul de Leon, schlug in einer Nacht ein erschreckliches Donnerwettter gerade in alle die Kirchen und Thürme, in denen geläutet wurde, und verschonte nur die, in denen man den Tumult unterliesse. Zu Valancienne in der Dauphine wurden von den jungen Purschen, welche die Glocken zogen, 2 erschlagen, und 9 verwundet; zu Pattelange in Lothringen wurde von 3 läutenden Personen einer erschlagen, und 2 verwundet; zu Longville bey Bar stürmten währenden Gottesdiensts bey einem schrecklichen Wetter die tollen Bauern in ihren einsichtsvollen Pfarrer, und seinen Vicar, die ihnen die Gefährlichkeit des Läutens vorhielten, und solches immer unterbrechen liessen, so lange bis derb zusammengeklingelt werden musste, und bald war der herausgeforderte Schlag da, tödtete 5 Menschen, von welchen einer 11 Waisen hinterlässt, und verlezte noch ungefehr 60, davon 20 ohne Hofnung der Genesung verbrannt wurden! — O! das ist alles

in Frankreich geschehen! wer weisst — 'auch in Deutschland fehlte es nicht'. — So schlug am 5. September zu Parrach (Probstei alt Oettingischer Pfarrort) bey einem grässlichen Wetter, ein heftiger Schlag die 3 läutenden Personen unter den Schutt des durchgeschlagenen Glockenhauses lebloss darnieder; und dass selbige durch die schleunige Sorgfalt des würdigen Pfarrers wieder ins Leben zurückgerufen, und blos mit verbrannten Haaren und zerschlitzten Beinkleidern noch weggekommen sind, ist ihnen so sehr zu gönnen, als die schöne erst vor 6 Jahren erbaute Thurmkuppel, welche ganz zersplittert im Dorf herum zerstreut liegt, zu beklagen ist. — Möchten doch diese Beobachtungen uns einen Schritt weiter leiten, und die Abstellung des Gebrauchs nach und nach veranlassen! Denn unbillig ist es doch immer, dass, um dem Herrn Küster einige Leibgarben, oder Leibgroschen einzubringen, sich mehrere Personen der augenscheinlichen Gefahr, vom Bliz zerschmettert zu werden, aussezen sollen; man könnte ihm ja seine Garben und Groschen lassen, das Läuten schenken, und durch ein anderes stilleres Mittel gute Christen zum Gebet aufzumuntern suchen (welche, im Vorbeygehen gesagt, ein Glockenläuten nöthig haben, um bey solchen Gelegenheiten Gott zu bitten) und wann das Gewitter vorbey, dann kann man läuten, posaunen und lobsingen, um den Höchsten lobzupreissen. (Mercure de France Nro. 36.)

Dass der Artikel, wie das Citat glauben machen will, ganz aus dem französischen Merkur stamme, ist schon wegen der Bezugnahme auf deutsche Verhältnisse wenig wahrscheinlich. Die Abschaffung des Glockenläutens bei Gewittern gehört zu den Tendenzen der deutschen Aufklärung: wie ja Kaiser Josef dasselbe in Tirol ausdrücklich verboten hat. Die Entlehnung aus dem Merkur wird noch unwahrscheinlicher durch meinen Hinweis auf einen andern Artikel im schwäbischen Magazin[8]), welcher die 'Geschichte der Glocken' zum Gegenstand und Schillers Lehrer Haug zum Verfasser hat.[9]) Er führt zunächst aus, dass man die Glocken in der alten Kirche bei verschiedenen Gelegenheiten gebrauchte z. B. eine allgemeine Freude anzuzeigen, oder auch bei Todesfällen hoher Personen, ob es schon sehr abergläubisch sei aus ihrem dumpfen oder hellen Tone gewisse Begebenheiten anzudeuten. Vor Alters seien sie auch bei Ungewittern gebraucht worden, nicht sowohl sie zu vertreiben, weil sie eine besondere magische Kraft haben

[8]) Jahrgang 1775, S. 915 ff. [9]) Vgl. Jahrgang 1779, S. 278.

sollen, sondern vielmehr die Leute entweder zu wecken, wenn sie schliefen, oder zum Gebet um Abwendung des Übels aufzumuntern. Die Taufe der Glocken sei schon bald nach ihrem Ursprung eingeführt worden. Carl Magnus erliess ein Edict dagegen wie gegen die Anrufung der Heiligen und Bilder. Die römischen Lehrer geben zwar die Taufe nicht für sacramentlich, sondern nur für Einweihung und Einsegnung aus, aber die Ceremonien sind eben doch abergläubisch genug, wie auch die Meinung von ihrer Kraft. Die Glockentaufe können sowohl Bischöfe als andere Geistliche, Älteste und Rectoren verrichten, weil alle in ihrem Amte die Glocke nöthig haben. Und zwar geschah es in der lateinischen Kirche so: dass man Wasser und Salz vermischte, sie weihte, die aufgehängte Glocke damit besprengte und abwusch, hernach sie mit heiligem Öl bestrich, das Zeichen des Kreuzes daran machte und Gott bat, dass er die Gemüther derer, die sie hören zur Frömmigkeit erwecken und allen Schaden von Ungewittern abwenden möchte. Hernach wird das mit Öl gemachte Kreuzzeichen wieder abgetrocknet, der Glocke Glück gewünscht und ein feierliches Mahl veranstaltet. Eine andere Art der Glockentaufe ist diese: man wäscht sie, salbt sie, weiht sie, gibt ihr einen Namen (des Bischofs oder Abts), räuchert sie, macht inwendig fünf Kreuze mit heiligem Öl und aussen sieben. Hernach hält der Täufer eine kleine Rede und ermahnt die Umstehenden, so oft sie den Schall der Glocke hören, dem Tempel zuzulaufen und Gott zu preisen. Haug citirt die folgenden lateinischen Verse, welche die Amtsverrichtungen der Glocke enthalten:

Laudo Deum verum, plebem voco, convoco clerum,
Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro,

und erläutert das pestem fugo folgendermassen: Unter der Pest haben die Erfinder eigentlich böse Geister verstanden, von denen sie glaubten, dass sie Ungewitter erregen, Felder und Häuser beschädigen, aber durch Glockenschall vertrieben würden. Die Alten, erzählt er zum Schluss, hatten ein frommes Gleichniss: der Priester müsse die Eigenschaften einer Glocke haben: Reinigkeit, Beständigkeit, Stärke, erhabenen Vortrag, Höhe des Amtes u. dgl. Er soll sich

über alles Irdische hinaussetzen und seine Stimme erheben wie eine Posaune.

In demselben Jahre, in welchem Schiller diese Zeitung redigirt hat, schrieb er das Gedicht 'Die Journalisten und Minos', mit welcher er im folgenden Jahre seine Anthologie eröffnete. In der Unterwelt ist eine Wassersnoth entstanden, Styx und Lethe sind vertrocknet — ein Schwarm Autoren, welche ihre Tintenfässchen gefüllt haben, werden als die Übelthäter erkannt und Minos lässt ihnen durch seinen Hund die Daumen abbeissen: 'Und nun, ihr guten Christen, Beherziget den Traum, Fragt ihr nach Journalisten, So sucht nur ihren Daum!' Und das ganze Gedicht kleidet Schiller in einen Artikel der Zeitung aus der Unterwelt ein, auf welche ihn eine 'Randgloss' (solche Marginaltitel heben auch in den 'Nachrichten' das Bedeutende für das Auge des Lesers hervor) aufmerksam gemacht habe; denn 'Sonst frag' ich diesem Essen Wo noch kein Kopf zerbrach, Dem Freikorps unserer Pressen, Wie billig, wenig nach.'

Die Zeitung, deren Redacteur so gering von seinem Handwerk dachte, ist mit dem von Schiller redigirten Jahrgange eingegangen, aber im folgenden durch eine andere ersetzt worden: 'Der über Land und Meer dahineilende Merkur'. Aus der Mäntlerischen politischen Zeitung entstand endlich im Jahre 1785 der 'schwäbische Merkur' von Elben, welcher von dem Jahre 1785 bis auf den heutigen Tag besteht.

Bekanntlich hat Schiller später noch einmal mit Cotta den Plan einer politischen Zeitung ins Auge gefasst, aus welcher später unter anderer Redaction die Allgemeine Zeitung hervorgegangen ist. Damals, im Jahre 1794, erinnerte er sich seiner Thätigkeit als Redacteur der Stuttgarter Nachrichten nicht mehr. Er bezeichnet Cotta gegenüber die Politik als ein ganz neues und darum höchst schwieriges Fach, in dem er sich erst umsehen müsse und zu welchem es ihm ebensowohl an Talent als an Neigung gebreche; ausserdem sei er dem politischen Publicum wenig bekannt, oder 'wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fach ein Vertrauen fassen könne'. Er wies den Plan mit aller Be-

stimmtheit, ohne sich auf weitere Begründung einzulassen, in einer Nachschrift zu dem Briefe an Cotta vom 2. Oktober 1794 von sich ab.

Aber im Schillerarchiv des Freiherrn von Gleichen-Russwurm zu Greiffenstein ob Bonnland befindet sich ein Quartblatt, auf welchem von Schillers Hand mit den engeren Zügen, welche seine Handschrift bis in den Anfang der neunziger Jahre von dem grossen und freien Ductus seiner letzten Periode unterscheiden, der folgende Plan eines 'Oppositions-Journals' entworfen ist:

[a] Die Flüchtlinge. Ein Oppositions-Journal.

Alle bedrängten und verfolgten Kinder der Wahrheit und Schönheit, des Rechts und der Tugend sollen hier eine sichere Freistädte finden, ihre gute Sache soll hier gegen ihre Widersacher geführt, und von der mächtigen Opposition zu welche[r] jede[r] freigesinnte und Wahrheit liebende Mann als solche[r] schon durch eine Ursprüngliche Vereinigung gehört, in Schutz genommen werden. Opposition umfasst hier alle durch Vernunft und ihre Produkte — Wahrheit, Recht und Pflicht — gewissen, möglichen und nothwendigen Gegensätze. Alles also, was den Verletzungen der Wahrheit und Schönheit, des Rechts und der Pflicht, in Reden und Thaten, in der Nähe und Ferne, durch freimüthige Rüge und strenges Urtheil entgegengesetzt wird, findet in diesem Journal seinen Platz — wider alle Attentate auf die Wahrheit in ihrem weiten grossen Gebiete, u[nd] in ihrem innern Bezirke auf die Schönheit, auf alles was die Cultur derselben und ihre Ausbreitung beförderte, auf Entwickelung des Wahren, und Darstellung des Schönen, — wie, wenn, von wem, und wo sie auch gemacht sind, können sie nur als solche erwiesen werden, erhebt sich in diesem Journale die Oppositionsparthie, die ohne äussere Vereinigung in einem unsichtbaren unauflöslichen Bunde stehet, als strenge und eifrige Anhängerinn der Wahrheit. Gegen alle Beugungen des Rechts, auf was Art und von wem und wo sie auch geschehen, gegen alle Eingriffe in die unveräusserlichen Rechte der Menschheit, gegen alle offenbare und heimliche Kränkungen der Gerechtigkeit und gegen Bedrückungen und Unterdrückungen aller Art, gegen politische, religiöse und philosophische Verketzerungen und [b] Verfolgungen, gegen schlechte Gesetze, und verderbliche Einrichtungen sowie gegen schlechte Regenten und elende Minister, gegen widerrechtliches Herkommen, sowie gegen neuerfundene Formen der Ungerechtigkeit, gegen alte und junge Rechtsverdrehungen und Rechtsbeschränkungen, gegen grosse und kleine Kabbalen auf dem Schauplatze der Welt, u. s. w. treten hier die Männer des Rechts und der Gerechtigkeit mit edler Frei-

müthigkeit auf, und rufen allen ohne Ausnahme zu: Discite Justitiam moniti!!!

Aber auch allen Höhnungen der Pflicht, allen Widersachern der Sittlichkeit, allen Schändungen der Tugend, allen Spöttern der einigen ächten Religion, allen Werken der Finsterniss in ihren Dienern, allen Antipoden der ächten Aufklärung, und ihren Versuchen sie zu hindern und zu verschreien, allen Angriffen auf das heiligste der Menschheit und allen Feinden des Guten widersetzt sich hier die mächtig laute Stimme des Sittengesetzes und spricht das Anathema! über sie aus.

Wann Schiller den Plan zu diesem Oppositions-Journal, welcher an die Tendenz von Armbrusters schwäbischem Museum erinnert, gefasst hat und wem er ihn vorlegte, weiss ich nicht zu sagen. Dass das letztere geschehen ist, scheint sich daraus zu ergeben, dass etliche Zeilen mit Anführungszeichen versehen und die Worte 'auf die Wahrheit . . . . . Schönheit' und 'Entwickelung . . . . Schauer' roth unterstrichen wurden. Jedesfalls spricht sich seine ganze freiheitliebende Seele darin aus und die Zurückweisung aller Eingriffe in die 'unveräusserlichen Rechte der Menschheit' klingt an die Worte Stauffachers in der Rütliscene des Tell an.

Wien. Jakob Minor.

Schillers Theaterbearbeitung von Lessings Nathan.

Die Gründe, welche Schiller bei der Bühnenbearbeitung des Lessingschen Nathan leiteten, sollen im Folgenden festgestellt werden. Dabei wird vorausgesetzt, dass dem Leser entweder die Goedekesche Schillerausgabe (Bd. 15, 2 S. 85 ff.) neben einem Lessingtexte, oder eine der beiden Hempelschen Ausgaben der Theaterbearbeitung vorliegt. (Schillers Sämmtliche Werke 16, 524 ff. = Schillers Theater 8, 524 ff.). Hier sind auch die litterarhistorischen Angaben zusammengestellt.

Die wenigen Streichungen in der Eingangsscene und im ersten Theile der folgenden lassen ein bestimmtes Prin-

cip nicht erkennen. Wir wenden uns daher gleich zu den umfangreichen Kürzungen im weiteren Verlaufe dieses Auftritts.

Das Ergebniss des Gesprächs ist Rechas Heilung von den überspannten Vorstellungen über die Person ihres Retters durch Nathan. Dieser versucht zuerst mit vernünftiger Belehrung gegen die Engelsschwärmerei der Tochter anzukämpfen. Recha sucht theils selbst ihre Anschauungsweise zu vertheidigen, theils überlässt sie dies der Daja. Als sie, wie aus einem Traume emporfahrend, mit den Worten: 'Endlich, als er gar verschwand' — in die Discussion wieder eingreift, erkennt Nathan die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bemühungen. Er greift nun zu einem stärkeren Mittel, indem er in engstem Anschluss an den concreten Fall, unbarmherzig, ohne auf Dajas Bitten zu achten, dem gefühlvollen Mädchen die schwere Pflichtversäumniss zu Gemüthe führt, der sie sich vielleicht schon in Folge der Engelsschwärmerei schuldig gemacht habe. — Directe Belehrung und psychologische Einwirkung sind die beiden von ihm angewandten Mittel. Er wendet sich zuerst an den Verstand, dann an das Gemüth.

Schiller hat nun gerade diejenigen Theile des Dialogs, welche die directe, wenn man will, theoretische Belehrung enthalten, sammt den sie mit den übrigen Theilen des Auftritts verknüpfenden Wendungen weggelassen. Was davon stehen geblieben ist ('Meiner Recha wär' bis 'kein kleines Wunder'. — 'Ei Daja!' bis 'zu glauben?'), dient zur vorläufigen Aufklärung über die Lage des Tempelherrn, die wir hier nicht gut entbehren könnten.

Hat uns der erste grössere Auftritt die Art gezeigt, wie Nathan seine Tochter erzieht, so ist zu erwarten, dass das Ergebniss dieser Erziehung im Verlauf des Stückes im Charakter Rechas hervortreten werde. Im allgemeinen nun überwiegt bei Recha, wie sie uns Lessing schildert, das Gefühl den Verstand. Hin und wieder jedoch zeigen sich Spuren von Reflexion, welche die Schülerin des philosophischen Pflegevaters erkennen lassen. Diese sind:

1) Die Auseinandersetzungen mit Daja im zweiten Theile von III 1. Man glaubt Nathan selbst reden zu

hören. Rechas Wunsch ist, dass auch ihr Retter einer ähnlichen Anschauungsweise huldigen möge.

2) Das Gespräch mit dem Tempelherrn in III 2, von den Worten an: 'Nun, Ritter, sagt uns doch', besonders die Erörterung über den Berg Sinai ('denn wo er stand, stand er vor Gott').

3) Die Aufklärungen, welche sie Sittah V 6 über Nathans Erziehungsweise gibt, und die Bemerkungen über die Buchgelehrsamkeit.

4) Ihre Charakterschilderung Dajas in demselben Auftritte, wobei die christliche Heilslehre berührt wird.

Dergleichen abstracte Gedanken können bei Rechas Jugend nur aus ausdrücklichen Belehrungen Nathans entsprungen sein, wie wir sie auch wirklich in I 2 vorfanden. Es ist unverkennbar, dass Lessing auch durch Rechas Mund die Tendenz des Stückes zum Ausdruck bringen wollte.

Alle diese Stellen nun hat Schiller getilgt, wodurch natürlich hier und da noch kleinere Dialogtheile mit fortgerissen sind. Von diesen vermissen wir ungern die nochmalige Erwähnung der Engelsschwärmerei in III 1 ('Fast schäm' ich mich der Posse!'). Ebenso ist zu verwundern, dass in V 6 die ganze Charakteristik Dajas, welche doch der Sittah völlig unbekannt ist, wegbleibt. Etwas hart ist ferner in derselben Scene nach Wegfall des Excurses über die Buchgelehrsamkeit die Verknüpfung der beiden Reden Sittahs: 'Nenn' Mich Sittah, deine Freundin, deine Schwester. . . . . . O was ist Dein Vater Für ein Mann!' da letzterer Ausruf ja erst durch das Vorhergehende begründet ist. — Um so deutlicher erkennen wir, wie viel Schiller am Wegfall dieser Abschnitte gelegen war. Besonders charakteristisch für sein Verfahren ist die Kürzung von III 1. Von dem Vergleiche des Aberglaubens mit giftigen Blumen bleibt nur der erste Theil, welcher pathetisch gehalten ist, stehen (bis zu den Worten: 'zu mischen'). Auch durch die Kürzungen von V 6 gewinnt das Pathetische in der Scene das entschiedene Übergewicht.

Schiller hatte demnach die Absicht, das Charakterbild Rechas, wie er es bei Lessing vorfand, dahin zu ändern,

dass er das reflectirende Element möglichst entfernte. Dazu war er durch seine Umarbeitung von I 2 nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, weil er ja die Grundlage jener theoretischen Erkenntnisse, die directe Belehrung durch Nathan hatte wegfallen lassen. Hierbei wird, wie wir sahen, auch der Ausdruck der Gesammttendenz des Werkes abgeschwächt. Ob auch dies beabsichtigt war, wird sich später zeigen.

Schiller ist aber noch in einem anderen Punkte der Behandlung Rechas von Lessing abgewichen. Dieser lässt uns offenbar absichtlich bis gegen Ende des Stücks darüber unklar, ob die Leidenschaft des Ritters von dem Mädchen erwiedert werde. Alle Personen, selbst Nathan (vgl. besonders II 4), glauben dies und knüpfen daran Aussichten für die Zukunft (vgl. II 5, III 9). Auch die Erklärungen Rechas in III 3, nach der ersten Begegnung mit dem Ritter, bringen uns nicht genügendes Licht. Erst in der Schlussscene erfolgt ganz plötzlich die Lösung des Räthsels. — Hier waltet gewiss die feinste Berechnung. Sie ist aber vielleicht zu fein für das Verständniss dessen, der das Stück ohne vorherige Lektüre zum ersten Male auf der Bühne dargestellt sieht.

Schiller hat nun die meisten Anspielungen auf eine mögliche Gegenliebe Rechas und eine Heirat weggelassen (in I 1. II 4. II 8. III 1. III 10. IV 4), so auch die darauf bezüglichen Äusserungen Saladins in dem ganz getilgten Auftritt IV 5, Dajas Phantasien über das Brautkleid in IV 6, Saladins Neckerei am Schluss von V 7. In I 4 ist durch geschickte Kürzung und Änderung dem Wunsche Rechas, den Ritter wiederzusehen, das bei Lessing stark ausgeprägte Ungestüm genommen. Stehen geblieben ist die Anspielung Nathans gegenüber dem Tempelherrn (II 5: 'Und ah! welch eine heitre Ferne'). Nur durch diese konnte die nachherige Entrüstung des Tempelherrn gegen Nathan begreiflich werden. Doch ist dann die wörtliche Zurückbeziehung auf diese Stelle getilgt. Bei den nicht gestrichenen Anspielungen Dajas in I 6 und IV 6 muss man bedenken, aus wessen Munde sie kommen. — Jedenfalls können die wenigen auf ein Heiratsproject deutenden

Stellen, die Schiller beibehält, uns nicht von der Schlussfolgerung abhalten, dass es in seiner Absicht lag, den Gedanken an eine erotische Leidenschaft Rechas möglichst fern zu rücken. Seine Auffassung von Rechas Charakter aber konnte ihn dazu nicht nöthigen. Daher ist anzunehmen, dass er jenen Mangel an Deutlichkeit, den Lessing absichtlich hineingebracht zu haben scheint, entfernen wollte. Der Knoten schien ihm für das Verständniss des noch uneingeweihten Zuschauers, für den er das Stück einrichten wollte, allzu künstlich geschürzt.

Dieses Streben nach möglichster Deutlichkeit und Durchsichtigkeit gesellt sich als drittes Princip zu der oben festgestellten Abschwächung des reflectirenden und des tendenziösen Elementes.

Es gilt nun zu untersuchen, ob diese drei Principien sich auch sonst bei Schillers Änderungen nachweisen lassen.

Tief einschneidend ist die Umformung der ersten Al-Hafi-Scene (I 3). Den Entschluss des Derwisch zur Übernahme der Schatzmeisterstelle und die Gründe, welche ihn überhaupt bewogen, sich in das Getriebe der Welt zu mischen, hat Schiller selbständig behandelt: 'Nun aber.... geschieht mir recht.' Mit den letzten Worten knüpft Schiller unter Weglassung einiger Zeilen an den Lessingschen Text wieder an. Das vor dem Zusatze getilgte umfangreiche Stück, über welches nachher zu handeln sein wird, enthält nicht etwa, wie man erwarten sollte, die Lessingsche Begründung von Al-Hafis Entschluss, sondern diese folgt unmittelbar auf die Schillerschen Verse und ist in der Bearbeitung stehen geblieben. Schiller wollte sie also nicht durch die seinige ersetzen, sondern ergänzen. — Bei Lessing gibt Al-Hafi eitle Empfänglichkeit für eine Schmeichelei Saladins als seinen einzigen Beweggrund an: ('Ich fühlte.... eines Gecken Geck'). Schiller schickt eine moralische Betrachtung voraus, welche dadurch, dass sie nicht nur die Übernahme des besonderen Amtes, sondern überhaupt die Fähigkeit zu einem solchen Schritte erklärt, dann aber auch durch die Tiefe des Gedankeninhaltes das kleinliche Motiv der Eitelkeit als ganz nebensächlich erscheinen lässt. Zweifellos ist auch in Lessings Darstellung das Motiv der

Eitelkeit (vgl. II 9) weder das einzige, noch das hauptsächlichste. Der wirkliche Beweggrund der Übernahme des Amtes war trotz jener missmuthigen Selbstschilderung gewiss ein moralischer. Die Worte, welche Schiller dem Derwisch in den Mund legt, entsprechen durchaus seiner Gesinnung, und es ist für den Zuschauer von grossem Nutzen, einmal deutlich ausgesprochen zu hören, was sich aus dem burlesken Tone Al-Hafis nur bei genauer Aufmerksamkeit und guter Darstellung heraushören lässt. — Muss man nun auch den allgemeinen Grundgedanken Schillers billigen, dem Derwisch ein moralisches Motiv beizulegen, so scheint er mir doch bei der Ausführung die Grenzen des von Lessing vorgezeichneten und von ihm selbst in allen wesentlichen Punkten beibehaltenen Charakterbildes überschritten zu haben. Der hastige, schnell entschlossene, jeder Regung sofort nachgebende Mann stellt solche ruhige Betrachtung nicht an, oder gibt ihr, wenigstens in der Stimmung, in welcher er sich I 3 befindet, nicht diesen wohlüberlegten Ausdruck.

Wesentliche Kürzungen, wenn auch keinen Zusatz, hat die schwierige Rolle des Klosterbruders erfahren, dessen subjective Reflexionen nicht aus dem Verstand, sondern aus inneren Kämpfen des Gemüths stammen. Sind nun auch die Äusserungen in I 5 und IV 7, welche Friedrich Schlegel zu dem Urtheil verführten, der Bruder falle manchmal aus der Rolle, mit dem Charakter der Person wohl vereinbar, so ist doch die Gefahr nicht zu verkennen, dass der Zuschauer manche jener Aussprüche aus dem Zusammenhange des Charakters und der Situation missverständlich heraushebe. Dies glaube ich, wollte Schiller verhüten, indem er folgende Abschnitte wegliess:

1) I 5. Die Angabe der Adresse und eines Theils vom Inhalt des an König Philipp zu bestellenden Briefes ('Guter Bruder' bis 'zu stellen'). Damit fällt die ausgesprochene Verwunderung über die weltlichen Interessen des Patriarchen weg.

2) Ebenda die nähere Auskunft über den gegen Saladin geplanten Mordanschlag mit den bemerkenswerthen Beiwörtern 'gottesfürchtig' und 'wacker'.

3) IV 7. Die Bemerkung über die Sünde gegen den heiligen Geist.

4) Ebenda die Äusserung über den secundären Werth des positiven Bekenntnisses bei der Erziehung und die Klage über die Intoleranz der Christen.

Die Ausscheidungen gingen meist leicht und ohne Schaden vor sich. Nur die Anknüpfung nach der zweiten ist nicht glatt, da die wörtliche Beziehung auf das vorhergehende Epitheton 'wacker' zerstört wird. — Schiller erreichte durch diese Weglassungen zweierlei: Er erleichterte dem Zuschauer das Verständniss des Charakters des Klosterbruders, indem er diejenigen Aussprüche tilgte, welche irrthümlich als ironisch oder kritisch aufgefasst werden konnten, und er milderte den Ausdruck des Tendenziösen. Wir erkennen also auch hier dieselben Principien der Umarbeitung, wie bei den vorher besprochenen Abschnitten.

Am freiesten hat Schiller mit dem Lessingschen Texte III 4 geschaltet. Auf diese Umarbeitung bezieht sich ohne Zweifel das Urtheil eines ungenannten Kritikers in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1805, 71, 159, welcher behauptet, dass 'der schwache Grund, auf welchem Lessing sein Gebäude aufführte, erst recht sichtbar geworden', und die Wirkung eine 'widrige' nennt.

Die Scene gibt uns die Antwort auf die Frage: wie kommt der offene und geradsinnige Saladin dazu, dem Nathan eine Falle zu stellen? Die Antwort lautet: seine Bedenken sind durch Sittah beschwichtigt. Gerade über diesen Punkt nun ist uns aus Schillers Nachlass ein Urtheil erhalten (Goedeke 10, 545): 'Lessing hat im Saladin gar keinen Sultan geschildert, und doch ist die Intention Saladins mit Nathan, wie er ihm die Frage wegen der drei Religionen vorlegt, ganz sultanisch. Deswegen erscheint uns dieses Motiv plump, ja ganz unpassend; es gehört einem anderen Saladin, als wie wir ihn im Stücke sehen. Der Dichter hat es nicht verstanden, jene derbe Frage zu vertreiben und die Handlungsweise des historischen Saladin mit dem Saladin seines Stückes zu vereinbaren. Dass Saladin bloss aus Eingebung der Sittah handelt, ist bloss ein Nothbehelf, der die Sache um nichts besser macht.'

Derjenige Theil der Scene nun, in welchem Lessing die nach Schillers Ansicht verfehlte Motivirung versucht, zerfällt inhaltlich in folgende Abschnitte:

1) Sittahs praktischer Sinn im Vergleich zu Saladin (bis 'Leider wahr!'). 2) Die sittliche Unbedenklichkeit des speciellen Falles (bis 'Ich freue mich darauf'). 3) Sittahs laxere Auffassung von Gut und Böse (bis 'nach seiner Art zu brauchen'). 4) Ihre Lust an der Intrige.

Indem nun Schiller die beiden letzteren Abschnitte weglässt, beseitigt er gerade die an diesem Orte zu Sittahs Charakteristik wesentlichsten Züge. Blieb daher bei Lessing nach Schillers Ansicht die Frage unbeantwortet: wie kommt Saladin zu dieser Handlungsweise? so entsteht nach den erwähnten Kürzungen die zweite Frage: wie kommt Sittah zu dieser Überredung? — Diesen Mangel hat der von Schiller hinzugedichtete Abschnitt ('Stürm nur nicht.... Nur zu!') in keiner Weise ausgeglichen, denn er enthält nichts als eine erschreckend deutliche Entwicklung von Sittahs Plan.

Schiller hat also dem von ihm selbst gegen Lessing gerichteten Vorwurfe auf keine Weise auszuweichen gesucht, wahrscheinlich, weil er es nicht für möglich hielt. Andererseits ist seine Absicht unverkennbar. Er wollte den gegen Nathan gesponnenen Plan klar und deutlich darlegen. Bei Lessing erfahren wir in II 4 und in der besprochenen Scene nur so viel, dass irgend etwas nicht ganz Unbedenkliches gegen Nathan im Werke sei. Dadurch wird zunächst unsere Spannung und Besorgniss vergrössert, weil wir einen für Nathan günstigen Ausgang der Sache nicht, wie bei Schiller, voraussehen; sodann aber tritt dadurch der Geldpunkt, den Lessing aus der Erzählung des Bocaccio beibehalten hat, nach Möglichkeit in den Hintergrund. Beide Ziele hat Schiller aufgegeben und damit gerade an der Stelle die grösste mögliche Deutlichkeit hergestellt, wo es galt die berühmte Parabel mit der Handlung des Stückes zu verknüpfen. Der Einschnitt nach den Worten: 'Ich freue mich darauf!' ist recht glücklich. Denn dadurch kommt der Ausdruck von Saladins Neugier auf Nathans vielgerühmte Weisheit an den Schluss. Im übrigen aber übt hier das Streben nach

dramatischer Deutlichkeit eine rücksichtslose Alleinherrschaft aus.

Dieselbe Absicht scheint Schiller noch an einigen anderen Stellen geleitet zu haben, wenn auch die Mittel der Ausführung sanftere sind als in der eben besprochenen Scene.

Es herrscht zunächst bei Lessing grosse Unklarheit darüber, wie weit der Tempelherr über seine Familie und Abstammung unterrichtet sei. Die Worte II 6, mit welchen er Nathans forschenden Blick abzuweisen sucht ('Der Blick ... wünschte'), deuten an, dass er ein Geheimniss zu hüten hat. Aus III 8 geht hervor, dass er seine orientalische Abstammung und irgend eine Episode aus dem Leben seines Vaters kennt, die als ein 'Fall' bezeichnet werden konnte. Die ganze Wahrheit aber kann er unmöglich wissen. Man versteht nicht, weshalb er in III 9 Nathan gegenüber lieber für den Bastard eines Templers gelten, als seinen wahren Namen nennen will, worüber ihm Nathan in der Schlussscene einen sanften Vorwurf macht. Wir dürfen daher, wenn Schiller aus III 8 die Worte: '... die glaublicher ... wo er fiel' weglässt, einen Versuch erkennen, die Unklarheit wenigstens etwas zu mildern.

Aus ähnlichem Grunde bleiben vielleicht des Ritters Andeutung über frühere Herzenserlebnisse am Beginn von III 10 und ein Theil von Rechas Anrede an Daja in III 1 ('Ein Bild der Deinen ... die Meinen') fort. Denn beides sind Anspielungen, die in dem Stücke selbst nicht klargelegt werden.

Auch darin erkennen wir das Streben nach Vereinfachung, dass in I 3 zugleich mit einem grösseren leicht entbehrlichen Stücke der flüchtige Versuch Al-Hafis getilgt ist, bei Nathan für Saladins Kasse zu borgen. Ernstlich in Anspruch genommen hätte er den Freund doch nicht (vgl. II 2), und Nathan hätte nach einem solchen Versuche einen ernstlicheren Argwohn gegen Saladins Absichten fassen müssen, als er ihn in III 6 äussert.

Im Gespräch zwischen Saladin und Recha (V 7) wird ausgelassen, dass Daja die christliche Abstammung des Mädchens von deren Amme erfahren habe. Schiller verzichtet auf diese nebensächliche und künstliche Angabe.

Endlich scheint Schiller mitunter auch durch mangelnde Klarheit des Ausdruckes der Gedanken zu Tilgungen veranlasst worden zu sein. Dies trifft meiner Ansicht nach folgende Stellen: I 1 Die zur Schilderung von Rechas ekstatischem Gemüthszustande dienenden Worte Dajas: 'Im Schlafe . . . als Engel'. I 2 Die Worte, mit welchen Recha die Schmeichelei Nathans abweist: 'Wem schmeichelt . . . oder Euch'. II 1 Die dunkle Bemerkung Saladins beim Schachspiel: 'Hab ich mit dem Iman denn gespielt'. IV 4 Das mythologische Gedankenspiel desselben: 'Sieh' . . . erhalten worden'. Alle diese Stellen bedürfen des Commentars und sind daher für die meisten Zuhörer verloren. Eine positive Erleichterung des Verständnisses konnte es sein, wenn Schiller die Daja in I 1 'meines Auferstandenen' statt 'unseres' sagen und den Saladin in II 1 das Geld nicht nur 'überflüssig', sondern sogar 'überlästig' nennen lässt. Die religiöse Beschränktheit und die fürstliche Verschwendung treten dadurch noch deutlicher hervor.

Wie das Streben nach Deutlichkeit, so ist auch die Abneigung gegen das Tendenziöse an einigen Stellen die alleinige Ursache von Änderungen. Hier ist anzuführen: II 1 Der starke Ausdruck der Entrüstung Sittahs über den Aberglauben und Dünkel der Christen und Saladins Antwort darauf ('Selbst das . . . irrst du dich'). IV 2 Die Lehre des Patriarchen von der Unterordnung des sittlichen Ehrgefühls unter die Befehle der Kirche ('und das Ewige . . . zu prüfen'). IV 4 Die weitere Ausführung des Templers über den schlimmsten Aberglauben ('Dem allein . . . allein'). V 5 Ebendesselben bittere Bemerkungen über den christlichen Bruder Rechas ('Und das kümmert . . . der Christlichste, der Beste').

Das Bestreben ferner, das wir bei der Umgestaltung Rechas zu bemerken glaubten, scheint auch noch an einigen anderen Stellen die Veranlassung zu Kürzungen von Reflexionen gewesen zu sein. Es fehlen z. B. I 4 die Worte, mit welchen Nathan der Daja die Bezeichnung des Ritters mit einem blossen 'Er' verweist. ('Er? er? . . . ein Engel wäre, nicht'). III 5 Die Sentenz über das Lästige unangebrachter Bescheidenheit ('Denn . . . ekelt'). III 8 Die Grü-

belei des Ritters darüber, ob das Wort 'Entschluss' auf seine Handlungsweise passe ('und der Entschluss . . . ich litte bloss'). Auch des Templers kurzer Monolog am Anfange von III 10 konnte ausser durch die dunkle Anspielung auf früher Erlebtes durch seinen reflectirenden Charakter Anstoss erregen. Überhaupt ist Schiller kein Freund von Gedanken- und Wortspielen in erregten Scenen. Dadurch wurde er vielleicht in der eben erwähnten Scene zur Weglassung der Worte: 'Er muss nicht . . . muss und gern!' veranlasst, sowie im letzten Monologe des Ritters (V 3) zur Tilgung des Vergleichs: 'Dass Ein einz'ger Funken dieser Leidenschaft Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann'.

Bis hierher, glaube ich, lassen sich bestimmte einheitliche Gesichtspunkte in Schillers Verfahren erkennen. Eine stilistische Beobachtung stellte Goedeke an. Zu den Worten 'Mein Kind ist wirklich wohl verbrannt' die an Stelle der Lessingschen Fassung: 'Ist wirklich . . . ist verbrannt' treten, bemerkt er 15, 2, 85: 'Wie hier suchte Schiller durchweg die Manier Lessings, alle Personen in gleichem, zerhackten Dialog sprechen zu lassen, abzustreifen'. Als weitere Belege dafür kann man anführen die Weglassung von 'Er sichtbar, sichtbar . . . verweht' in I 2, und von 'Verstosst sie . . . lassen? sie!' in der Schlusscene. Doch scheint Goedeke die Tragweite seiner Beobachtung zu überschätzen.

Streben nach Erleichterung des Verständnisses sowie Abneigung gegen das reflectirende und tendenziöse Element haben sich uns als die leitenden Gesichtspunkte der Schillerschen Bearbeitung ergeben. Es lässt sich nachweisen, wie Schiller durch seine uns bekannten dramaturgischen Ansichten gerade zu solchen Änderungen veranlasst werden musste.

Bei Gelegenheit einer ähnlichen Arbeit, der Einrichtung der Goetheschen Iphigenie für das Weimarer Theater hat Schiller Anlass genommen, seine Ansichten anzudeuten.[1]) In dem Briefe an Goethe vom 22. Januar 1802 (Nr. 836) findet er die Haltung des Ganzen 'für die dramatische Form

[1]) Die hierauf bezüglichen Aussprüche sind zusammengestellt bei Hempel 16, 519 ff. = Theat. 8, 519 ff.

zu reflectirend'. Aus ähnlichem Grunde tadelt er in der unvollendet gebliebenen Recension des Goethischen Stückes (Goedeke 6, 259), dass Iphigenie, nachdem Orest sich zu erkennen gegeben und verzweiflungsvoll entfernt hat, 'ihre Empfindungen in so zusammenhängenden Bildern und so schön periodisirten Reden' ausmale, in welchen sie sich als 'philosophische Betrachterin', nicht als selbst Leidende zeige. Man vergleiche dazu aus der Abhandlung Über naive und sentimentalische Dichtung eine Äusserung, die mit einer nachher zu besprechenden Stelle im Zusammenhang steht (Goedeke 10, 461): 'Der Tragiker muss sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessiren'. In dem Verstoss gegen diese Regel sah er einen Hauptfehler des Nathan, den Goethe (Weimarisches Theater 1802) ein Stück nennt, 'wo der Verstand fast allein spricht'.

Wie dem Reflectirenden überhaupt, so war Schiller besonders dem Moralisirenden im Drama abhold. Über Goethes Iphigenie äussert er sich an einer späteren Stelle des erwähnten Briefes: 'Da überhaupt in der Handlung selbst zu viel moralische Casuistik herrscht, so wird es wohlgethan sein, die sittlichen Sprüche selbst und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken' (vgl. Nr. 708 vom Januar 1800).

Mit dem Moralisirend-Didaktischen hängt aber das Tendenziöse auf das engste zusammen. Es bedarf kaum des Hinweises auf die ausdrückliche Erklärung in dem Aufsatze 'Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet', um die Überzeugung zu gewinnen, dass Schiller die Tendenz des Lessingschen Nathan der Sache nach billigte. Um so weniger jedoch hielt er, wenigstens in seiner reiferen Periode, die Bühne für den geeigneten Ort zur Propaganda. Den oben angeführten Worten aus der Abhandlung Über naive und sentimentalische Dichtung geht folgende Bemerkung voraus: 'Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter den seinigen immer theoretisch, auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten'. In der Anmerkung hierzu stellt er diesen Fehler Lessings als

verhängnissvoll für das ganze Kunstwerk dar: 'Im Nathan dem Weisen hat die frostige Natur des Stoffes das ganze Kunstwerk erkältet. Aber Lessing vergass, dass der Dichter nicht befugt sei, die tragische Form zu einem anderen als tragischen Zweck anzuwenden' (vgl. Über die tragische Kunst, Goedeke 10, 40).

Endlich spricht Schiller auch seine auf Erleichterung des Verständnisses für den Zuschauer gerichtete Absicht aus und zwar wiederum bei Gelegenheit der Bearbeitung der Iphigenie. Brief vom 20. Januar 1802 (Nr. 834.): 'Ich werde nunmehr die Iphigenie mit der gehörigen Hinsicht auf ihre neue Bestimmung lesen und jedes Wort vom Theater herunter und mit dem Publicum zusammen hören'. So hatte er die Kürzung des mythologischen Theils empfohlen, der 'für das Publicum in Massa zu kalt' sei.

Will man nun gegen die Richtigkeit der hier gewonnenen Resultate einwenden, dass die aufgezeigten Principien der Bearbeitung für Schiller nicht massgebend gewesen seien, weil er sie sonst consequenter durchgeführt hätte, so kann mit Schillers eigenen, auf die Iphigenie bezüglichen Worten erwidert werden (Brief vom 22. Januar 1802): 'Öfters sind auch diejenigen Partien, die das Los der Ausschliessung vor andern getroffen haben würde, nothwendige Bindungsglieder, die sich durch andre nicht ersetzen liessen, ohne den ganzen Gang der Scene zu verändern'. Ein anderer Einwand wäre der, dass noch immer viele Kürzungen und Änderungen unerklärt bleiben. Dagegen ist zu bemerken, dass erstens jeder aus irgend einem inneren Grunde entfernte Abschnitt Theile seiner Umgebung mit sich reisst, zweitens aber auch für Schiller die Kürzung an sich Selbstzweck war, da der ganze Nathan für einen Theaterabend zu lang ist. Es war ihm daher gewiss oft genügender Grund zur Ausscheidung, dass der betreffende Abschnitt überhaupt zu entbehren war.

Berlin. G. Wartenberg.

Hölderlinstudien.[1]

1. Zur Entwicklungsgeschichte des Hyperion.

Wir wissen, dass Hölderlins Interesse während seines letzten Universitätsjahres vorzugsweise durch seinen griechischen Roman — Hyperion — in Anspruch genommen war. Den Plan dazu hatte er offenbar schon früher gefasst. Denn im Juni 1792 schreibt ihm Magenau in einem bisher ungedruckten Briefe: 'Du willst Romanist werden' und wünscht diesem Vorhaben, welches er billigt, einen guten Erfolg. Ob Hölderlin durch Wielands Schriften dazu angeregt war, lässt sich nicht feststellen. Auf die spätere Fassung ist Heinses Einfluss nicht zu verkennen. Hölderlin war der Hymnen überdrüssig geworden, da er, wie es in einem Briefe an Neuffer heisst, bald gefunden, dass sie ihm 'doch selten in dem Geschlechte, wo doch die Herzen schöner sind, ein Herz gewinnen würden', und dies habe ihn in seinem Entwurfe eines griechischen Romans bestärkt. Im Frühling 1793 las er Stäudlin bei seinem Besuche zuerst daraus vor und schickte ihm im Juli ein Fragment desselben zu, das er auch Neuffer zu beurtheilen bat. Dieser Entwurf wurde jedoch später gänzlich umgearbeitet und ist erst neuerdings in seiner ursprünglichen Gestalt durch August Sauer ans Licht gezogen. Im Archiv für Litteraturgeschichte (13, 380 ff.) hat dieser 'aus Wilhelm Küntzels handschriftlichen Schätzen' ein Fragment veröffentlicht, welches er für die älteste Fassung des Romans hält. Es trägt den Titel: 'Hyperions Jugend. Erster Theil. Herausgegeben von Friedrich Hölderlin', ist eine Ich-Erzählung, in Kapitel eingetheilt, bricht leider aber schon im Anfang des zweiten Kapitels ab. Der jugendliche, in Zweifeln befangene Erzähler schildert sein Zusammentreffen mit einem 'guten' Manne, welcher ihm die Resultate seiner Lebenserfahrung mittheilt (erstes Kapitel) und auf seinen Wunsch sich anschickt, ihm die Geschichte seines jugend-

[1] Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 15, 61 ff.

lichen Lebens zu enthüllen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dieses Fragment noch vor Hölderlins Abgang nach Waltershausen in Tübingen, bez. Nürtingen geschrieben wurde. Dafür spricht schon der Stil, der durch eine gewisse Unbeholfenheit und Nüchternheit, im Vergleich mit der späteren Meisterschaft, den frühen Ursprung verräth. Auch der Inhalt dieses ersten Kapitels weist auf jene Zeit hin. Er bewegt sich ganz in dem Kreise der Gedanken, welche damals ihn erfüllten. Wenn der 'gute' Mann im Beginn seiner Mittheilung sagt: 'Als unser Geist sich aus dem freien Fluge der Himmlischen verlor und sich erdwärts neigte vom Äther, als der Überfluss mit der Armuth sich gattete, da ward die Liebe. Das geschah am Tage, da Aphrodite geboren ward. Am Tage, da die schöne Welt für uns begann, begann für uns die Dürftigkeit des Lebens' — — so springt die Verwandtschaft mit den ersten Strophen des Gedichts: 'Das Schicksal' sofort in die Augen. Wie in dem Gedicht, so kommt auch in dem vorhandenen Fragment Hölderlins Pantheismus noch nicht zum Ausdruck. Der Gegensatz zwischen Geist und Natur, der Kampf zwischen beiden und ihre Versöhnung durch die Liebe, 'die Tochter des Überflusses und der Armuth' ist das Thema, um welches die Rede des Alten sich dreht. Es ist sehr zu bedauern, dass die folgenden Kapitel fehlen, die uns tiefere Einblicke in den damaligen Plan des Dichters hätten thun lassen. Die Andeutungen, welche er in dem erwähnten Briefe an Neuffer gibt, sind zu unbestimmt und allgemein gehalten, um Schlüsse darauf zu bauen. Auf der K. Bibliothek in Stuttgart, welcher der litterarische Nachlass Chr. Schwabs, so weit er Hölderlin betrifft, überliefert ist, habe ich von dieser Fassung gleichfalls nur ein Bruchstück des ersten Kapitels gefunden.

Ob neben diesem Entwurfe gleichzeitig noch andere entstanden sind, lässt sich nicht feststellen. Im Hamelschen Nachlass, der mir vom Besitzer gütigst zur Benutzung übergeben ist, findet sich auf einem Quartdoppelblatt das Bruchstück einer von den späteren Fassungen abweichenden Ich-Erzählung, in welcher der Abschied von Smyrna und die im Zorn erfolgende Trennung von Adamas geschildert wird. Ob aber dieses Bruchstück ein Theil eines selbständigen

Entwurfes sei, oder zu dem von Sauer veröffentlichten Fragment gehöre, ist eine Frage, die sich um so weniger entscheiden lässt, als die kindlich-steife Handschrift desselben von derjenigen Hölderlins verschieden ist, wir demnach eine Abschrift vor uns haben. Jedenfalls wird es vor dem Fragment in der Thalia entstanden sein.

In einer Anmerkung erwähnt Sauer, dass noch das Concept einer Versification des von ihm veröffentlichten Fragments im Nachlass erhalten sei. Ich habe es auf der K. Bibliothek in Stuttgart im I. Fascikel der Hölderlinschen Manuscripte, welcher die lyrischen Sachen enthält, gefunden, im Verzeichniss als 'Ungereimte fünffüssige Jamben' aufgeführt. Es besteht aus drei losen Quartblättern ohne Überschriften. Zwei dieser Blätter gehören zusammen und entsprechen, stellenweise wörtlich, dem von Sauer veröffentlichten Fragment von S. 280 l. Z. bis S. 283 Z. 7 v. u. Meiner Ansicht nach ist die metrische Form die ältere und später erst, mit Zurücklassung noch zahlreicher Spuren, in die prosaische aufgelöst. Ich schliesse dies daraus, dass die Mehrzahl der in jener vorgenommenen Änderungen in dieser als alleinige Fassung uns entgegentritt. Auch will es mir glaublicher erscheinen, dass Hölderlin ursprünglich die ihm vertrautere Versform gewählt und erst, nachdem er sich überzeugt, dass sie für philosophische Auseinandersetzungen sich weniger eigne, die Umwandlung in Prosa vorgenommen habe.

Das dritte Blatt ist offenbar ein Theil der Jugendgeschichte Hyperions. Es lautet:

[S. 1.] Oft sah und hört' ich freilich nur zur Hälfte
Und sollt' ich rechtwärts gehn, so gieng ich links
Und sollt' [ich] eilig einen Becher bringen,
So bracht' ich einen Korb, und hatt' ich auch
5 Das richtige gehört, so waren, ehe noch
Gethan war, was ich sollte, meine Völker
Vor mich getreten, mich zum Rath, und Feinde,
Zu wiederhohlter Schlacht mich aufzufordern.
Und über dieser grössern Sorg' entfiel mir dann
10 Die kleinre, die mir anbefolen war.
Oft sollt' ich straks in meine Schule wandern,

Vers 2 *zuerst* recht mich w

Doch ehe sich der Träumer es versah,
So hatt' er in den Garten sich verirrt
Und sass behaglich unter den Oliven
15 Und baute Flotten, schifft' ins hohe Meer.

Diss kostete mich tausend kleine Leiden.
Verzeihlich war es immer, wenn mich oft
Die Klügeren mit herzlichem Gelächter
Aus meiner seeligen Ekstase schrökten;
20 Doch unaussprechlich wehe that es mir,
Mir schien als wäre nun mein Heldentum
Zum Spotte vor der bösen Welt geworden,
Und was mit Recht dem Träumer galt, das nahm
Der Fürst der Heere für Entwürdigung.

25 Und lange drauf, als schon der Knabe sich
Für mündig hielt, ertappt' ich mich noch wohl Einmal
Auf einer kindischen Erinnerung
Als einst ich las, wie der Pelide tief
Gekränkt an seiner Ehre weinend sich
30 Ans Meeresufer setzt und seiner Mutter
Der Herrliche den bittern Kummer klag[te].
[S. 2.] Das beste Wort verwirrt den Menschen oft
Wenn er den treuen Tadel nicht versteht
Er soll sich reinigen von einer Schlake
35 Er möcht' es wohl und weis nicht wie und wo?
Und fühlt sein Gutes un[-] und Misverstanden.
Besiegt er es, so fühlt er wohl, er thue
Nicht recht daran, und siegt die Meinung nicht,
Behält ihr Recht die bessere Natur
40 So straft er sich doch auch und zwiefach quält
Im Kampfe mit sich selbst der Arme sich.

Von lieben Fantasien sollte sich
Zu rechter Zeit der Knaben Sinn enthalten
In seiner Folgsamkeit verwundete
45 Der Thörige die Wurzel seines Wesens
Den jungen Trieb zu wirken und zu siegen
Und grämte sich in seiner schmerzlichen
Erniedrigung und wähnte doch sie nöthig.

Vers 17 wenn *nach* freilich, dass 22 bösen] *zuerst* arge
26 wohl *nach* oft 27 *zuerst* auf einem kindlichen Vergleic
28 *zuerst* zum erstenmale las 31 tief *vor* bittern *gestrichen*.
33 treuen] *zuerst* wohlgemeinten 33 versteht *gestrichen und wiede hergestellt*. 34 Versteht *vor* Er *gestrichen*. 35 doch *gestriche nach* wohl 36 *verschrieben* füllt 41 Kampfe *zuerst* Streite
42 lieben] *zuerst* seinen 45 *zuerst* Arme tö

So gieng ich einst vorüber an der Kirche
50 Das Thor war offen und ich trat hinein.
Ich sahe keinen Menschen und es war
So stille, dass mein Fusstritt wiederhallte.
Von dem Altare, wo ich weilte, sah
Panagia mit Wehmuth und mit Liebe
55 Zu mir herab, ich beugte stumm vor ihr
Das Knie, und weint und blikte lächelnd wieder
Hinauf zu ihr und konnte lange nicht
Das Auge von ihr wenden, bis ein Wagen
Der rasselnd noch vorüberfuhr mich schrökte.
60 Izt trat ich leise wieder an die Thüre
Und sahe durch den Spalt und wartete
Des Augenbliks, wo leer die Strasse war.
Da schlürft' ich schnell hinaus, und flog davon
Und schloss mich sorgsam ein in meine Kammer.

Vermuthlich ist es dieses Bruchstück, auf welches sich Schwabs Geschichte von einer nächtlichen Anbetung des Panagia-Bildes durch den Knaben Hyperion gründet.[2]) Freilich stimmt seine Erzählung nicht ganz mit der obigen Darstellung überein, ich nehme daher an, dass er aus der Erinnerung schrieb, welche ihn über Einzelheiten täuschte. Das Bruchstück hat weniger einen poetischen, als einen psychologischen Werth durch die Charakteristik, die Hölderlin von sich als Knaben gibt. Wir erkennen darin schon die Züge, die seinem späteren Leben so verderblich wurden: den träumerischen, der Wirklichkeit abgewandten Sinn; das Schwelgen in ehrgeizigen Phantasien; die Verletzbarkeit des Gemüths durch den Tadel der Genossen. Zugleich sehen wir, wie die Gestalten der Homerischen Gesänge schon früh sich mit seinem Denken und Empfinden verwebten.

Im December 1793 verliess Hölderlin die Heimat und bald, nachdem er sich in Waltershausen etwas eingelebt hatte, begann er mit der Umarbeitung der früheren Entwürfe. 'Mich beschäftigt', schreibt er im April 1794 an Neuffer, 'jezt beinahe einzig mein Roman. Ich meine jezt mer Ein-

---

Vers 56 *vor* blikte läch *gestrichen.* 59 *verschrieben* rasseld 61—64 *am Rande.* 64 *zuerst* meiner

[2]) Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke. Herausgegeben von Christoph Theodor Schwab, Stuttgart und Tübingen 1846 2, 282.

heit im Plane zu haben, auch dünkt mir das Ganze tiefer in den Menschen hineinzugehen.' 'Übrigens', heisst es in einem etwas späteren (ungedruckten) Briefe an denselben, 'komme ich jezt so ziemlich von der Region des Abstracten zurück, in die ich mich mit meinem ganzen Wesen verloren hatte.' Doch setzte er das Studium des Kant eifrig fort. 'Meine einzige Lektüre', schreibt er seinem Bruder im Mai, 'ist Kant für jezt. Immer mehr enthüllt sich mir dieser herrliche Geist.' Und eben so im Juli an Hegel: 'Kant und die Griechen sind jezt beinahe meine einzige Lektüre.' Es scheint indess, dass er vorzugsweise ästhetische Probleme bei diesen Studien im Auge hatte. 'Mit dem ästhetischen Theile der kritischen Philosophie suche ich vorzüglich fertig zu werden.' Und im Oktober schreibt er an Neuffer: 'Vieleicht kann ich dir einen Aufsaz über die ästhetischen Ideen[3]) schicken; weil er als ein Kommentar über den Phädrus des Plato gelten kann und eine Stelle desselben mein ausdrüklicher Text ist, so wär' er vieleicht für Konz brauchbar. Im Grunde soll er eine Analyse des Schönen und Erhabenen enthalten, nach welcher die Kantische vereinfacht und von der anderen Seite vielseitiger wird, wie es schon Schiller zum Theil in seiner Schrift über Anmuth und Würde gethan hat, der aber doch auch einen Schritt weniger über die Kantische Gränzlinie gewagt hat, als er nach meiner Meinung hätte wagen sollen. Lächle nicht! Ich kann irren; aber ich habe geprüft und lange und mit Anstrengung geprüft.' In demselben Briefe meldet er dem Freunde, dass er mit dem ersten Theile des Hyperion beinahe ganz zu Ende sei. Die fünf ersten Briefe werde er in diesem Winter in der Thalia finden. 'Fast keine Zeile,' fährt er fort, 'blieb von meinen alten Papieren. Der grosse Übergang aus der Jugend in das Wesen des Mannes, vom Affecte zur Vernunft, aus dem Reiche der Fantasie ins Reich der Warheit und Freiheit scheint mir immer einer solchen langsamen Behandlung werth zu sein. Ich freue mich übrigens doch auf den Tag, wo ich mit dem Ganzen

---

[3]) Der Aufsatz ist meines Wissens nicht gedruckt und hat sich auch im Nachlass nicht gefunden.

im Reinen sein werde, weil ich dann unverzüglich einen andern Plan, der mir beinahe noch mer am Herzen liegt, den Tod des Sokrates, nach den Idealen der griechischen Dramen zu bearbeiten versuchen werde.'

Von der Aussenwelt drang während dieser Zeit, da Hölderlin am Hyperion arbeitete, nur wenig in die Stille, welche ihn umgab. Das Leben auf dem Gute war sehr einsam. Bei seiner Ankunft war Frau von Kalb abwesend; der Major mit seinem Sohne, Hölderlins Zögling, eine Gesellschafterin der Hausfrau und der Pfarrer des Ortes bildeten fast den alleinigen Verkehr. Erst im April 1794 kehrte Frau von Kalb von Jena zurück. Dass diese bedeutende, Hölderlin geistig verwandte Frau einen Einfluss auf ihn gewann, ist zweifellos. Seine Briefe an Schiller, an seine Mutter, an Neuffer, an Hegel zeugen von der Verehrung, welche er für sie empfand, und der Bewunderung, welche 'die seltene Energie ihres Geistes' ihm einflösste. Und in gleicher Weise bekunden die Briefe der Frau von Kalb an Herder, an Charlotte von Schiller, an Hölderlins Mutter (ungedruckt), wie hoch sie den Erzieher ihres Sohnes schätzte und welchen Antheil sie an ihm als Menschen, wie als Dichter nahm. Wie weit Hölderlin sie in seine dichterischen Pläne einweihte, lässt sich nicht erkennen. An seinem Zögling hatte er in der ersten Zeit, wie es scheint, wirkliche Freude. Aber im Laufe des Sommers verkehrte sich das immer mehr in das Gegentheil. Hölderlin musste allmählich inne werden, dass seine angestrengten Bemühungen um die Bildung des Knaben nur sehr geringen Erfolg hatten. Er suchte den Grund theils in der mittelmässigen Begabung desselben, theils in der äusserst fehlerhaften und strengen Behandlung, welche er in früher Jugend erfahren; dazu hatte der Knabe ein Leiden, welches Hölderlin zu unausgesetzter Wachsamkeit nöthigte und ihm Wochen lang fast gänzlich die Nachtruhe raubte. So empfand er seinen Beruf mehr und mehr als eine hemmende Last, unter deren Druck sein Gemüth sich verdüsterte und seine Arbeitskraft erlahmte. Seiner Mutter verschwieg er das Aufreibende seiner Lage und seine trübe Stimmung. Auch gegen Neuffer beobachtete er anfangs

Stillschweigen; in dem oben erwähnten Briefe vom Oktober 1794 machte er zum ersten Male seinem gepressten Herzen etwas Luft.[4])

Mit Schiller war Hölderlin von Waltershausen aus nur brieflich in Verbindung getreten. Um Ostern hatte er ihm das Gedicht 'Das Schicksal' gesandt, welches er während des Winters beinahe ganz umgeändert hatte. Schiller scheine es, schrieb er an Neuffer, sehr gut aufgenommen zu haben, 'nach dem, was er mir sagte in der Antwort auf meinen letzten Brief, wo ich ihm das Fragment von Hyperion schickte'.[5])

Schwere Gewichte hatten sich also an Hölderlins Schwingen geheftet, während er seinen in Tübingen begonnenen Roman umarbeitete. Wie gross die Änderungen sind, welche der ursprüngliche Plan erfuhr, können wir leider nur unvollkommen beurtheilen, da uns von der älteren Fassung so wenig geblieben ist, und wir von der neuen auch wieder nur ein Fragment besitzen.

Hölderlin hat in dieser die Ich-Erzählung mit der lebensvolleren Briefform vertauscht. Hyperion erzählt seinem Freunde Bellarmin von seiner Vergangenheit, aber mit der ganzen Gluth der Empfindung, als ob er eben Erlebtes berichte. So ist schon der Stil ein anderer, als in jener ersten Fassung. Auch der Inhalt weicht von dem früheren, so weit dieser uns vorliegt, ab. Im Mittelpunkt steht die Geliebte Hyperions, Melite; die Verkörperung seines Ideals in einer Mädchengestalt, 'wie aus Licht und Duft gewebt', ein Geschöpf der Sehnsucht des Dichters, in dem die Züge seiner Jugendgeliebten nicht zu erkennen sind. Hyperion hat früh seinen Frieden verloren, hat Ruhe gesucht, die Ruhe, die er 'in den seligen Tagen der Kindheit' besessen. In Melite hat er gefunden, was er suchte. Sie wird ihm plötzlich durch den Vater entrückt. 'Da ward ich, was ich jetzt bin. Aus dem Innern des Hains schien es mich zu mahnen, aus den Tiefen der Erde und des Meeres mir zu-

[4]) Die erste Hälfte dieses Briefes ist von Schwab nicht abgedruckt.

[5]) Sowohl diesem Briefe Hölderlins, als der Antwort Schillers habe ich bisher vergeblich nachgespürt.

zurufen, warum liebst du nicht mich? — Die Welt war mir heiliger geworden, aber geheimnissvoller.' Melite hofft er wiederzufinden 'in irgend einer Periode des ewigen Daseyns' — wann 'das grosse Wiedersehen der Geister' kommen wird — 'die längst da waren und da seyn werden' — 'denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beisammen'. — Jahre sind seitdem verflossen. Er hat sein Vaterland verlassen, 'um jenseit des Meeres Wahrheit zu finden'. Sein Herz war noch hoffnungsvoll. Er hat nichts gefunden, als den Freund. Jetzt will er zurück in die Heimat. 'Noch ahnd' ich, ohne zu finden.' 'Meinem Herzen ist oft wohl in dieser Dämmerung.' Eine 'verschleierte Geliebte' ist ihm 'diese unergründliche Natur'. Doch kann er von der verwegenen Neugier nicht ablassen, es zu ergründen, 'das grosse Geheimniss, das mir das Leben gibt, oder den Tod'.

Hier endet das Fragment. Eine Fortsetzung habe ich bisher nicht entdecken können.

Im November 1794 war Hölderlin mit seinem Zögling nach Jena übersiedelt, zu Ende Decembers auf kurze Zeit mit ihm nach Weimar gegangen und kehrte dann im Januar 1795, nachdem er das Verhältniss gelöst, allein nach Jena zurück. Seiner Mutter theilte er in einem (ungedruckten) Briefe jetzt offen die Gründe mit, die ihn zu seinem Entschlusse bestimmt hatten. Er hoffte durch seine litterarische Thätigkeit sich in Jena das Nöthige für seinen Unterhalt erwerben zu können, liess sich immatriculiren (15. Mai) und bereitete sich zum Examen vor, um später Vorlesungen an der Universität halten zu dürfen. Frau von Kalb unterstützte sein Vorhaben und schrieb in diesem Sinne an seine Mutter (ungedruckt). Er selbst hatte frischen Muth gefasst; der nahe Verkehr mit Schiller, die Verbindung, in welche er mit Goethe und Herder trat, erfüllten ihn mit neuem Leben, Fichtes Vorträge begeisterten ihn. In dieser Stimmung wandte er sich wieder dem Hyperion zu. Wie es ihm in der Regel mit seinen dichterischen Schöpfungen erging, genügte ihm bald die erste Form nicht mehr. 'Meine productive Thätigkeit', schrieb er am 26. Januar 1795 an Hegel, 'ist beinahe ganz auf die Umbildung der

Materialien von meinem Roman gerichtet. Das Fragment in der Thalia ist eine dieser rohen Massen'.

Im Hamelschen Nachlass findet sich in einer nur hie und da unwesentlich geänderten Reinschrift ein umfangreiches Bruchstück (vier Lagen von je zwei ineinander gelegten Quartdoppelblättern) einer Umarbeitung, deren Anfänge muthmasslich in diese Zeit zurückreichen, da der Inhalt sich grösstentheils in dem Gedankenkreise der ersten drei Briefe des Thaliafragments bewegt, einzelne Sätze und Wendungen denselben fast wörtlich entlehnt sind, die aber doch, so wie sie vorliegt, vielleicht erst in Frankfurt niedergeschrieben sein wird, da die Geliebte Hyperions nicht mehr Melite, sondern bereits Diotima genannt ist. Hölderlin hat die Briefform wieder verlassen und ist zur Ich-Erzählung mit der Eintheilung in Kapitel zurückgekehrt. Erhalten sind: der Schluss des dritten Kapitels; das vierte Kapitel (vollständig); der grösste Theil (Anfang und Schluss) des fünften und der erste Theil des sechsten Kapitels. Der Ton ist, der veränderten Form entsprechend, ruhiger und gehaltener, die Erzählung schreitet gleichmässiger fort. Die Schilderung des ersten Eindrucks, den Hyperion von der Geliebten empfängt, stimmt beinahe wörtlich mit der betreffenden Stelle im Thalia-Fragment überein; überhaupt ist ihr Bild kaum sonst noch mit lebhafteren Farben gezeichnet, als dort. Manches aus den Briefen ist im einzelnen weiter ausgeführt; anderes völlig neu: so der Abschied des jungen Hyperion von einem (ungenannten) väterlichen Freunde (Schluss des dritten Kapitels); Notara wird als ein gleichaltriger Genosse geschildert; Hyperion zürnt ihm, weil er bei einem Zusammensein mit ihm und anderen Freunden sich von ihnen verspottet glaubt; bei Notaras Mutter, deren Liebling Hyperion ist, sieht dieser zuerst Diotima, die als Verwandte in ihrem Hause zum Besuche weilt (viertes Kapitel); Notaras Mutter schildert Hyperion Diotimas Charakter und erzählt ihm ihre Herkunft; sie versöhnt ihn mit ihrem Sohne, der hinzukommt (Anfang des fünften Kapitels); Hyperion begegnet Diotima in Notaras Garten, sie spricht zu ihm mit Begeisterung von einer schöneren Gemeinschaft der Menschen, deren Bild in ihrer

Seele lebe, er nennt sie 'Schwester meines Herzens'; Notaras Mutter tritt mit Diotima, deren eigene Mutter nicht mehr lebt, eine kleine Reise an, um ihr die Insel zu zeigen, während Hyperion voll Trauer und Sehnsucht zurückbleibt (Schluss des fünften Kapitels). In Diotimas Abwesenheit sucht Hyperion sich ihr freundlich zu erweisen, er stimmt ihre Harfe, schreibt einiges für sie ab; da er bei ihrer Rückkehr keinen so warmen Dank von ihr empfängt, als er gehofft hatte, überlässt er sich einem eifersüchtigen Kummer, wie ihn der zweite und dritte Brief des Thalia-Fragments schildern; in dieser Stimmung erinnert er sich an Diotimas Vater und beschliesst, ihm zu schreiben. 'Du hast meiner gedacht, edler Geist! Ich denke Deiner jezt' — — Mit dem Schluss des Blattes bricht hier das sechste Kapitel ab.

Noch ein zweites Bruchstück einer Umarbeitung (zwei in einander gelegte Quartdoppelblätter) ist im Hamelschen Nachlass vorhanden, gleichfalls eine Reinschrift. Es unterscheidet sich von dem ersten dadurch, dass Hölderlin die Ich-Erzählung wieder mit der Briefform vertauscht hat, stimmt aber sonst, sowohl was Inhalt als Sprache betrifft, grossentheils mit dem vierten Kapitel desselben und so auch theilweise mit dem ersten Briefe des Thalia-Fragments überein. Dagegen entspricht der Anfang des Bruchstücks fast genau dem Anfange des zehnten Briefes in der letzten Fassung des Romans (1797). Es ist demnach anzunehmen, dass das Bruchstück vor dieser, aber später, als jenes erste Bruchstück niedergeschrieben wurde. Der Name der Geliebten wird in demselben nicht genannt. Der Schluss des Bruchstückes ist neu; ich lasse ihn hier folgen, weil er für die Art, wie Hölderlin damals von seiner Liebe dachte, charakteristisch ist.

— — — Oft sass ich stundenlang, versuchte zu schreiben, was in mir vorgieng — armes Wesen! als wäre der Jammer weg aus Dir, wenn er einmal auf dem Papiere stände! — Ich trage sie noch bei mir, diese traurigen Blätter. Ein sonderbar Mitleiden hielt mich immer ab, sie zu zernichten. Lieber! Du hasts ja einmal über Dich genommen, mit mir zu trauern, Du magst auch diss lesen. Ich weiss, Du ärgerst Dich nicht daran. Auch sind's

nur wenig abgerissne Töne. — Ach![6]) hätte doch mein Herz sich ausgeschüttet, sich verblutet, sich begraben in den armen vergänglichen Worten!

Da ich ein Kind war, heisst es, da strekt' ich meine Arme aus nach Freude und Sättigung und die Erde bot ihre Blumen und Beere mir dar, und die mächtige Natur gab lächelnd sich dem Kinde zum Spiele.

Da das Meer mich ausstiess und ich hülflos unter den Trümmern lag, da hub ein Mensch mich auf und wie ich erwachte sah' ein erbarmend Auge mich an.

War das nicht Liebe? nicht sie, die die Pflanzen mit Regen und Thau erquickt, die das Licht des Himmels über die Blumen giesst, dass ihr Herz sich öffnet und sie hervorgehn zur Freude? Auch mein Herz öffnete sich, auch ich bin hervorgegangen zur Freude. — Warum bin ich denn nun verlassen? verlassen!

Zwar hab' ich nichts mehr, was ein Herz zur Hülfe bewegen könnte; die Todten danken ja nicht.

Ja! lasst mich, lasst mich nur! —

Was wollt' ich dann? was ist mir fehlgeschlagen?

Was wird man antworten, wenn Du dahin bist und die Leute fragen: was hat ihm gefehlt?

Ach! man wird nicht fragen und nicht antworten.

Aber was wollt ich dann? —

Dass ich sah, was ein sterblich Auge nicht sieht, dass einst die Liebe mir erschien in einem seeligen Traume — — sollte das tödten?

Die Fabel sagt von Menschen, sie hätte die gegenwärtige Gottheit getödtet. — Ja! nun versteh' ichs. Die Fabel ist Wahrheit.

Aber sag' es nicht aus! Sie glauben Dir nicht und glauben sie Dir, so ists ihr Tod — ein stiller langsamer Tod! O spottet, wenn ich hin bin, spottet und sagt: er starb, weil ihm ein Traum sich nicht erfüllte.

Also ein Traum wars, da mir die Liebe erschien? Und man fände beim Erwachen keine Spur von ihm? Spuren mag man finden, wenn man eifrig[7]) genug herumsucht und lange genug hinsieht. O! davon kann ich reden. Hab' ich doch herumgesucht, bis ich hinsank, hab' ich mich doch blind gesehen an diesen Spuren, dass nun Nacht vor mir ist, Nacht, wie im Grabe! — Ach! beredte mich doch einer — —

Es erinnert dieser Schluss an eine Stelle in einem Briefe, den Hölderlin in den letzten Tagen des April von

---

[6]) gerne *gestrichen.*

[7]) *zuerst*: lange

Jena aus an Neuffer schrieb. Hier heisst es: 'Diesen Sommer wenigstens werd' ich ganz in Ruhe und Unabhängigkeit leben. Aber wie der Mensch ist! es fehlt ihm immer etwas, auch mir — und das bist Du, vieleicht auch ein Wesen, wie Dein Röschen ist. Es ist sonderbar — ich soll wahrscheinlich nie lieben, als im Traume. War das nicht bisher mein Fall? und seit ich Augen habe, lieb' ich gar nicht mehr.'

Wie weit Hölderlin in Jena mit seiner Arbeit vorrückte, wissen wir nicht. Am 9. März hatte Schiller an Cotta geschrieben: 'Hölderlin hat einen kleinen Roman, Hyperion, davon in dem vorletzten Stück der Thalia etwas eingerückt ist, unter der Feder. Der erste Theil, der etwa 12 Bogen betragen wird, wird in einigen Monaten fertig. Es wäre mir gar lieb, wenn Sie ihn in Verlag nehmen wollten. Er hat recht viel genialisches und ich hoffe auch noch einigen Einfluss darauf zu haben.'[8]) Und umgehend hatte Cotta sich bereit erklärt, das Werk zu verlegen.[9]) Aber Hölderlin verliess Jena, ohne zum Abschluss gekommen zu sein. Es scheint sogar, dass er eine Zeit lang die Liebe zu dem Werke verloren hatte. In dem erwähnten Briefe an Neuffer vom 28. April, in welchem er dem Freunde mittheilt, dass Cotta ihm für das erste Bändchen seines Romans 100 fl. bezahlt habe (?), sowie, dass Schiller ihm den Verlag besorgt, fährt er fort: 'Scandalisire Dich ja nicht an dem Werkchen! Ich schreib es aus, weil es einmal angefangen, und besser als gar nichts ist, und tröste mich mit der Hoffnung, bald mit etwas anderem meinen Kredit zu retten.'

Und zu Anfang des Sommers finden wir Hölderlin bereits wieder in seiner Heimat. Was ihn zu dem raschen Verzicht auf seine Jenenser Pläne bewogen, lässt sich aus den vorhandenen Briefen nicht klar ersehen. Geldnoth allein scheint das Motiv nicht gewesen zu sein. Gesundheitsstörungen in Folge der Lebensweise, zu welcher er genöthigt war, das Gefühl der Vereinsamung, die Sehnsucht nach den Seinigen wirkten, glaube ich, mit. Und auch die

[8]) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von Wilhelm Vollmer, Stuttgart 1876, Nr. 54.

[9]) Ebenda Nr. 58.

Nähe Schillers, so theuer sie ihm war, hatte ihn von der anderen Seite, wie er ihm selbst schreibt, beunruhigt. 'Ich war immer in Versuchung, Sie zu sehen, und sah Sie immer nur, um zu fühlen, dass ich Ihnen nichts seyn konnte.' Später bereute er den gethanen Schritt. 'Wär ich doch geblieben, wo ich war,' schreibt er im Herbst von Nürtingen aus in einem noch ungedruckten Briefe an Neuffer. 'Es war mein dummster Streich, dass ich ins Land zurükgieng. Jezt find ich hundert Schwierigkeiten nach Jena zurük zu gehn.' Die Arbeit am Hyperion fortzusetzen, war er, körperlich und gemüthlich leidend, nicht in der Stimmung.

Erst in Frankfurt, wo sein Freund Sinclair ihm im December eine Hofmeisterstelle im Hause des Herrn Gontard verschafft hatte, fand er Muth und Lust zu dichterischem Schaffen wieder. Hier sah er in der Frau des Hauses das Ideal verwirklicht, das bis dahin nur ein Traum seiner Sehnsucht gewesen war. 'Lieblichkeit und Hoheit', schreibt er im Juni 1796 an Neuffer, 'und Ruh' und Leben und Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen' — — 'Dass ich jezt lieber dichte, als je, kannst du dir denken'. Und in einem Briefe vom Februar 1797 heisst es: 'Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in diss arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitsinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüth besänftiget, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden.' — 'Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form, meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schiksaal mir mein glüklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher.' Freilich warf die Vergangenheit öfters noch ihre Schatten auf die heitere Gegenwart. Eine grosse Freude bereitete ihm das Wiedersehen seines Freundes Hegel, der im Januar 1797 gleichfalls als Hofmeister in eine Frankfurter Familie eintrat. 'Wir wollen', hatte ihm Hölderlin im November geschrieben, 'brüderlich Müh' und

Freude theilen, alter Herzensfreund! Es ist recht gut, dass mich die Höllengeister, die ich aus Franken mitnahm, und die Luftgeister mit den metaphysischen Flügeln, die mich aus Jena geleiteten, seitdem ich in Frankfurt bin, verlassen haben.' Auch von anderen Seiten noch empfing Hölderlin wohlthuende Anregungen. An Heinse, den er im Sommer 1796, als er mit der Gontardschen Familie sich in Cassel und Driburg aufhielt, kennen gelernt, hatte er sich warmherzig angeschlossen. 'Er ist ein herrlicher alter Mann', schreibt er an Neuffer. 'Ich habe noch nie so eine gränzenlose Geistesbildung bei so viel Kindeseinfalt gefunden.' Vermuthlich war es Heinse, durch welchen er auch zu dem berühmten Anatomen und Physiologen Sömmering, dem er übrigens schon als einem Freunde der Gontardschen Familie bekannt geworden, in nähere Beziehungen trat.[10])

Mit Schiller dauerte der angefangene briefliche Verkehr fort und Hölderlin sandte ihm wiederholt Gedichte für die Horen und den Musenalmanach. Schiller hatte ihm eine warme Theilnahme bewahrt; seinen Gedichten gegenüber aber erwies er sich als ein strenger, vielleicht zu strenger Richter. So fand beispielsweise das schöne gereimte Gedicht an Diotima, auch nach der durch Hölderlin bewirkten Kürzung, keine Gnade vor seinen Augen. Eine grosse Freude war es daher für Hölderlin, als Schiller ihm die Aufnahme seines Gedichts 'Der Wanderer' in die Horen und des Gedichts 'An den Äther' in den Musenalmanach zusagte. Leider scheint dieser für Hölderlin bedeutungsvolle Brief (vom 28. Juli 1797) verloren gegangen

---

[10]) In Sömmerings Handexemplar seiner Abhandlung 'Über das Seelenorgan' (Königsberg 1796), welches ich bei seinem Enkel, Herrn Architekt Sömmering in Frankfurt, sah, finden sich auf einem eingeklebten Blatte folgende, an die Xenien gemahnende Distichen von Hölderlins Hand:

'Sömmerings Seelenorgan und das Publikum.

Gerne durchschau'n sie mit ihm das herrliche Körpergebäude,
Doch zur Zinne hinauf werden die Treppen zu steil.

Sömmerings Seelenorgan und die Deutschen.

Viele gesellten sich ihm, da der Priester wandelt' im Vorhof,
Aber ins Heiligthum wagten sich wenige nach.

Hölderlin.'

zu sein. 'Ihr Brief', antwortet ihm Hölderlin, 'wird mir unvergesslich seyn, edler Mann! Ich fühle tief, wie treffend Sie meine wahrsten Bedürfnisse beurtheilt haben, und ich folge um so freiwilliger Ihrem Rath, weil ich wirklich schon eine Richtung nach dem Wege genommen hatte, den Sie mir weisen'.

In demselben Briefe hatte Schiller ihm die nahe Ankunft Goethes in Frankfurt gemeldet. In den ersten Tagen des August traf dieser dort ein. Aber erst am 22. August entschloss Hölderlin sich, zu ihm zu gehen. 'Er sieht etwas gedrückt und kränklich aus', schreibt Goethe an Schiller. 'aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit. ja mit Ängstlichkeit offen'. Welchen Eindruck Hölderlin von Goethe empfing, wissen wir nicht, da keine Briefe von ihm aus dieser Zeit vorhanden sind. Die heiteren Tage in Frankfurt waren für ihn bereits dahin. Während er durch die Freundschaft und das Vertrauen, welche Frau Gontard ihm dauernd bewies, sich innerlich beglückt fühlte, und an den Kindern mit warmer Liebe hing, wurde er durch die Nichtachtung und Zurücksetzung, die er von anderer Seite im Hause erfuhr, zum Theil vielleicht nur zu erfahren glaubte, tief gekränkt. Namentlich war es die vornehme Gesellschaft, die sich dort versammelte und der er sich 'der Schicklichkeit wegen' nicht entziehen durfte, welche ihn seine untergeordnete Stellung als 'bezahlter' Hofmeister bitter empfinden liess. Sein verletzbares Gemüth wurde um so schmerzlicher dadurch verwundet, als er diese Demüthigungen unter den Augen der von ihm verehrten und geliebten Frau erdulden musste. Schon im Sommer 1797 schrieb er an Neuffer, er sei 'zerrissen von Liebe und Hass', und nach einer langen Zeit gänzlichen Schweigens entdeckte er im November seiner Mutter das Peinliche seiner Lage und deutete die Nothwendigkeit an, das Haus verlassen zu müssen. Doch blieb er, von widerstreitenden Empfindungen bewegt, fast noch ein ganzes Jahr. Was er litt, sagt das unvollendete Gedicht:

Abschiedsworte. An Diotima.

Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frechen nicht
Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,

Von des Genius Feinden
Überwunden, ins feige Grab,
5 Dann vergiss mich, o dann rette vom Untergang
Meinen Namen auch du, gütiges Herz, nicht mehr,
Dann erröthe, die du mir
Hold gewesen, doch eher nicht.
Aber ahnd' ich es nicht? Wehe von dir, von dir,
10 Schutzgeist! ferne von dir spielen zerreissend bald
Alle Geister des Todes
Auf den Saiten des Herzens mir.
O so bleiche dich denn, Locke der muthigen
Jugend! heute noch du lieber, als morgen mir
— — — —
— — — — —

Endlich entschloss er sich zu dem schweren Abschied. 'Ich erklärte', schrieb er seiner Mutter von Homburg aus, 'Herrn Gontard, dass es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf eine Zeit in eine unabhängige Lage zu versezen, ich vermied alle weitere Erklärungen und wir schieden höflich auseinander.'[11])

In der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthalts beschäftigte sich Hölderlin vorwiegend noch mit philosophischen Studien. Er arbeite, schrieb er seinem Bruder im Februar 1796, jetzt einzig an den philosophischen Briefen für Niethammer. Diese Briefe sind nicht gedruckt und haben sich auch, so viel ich weiss, in seinem Nachlass nicht gefunden. Bald aber, in dem ersten Gefühle neuen Glückes, kehrte er zum Hyperion zurück. Doch scheint er auch jetzt des Weges noch nicht ganz sicher gewesen zu sein; wenigstens liegen die Spuren einer öftern Überarbeitung vor. Sowohl in dem Hamelschen Nachlass, als auf der K. Bibliothek in Stuttgart finden sich nicht nur viele Concepte von Briefen,

---

[11]) Die Schilderung, welche Jügel im 'Puppenhaus' von der fast gewaltsamen Entfernung Hölderlins aus dem Gontardschen Hause entwirft, gehört ebenso wie die andere Erzählung von seinem plötzlichen Aufbruch aus Bordeaux auf die Nachricht vom Tode der Frau Gontard zu den nachträglich in der Frankfurter Gesellschaft erzeugten Mythen. Dass überhaupt Hölderlins Verhältniss zu Frau Gontard ein anderes war, als gemeinhin angenommen wird, glaube ich demnächst an anderer Stelle im Zusammenhange einer von mir beabsichtigten Schilderung von 'Hölderlins Leben in Briefen von und an Hölderlin' begründen zu können.

oder Bruchstücke solcher, welche mit den gedruckten Briefen der letzten Fassung, wenn auch in Einzelheiten abweichend, im ganzen übereinstimmen, sondern auch Concepte von Briefen, welche wohl den in den gedruckten geschilderten Situationen entsprechen, aber, einzelne Sätze und Wendungen ausgenommen, durch die Darstellung sich unterscheiden; endlich auch Concepte von Briefen, welche im Druck vermisst werden. Ausserdem besitzt die K. Bibliothek in Stuttgart die Reinschriften zweier Bruchstücke von Briefen Hyperions an Bellarmin, von denen das kleinere sich ziemlich eng an einen der gedruckten Briefe letzter Fassung anlehnt, während das grössere nur hie und da seine Verwandtschaft mit denselben verräth, sonst aber in Form und Inhalt selbständig ist und zwei neue Personen, einen Diener Hyperions und einen Sohn seines Pflegevaters, in die Handlung einführt.[12])

Im November 1796 schrieb Hölderlin seinem Bruder: 'Mein Hyperion wird wohl bis nächste Ostern auf einmal ganz erscheinen. Zufälle haben seine Erscheinung verzögert.' Hiernach scheint es, dass er damals das Werk als abgeschlossen, oder doch dem Abschluss nahe ansah. Dennoch erschien zu Ostern 1797 nur der erste Band. Am 20. Juni sandte Hölderlin ihn an Schiller mit folgenden Worten: 'Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen den ersten Band meines Hyperion beizulegen. Sie haben sich des Büchleins angenommen, da es durch den Einfluss widriger Gemüthsstimmung und fast unverdienter Kränkungen gänzlich entstellt und so ärmlich war, dass ich nicht daran denken mag. Ich hab' es mit freierer Überlegung und glücklicherem Gemüthe von Neuem angefangen und bitte Sie um die Güte, es bei Gelegenheit durchzulesen und mich durch irgend ein Vehikel Ihr Urtheil wissen zu lassen. Ich fühle, dass es unklug war, den ersten Band ohne den zweiten auszustellen, weil jener gar zu wenig selbständiger Theil des Ganzen ist.' Nichts desto weniger vergingen noch

[12]) Am oberen Rande dieses Manuscripts findet sich von Schwabs Hand die Bemerkung: 'Bruchstück aus Hyperion, wahrscheinlich aus der Universitätszeit. C. S.' Gegen diese Annahme spricht aber schon die Briefform.

zwei Jahre bis zum Erscheinen des zweiten Bandes. Der Grund dieser Verzögerung ist nicht klar. Denn schon im Spätsommer 1797 hatte er seinem Bruder geschrieben: 'Mein Hyperion hat mir schon manches schöne Wort eingetragen. Ich freue mich, bis ich vollends mit ihm zu Ende bin. Ich habe den ganzen detaillirten Plan zu einem Trauerspiel gemacht, dessen Stoff mich hinreisst.' Und in einem Briefe vom 4. Juli 1798 citirt er ihm u. a. eine Stelle aus dem letzten Buche des Romans. Der Druck hatte damals jedenfalls noch nicht begonnen. So ist es immerhin möglich, dass er den heftigen Ausfall gegen die Deutschen am Schlusse des Werks, der so wenig zu dem Ganzen stimmt, erst, nachdem er Frankfurt verlassen, in seiner damaligen bitteren Stimmung und unter den Eindrücken, die er in Rastadt vom Congress empfing, nachträglich einfügte.

Wir haben also eine Reihe von Bearbeitungen, grösstentheils freilich nur in längeren oder kürzeren Bruchstücken vor uns, welche das Ringen des Dichters mit seinem Stoffe offenbaren. In allen erzählt er seine Vergangenheit. Aber die Form der Darstellung wechselt. Nachdem er die erste metrische Erzählung in Prosa aufgelöst hat, sehen wir ihn fortwährend zwischen der Ich-Erzählung und der Briefform schwanken, bis er in der letzten Bearbeitung sich endgültig für diese entscheidet. Die ruhigere, mehr objective Haltung, welche die Form der Ich-Erzählung mit sich brachte, mochte seinem erregten Gemüth damals am wenigsten genügen, wo dasjenige, was seine Darstellung in die Vergangenheit verlegt, zum Theil Wirklichkeit für ihn geworden war. Daher sind mehr noch als in den älteren Briefen die Bilder, welche scheinbar aus einer fernen Zeit die Erinnerung heraufholt, in die volle Gluth unmittelbarer Empfindung getaucht, um dann stellenweise von eben so lebhaften Gefühlsäusserungen aus der als Gegenwart angenommenen Lage heraus durchbrochen zu werden.

Welche Umgestaltungen etwa der ursprüngliche Plan des Ganzen im Laufe der Zeit erfuhr, vermögen wir bei der Unvollständigkeit, in welcher die älteren Fassungen auf uns gekommen sind, nur schwer zu beurtheilen. Wenn in der ältesten Prosa-Erzählung der 'gute' Mann, welcher dem

jugendlichen Erzähler die Geschichte seiner eigenen Jugend mittheilen will, wie der Titel 'Hyperions Jugend' vermuthen lässt, in der That Hyperion selbst ist, so hatte der Dichter damals offenbar einen anderen Entwicklungsgang seines Helden im Auge, als später. Auf eine eingehendere Schilderung von Hyperions Kindheit, von der ein Theil uns in einem Bruchstück der metrischen Erzählung erhalten ist, scheint Hölderlin schon früh verzichtet zu haben. In allen folgenden Bearbeitungen hören wir Hyperion nur ganz allgemein in sehnsüchtiger Erinnerung die Seligkeit seiner Knabenjahre preisen.

Die Geliebte Hyperions — anfangs Melite, später Diotima genannt — tritt uns zuerst in dem Thalia-Fragment entgegen. Sie wird hier von Hyperion früh durch den Vater getrennt. Ob diese Trennung eine dauernde sein sollte, oder ob ein späteres Wiederfinden beabsichtigt war, lässt sich nicht erkennen. In der dem Fragment wahrscheinlich zunächst sich anschliessenden Bearbeitung kommt es nicht zur Trennung, vielmehr will Hyperion hier, wie es scheint, gerade die Vermittlung des Vaters für seine Verbindung mit der Geliebten anrufen. Vielleicht aber wollte Hölderlin ursprünglich der Liebe, die ihm bis dahin nur im Traume erschienen war, keinen so hervorragenden Platz in seinem Werke einräumen. Und erst als er sie in Wirklichkeit erfahren und ihre Seligkeit und ihre Schmerzen kennen gelernt, als er ein ganzes Jahr lang die Bitterkeit der unabwendbar näher rückenden Trennung von dem geliebten Gegenstande gekostet hatte, konnte er nicht anders, als die Empfindungen voll in sein Gedicht ausströmen lassen. Immer aber blieb seine Liebe, auch einem weiblichen Wesen gegenüber eine eigenartige, ein der Freundschaft verwandteres Gefühl, der Freundschaft, die von Jugend auf seines Herzens tiefstes Bedürfniss gewesen war.

Die äusseren Verhältnisse der Personen wechseln mehrfach, meist ohne nachweisbaren inneren Grund. So wohnt im Thalia-Fragment Hyperion mit seinen Eltern in Smyrna, in den späteren Bearbeitungen auf der Insel Tina. Die Geliebte lernt er in den älteren Bearbeitungen im Hause eines Landsmannes, Notara, kennen, in welchem sie als

Verwandte vorübergehend sich aufhält. Notara ist einmal ein älterer verheirateter Freund Hyperions, das andere Mal ein gleichaltriger Genosse, der mit seiner Mutter lebt, deren Liebling Hyperion ist. In der letzten Bearbeitung wird Hyperion in das eigene Haus von Diotimas Mutter, die mit der Tochter und einem Knaben in Kalaurea wohnt, bei einem Besuche seines gleichfalls dort lebenden Freundes Notara eingeführt. Auch Adamas erscheint unter verschiedener Gestalt. In der im Eingange erwähnten Abschrift will er Hyperion mit Gewalt in Smyrna zurückhalten; im Thalia-Fragment ist es ein junger Tiniote, mit dem Hyperion eine Reise nach dem alten Troas unternimmt; in der letzten Bearbeitung sein väterlicher Freund und Lehrer.

Die älteren Bearbeitungen unterscheiden sich von der letzten durch eine grössere Mannigfaltigkeit und eine mehr ins einzelne gehende Schilderung der Situationen. So wird beispielsweise im Thalia-Fragment die Gedächtnissfeier in der Grotte Homers ausführlich erzählt, während in der letzten Bearbeitung Hyperion nur berichtet, dass er vor der Trennung von Adamas einige Tage mit ihm am Grabe Homers zugebracht habe. Auch der Kreis der Personen ist enger geworden, und die Nebengestalten sind nur in flüchtigen Umrissen angedeutet. Neben Hyperion und Diotima treten allein Adamas und Alabanda und gegen das Ende auch Notara bestimmter hervor. Adamas und Alabanda sind Geschöpfe der dichtenden Phantasie; der Freund, den Hölderlin im Leben am meisten geliebt, Neuffer, hat zu Alabandas Bilde keine Züge geliehen. Hyperion aber ist Hölderlin selbst. Als er im April 1797 die Schwester (in einem ungedruckten Briefe) das Buch zu lesen bat, setzte er hinzu: 'Es ist auch ein Theil von mir'. Diotimas Urbild ist die von ihm geliebte und verehrte Herrin des Frankfurter Hauses. Wenn Melite nur ein Traum seiner Sehnsucht gewesen war, so stand Diotima ihm lebendig vor Augen und so ist auch in der Dichtung ihre Gestalt vom wärmsten Leben erfüllt. Doch würden wir irren, wenn wir die Empfindungen, die Hyperion ihr entgegenbringt, einfach als den Ausdruck der persönlichen Gefühle des Dichters für

die Lebende ansehen wollten. 'Überhaupt', schreibt er bei einer anderen Gelegenheit seiner Mutter, 'muss ich Sie bitten, nicht Alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen.' Diotima ist im Gedicht an die Stelle getreten. die vorher schon Melite im Plan desselben einnahm.

Aus einer Erzählung ist ein lyrisches Gedicht geworden, in welches Hölderlin sein ganzes Innenleben ausströmt, in einer Sprache, deren musikalischer Wohllaut uns entzückt und die bei dem höchsten Schwung und allem Bilderreichthum wunderbar einfach bleibt. Alles, was das Gemüth des Dichters je bewegte, Freundschaft und Liebe, die Trauer um die vergangene Herrlichkeit des alten Griechenland, das leidenschaftlich-wehmüthige Gefühl, unter den Menschen seiner Zeit ein Fremdling zu sein, dagegen das innige Einssein mit der Natur, der wandellosen, stillen und schönen, von der er ausgegangen und in deren Arme zurückzukehren er sich sehnt, hat in ihr einen Ausdruck gefunden, der ergreifender nicht gedacht werden kann.

2. Die Diotima-Briefe.

Ob und in welcher Weise, nachdem Hölderlin das Gontardsche Haus verlassen, zwischen ihm und Frau Gontard — der Diotima seiner Gedichte — eine Verbindung fortbestanden, ist eine Frage, die von Verschiedenen verschieden beantwortet wird. Während z. B. Jügel[13]) behauptet, dass die Gedichte Hölderlins an Diotima der edlen Frau niemals zu Gesichte gekommen seien, und dass sie deren Annahme entschieden verweigert haben würde, er überhaupt jeden intimeren Verkehr zwischen beiden läugnet, erzählt Waiblinger[14]), dessen Mittheilungen freilich überall, wo sie sich nicht auf eigene Erlebnisse stützen. nur mit grosser Vorsicht aufzunehmen sind, nicht bloss von einem Briefwechsel zwischen ihnen nach der Trennung, sondern sogar von persönlichen Zusammenkünften auf einem Gute Diotimas. Letztere Angabe ist nun jedenfalls insofern

[13]) Das Puppenhaus S. 391.

[14]) Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn.

irrig, als Frau Gontard ein Gut nicht besass.[15]) Schwab sagt in seiner Biographie Hölderlins[16]): 'Es haben sich Bruchstücke von Briefen seiner Diotima erhalten, die voll Zartheit und Tiefe jeden Gedanken an eine unreine Flamme verbannen. Die Mittheilung dieser Papiere ist mir nicht möglich, ich habe sie nur einmal vorübergehend gesehen, und führe nur einige, mit den Persönlichkeiten nicht zusammenhängende geistvolle Worte an, die mir geblieben sind und einen Begriff von dem inneren Wesen jener Frau geben mögen.'

Mündlich erzählte mir Schwab im Herbst 1881, jene, zum Theil mit Bleistift geschriebenen Papiere hätten sich im Besitze von Hölderlins Schwester, Frau Bräunlin in Nürtingen († 1850), befunden, welche sie ihm einmal zur Ansicht mitgetheilt habe. Sie seien aber nach der Aussage ihres Sohnes, des Finanzraths a. D. Bräunlin in Weissenau († 1880) vernichtet.

In dem der K. Bibliothek in Stuttgart übergebenen Nachlass Schwabs fand ich im Herbst vorigen Jahres in Fasc. 5 ein Octavblättchen, welches von Schwabs Hand, mit kleinerer Schrift als gewöhnlich und mit mehrfachen Abbreviaturen, der Quere nach und zugleich in entgegengesetzter Richtung am Rande beschrieben ist und unter der Überschrift 'Diotima' eine Anzahl abgerissener Briefstellen enthält, unter denen sich auch die oben erwähnten, in seiner Biographie von ihm citirten befinden. Das Blatt, dessen Kürzungen ich auflöse, lautet:

[S. 1] Diotima.[17])

Je mehr man zu sagen hat, je weniger kann man sagen.

Schike mir den Hyperion durch Sinclair, es ist mir nicht möglich, ihn um ein paar Geldstücke zu kaufen.

* Träumen möchte ich immer, doch Träumen ist Selbstvernichtung, Selbstvernichtung Feigheit.

* Die Beziehung der Liebe besteht in der wirklichen Welt, die uns umschliesst, nicht durch den Geist allein, auch die Sinne

---

[15]) M. Belli-Gontard, Berichtigung einiger Irrthümer in Heribert Raus culturhistorischem Roman 'Hölderlin'.

[16]) Friedrich Hölderlins sämmtliche Werke S. 297.

[17]) Die mit * bezeichneten Sätze sind von Schwab a. a. O. citirt.

(nicht Sinnlichkeit) gehören dazu; ja[18]) Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen, keine[19]) Nahrung und Hoffnung mehr geben könnten, würde ein[20]) Ende zur Träumerei werden, oder vor uns verschwinden, sie bliebe, aber wir wüssten es nicht mehr und ihre wohlthätigen Wirkungen auf unser Herz würden aufhören.

[S. 2] ich fühle es unsere Liebe ist zu heilig, als dass ich Dich [?] täuschen könnte.

Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden nie ihre Befriedigung, fühle es mit mir, diese suchen wäre Thorheit, mit einander sterben — doch still, es klingt wie Schwärmerei und ist doch so wahr — ist die Befriedigung.

* Es ist für den[21]) Menschen leicht, leben zu lassen, was sie im Grunde nicht achten, nur das, was sie beneiden können, möchten sie stören.

Kehre nicht dahin zurück, woher Du mit zerrissnen Gefühlen in meine Arme Dich gerettet. Ich muss Dir nur gestehen, es hat mich ein wenig erschreckt, dass Du schreibst, Du wollest in einem gewissen Falle dem Rath und Ausspruch von Schiller folgen. Wird er nicht suchen, Dich in seine Nähe zu bringen. Wird dieser schmeichelhafte Ruf Dich nicht verführen? Wenn es nicht so wäre, o dann gedenke der Liebe und ihrer unzähligen Qualen.

An den Rand ist geschrieben:

[S. 1] — Schiller — Du könntest wohl nicht umhin, ihn zu besuchen, es könnte Dir wohl nicht angenehm seyn, und was ich dabei empfinden würde, fühlte ich genug an meinem hochklopfenden Herzen, als ich einige Stunden in jenem Hause zubrachte, einem Hause — in Weimar bei Jena, in was Schiller ziehen sollte.

[S. 2] Ich weiss es wohl, dem hohen Ideal der Liebe gelten solche Schwachheiten nicht und verdienen Verdammung, aber vor der menschlichen Empfindung der Liebe! Schonung. Du verstehst mich.

Es ist nun höchst wahrscheinlich, dass jenes Blatt die Notizen enthält, welche Schwab sich bei der Einsicht der ihm von Frau Bräunlin anvertrauten Papiere und, wie die Schrift mit ihren Abbreviaturen, Auslassungen und später im Druck verbesserten Fehlern schliessen lässt, in Eile gemacht hatte. Vollständige Briefe scheint Frau Bräunlin

---

[18]) *Im Druck* eine *statt* ja
[19]) *Im Druck* der wir keine
[20]) *Im Druck* am *statt* ein
[21]) *Im Druck* die *statt* den

nicht besessen zu haben, sondern nur Bruchstücke von Briefen, 'zum Theil mit Bleistift geschrieben'. Aber woher stammten jene Bruchstücke? Waren es Ausschnitte, oder Abschriften aus Briefen? Konnten unter diese 'Bruchstücke' durch Zufall nicht auch Fragmente anderen Ursprungs gerathen sein? Es fragt sich, wann Schwab die Papiere von Frau Bräunlin erhielt, da deren geistige Kräfte in ihren letzten Lebensjahren, wahrscheinlich in Folge wiederholter Schlaganfälle, sehr gelitten hatten. Der Annahme wenigstens, dass die auf dem genannten Blatte von Schwab notirten Sätze, die wir doch als einen Auszug aus jenen 'Bruchstücken' ansehen müssen, sämmtlich den Briefen Diotimas an Hölderlin entlehnt seien, stehen in meinen Augen unüberwindliche Bedenken entgegen, ich halte diese Annahme geradezu für ausgeschlossen. Namentlich die dunklen Äusserungen über Hölderlins Verhältniss zu Schiller lassen eine andere Hand vermuthen. Auch habe ich nirgends eine Andeutung finden können, dass Frau Gontard jemals in Weimar gewesen sei. Indess die Papiere sind vernichtet; über allen Betheiligten hat das Grab sich geschlossen, und eine Feststellung des Thatbestandes ist heute nicht mehr möglich.

Dagegen haben wir anderweitige, zweifellose Beweise, dass in der That Hölderlin mit Frau Gontard nach der Trennung in Briefwechsel blieb. Der Bibliothekar Hamel in Homburg, dem durch den genannten Finanzrath Bräunlin zahlreiche Briefe und Manuscripte Hölderlins übergeben waren, hatte sich im Jahre 1856 an Frau Arnold in Heidelberg, eine Nichte des Dichters, Tochter seines Halbbruders Gock, mit der Bitte um gleiche Mittheilungen gewandt. In einem mir vorliegenden Briefe antwortete ihm Frau Arnold, dass sie von Hölderlins Papieren nichts mehr in Händen habe, da von ihrem Vater alles, was in seinem Besitze gewesen, seiner Zeit an Schwab ausgeliefert sei. Eine einzige Sammlung von Briefen einer Frau — Diotima — an Hölderlin sei ihr Eigenthum. Der reine Inhalt dieser, sämmtlich nach Homburg adressirten Briefe, habe zwar nicht das Licht zu scheuen, aber sie habe ihrem Vater († 1849) versprochen, sie nicht aus der Hand zu geben, sie nicht veröffentlichen zu lassen. Sie wird sie vor ihrem

Tode vernichtet haben, denn in ihrem Nachlass sind sie nicht gefunden. Wohl mögen wir den Untergang dieser Briefe beklagen. Aber schon, dass nach der Trennung noch Briefe geschrieben wurden von einer so zart empfindenden Frau, beweist zur Genüge, wie lauter und leidenschaftslos ihr Verhältniss zu Hölderlin war.

Von Hölderlins Briefen an Diotima ist, so viel ich weiss, niemals eine Spur zu Tage gekommen. Auch sie werden also früh vernichtet sein.

3. 'Einladung' an Neuffer.

Im Taschenbuch von der Donau auf das Jahr 1825, herausgegeben von Ludwig Neuffer, veröffentlichte dieser ein bisher ungedrucktes Gedicht seines damals noch lebenden Jugendfreundes Hölderlin.

Einladung. Seinem Freunde Neuffer.
Frankfurt 1797.

Dein Morgen, Bruder, ging so schön hervor,
Ein heitres Frühroth glänzte Dir entgegen,
Den wonnevollsten Lebenstag verheissend.
Die Musen weihten Dich zu ihrem Priester,
5 Die Liebe kränzte Dir das Haupt mit Rosen
Und goss die reinsten Freuden in Dein Herz.
Wer war, wie Du beglückt? Das Schicksal hat
Es anders nun gemacht. Ein schwarzer Sturm
Verschlang des Tages Licht, der Donner rollte
10 Und traf Dein sichres Haupt; im Grabe liegt,
Was Du geliebt, Dein Eden ist vernichtet.

O Bruder, Bruder, dass Dein Schicksal mir
So schrecklich wahr des Lebens Wechsel deutet!
Dass Disteln hinter Blumengängen lauern,
15 Dass gift'ger Tod in Jugendadern schleicht,
Dass bitt're Trennung selbst den Freunden oft
Den armen Trost versagt, den Schmerz zu theilen!
Da bau'n wir Plane, träumen so entzückt
Vom nahen Ziel, und plötzlich, plötzlich zuckt
20 Ein Blitz herab und öffnet uns das Grab.
Ich sah im Geist Dein Leiden all. Da ging
Ich trüben Blicks hinab am Maingestade,
Sah in die Wogen bis mir schwindelte,
Und kehrte still und voll der dunklen Zukunft
25 Und voll des Schicksals, welches unser wartet,
Beim Untergang der Sonn' in meine Klause.

O Bruder komm' nach jahrelanger Trennung
An meine Brust! Vielleicht gelingt es uns,
Noch einen jener schönen Abende,
30 Die wir so oft am Herzen der Natur
Mit reinem Sinn und mit Gesang gefeiert,
Zurückzuzaubern und noch einmal froh
Hineinzuschauen in das Leben! Komm',
Es wartet Dein ein eigen Deckelglas,
35 Stiefmütterlich soll nicht mein Fässchen fliessen;
Es wartet Dein ein freundliches Gemach,
Wo unsre Herzen liebend sich ergiessen!
Komm', eh der Herbst der Gärten Schmuck verderbt,
Bevor die schönen Tage von uns eilen,
40 Und lass durch Freundschaft uns des Herzens Wunden heilen.

Schwab nahm dieses Gedicht, unter Weglassung der Ortsangabe und Jahreszahl, mit zwei unwesentlichen Abweichungen[22]) in seine Hölderlinausgabe 2, 217 f. auf, bemerkte jedoch in der Vorrede (S. IX f.), dass er noch den ersten Entwurf des Gedichts entdeckt habe, und dass in diesem Hölderlin statt am Maingestade hinab zu seinem Neckar gehe; der Schluss laute dort folgendermassen:

O komm', es harret Dein ein eigen Deckelglas,
Stiefmütterlich soll wahrlich nicht mein Fässchen seyn.
Und findst Du schon kein Städtermahl, so würzet es
Doch meine Freundschaft und der Meinen guter Wille.

Mit den genannten Abweichungen des ersten Entwurfs hat dann das übrigens unveränderte[23]) Gedicht in der vierten Auflage von Friedrich Hölderlins Gedichten, Stuttgart 1878 (S. 192 f.) Aufnahme gefunden, und man konnte daher glauben, in dieser Form die ursprüngliche Fassung des Gedichts vor sich zu haben.

Nun aber entspricht das so geänderte Gedicht nur theilweise dem ersten Entwurfe, den ich im letzten Herbst auf der K. Bibliothek in Stuttgart eingesehen habe. Das Concept, ohne Überschrift, lautet:

Dein Morgen, Bruder, gieng so schön hervor
So herrlich schimmerte Dein Morgenrot
Und doch — und doch besiegt ein schwarzer Sturm

[22]) V. 20 ein Grab *statt* das Grab; 22 trüben Sinns *statt* trüben Blicks.

[23]) V. 22 *hier, wie im Neufferschen Taschenbuch* trüben Blicks.

V. 2 schimmerte] *zuerst* flutete

Das Licht und wälzet schrekenvoll
5 Den grimmen Donner auf Dein sichres Haupt.
O Bruder! Bruder! Dass Dein Bild so wahr
So schreklich wahr des Lebens Wechsel deutet!
Dass Disteln unter Blumengängen lauern —
Und Jammer auf die Rosenwange fällt!
10 Und Tod in Jünglingsadern schleicht
Und bange Trennung treuer Freunde Loos
Und edler Herzen Schiksaal Druk und Kummer ist!
Da baun wir Plane, träumen so entzükt
Vom nahen Ziel — und plözlich, plözlich zukt
15 Ein Bliz herab und öfnet uns die Augen!
Du frägst, warum diss all'? — aus heller Laune.
Ich sah im Geist sich Deine Stirne wölken
In Deiner Eingezogenheit — da gieng
Ich trüben Bliks hinab zu meinem Nekar
20 Und sah in s[eine] Woogen, bis mir schwindelte
Und kehrte still und voll der dunklen Zukunft
Und voll des Schiksaals, welches unsrer wartet
Zurük und schriebs und also ward
Die — freilich nicht erbauliche — Tirade
25 Vom ungewissen Wechsel unsers Lebens.
Doch — komme Du und scherze mir Tiraden
Und Ahndungen der Zukunft von der Stirne weg.
O komm — es harret Dein ein eigen Dekelglas
Stiefmütterlich soll warlich nicht mein Fässchen sein
30 Und findst Du schon kein Städtermahl, so würzet es
Doch meine Freundschaft und der Meinen guter Wille.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass, wie schon Schwab bemerkt hat, dieser Entwurf in Hölderlins Universitätsjahren in Nürtingen entstanden ist und zu den poetischen Episteln gehört, welche die Studiengenossen sich bisweilen während der Ferien sandten. Ob Hölderlin einen besonderen Anlass hatte, damals, gleichsam vorahnend, sich die Zukunft seines Freundes so dunkel auszumalen, darüber geben die vorhandenen Briefe keinen Aufschluss.

Fraglich ist es dagegen, in welchem Zusammenhange dieser Entwurf mit den Einladungsgedichten im Neufferschen

---

V. 4 hehre *gestrichen nach* das wälzet] *zuerst* rasselt 8 *zuerst* Blumenaugen 9 *zuerst* Jugendwange 10 bleichen *gestrichen nach* Und 12 edler Herzen] *zuerst* guter *dann* grosser Seelen 16 Und sich ein *gestrichen vor* Du 23 schriebs] *daneben* sezte mich 26 *zuerst* dann scherzen wir 31 meine] *daneben* unsre *gestrichen* deiner

Taschenbuch und in der Schwabschen Gedichtausgabe von 1878 steht. Manuscripte haben von beiden bisher nicht aufgefunden werden können, und wir sind daher zur Zeit auf Vermuthungen angewiesen.

In jedem der genannten Gedichte müssen wir zwei Theile unterscheiden: die ersten beiden Abschnitte — die Klage um das Leid des Freundes, und den letzten Abschnitt — die Einladung.

Der erste Theil — die Klage — darf als eine Umarbeitung des ersten Entwurfes gelten, die Hölderlin muthmasslich im Sommer 1795 vorgenommen, wo er wieder bei den Seinigen in Nürtingen lebte. Denn im Mai dieses Jahres hatte er in Jena, kurz vor seiner Rückkehr in die Heimat, den Tod von Neuffers Braut erfahren, und die Stimmung in diesem ersten Theile der Gedichte entspricht vollkommen der Stimmung in seinen Briefen an den Freund aus jener Zeit. In Frankfurt, zwei Jahre später, können diese Verse nicht wohl gedichtet sein, denn das Ereigniss in Neuffers Leben, auf welches sie hinweisen, war zweifellos der Tod seiner Braut, und dieser lag damals schon zu weit zurück, um einen so lebhaften Gefühlsausbruch von Seiten Hölderlins hervorzurufen. Auch wissen wir aus einem bisher nur theilweise veröffentlichten Briefe Hölderlins an Neuffer, dass inzwischen bereits eine neue Neigung im Herzen des Freundes zu keimen begonnen hatte. Auf den plötzlichen Tod von Neuffers Schwager, Stäudlin, im September 1796, können die Verse keinesfalls bezogen werden, da dieser nicht so tief in sein Leben einschnitt, wie der Verlust der Braut. Auch vermissen wir in den uns erhaltenen Briefen Hölderlins an Neuffer jede Äusserung darüber. Die ursprüngliche Lesart 'hinab zu meinem Neckar' wurde vielleicht erst für das Taschenbuch durch Neuffer in 'hinab am Maingestade' umgewandelt.

Anders verhält es sich mit dem letzten Abschnitte, der Einladung. Diese könnte in der Form, wie sie das Neuffersche Taschenbuch gibt, Hölderlin sehr wohl im Sommer 1797 in Frankfurt geschrieben haben. Ja, die Worte 'nach jahrelanger Trennung' sprechen mehr für dieses, als für ein früheres Jahr. Ein Brief, den Hölderlin

im Juli 1797 an Neuffer richtete, spricht die innigste Sehnsucht nach einem Wiedersehen aus, er bedurfte des Trostes für die eigene Herzenswunde. So ist es denkbar, dass an diesen Brief eine Einladung in poetischer Form sich anschloss. Und in der That besuchte, wie Schwab erzählt, Neuffer in diesem Sommer seinen Freund.

Die Entstehung der beiden Fassungen, in welchen das Gedicht jetzt im Druck vorliegt, erkläre ich mir einstweilen, bis ein etwa noch aus der Vergangenheit auftauchendes Manuscript mich eines anderen belehrt, in folgender Weise. Als Neuffer nach 28 Jahren in seinem Taschenbuche das Gedicht veröffentlichte, hatte er zwei Einladungsgedichte, ein älteres aus Nürtingen (1795) und ein neueres aus Frankfurt (1797) zu éinem Ganzen verschmolzen. In seiner Erinnerung mochten nach einem so langen Zwischenraume die Zeiten in einander fliessen. Und vielleicht waren es nur Concepte oder Conceptfragmente, die er besass.

Schwab aber änderte das von Neuffer veröffentlichte Gedicht lediglich nach Anleitung des von ihm im Manuscript entdeckten ersten Entwurfes ab, indem er den 'Main' wieder mit dem 'Neckar' vertauschte und an die Stelle der Schlussverse jenes Gedichts einfach die Schlussverse des Entwurfes setzte. Dass das Gedicht dadurch an innerer Einheit gewann, lässt sich nicht verkennen.

4. Das Drama: König Agis.

Auf Grund einer Mittheilung von Schwab in seiner Biographie Hölderlins wird unter den Arbeiten dieses Dichters ein verschollenes Drama: König Agis genannt. Schwab lässt ihn schon in Frankfurt den Plan zu einem Trauerspiel entwerfen, 'das die letzten Todeszuckungen der alten Spartanertugend schildern und den König Agis zum Helden haben sollte'. In Homburg sei es weitergeführt und habe an Umfang gewonnen, es sei jedoch nie ganz vollendet worden. 'Das Manuscript dieses bedeutenden Fragments', heisst es dann, 'war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts vorhanden und befand sich seit 1810 bei der Registratur der Zeitung für die elegante Welt, an die es Conz zum Behufe von Mittheilungen eingesandt hatte; es

wurde jedoch weder veröffentlicht, noch zurückgeschickt und scheint mit seinem ganzen Inhalte verloren gegangen zu sein.'

Trotz der Bestimmtheit, mit welcher Schwab diese Angaben macht, konnte ich mich der Bedenken gegen ihre Richtigkeit nicht erwehren. Einmal wird das Drama in keinem der Briefe Hölderlins erwähnt. In einem noch ungedruckten Briefe vom Juni 1799 an Neuffer, in welchem er diesem zuerst seinen Plan 'eine poetische Monatsschrift' herauszugeben, vorlegt, zählt er die Beiträge auf, die er zunächst selbst dazu beisteuern könne, und nennt ausser 'lyrischen und elegischen Gedichten' nur das Trauerspiel, den 'Tod des Empedokles'. Es erschien mir ferner nicht glaublich, dass Hölderlin, dem es schon im gewöhnlichen Leben schwer fiel, seine Gedanken von einem Gegenstande auf einen anderen zu richten, zwei solche Stoffe, wie den Empedokles und den Agis, gleichzeitig in Angriff genommen haben sollte. Endlich musste es bei der Gewohnheit Hölderlins, die ersten Entwürfe seiner Dichtungen wiederholt zu überarbeiten und umzuarbeiten, in hohem Grade auffallen, dass unter seinen nachgelassenen Papieren auch nicht das kleinste Bruchstück jenes Dramas gefunden wurde. Die Nachforschungen, welche der gegenwärtige Inhaber der Buchhandlung, in deren Verlag die Zeitung für die elegante Welt erschienen war, H. Ernst Maass in Hamburg, auf meine Bitte bereitwilligst nach dem Verbleib der von Schwab genannten Registratur anstellte, führten zu keinem Resultat.

Da erinnerte ich mich, dass in dem Catalog einer Autographen-Sammlung von Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin ein Brief von Conz verzeichnet sei, der, vom 8. September 1809 datirt und an A. Mahlmann gerichtet, Aufschluss zu geben versprach. Ich lasse diesen auch sonst interessanten Brief, dessen Veröffentlichung der Besitzer mir gütigst gestattet hat, hier folgen:

Tübingen den 8ten September 1809.

Euer Wohlgebohren

erlauben mir gütigst eine litterarische Anfrage. Ich bin im Besitze mehrerer noch ungedruckter theils poetischer theils prosai-

scher Aufsätze des Ihnen gewiss wohl bekannten talentvollen, aber leider nun seit mehreren Jahren von einer traurigen Geistesstörung befangenen Dichters Hölderlin, meines Landsmannes und Freundes. Er ist seit geraumer Zeit hier in Pension; sein Zustand scheint wohl unheilbar. Seine Familie hat mir die Papiere ausgeliefert, und den Wunsch blicken lassen, wenn ich etwas von dem, was ich des Verfassers würdig glaubte, gegen ein Honorair dem Drucke könnte überlassen, so würde eine dem unglücklichen dadurch zuwachsende Unterstützung mit Dank aufgenommen werden. An eine Sammlung seiner Gedichte ist bei der gegenwärtigen Lage des Buchhandels nicht zu denken. So bin ich auf den Einfall gekommen Ihnen für die elegante Zeitung einige dieser Aufsätze anzubieten. Es befinden sich viele Gedichte darunter, unter denen die früher komponirten vorzüglich durch Wärme und Innigkeit des Gefühls sich auszeichnen, und die wenigsten derselben sind gedruckt. Die späteren tragen schon zu viel den Stempel einer gewissen überschwänglichen Spitzfindigkeit, idealisirenden Ungemeinheit und manierirten gräcisirenden Form, als dass sie allgemeinen Beifall könnten ansprechen. Auch ist der Anfang — ungefähr 2 Akte — eines Drama in Jamben darunter — Empedokles auf Aetna, zwar schon jenem Tone annähernd, aber doch bei der Tiefe des Gefühls noch von mehr Klarheit, als manches neuere, Spätere. Ein prosaischer Aufsatz über die verschiedenen Richtungen der Poesie enthält viele richtige Kunstblicke in einem gerundeten lebendigen Styl, wenn ich auch schon nicht überall mit dem Verfasser in seinen Ansichten übereinstimmen möchte.[24]) Da ich das Journal, das Sie redigiren, wegen seiner ganzen Tendenz, seines Tons und Gehalts vorzüglich liebe, so würde ich Ihnen diese Arbeiten meines Freundes nicht empfehlen, wenn ich nicht glaubte, sie würden seiner würdig seyn. Wollen Sie die Güte haben, mir Ihren Entschluss desswegen zu erklären und zugleich zu bestimmen, wie viel für den Bogen Honorair von der Verlagshandlung könnte erlassen werden, so bin ich geneigt, Ihnen, was ich für Ihr Institut brauchbar glaube, entweder nach und nach oder mit einmal zu übersenden. Nur müsste ich die Bedingung machen, dass der Nahme des Verfassers vor der Hand nicht dabei gedruckt werde. Seiner Geistesverwirrung ungeachtet hat er immer noch die Grille, dass er von einer eigenen Ausgabe seiner Werke spricht, und wo er hört, dass etwas von ihm gedruckt worden sey, ohne sein Vorwissen, wie

---

[24]) Im Schwabschen Nachlass auf der K. Bibliothek in Stuttgart befindet sich Fasc. I Nr. 6 fol. 53[a] ein Aufsatz von Hölderlin betr. das Verhältniss der tragischen, lyrischen und epischen Dichter zu einander; Fasc. III Nr. 9 Hölderlinsche Sätze betr. tragische, lyrische und epische Dichter, in Abschrift von Schwabs Hand.

z. B. Leo von Seckendorf[25]) und ich glaube auch die Verfasser der Einsiedlerzeitung[26]) manches, was sie aus den Händen seiner auswärtigen Freunde erhielten, unglücklicher Weise gerade aus der Periode, wo er schon über dem gegenwärtigen unglücklichen Zustande brütete — recht als ob sie in den Resultaten des beginnenden Irrsinnes die höchste Begeisterung und Weihe des Dichters witterten — wo er dies hört, ist er stets sehr ungehalten darüber und schreit über unbefugte Eingriffe in eigene Rechte. Meine Hauptabsicht, die ich oben erklärt, kennen Sie, und ich möchte dieselbe nur mit dem Interesse des Publicums und der wahren Ehre des Verfassers ohne seinen Namen vor der Hand zu nennen, vereinigt wissen.

Um diesen Brief nicht ganz leer an Sie abgehen zu lassen, lege ich für Ihr Institut einige meiner Aufsätze bei — die meines Freundes müssen erst abgeschrieben werden —. Wenn sie Ihnen nicht misfallen, so erbiete ich mich auch für die Zukunft Ihnen je und je etwas mitzutheilen.

Ich bin mit aller Hochachtung

Euer Wohlgebohren

gehorsamster Diener

Prof. Conz.

Der Brief ist zweifellos an August Mahlmann gerichtet, welcher von 1805 bis 1816 die Zeitung für die elegante Welt redigirte. Seine Antwort fehlt. Wir wissen also nicht, ob er das Anerbieten, welches Conz ihm machte, angenommen, und ob dieser ihm darauf die Abschriften von Hölderlins Dichtungen zugesandt hat. Die Originale wird Conz jedenfalls zurückbehalten haben und sie werden spätestens nach seinem Tode (1827) wieder in den Besitz der Familie gelangt sein. Gedruckt sind sie in der Zeitung nicht; wenigstens habe ich in den nächsten Jahrgängen derselben nichts gefunden, was man mit Hölderlins Namen in Verbindung bringen dürfte.

---

[25]) Leo von Seckendorfs Musenalmanach auf das Jahr 1807 enthält von Hölderlin: Die Herbstfeier, Die Wanderung, Die Nacht; desselben Musenalmanach auf das Jahr 1808: Patmos, Der Rhein, Andenken.

[26]) Die Zeitung für Einsiedler, Heidelberg April bis August 1808 — zusammengefasst unter dem Titel Tröst Einsamkeit, herausgegeben von Ludw. Achim von Arnim, Heidelberg 1808 — hatte Bruchstücke von Hölderlins Patmos und Der Rhein gebracht, muthmasslich dem Seckendorfschen Almanach entlehnt.

Der Brief von Conz darf wohl als Beweis gelten, dass unter den ihm von der Familie Hölderlins übergebenen Papieren ein Drama: König Agis sich nicht befand. Es ist also keine Spur eines solchen vorhanden. Mir ist es nun nicht zweifelhaft, dass Hölderlin ein Drama König Agis überhaupt nicht geschrieben hat. Wir besitzen allerdings ein Drama dieses Namens in Prosa, das zufälliger Weise in Homburg gedichtet ist.[27]) Es hat den Landgrafen Friedrich zum Verfasser, der es in einer Nachschrift, fünfundzwanzig Jahre später, eine 'Jugendarbeit' nennt. Es wäre denkbar, dass der Landgraf das Stück, wie die Nachschrift vermuthen lässt, bei Hölderlins Anwesenheit in Homburg wieder hervorsuchte und mit ihm besprach, und dass Äusserungen Hölderlins darüber später bei anderen die Meinung erweckten, dass er selbst den Gegenstand bearbeitet habe.

Berlin. Carl C. T. Litzmann.

Happel und Reuter.

Im Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 12, 63 wies Seuffert darauf hin, dass neben andern Werken auch Der Academische Roman, Worinnen Das Studenten-Leben fürgebildet wird; .... in einer schönen Liebes-Geschichte fürgestellet von Everhardo Gvernero Happelio (Ulm 1690) Einfluss auf Reuters Schelmuffsky geübt habe. In der That ist Happels Dichtung Mittel und Zielscheibe der Reuterschen Satire zugleich. Auf die geographischen Romane Happels passen Reuters Worte in der Vorrede (Neudrucke Nr. 59 S. 5): 'Es hat .... mancher Kerl kaum eine Stadt oder Land nennen hören, so setzt er sich stracks hin, und schreibet da ein hauffen prahlens und Auffschneidens wol zehen Elen lang davon her, wenn man denn solch Zeug lieset, ... da kan man denn gleich sehen, dass er sein lebtage nicht vor die Stubenthür ge-

[27]) Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. Von Karl Schwartz, Rudolstadt 1878, 2, 226—50.

kommen ist.' Die dichterische Einkleidung des Schelmuffsky ist gegen den Abenteurer- und Reiseroman gerichtet; der Academische Roman ist Abenteurer- und Reiseroman. Der Held der Curiosen und Sehr gefährlichen Reissebeschreibung ist Student wie die meisten Helden des Academischen Romans. Ein Held Happels ist Prinz, Schelmuffsky spielt den vornehmen Herrn.

Der Kunstgriff, dessen sich Reuter bedient, um seiner Reisebeschreibung die satirische Färbung zu geben, ist Häufung; er vereinigt die Charaktere verschiedener Happelscher Personen auf eine Figur, die dadurch Karikatur wird; was zertheilt glaubhaft erscheinen konnte, ist verbunden unglaubhaft. Im Academischen Roman ist das heroisch-galante und das pikareske Element getrennt vorhanden; ersteres vertreten durch den Prinzen Condado von Tursis, letzteres durch fünf wandernde Studenten. Schelmuffsky vereinigt beide Elemente in sich; er ist Vagabund und Galanthomme.

Die Züge nun für diese Doppelfigur hat Reuter mehrfach aus Happels Academischem Roman gesammelt. Von den fünf Studenten Happels, die als typische Vertreter verschiedener Richtungen und Charaktere 'das Studenten-Leben rechtschaffen präsentiren' (Vorsprach S. 2), hat Reuter vier benutzt; und dazu den Prinzen, dem sie sich anschliessen.

Am meisten Verwandtschaft hat Schelmuffsky mit dem Studenten Troll. Troll ist ein Wichtigthuer, ein unwissender Mensch, der sich mit eingebildeten Kenntnissen brüstet (S. 221: er habe seine 'Studia .... wol absolviret', seine 'Logica, Physica, Grammatica .... schweben ihm ... annoch in frischem Andencken'), der sich ungemein tapfer stellt (S. 90: er sei 'wolversehen mit einer fürtrefflichen Fortitudine corporis et animi', 'ein alter Hannibal') und auch 'als ein Courtisan angesehen seyn' will (S. 271). Ähnlich zeigt sich Schelmuffsky im ganzen Verlauf der Geschichte. Auch er prahlt mit seinen Kenntnissen von fremden Ländern, mit seiner Tapferkeit (er sei 'einer mit von den bravsten Kerlen der Welt)' und seiner Unwiderstehlichkeit für die Weiber. Troll vermengt seine deutsche Rede beständig mit lateinischen Brocken, und Schelmuffsky hat seine 'Frau Mutter

Sprache in der Frembde gantz verreden gelernet' und 'parlirt meist Engeländisch und Holländisch mit unter das Teutsche' (Neudr. Nr. 57. 58 S. 89, vgl. S. 105). Troll rühmt sich (S. 473): 'es muss wol etwas sonderliches in mir stecken, inmassen mich meine Mutter nach dem Beylager nicht länger als 3. Monat getragen hat'; Schelmuffsky ist um '4. gantzer Monat' zu früh auf die Welt gekommen (S. 7), und jeder, dem er seine 'wunderliche Geburth' erzählt, meint, 'dass noch was rechts auf der Welt aus ihm werden würde' (z. B. S. 14). Trolls 'Herr Vatter' hatte seinen hoffnungsvollen Sprössling 'bey Zeiten in die Schule gesandt, und wolte mit Gewalt ein rechtes Candelabrum Patriae von ihm machen' (S. 473): den Schelmuffsky 'schickte ... seine Frau Mutter in die Schule', 'da er nun so ein Bissgen besser zu Jahren kam', 'und vermeinte nun einen Kerl aus ihm zu machen, der mit der Zeit alle Leute an Gelehrsamkeit übertreffen würde' (S. 10). Troll verfasst zwei Grabschriften (S. 772 ff. 775 ff.); auch in der Reisebeschreibung findet sich eine (S. 39). Troll dichtet ein Hochzeitscarmen und 'Als er dieses Carmen nachlase, gefiel es ihm in seinem Hertzen, und muste er sich in seinem Sinn verwundern, dass er einen so herrlichen Poetischen Geist bei sich fand' (S. 788 f.); ebenso dichtet Schelmuffsky ein Hochzeitscarmen 'von ungemeiner invention, und vor das andere über aus artig und nette Teutsch' (S. 52 ff.). Selbst in der äusseren Tracht haben Troll und Schelmuffsky Ähnlichkeit. Ersterer trägt (als Schulmeister von Stachelfeld) bei einer Hochzeit einen neuen schwarzen Mantel mit breitem Kragen (S. 792, vgl. S. 779 u.) und Schelmuffsky stolzirt gleichfalls bei einer Hochzeit 'in einen schwartzen langen seidenen Mantel mit einen rothen breiten Samt-Cragen' (S. 53). Überhaupt lieben beide prächtige Kleider. Troll bemächtigt sich (S. 91) eines 'köstlichen rothen Kleides mit gegossenen silbernen Knöpffen' und Schelmuffsky trägt bald ein 'schön verschammerirtes Kleid' (S. 78), bald ein 'schön neu Kleid ...., welches auff der Weste mit den schönsten Leonischen Schnüren verbremet' ist (S. 96). Wie Troll gelegentlich mit 3 Degen und 4 Pistolen bewaffnet ist (S. 89), so rüstet sich Schelmuffsky zu einem Duell mit einem 'Rückenstreicher' und zwei Pistolen, von denen die eine

'mit grossen Haasen-Schroten und die andere mit kleiner Dunst' nebst '2 Kugeln' geladen ist (S. 25).

Mit dem Raufbold Klingenfeld, einem anderen Studenten des Happelschen Romanes, hat Schelmuffsky gleichfalls vieles gemein. Wie jener sich vor dem Hüningerthor mit einigen Studenten schlägt (S. 961 f.) und schliesslich auch gegen einen, der 'ein Furcht-Fieber bekommen' hat, Grossmuth übt, so hat Schelmuffsky ein Duell 'auf der grossen Wiese vor den Altonaischen Thore' und begnadigt 'auff vielfältiges Bitten' seinen Gegner (S. 24 ff.). Klingenfeld vermag es 'mit Gedult nicht anzuhören', dass trunkene Studenten in der Nacht vor seinem Fenster lärmen und 'mit den blancken Degen Feuer auss den Steinen scharren'; er eilt ihnen nach und schlägt sich mit ihnen herum, bis die 'Stadt-Wacht' dem Kampfe ein Ende macht (S. 959 f.). Schelmuffsky erzählt ein ganz ähnliches Abenteuer; auch er ist 'Blut übel gewohnet, wenn ihm einer vor der Nase herum in die Steine krigelt' und 'marchiret . . . den Nacht-Wetzern nach', bis er sie einholt; auch hier muss die 'Rädel-Wache' wieder Ordnung schaffen (S. 33 f.). Klingenfeld muss gleich zu Beginn des Romanes wegen unglücklicher Händel fliehen (S. 1). Ebenso verschwindet Schelmuffsky nach der Balgerei mit den 'Nacht-Wetzern' aus Hamburg (S. 34). Beide treffen auf dieser Flucht im Wirthshause einen Falschspieler, mit dem sie am Ende Freundschaft schliessen und auf dessen Kosten sie zehren (Happel S. 7 ff. Reuter Nr. 59 S. 25). Klingenfeld spaltet einem Corsaren, der ihn übel behandelt hat, den Kopf (S. 997); Schelmuffsky 'sebelt' dem 'bekandten See-Räuber Hanss Barth' 'ein Stücke von seiner grossen Nase weg' (Nr. 57. 58 S. 77). Der Raufbold des Academischen Romans kehrt (S. 7) sein Deutschthum heraus: es 'stehet ihm nicht an', dass 'die Teutschen .... für Hunde gescholten' werden (S. 298); Schelmuffsky lässt es sich nicht gefallen, dass ein 'Frembder von den dummen Teutschen schwatzt' (S. 118).

Von einem dritten Studenten seines Romanes, mit dem sprechenden Namen Cerebacchius, weiss Happel erstaunliche Leistungen im Fressen und Saufen zu berichten (z. B. S. 246. 447 f. 559 f. 579. 583. 590. 957. 967). Auch Schelmuffsky

prahlt mit seinem starken Appetit (S. 18. 50. 105) und seinem guten Zuge (S. 15. 36. 55). Ähnlich, wie Happel in der Beschreibung von Mahlzeiten des Cerebacchius schwelgt (z. B. S. 182 f.), hat auch Reuter gelegentlich seine Freude daran, von einer besonders vortrefflichen Bewirthung Schelmuffsky erzählen zu lassen (Nr. 59 S. 37). Cerebacchius ist sehr betrübt, in einem Kloster nichts Besseres zum Trinken zu finden 'als einen Trunk frischen Brunnen-Wassers' (S. 579): Schelmuffsky vermisst, gleichfalls in einem Kloster, einen 'guten Tisch-Trunck', besonders sein gewohntes 'gut Klebe-Bier' (S. 99). Beiden Schlemmern begegnet es, dass sie nach der Mahlzeit inmitten der Gäste einschlafen (Happel S. 208; Reuter S. 56).

Wie Venereus, der bulerische Student des Academischen Romans, von den Frauenzimmern mit Liebesanträgen verfolgt wird (z. B. S. 434. 514. 521. 595. 618. 635. 639. 683), so ist auch Schelmuffsky überall ein Liebling der Weiber (S. 18 f. 29. 38. 39 ff. 58. 73), bei dem sie alle 'Freyens vorgeben'. Venereus hat auch vornehme Liebschaften: die Frau des Bürgermeisters (S. 595 ff.), des Gouverneurs (S. 499 ff. vgl. S. 509), Damen von Adel (z. B. S. 680 ff. 692 ff.) locken ihn an sich. Schelmuffskys 'Damigen' ist 'eines vornehmen Nobels Tochter', in Amsterdam verliebt sich eine 'Staadens-Tochter' in ihn u. s. w.

Bei Happel haben die fünf Studenten eine vornehme Reisegesellschaft in dem Prinzen Condado; darum lässt Reuter seinen Schelmuffsky eine Schlittenfahrt und Reisen mit dem 'Herrn Bruder Grafen' unternehmen. Sonst aber ist Condado in Schelmuffsky hineingewachsen.

Er hat selbst den hohen Rang einer Standesperson. Er reist wie Condado incognito (Happel S. 321; Reuter S. 38. 73), wird aber, da man ihm seine Würde überall ansieht, stets mit Ehrfurcht behandelt wie der Prinz (Happel S. 122. 321; Reuter S. 16. 37. 50. 70 u. s. w.). Condado erzählt seine Lebensgeschichte (S. 395 ff.); Schelmuffsky berichtet von seiner 'wunderlichen Geburth'. Zum Prinzen kommt seine Geliebte ins Gefängniss und verspricht, ihm die Freiheit zu verschaffen (S. 407 f.); dem Schelmuffsky erscheint im Kerker zu Sanct Malo der Geist seiner Char-

mante und prophezeit ihm seine baldige Freilassung (S. 79 f.). Condado findet ehrenvolle Aufnahme am Hofe eines syrischen Prinzen (S. 1047 ff.) wie Schelmuffsky beim Grossmogul. Und was alamodisch an der Reisebeschreibung ist, ist ein Wiederschein der Condadopartien im Academischen Roman.

Die Übereinstimmungen gehen zu sehr ins einzelne, als dass sie zufällige sein könnten; und zwar finden sie sich schon in der ersten Fassung, sind aber in der zweiten vermehrt. Man beachte ferner, dass auch Happel wie Reuter 'seine Leute an der Wirthstafel versammelt und sie ihre Lebensgeschichte erzählen lässt' (S. 27 ff. 209 ff. 466 ff. u. s. w.); dass auch er sie durch Deutschland und Italien führt und durch Seeräuber gefangen nehmen lässt (S. 986 ff.). Reuters 'Stich auf die Sprachmengerei' kann gerade gegen Happel gehen; vgl. die Reden Trolls und Cerebacchius, die 'Discurse' (z. B. S. 542 ff.) u. s. w. Mit den 'wackern Discursen', die Schelmuffsky gehalten haben will, kann er über die zahllosen 'Discurse' spotten, welche im Academischen Roman der Lehre dienen. Wenn in der Reisebeschreibung 'studentischer Rauf- und Saufcomment mit Behagen geschildert ist', so ist damit der Inhalt des Academischen Romans (S. 960 ff. 966 f. 975 ff. u. ö.) so gut aufgegriffen, wie in den Anspielungen auf Doctorfabriken (Happel S. 225 ff.) und Raritätencabinete (ebenda S. 58 ff.).

In vielem darf übrigens Reuters Satire nicht als Angriff auf Happel, sondern als gekürzte, zusammengepresste Wiederholung Happelscher Satire gelten. Happel bringt nicht nur 'Gutes zur Lehre', sondern auch 'Böses zur Warnung'. Und er hat sich wie Reuter gegen Adelige (z. B. S. 491 ff.), Würdenträger (z. B. S. 495 ff. 942), vornehme und niedere Weiber (vgl. die Abenteuer des Venereus) ausgesprochen.

Ich bin allerdings der Meinung, dass mit der Form der Reisebeschreibung auch Happels Romandichterei gegeisselt wird; aber es darf nicht behauptet werden, dass ebenso der Inhalt des Academischen Romanes das Hauptziel des Reuterschen Spottes sei; in manchen Theilen haben beide die gleichen Ziele der Satire auf ihre Zeitgenossen. Auch ist nicht zu vergessen, dass Reuter andere litterarische

Kenntnisse und Persönliches dazu setzte und überall seinen grotesken Humor walten liess.

Nebenbei möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die Leichenrede, welche der ehrlichen Frau Schlampampe in Reuters Komödie gehalten wird, vielleicht in der Happelschen 'Abdanckung bey der Begängnüss einer alten Frauen' (Academ. Roman S. 781 ff.) ihr Vorbild hat. Ich habe die Komödie nicht zur Hand. Zarnckes Citat daraus trifft freilich nur formal in den rethorischen Fragen mit ihr zusammen.

Graz. Justus Lunzer.

Herder an Gerstenberg über Shakespeare.

Herders Sendschreiben an den Herausgeber der 'Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur' zu veröffentlichen ist nun an der Zeit, da wir die Briefe selbst bequem in der von A. v. Weilen für Seufferts Neudrucke besorgten Ausgabe lesen.[1]) Gerstenbergs fünf Briefe der zweiten Sammlung über Shakespeare (14—18) sind eine litterarische That. Wir dürfen, um ihnen geschichtlich ihr Recht widerfahren zu lassen, nicht vergessen, dass sie vor Herders epochemachender Erstlingsschrift erschienen sind, und dass Lessing zu diesen Briefen, welche ihrerseits nur von dem 17. Litteraturbriefe Anregungen erhalten, das Entnommene aber frei und selbständig fortgebildet hatten, nach etlichen Jahren als Dramaturgist Stellung nehmen musste. Die beiden ersten Sammlungen der 'Briefe' sind um die Mitte des Jahres 1766 erschienen.

Wie kräftig diese nordischen Briefe den jugendlichen Verfasser der 'Fragmente über die neuere Deutsche Litteratur' angemuthet haben, ist aus der Erstlingsgestalt des Aufsatzes 'Shakespeare', dem Sendschreiben an Gerstenberg zu ersehen. Hier erkennen wir die unmittelbare An-

[1]) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Heilbronn, Gebr. Henninger. Nr. 29. (Erste und zweite Sammlung der 'Briefe').

knüpfung; in der letzten Gestalt dagegen, wie sie die 'Blätter von Deutscher Art und Kunst' 1773 brachten, wird der Verfasser der Briefe erst gegen das Ende hin ehrenvoll erwähnt: 'Noch neuerlich hat ein Schriftsteller, der gewiss seinen Shakespear ganz gefühlt hat, den Einfall gehabt' u. s. w. Unverkennbar allerdings bleiben auch in dieser Gestalt die inneren Beziehungen zwischen dem jüngeren Shakespeare-Manifest und dem älteren vom Jahre 1766.

In den Blättern von Deutscher Art und Kunst erscheint der Inhalt des Sendschreibens mit neuem Stoff versetzt, und diese letzte Gestalt ist das Ergebniss mehrmaliger Umschmelzung. Diesen Process zu verfolgen wird in der Einleitung des fünften Bandes von Herders Werken der Ort sein. Haym, im ersten Bande seines Herder (S. 423—440) verweilt besonders bei der letzten und vorletzten Stufe der Shakespeare-Schrift. Die Wiedergabe und Entfaltung ihres Inhalts ist eine der am schönsten gelungenen Partien der Biographie, ganz im Geiste der merkwürdigen Schrift selbst, ganz aus der Seele ihres Autors. Das Material, das dem Biographen vorlag, hat seither eine Vermehrung erfahren. Aus den Handschriften zu Band 25 ('Volkslieder') und von anderwärts haben sich einige lose Blätter hinzugefunden, die anscheinend zu einer Redaction gehören, welche als Seitenstück zu dem 'Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker' entworfen war. In dieser Gestalt hätten, wie es in jenem 'Briefwechsel' der Fall ist, reichliche Proben von eignen Übersetzungen Aufnahme gefunden. Im letzten seiner Briefe hatte Gerstenberg gegen Wielands Übersetzung den Trumpf ausgespielt, 'dass Shakespear, wenn er viele dergleichen Schwierigkeiten hat (wie die o-Reime in Ariels Liedchen) unübersetzlich sey' (S. 165). 'Wieland verachtet diesen Kleinmuth' (den Zweifel an der Möglichkeit), 'ergreift die Feder, und denkt Wunder, wie er den Schwierigkeiten abgeholfen habe, wenn er wie ein Jesuiter-Knabe übersetzt.' Herder fühlte sich angereizt, den Thaterweis der Übersetzbarkeit zu erbringen, so wie er ihn etliche Jahre nachher durch die 'Lieder aus Shakespear' erbrachte, die, nebst anderen 'Empfindungsstücken' aus Shakespear, Monologen u. dgl.,

ein ganzes Buch seiner ursprünglichen Volkslieder-Sammlung vom Jahre 1774 ausmachen, das zweite im ersten Theil (Herders Werke 25, 33—60). Die kleine Vorrede, mit welcher er das Buch einleitet, nimmt Gerstenbergs Satz mit ihrer Überschrift 'Wäre Shakespear unübersetzbar?' wieder auf im Sinne zuversichtlicher Bejahung. Die Übersetzungsversuche gehören zum Theil schon der Rigaer Zeit an (Briefe an Merck 1, 12). Wie weit sie gegangen sind, und dass es in der That nur eine Auswahl aus einem reichlichen Vorrath war, was wir im zweiten Buch der alten 'Volkslieder' zusammengestellt finden, sagt uns unter anderm ein Satz aus jener briefartigen Redaction: 'Mir fällt eben der ganze dritte Akt des König Lears übersetzt in die Hände, und ich glaube fast daraus beweisen zu können, dass unsre Deutsche Sprache selbst für alle die harten, einsylbigen, wütenden Ungewitterworte nicht zu schwach sey. Ich will indess nur Stellen ausreissen' u. s. w. Begonnen hat Herder seine Shakespearelektüre als Schüler Hamanns mit dem Hamlet; Stücke einer wörtlichen Übersetzung desselben sind noch in einem seiner Königsberger Arbeitshefte erhalten. Auf den Verfolg seiner Shakespeare-Studien einzugehen habe ich hier um so weniger Anlass, da wir eine sorgfältige Zusammenstellung darüber in Minors und Sauers Studien zur Goethe-Philologie S. 239 f. besitzen.

'Gilt nichts', hat kurz und bündig Georg Müller, der thätigste im Collegium der alten Herder-Herausgeber mit seinem Rothstift oben auf den Bogen gesetzt, dessen vier Seiten in engster Schrift die Shakespeare-Epistel einnimmt. Über den Werth erster Niederschriften denken wir heute anders, und wissen mehr damit anzufangen. Die äussere Gestalt des Manuscripts ist uns nicht gleichgültig, die Züge der Hand bedeuten etwas. Herder streicht wenig in ersten Niederschriften, auf Nachträge zwischen den Zeilen oder am Rande ist er nie bedacht, die Zeilen reihen sich eng aneinander (38—39 auf der Seite gross 4°) und gehen von Rand zu Rand. Die wenigen Änderungen sind eben so wenig nachträglich, vielmehr im Zuge der Niederschrift selbst gemacht, die ohne Einhalt und Stocken ebenmässig von Statten gegangen ist. Ich gebe, wie ich es in der

Ausgabe von Herders Werken gehalten habe und ferner halte, das Gestrichene, soweit es volle Wortgestalt hat, im Texte selbst zwischen eckigen Klammern. Hemmt dies Verfahren den Leser etwa im Augenblick, so ist es doch andrerseits am ehesten dazu angethan, ihm des Schriftstellers Schaffen und Arbeiten unmittelbar vor Augen zu bringen. Es zeigt sich sofort, wo er etwa gestrichen hat im Streben nach Gedrungenheit, oder wo er genöthigt gewesen ist, einen Schritt zurückzugehen, ein im eiligen Zuge der Gedanken übersprungenes Mittelglied nachzuholen. Blosse Ansätze zu Worten vermerke ich, wenn sie gestrichen sind, unter dem Texte, zumal wenn die Ergänzung nicht mit Sicherheit gegeben werden kann. Einige Einzel-Erläuterungen füge ich eben dort bei, indem ich die Schleswigschen Litteraturbriefe nach dem Neudruck, Von Deutscher Art und Kunst nach der Original-Ausgabe citire.

Ja, mein Herr, Sie können es [Jemanden glauben], wenn Ihnen dieser Brief gedruckt vor Augen kommt, Sie können es Jemanden glauben, der kein Recht hat, Ihnen als Freund, und keine Lust Ihnen als Schriftsteller zu schmeicheln, dass mir Shakespear, der grosse Shakespear in Ihren wenigen Briefen über ihn mehr erschienen ist, als in so manchen Vorreden, Noten, Versuchen und Lobreden so mancher seiner Landsleute; so Viel Vortrefliches diese über ihn geschrieben. Es wird in Ihrer Rechtfertigung ein Mann sichtbar, der den ganzen Shakespear studirt und gefühlt hat, der unverdorben von der Kritik der Regeln und unverwahrloset von den Vorbildern der Alten die ganze, grosse Natur von Charakteren, Leidenschaften, Anlagen, Dichtungen und Spracharten in ihm fühlen konnte, und Alles dies, in Shakespears Zeitalter, Volk und Idiom (lassen Sie mich so das Ganze von Sprache nennen, das Einem und Jedem Menschen eigen bleibt! [2]) sich zu erfühlen strebte — doch was lobe ich das, was Sie über Shakespear gesagt haben, gegen das, was Sie auch über Spenser, auch über Milton, auch über Cervantes, auch über die Skalden zu sagen anfingen — und auch dies was ists, gegen das, was Sie als Skalde und Tändler, als Trauerspiel- und Näniendichter, als Sänger der Ariadne und der Schnitter [3]) selbst gethan — und thun werden!

---

[2]) Vgl. Herders Werke 2, 56, 143. 57, 146 (Fragmente. Erste Sammlung, zweite Ausgabe 1768): 'Idiotistische Schriftsteller'.

[3]) Ariadne auf Naxos 1765, Gerstenbergs Vermischte Schriften 2, 73, vgl. Vierteljahrschrift 1, 47. Schnitterlied, Vermischte Schriften 2, 221.

Also weg vom Lobe und zur Sache [selbst]! Ich muss es gestehen, dass nach alle dem Guten und Gründlichen, womit Sie Shakespear vom Regelnjoch des Aristoteles und der Franzosen lossprechen, mich eine Classification befremdet, die seinen Stücken eben so drückend seyn muss, als jenes! Und [zwar] noch legen Sie dieselbe einem [Mann in den Mund,] neuen Aristoteles in den Mund, der gewiss weniger, als der Lehrer Alexanders von einer Monarchie der Kritik über Shakespears Stücke träumte — niemanden mehr oder minder, als jenem [honest] ehrlichen fishmonger von Minister mit grauem Bart und Runzelngesicht, und Ambertriefenden Augen und seinem plentiful lak of Wit together with weak Hams — kurz dem guten alten Kinde Polonius.!

Nun dünkts mich freilich sonderbar, (so gewiss mir diese Anmerkung scheinet,) dass Shakespear alle abgezogne Moral, leere locos communes und Classificationen, die auf 100. Fälle angewandt, auf keinen ganz passen, und den schönsten Predigerdunst von Sprüchwörtern, Lehren und Allgemeinsätzen am liebsten — niemanden in den Mund legt, als Kindern, Narren, Schwachen, Blödsinnigen und Alten. [Lear] Jeder [würksame] noch ganze[4]) Mensch in allen seinen Stücken hat blos Charakteristisch-Individuell zu denken, zu sprechen, und durch beides vielmehr zu handeln. [und] Jedes Allgemeine, was ein Solcher sagt, ist von [Nichts, als] Individual- und Zeit- und Charakterkräften gleichsam hervorgedrungen und errungen. Dass es nicht allgemeiner zu machen und ins Unbestimmte zu generalisiren, nicht loszutrennen und ein neuer Stobäus daraus zu machen sey[e], bezeugen so manche Florilegia und [beauties] gesammlete beauties of Shakespear[5]), in denen man meistens nur ausgerissene, dürre Blumen, verwelktes Gras und nichts minder als den ganzen Shakespear siehet. Der Narr im König Lear, und der schwache Richard der zweite, und der Arlekin in den Freundinnen, und der alte schwache Angelo[6]) haben in solchen Blumenlesen mehr zu sagen, als die würksamsten Hauptcharaktere: Hamlet, der trübsinnige Raisonneur, mehr als Hamlet, der würdige[7]) Königssohn, und der so Menschlich rührende good fellow, der wider seinen Willen Bote der Rache und Werkzeug des Schicksals seyn muss. So nach wäre auch hier Shakespear dieser

---

[4]) ganze *über der Zeile.*

[5]) The Beauties of Shakepeare; regularly selected from each Play, with a general Index. By William Dodd, LL. D. London 1752, 2 vols. Second edition 1757. Dichtung und Wahrheit Eilftes Buch, Ausg. l. H. gr. 8° 26, 72. Hempel 23, 44.

[6]) 'Wie es euch gefällt; oder, Die Freundinnen', im zweiten Bande von Wielands Übersetzung 1763. 'Angelo' in der Komödie der Irrungen.

[7]) *Davor gestrichen* Köni

Manier getreu geblieben, nach welcher[8]) er kurz vorher das alte Kind Polonius seinem Sohn Laertes Abschiedsregeln vorsagen lässt, die im schönsten Sittenbüchlein nicht schöner stehn, und besser gehegt werden können: von deren Innerm der Mittheiler aber selbst so wenig weiss, und[9]) sie sich so wenig ums Herz seyn lässet, als unmittelbar darauf aus seiner schönen Erziehungspolitik an Reinoldo und überhaupt aus seiner Doppelrolle gegen Ophelia und [die] den Hof erhellet.

Dem ohngeachtet bin ich über das Richtige und so Abgezweckte[10]) seiner Classification zu ungewiss. Er erscheint in der ganzen[11]) Situation zu sehr als Sprudler, der Wolken für Kameele und diese Kameele für Geig- ⟨2⟩ bässe ansehen kann, als dass ihm auch hier zu trauen wäre, als dass er auch diese Eintheilung mehr als wegsprudeln sollte. That great Baby is not yet out of his swathling Clouts. He is for a tigg or a tale of Bawdry or he sleeps. — — —

Und was könnte auch angenommen, die ganze Eintheilung viel fruchten? Tragedy, Comedy, 'History, Pastoral, Tragical-Historical, Pastorical-Comical, Historical-Pastorell, Tragical-Comical-Historical-Pastoral und wenn die Mischungen noch so vermehrt, und die Cals noch so versetzt würden; am Ende bleibts doch, jedes Stück von Shakespear muss sich selbst den Namen, und so viel Namen geben, als es Hauptarten der Situation hat — jedes Stück bleibt also bei allen Namen nichts, als — was es ist. Schon Sie sind mit einigen Stücken nicht gewiss gewesen, wohin sie zu bringen[12]); ich bin bei mehrern und den meisten ganz ungewiss: unser Polonius würde es nicht seyn, und gleich lieber noch 3. neue cals zusammenschmieden, so ist — ein Name fertig.

Von ihrer Entstehung an, hat sich, wie mich dünkt, die Bühne mit jedem ihrer Hauptgenies so verändert und in eine andere Gestalt modificiret, dass fast für jeden Originalautor eines andern Volks und für jedes Originalstück desselben ein neuer Name, mithin ein neuer Regelncanon zu erfinden wäre, die doch immer nur ein Abstral ihres innern Scheins seyn können. Was die Tragödie bei Thespis gewesen, mag nur Skribbler und Klotz wissen; [aber] bei Äschylus ist sie oft nur ein grosses Allegorisch-Mythologisch halb Episches Gemälde; bei Sophokles eine eigentliche Vaterlands-[13]) Geschlecht- und Heldenhandlung halb Musikalisch und halb im Schmuck der Pantomime; bei

---

[8]) *Davor gestrichen* in welc

[9]) *Davor gestrichen* als un[mittelbar]

[10]) *Davor eine unleserliche Silbe* (a.) *gestrichen.*

[11]) *Davor gestrichen* S[ituation]

[12]) Neudruck S. 141, 6.

[13]) *Davor gestrichen* F[amilien]

Euripides das vorige, nur Moralisirt und Ethopöirt; bei Corneille und den Franzosen eine eingefädelte Reihe Spanischer Helden- und Liebesgespräche ohne Charaktere und wider alle Natur der Leidenschaft, wo zuletzt jemand mit vielem Anstande, doch nur zum Schein, stirbt: bei den Engländern endlich, und bei Shakespear insonderheit — was bleibt ihm übrig? — Wer hats besser als Sie empfunden? — 'der Mensch! die Welt! Alles!'[14])

Alle Shakespearsche Stücke sind eigentlich Geschichte; [allein Geschichte, nicht wie sie unsre Lehrbücher erzälen, oder abschatten, oder porträtiren[15])] allein Geschichte, so voll, so ganz, so lebendig, wie sie im grossen Zusammenlauf der Weltbegebenheiten nur geschehen kann. Macbeth und Lear, Hamlet und Othello, Cymbeline und Timon, Troilus und Romeo — wer sieht wohl in Einem dieser Stücke die Anlage, den Gang, das Runde und Künstliche, was eine Sophokleische oder Corneillische Tragödie, jede in ihrer Art bildet? In ihnen Allen ist eben so viel [Geschichte, solche] Verändrung der Scenen, Örter und Weltgegenden, das Volle, lebendig würkende der Charaktere, das ineinander Greifende der Triebfedern, die Veränderung der Handlung nach jeder neuen Situation, als nur in den Heinrichs und Richarden, im Julius Cäsar oder Antonius, im Coriolan und Titus seyn kann. Und in einem Julius Cäsar und Antonius, Richard dem zweiten und dritten, wahrhaftig so viel Tragisches, als Timon und Romeo besitzen. Romeo hat so viel Romantisches, als eine historical-pastoral haben kann; und das as you like it, so viel pastoral-comical, nur nicht in dem Märchen Tone, als Winter's tale [haben mag.] Kurz! alle[16]) Farben des Tragischen, Comischen u. s. w. fliessen bei Sch. so zusammen, dass man im Ganzen zwar immer, nach dem Mehrern, in Trauer-[17]) und Lustspiel unterscheiden mag; allein mit Schattierungen[18]), so viel, als Stücke sind, und am Ende bleibt Allen Stücken nichts [mehr] gemein — als Geschichte. [Aber Geschichte, wie ausgebildet! wie geordnet! wie geleitet! gedacht und gefühlt!] Da hat die eine mehr Tragische, die andre mehr Bürgerliche, die dritte mehr Charakter-, die vierte mehr possierliche Scenen; alle, wie sie das Ganze der Begebenheit gab, und die Absicht der Illusion foderte; allein in diesem Mehr und Weniger, in dieser steten Fortschattierung, wer

---

[14]) Neudruck S. 112, 29.

[15]) abschatten d. i. silhouettiren, s. Grimm Wörterbuch. — Von Herders Widerwillen gegen die historischen 'Porträts' Vierteljahrschrift 1, 528.

[16]) *Davor gestrichen ein nicht ausgeschriebenes* um

[17]) *Nach* Trau *gestrichen* ers[piel]

[18]) *Davor gestrichen eine unleserliche Silbe, Anfang eines synonymen Substantivs, und ein zweiter Anfang* Abwei.h

macht da Arten? wer zieht Grenzlinien und Wegscheide? Und welches ist das Vorbild [der] jeder Art? und das Maas jeder Scheidung? Gewiss, nicht Sophokles und Corneille! und kaum auch Aristoteles und Polonius!

⟨3⟩ [O] Shakespear, der[19]) Sohn der Natur, [Diener] Vertrauter der Gottheit, Dollmetscher aller Sprachen und Leidenschaften und Charaktere, Führer und Verwickler des[20]) Fadens aller Begebenheiten, die Menschliche Herzen treffen können — was sehe ich, wenn ich [dich] ihn[21]) lese! [Kein] Theater, [keine] Koulisse, [kein] Komödiant, Nachahmung ist verschwunden: ich sehe Welt, Menschen, Leidenschaften, Wahrheit! [Ich, der in seinem Lebenslaufe noch] Keinen Garrik habe ich nie [spielen][22]) gesehn; ich sehe also auch[23]) in Lear und Macbeth, in Hamlet und Richard [auch] keinen Garrik: Lear und Macbeth, Hamlet und Richard [sehe ich] selbst, keine Nachahmer, keine Deklamateurs, keine Künstler! [Bis auf das Schlechteste Deiner Geschöpfe] Alle [sind sie], ganze, individuelle Wesen, jeder aus seinem Charakter und von seiner Seite historisch theilnehmend, mitwürkend, handelnd; jeder gleichsam für sich Absicht und Zweck, und nur durch die schöpferische Kraft des Dichters, als Zweck zugleich Mittel; als Absicht zugleich Mitwürker des Ganzen! So spielt im grossen Weltlauf vielleicht ein höheres, unsichtbares Wesen mit einer niedern Klasse von Geschöpfen: jeder läuft zu seinem Zweck und schafft und würket; und siehe! unwissend werden sie eben damit blinde Werkzeuge zu einem höhern Plan, zu dem Ganzen eines unsichtbaren Dichters![24])

---

[19]) der *über der Zeile.*

[20]) *Davor gestrichen* al[ler]

[21]) ihn *über der Zeile.*

[22]) habe — nie *über dem gestrichenen* spielen

[23]) also auch *über der Zeile.*

[24]) Seitenstück zu Lessing, Hamburg. Dramaturgie. Stück 79 (7, 355 Lachm.): 'Das Ganze dieses sterblichen Schöpfers (des tragischen Dichters) sollte ein Schattenriss von dem Ganzen des ewigen Schöpfers seyn'. Wahrscheinlich aber unmittelbar aus Shaftesburys Selbstgespräch: 'Der wahre Dichter ist in der That ein zweiter Schöpfer, ein Prometheus unter einem Jupiter. Gleich dem obersten Werkmeister oder gleich der allgemeinen bildenden Natur, schafft er ein Ganzes' u. s. w. Shaftesburys Philosophische Werke, Leipzig 1776, 1, 268 ff. Den ersten Satz hat auch Goethe in mehrfacher Wendung benutzt. Der junge Goethe 2, 42 f. (Zum Schäkespears Tag). Schluss des Aufsatzes 'Von Deutscher Baukunst'. Von Shaftesbury mag Herder zu seinen Gedanken über Shakespeare sonst noch mancherlei Anregung erhalten haben. Ich denke z. B. an dessen Urtheil über die Tragödie der Franzosen: 'Der hohe Geist der Tragödie kann da nicht bestehen, wo der Geist der Freiheit fehlt. Bei den Franzosen aber ist Sklaverei von

Wie die Auftritte in der Natur [abwechseln, und] wechselnd vor- und abrücken, und [so] ineinander würken, [wie] so[25]) entfernt und unähnlich sie sich scheinen: so wechselt in Shakespear Ort und Zeit und Scene, und Inhalt — lauter einzelne Fragmente! ausgerissne[26]) [einzelne] wehende Blätter aus dem grossen Buch der Vorsehung! im Sturm der Zeiten und Begebenheiten dahin geworfen[27]) wehen sie daher und schweben vors Auge: nichts als anscheinende Unordnung und Zerstückung und Plane der Trunkenheit — aber in[28]) der Absicht des Schöpfers, im Haupte des Dichters: da verschwindet Ort, Zeit und Disparater Inhalt — Ein Ganzes! Eine grosse lebendige Täuschung! der [dunkelste] Schattenriss einer Symbole a posteriori zur Theodicee der unendlichen Weisheit! Lear, der rasche, hitzige, edelmüthig[29]) schwache Greis in der Scene der[30]) Vertheilung des Königreichs sät schon[31]) den Saamen zu allen seinen Begebenheiten von aussen und hat den Saamen aller seiner Veränderungen in sich. Er, da, gutherzig verschwendend, und unbarmherzig rasch vor der Charte seiner Länder; und Lear in den Vorhöfen[32]) seiner Töchter, betend, bittend, bettelnd, ergrimmt, fluchend, erweicht, verfluchend, schwärmend; und Lear mit blossem Haupte unter Donner- und Blitz [, mit ihnen hadernd,] mit seinem Narren wandernd, hadernd mit den Elementen und auf dem Wege zum Wahnsinn — und Lear wahnsinnig, zur untersten Klasse von Menschen herabgestürzt in der Waldhöle eines tollen Bettlers — und Lear zu sich kommend, angeglänzt vom letzten Stral der Hoffnung — und Lear, gefangen, Cordelia in den Armen und mit seinem treuen Knechte sterbend — dies mit allem Zusammenstossen von Triebfedern, Charakteren, Personen und Umständen; der betrogne Vater mit seinem unächten Betrieger, die undankbaren Töchter mit den Gemüthern ihrer Männer, der geblendete

---

unten herauf bis zum Throne' (1, 283). Shakespeare, Fletcher, Johnson, Milton (S. 282). Das 'Sittliche' in Shakespears Tragödien (S. 357—361). Shaftesbury war gerade in den Tagen, wo das Sendschreiben entstand, in seinen Händen. 'Sonst (d. h. ausser der Lektüre von Carolines Briefen) habe ich Einen Engländer Shaftesburi, jetzt sehr lieb, mein Mitgefährte im Walde; wenn davon eine gute Übersetzung wäre, sollte er wahrhaftig in Ihre Bibliothek.' An Caroline, den 18. (?) Juni 1771.

[25]) so *über der Zeile.*

[26]) *Davor gestrichen:* weh[ende]

[27]) Dahin geworfen *über gestrichenem* rausch[en]

[28]) in *aus* im

[29]) *Zuerst* edelmüthige Gr[eis]

[30]) Der *nach gestrichenem halbem* sei[ner]

[31]) schon *über der Zeile.*

[32]) *Aus* dem Vorhofe

Vater und der vertriebne Sohn, Kent und Cordelia, der Hügel bei Dover und die letzte Umarmung Edgars, Glück und Unglück, Tod und Leben! — Gott! welch ein Wechsel von Zeiten und Umständen und Begebenheiten — welche Geschichte!

In Othello dem Mohren — welche Welt und was für ein Zusammenlauf der Räder zu Einer Maschiene! Was für ein Jago! wie sieht er die Welt und die Menschen an! spielt mit Rodrigo und Cassio und Othello und Desdemone und seinem Weibe und sich! Ein Menschlicher Teufel mit List[33]) und Schwärze! Biegsamkeit und Verhärtung! Und wie muss sich zu ihm eben ein Othello, eben ein Cassio, ein Rodrigo, eine Desdemona (4) finden! und wie weiss er, Alles, Alles, was ihm in den Wurf kommt zu seiner Absicht zu gebrauchen! — was wäre die Welt, wenn sie viele solche Jago's in solcher[34]) Verbindung von Charakteren und Umständen hätte? — Der edle, tapfre Othello! nur Er konnte eine Desdemona recht lieben! [ach] aber, eben Er[35]) voll Erfahrung und wie leicht zu verblenden! voll äusserer Würksamkeit, und wie hart! wie unbiegsam in seinem Truge! [edel und] rasch [; aber wie] und[36]) leicht zu entflammen: selbst als Mörder edel und eben dadurch der grausamste Mörder! — Desdemone, ihm zur Seite! wie edel, da sie den Mohren liebt, sich ihm vertraut, auf ihre Unschuld[37]) gewiss und eben damit ihr Ende beschleunigt — [und] welch ein Zusammentreten[38]) aller andern Scenen, Gelegenheiten und Umstände — lebendige Geschichte der Entstehung, des Fortgangs und Ausbruchs der Eifersucht Othello des Mohren, die[39]) ganze, lebendste Scene der Welt!

Das ist Shakespear und was hat er nun auch in seinen tragischten Stücken mit den Regeln der Tragödie gemein, wie Aristoteles sie aus den besten Stücken der Griechen abgezogen, und die Franzosen sie auf [die wässerichste] ihre[40]) Weise nachgeäffet? Wo ist das Heroische seiner Stücke[41]), das bei den Griechen dem Epischen so nahe kam? wo das Eine seiner Handlung ohne Episoden, da hier Alles Episode ist? wo die Bearbeitung einer Fabel mit Pantomime und Musik, dass selbst Sitten wegfallen, oder schwächer erscheinen könnten, da bei ihm alles aus Sitte entspringt? Wo [endlich] der Einförmige Gang der Griechi-

---

[33]) *Davor gestrichen* Klughe[it]
[34]) solcher *über gestrichenem* Gegen[würkung?]
[35]) eben Er *über der Zeile.*
[36]) und *über dem gestrichenen* wie
[37]) *Davor gestrichen* Unstu
[38]) *Aus* Zusammentragen
[39]) die *über der Zeile.*
[40]) ihre *über der Zeile.*
[41]) *Davor gestrichen* Hand[lungen]

schen Tragödie mit ihrer Verflechtung und Wiedererkennung, da hier alles auf grössere Zwecke als eine Wiedererkennung gedacht ist! [und] wo Scene, Tempel der Chöre, Halle des Vaterlandes für Musik und Volk! hier sind die[42]) Auftritte überall, auf allen Elementen und in aller Welt Ende! Wo endlich die fortgehende Bearbeitung auf die Erregung Eines Affekts, da hier die Affekten nicht ordentlicher in einander laufen, als in der grossen Welt selbst! — Nirgends Drama, überall Geschichte!

Ich weiss, dass man gewohnt ist, diese Eigenheiten alle für Abweichungen[43]) zu nehmen, die man entschuldigen, nicht nachmachen müsste; die[44]) an sich [aber] immer Fehler blieben — [allein diese Behauptung hält nicht Stich.] In Lear und Macbeth und Hamlet, und allen Stücken ist die Veränderung des Orts mit alle den Würkungen, die sie hervorbringen soll, gewiss nicht blos Fehler, nicht blos[45]) zulässig und verzeihlich[46]), sondern ich hoffe zeigen zu können, [dass sie so] in Shakespears Idee und zu seinem Zwecke so nothwendig, so unvermeidlich und [so] auf ihrer Stelle [ist], dass Shakespear nicht Shakespear bleiben könnte, wenn sie wegfiele — davon nächstens! Jetzt muss ich anders, als über Shakespear kommentiren!

Für die Geschichte der Niederschrift ist von Wichtigkeit ein Brief Herders an seine Braut, auf den Haym (a. a. O. S. 425) zuerst aufmerksam gemacht hat. Er hat ihn allem Anschein nach nur in der willkürlich und ungeschickt gekürzten Form gekannt, wie ihn Heinrich Düntzer im dritten Theil der Sammlung Aus Herders Nachlass (S. 81 f.) gegeben hat. Die Ausgabe ist, wie die meisten Düntzerschen Publicationen aus Herders Nachlass, für wissenschaftlichen Gebrauch durchaus unzulänglich. Der Briefwechsel Herders mit Caroline (1770—73) befindet sich jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv[47]), und so bin ich in der günstigen Lage, die betreffende Stelle im vollen Wortlaut geben zu können.

(Bückeburg, Juni 1771.)

Süsses Mädchen, und sollt' ich Ihnen auch nur mit ein paar Worten schreiben, dass ich lebe, dass wir seit 2. Tagen

---

[42]) die *über der Zeile.*
[43]) *Davor gestrichen* Entsch[uldigungen]
[44]) die *über der Zeile.*
[45]) Fehler, nicht blos *über der Zeile.*
[46]) *Zuerst* zulässig, nicht blos ein verzeihlicher Fehler,
[47]) Geschenkt vom Staatsminister Dr. Theodor Stichling, dem Enkel Herders.

wieder gut Wetter haben, dass ich die Luft und das Grüne wieder geniesse, an Sie denke, und innerhalb 3. Wochen nicht von hier kommen werde: so muss ichs schreiben. Sonst durchaus keine Neuigkeiten. Eine neue Spanische Fliege im Nacken wider die Zähnflüsse, und seit 2. Tagen neue Munterkeit und Gesundheit. Mein Garten ist fertig und meine Rasenbänken, meine Geschöpfe, jetzt meine vergnügteste Lage von Morgen zu Abend, wenn nur nicht so viel fatale Mücken wären. Klopstock ist heut mein Morgenbrot gewesen: ich habe an den Hrn. Geh. Rath[48]) geschrieben: jetzt will ich Erdbeeren essen, und denn lesen. Ich habe ein paar Tage Etwas über Shakespear gearbeitet, aber es ist nicht mit dem Geist und Leben, als ichs anfangs zu denken glaubte. Jetzt will ich etwas über die Lieder alter Völker schreiben, das soll mir mehr gelingen. Beides ist eine versprochne Pflicht für einen Mann in Hamburg, der mir viel Gefälligkeiten erzeigt hat[49]), und soll in das Journal, woran Klopstock und Gerstenberg mit arbeiten, die Schlesw. Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur.

Der Brief ist (wie nach leidiger Gewohnheit der Liebenden sehr viele andre Stücke der Correspondenz) undatirt. Düntzer setzt ihn — und Haym hat diesen Ansatz angenommen — 'um Mitte Juli 1771' an. 'Um Mitte Juni' (etwa 20.) ist er zu datiren. Der Grund, weswegen Herder glaubt 'innerhalb 3. Wochen' nicht von Bückeburg wegzukommen, war in dem nächstvorangehenden Briefe angegeben. 'Wenn die Gräfin niederkommt, (so lange muss ich warten!) so nach Pyrmont! dann nach Göttingen!' Das erwartete Ereigniss trat den 30. Juni ein. Der frühere Brief, der die deutliche Angabe enthält, ist wahrscheinlich am 18. Juni geschrieben (während des Schreibens erhält Herder einen Brief Carolines, dat. 14. Juni), der kürzere, dessen Anfang oben mitgetheilt ward, ist wenige Tage darauf erfolgt, um dem geliebten Mädchen schleunige Nachricht von der eingetretenen Besserung zu geben; denn in jenem war ein kläglicher Bericht von vierzehntägigen 'grässlichsten Zähnschmerzen' enthalten. Die Entbindung der Gräfin Maria, die vierzehntägige Hiobsqual des armen Herder, nebst erster und zweiter 'Spanischer Fliege' — man sieht, zur Datirung einer litterarisch wichtigen Angabe kann das alles bei-

---

[48]) Geheimerath Hesse in Darmstadt, Carolines Schwager.
[49]) Bode; vgl. Haym 1, 425 f. 430.

tragen. Und so ist es überhaupt um die Unterscheidung von litterarisch Wichtigem und bloss Persönlichem, die man den Herausgebern von Briefwechseln manchmal freundlich anräth, wie um so manchen andern wohlmeinenden Rath bestellt: wer ihn befolgt und Bruchstücke liefert, geräth in die Brüche.

Doch dies im Vorbeigehen. Der Shakespeare-Essay, von welchem in der mitgetheilten Briefstelle die Rede ist, wäre also im zweiten Drittel des Juni 1771 zwischen dem 18. und 20. niedergeschrieben. Aber ist unser Sendschreiben das 'Etwas über Shakespear', woran Herder damals 'ein paar Tage' gearbeitet?

In Betracht käme bei dieser Frage zunächst die letzte Vorstufe des gedruckten Aufsatzes ('zweite Redaction'), zwölf Seiten gross Quart, an Umfang also dreimal so stark als jene erste Gestalt. Ferner die oben erwähnte ganz eigenartige Bearbeitung mit eingelegten poetischen Stücken, welche späterhin die Grundlage für die vordere Partie des zweiten Buchs der alten 'Volkslieder' abgegeben hat; erhalten sind davon drei zurückgelegte (also nochmals umgeschriebene) Blätter gross Quart. Endlich der Anfang einer Abhandlung, überschrieben 'Zweierlei Drama'. Nur die Hälfte des ersten Blattes (gross Quart), bloss vorn beschrieben (Reinschrift mit Rand zur Linken); die untere Hälfte ist abgerissen, und es bleibt zweifelhaft, ob die Arbeit in dieser Gestalt überhaupt weitergeführt ward. Ich rücke das kurze Fragment hier ein.

Zweierlei Drama.

Das Drama der Griechen, das Ideal ihrer tragischen Bühne, welch ein vortrefliches vollkommenes Werk des Menschlichen Geistes. Eine Handlung, so ganz, so gross, so rührend! Der Lauf ihrer Begebenheiten so einfach und ununterbrochen, so rasch, so stätig, so zum Zwecke eilend, so rührend! ihre Personen so wichtig, so stark gezeichnet, so handelnd! ihre Leidenschaften so abgewogen, so fortgeleitet, so natürlich! ihre Sprache, ihre Vorstellung, ihr äusserer Schmuck — o die ihr die Vollkommenheit eines Raphaels, eines Correggio in Einem seiner Werke bewundern könnt — hieher! und sehet einen Fortgang, den lebendsten, würksamsten Fortgang solcher Gemälde! Augen und Herz- und Seele treffend! Jedes auf seiner Stelle

ein vortrefliches Theil, und alle Theile welch[50]) ein vortrefliches Ganze!

Ohne Zweifel kam die Zeit, und die Welt, in der die Griechen lebten, der Beförderung dieses Werks ausserordentlich zu statten! Der Zustand ihrer alten[51]) bürgerlichen und Gottesdienstlichen Welt verstattete noch solche tragische Handlungen: die Fabel lieferte sie [ihnen]: das dunkle, jugendliche Gefühl ihrer Seele empfand sie: ihre kleinere Staaten und[52]) zusammengedrängtere Interesse ihrer Gesellschaften machten sie anschaulich: ihre Sprache und Sitten tönten noch mahlten — — —[53]) so viel Stof aus dem

Dass wir es bei diesem Bruchstück mit einer der Ausführungen des Shakespeare-Themas zu thun haben, ist keinen Augenblick zweifelhaft. Hier sollte zu einem eigenen Kapitel ausgestaltet werden, was in den Blättern von Deutscher Art und Kunst die erste Partie der Abhandlung bildet (S. 75 ff.) und dort thematisch zusammengefasst wird in dem Satze: 'Sophokles Drama und Shakespears Drama sind zwey Dinge, die in gewissem Betracht kaum den Namen gemein haben'.

Ich habe früher das Sendschreiben an Gerstenberg vor die Bückeburger Zeit verlegt, die ausgeführteren Bearbeitungen in den Sommer und Herbst 1771, die letzte Redaction in das Jahr 1772. So erklärte ich mir Herders Angabe im Briefe an Hamann vom 21. Juli 1773, das Stück über Shakespear sei 'alt, auf Reise geschrieben'.[54]) Dem Gedankengehalt wie der Form nach könnte die älteste Fassung sehr wohl in eine frühere Periode versetzt werden. Alles könnte so auch 1769 oder 70 geschrieben sein; nur in wenigen lebhafteren Tiraden der zweiten Hälfte kündigt sich der Sturm- und Drang-Stil an, jene Redeweise, die zu erklären ist aus einem bewussten Streben, auf die 'unzertheilten Seelenkräfte' des Lesers zu wirken. Entschieden macht sich dieses Streben erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1772 geltend, und schon aus formalen Gründen ist

---

[50]) *Nach gestrichenem:* ein vo(rtrefliches)

[51]) alten *über der Zeile.*

[52]) *Es fehlt danach* das

[53]) Das Zwischenstehende durch den Riss mit fortgenommen.

[54]) Herders Briefe an Hamann. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. Berlin, Gärtner 1889 S. 77.

deshalb die letzte Bearbeitung, wie sie uns im Druck vorliegt, nicht vor Mitte 1772 anzusetzen.

Für die älteste Gestalt lässt auch Haym (S. 429) die Möglichkeit offen, dass sie vor Bückeburg verfasst sei. Ich glaube, man wird sie dennoch dem Juni 1771 zuweisen müssen. In der zweiten Redaction nämlich wird auf der fünften Seite 'der neuere Versuch eines Engländers über Shakespears Genie und Schriften' erwähnt, derselbe, welchen Herder als Novität für die Allgemeine Deutsche Bibliothek besprochen hat: er schickte die Recension am 7. September 1771 an Nicolai. Haym hat hieraus zuerst die Abfassungszeit der zweiten Redaction gefolgert: 'nicht vor dem Sommer 1771'. Aber sollte nicht eben dieser 'Versuch' schon in dem ersten Satze des Sendschreibens gemeint sein? wie dort bei den 'Vorreden' sicher an die eine von Pope gedacht ist, mit der Wieland seine Übersetzung eingeleitet hat. An jene zweite Redaction aber ist Herder sicher nicht vor dem Herbst 1771 gekommen. Er hat das im Juni Gearbeitete liegen lassen, um zunächst 'etwas über die Lieder alter Völker zu schreiben' (den Briefwechsel über Ossian), in der nächsten Zeit aber ist er durchaus nicht zu ruhigem Arbeiten gelangt. 'Ich habe Ihnen neulich alte Lieder geschickt', schreibt er im September an Caroline: 'ich lege Ihnen wieder einige bei. Shakespeare und Plastik und Moses liegt noch und ich würde mich nur quälen'. Die seit Strassburg liegen gelassene 'Plastik' hat er zuvor im Briefe vom 27. August genannt — 'Zur Plastik bin ich noch nicht' —, mit 'Moses' ist die Älteste Urkunde gemeint, damals noch 'Archäologie des Morgenlandes' benannt. So rückt also die Neubearbeitung des 'Shakespeare' bis an das Ende des Jahres 1771, ja wohl ins nächste Jahr hinein. Wenn es im Sendschreiben heisst: 'Was die Tragödie bei Thespis gewesen, mag nur Skribbler und Klotz wissen', in der nächsten Redaction aber der Name des verhassten Gegners nicht mehr erscheint — 'mögen die Skribblers wissen', heisst es da bloss —, so erklärt sich das am füglichsten daraus, dass mit Klotzens Tod (31. December 1771) alle Fehd' ein Ende gehabt hat. Das Fragment 'Zweierlei Drama' stellt sich

der letzten Redaction am nächsten, der Versuch mit den eingelegten Proben rückt zu den 'Volksliedern' hin. So gelangt man denn durch Subtraction dahin, dass für Juni 1771 nichts übrig bleibt, als die älteste Gestalt, das Sendschreiben. Wenn Herder bei seiner ungemeinen Productionskraft doch 'ein paar Tage' darauf verwandt hat es niederzuschreiben, so dürfen wir nicht vergessen, dass vierzehn Tage 'Fluss im Zahn' den Mann mürbe gemacht hatten, den wir noch kurz zuvor in dem langen Klagebriefe stöhnen hören: 'Die Zähne stechen und schmerzen höllisch! — o Gott, gib mir doch gute Nacht, ich habe in 3. Nächten nicht geschlafen!' dass es also erster Versuch, Erholungsarbeit war. Und so ist es wohl auch kein zufälliges Zusammentreffen, dass der Verfasser des Sendschreibens dem 'Sänger der Ariadne' ein Compliment macht, und dass in dem 'Zähnschmerz'-Briefe, auf dessen noch in Ruhe geschriebener erster Seite zu lesen steht: 'Noch habe ich letztern Sonntag damit (mit dem Zahnschmerz) gepredigt und den Geburtstag der Gräfin (16. Juni) bei Hofe celebriren helfen, wobei Ariadne auf Naxos in Musik aufgeführt wurde, die mich, mehr vielleicht dem Text und der Situation nach, als immer wegen der Musik unendlich gerührt und hier und da recht erschüttert hat'. Und jedenfalls ist es nicht verwunderlich, wie er ungeduldig abbricht: 'Jetzt muss ich anders, als über Shakespear kommentiren!' Wahrscheinlich warteten die 'heil-ennuyanten Amtssachen' auf ihn, die ihm in letzter Zeit an manchem 'Reichsposttag' nicht einmal Zeit gelassen hatten, an die Braut zu schreiben.

Wie aber ist nun mit dem Ermittelten zu vereinen, dass das Stück über Shakespeare 'alt, auf Reise geschrieben' sein soll? Es erklärt sich, wenn man nicht eine besondre Absicht annehmen mag, sattsam aus einer dem Schriftsteller eigenthümlichen Prolepse, einem Idiotismus, den wir auch anderwärts und viel später noch bei ihm beobachten können. Der erste kurze Entwurf gilt ihm statt der Ausführung, er statuirt sozusagen mentale Concepte. Er war (so ungefähr sagt ja Goethe von dem Freunde) immer darauf aus, das Ende der Dinge zu erfassen. 'Diese Schrift sollte schon vor zwanzig Jahren erscheinen', ist er

im Stande als Vorredner zu erklären, während wir jetzt aus seinem Nachlass feststellen können, dass damals eben die Elemente in kurzer Fassung vorlagen.[55]) In diesem Sinne war auch das Sendschreiben auf, ja vor der Reise concipirt. War es doch auch der Form nach recht ein Plan aus der Zeit der 'Fragmente', der 'Kritischen Wälder'! Schon die 'Fragmente' sollten derartige Episteln an führende Schriftsteller enthalten. In einem skizzirten Entwurf dazu ist ein Brief 'an den Übersetzer des Shaftesbury' (Spalding), einer 'an den Magum' (Hamann) aufgezeichnet. Im Jahre 1768 hat Herder ein langes Sendschreiben an Gatterer verfasst, als Beitrag für dessen 'Historische Bibliothek', die Grenzen von Geschichtsdarstellung und 'Lehrgebäude' betreffend.[56]) Und so hätte schliesslich auch der Brief an den Verfasser des Phädon, auf der Reise 1769 geschrieben[57]), als publicistische Leistung gar wohl erscheinen können. Nachweislich aber sind auch wirkliche Ansätze, Rudimente der Arbeit während der Reise und vorher zu Papier gebracht worden. Beobachtungen aus, Gedanken über Shakespeares Dramen (Johannisnachtstraum, Sturm, Othello u. a.). Auf Stellen im 'Journal der Reise' und in älteren Niederschriften zu den 'Fragmenten' hat Haym verwiesen. Auch die Collectanea aus Riga und von der Reise liefern Belege. Ich kann mich zur Zeit nur auf meine alten Notizen daraus beziehen, da die Hefte und Bücher selbst nicht mehr in meiner Hand sind. Besonders merkwürdig ist in einem dieser Hefte die Anlage zu einer Sammlung aus Shakespeare unter Rubriken wie: 'Menschlicher Geist. Charakter. Temperamente. Tugenden. Laster. Liebe.' Man sieht, das zielt auf eine Psychologie, auf eine 'Philosophie der Menschheit' aus Shakespeare, wie ja eine solche auch aus den Gedichten Ossians zu liefern in Herders Plan lag.[58]) Von der Untersuchung der 'Schöpferweise' Shakespeares ver-

[55]) Herders Werke 19, 3 mit meiner Bemerkung 20, 382 fg. und dazu 7, 469. Ferner zu vergleichen Band 15, 517, x mit 2, 188. 376.

[56]) Werke 3, Vorbericht S. XI.

[57]) Haym 1, 295.

[58]) Von Deutscher Art und Kunst S. 18. ('Philologie' ist einer von den vielen bösartigen Druckfehlern.)

spricht er sich den reichsten Gewinn nicht bloss für 'Geschichtbau' und Drama, für die Erkenntniss der Gesetze beider Gattungen, sondern zumal auch für die 'Philosophie der Menschenseelen'.[59])

So versetzt sich denn der Verfasser noch bei der abschliessenden Niederschrift in jene Zeit zurück, wo es sein Plan gewesen war, Gerstenbergs persönliche Bekanntschaft zu machen, 'mit ihm die Barden und Skalder zu singen, die Briefe über die Merkwürdigkeiten etc. mit ihm zu lesen';[60]) und sicher setzt er geflissentlich ein 'neulich' dazu, wenn er davon redet, wie der Hamburgische Dramaturgist 'gegen die lautesten Anmassungen (der Franzosen) schreckliche Zweifel erregt hat' (S. 84).[61])

Was wollen indessen alle diese chronologischen Nachweise besagen? Der Briefsteller selbst hat das Gefühl und spricht es aus, dass er zuvor schon einmal mit mehr 'Geist und Leben' über diese Stoffe nachgedacht hat. In der Beziehung auf Vorangegangenes liegt der litterarhistorische Werth des veröffentlichten Stücks. Sicherlich hat Herder lebhafter, geistvoller, ausgiebiger in Strassburg über Shakespeare commentirt. Nach Geist und Inhalt fand Goethe die Strassburger Unterhaltungen in den Blättern Von Deutscher Art und Kunst wieder. Die Auffassung von Shakesparese Art und Kunst, die damals ihm, und durch seine mündliche Vermittlung sodann den nächsten Genossen der 'deutschen Gesellschaft' eigen ward, beruhte ganz auf den Gesprächen in der 'freundschaftlichen Krankenstube' des 'gutmüthigen Polterers' — der doch, wenn er seinen guten Tag hatte, noch viel mehr war als das. Schriftliche Belehrung über diesen Gegenstand hat Goethe von Herder nicht bezogen — ausser jener, die ihm der erste 'Götz' eintrug: 'dass Euch Shakespeare ganz verdorben'. Denn die Abhandlung, die er zum Shakespeare-Tag (14. Oktober 1771) aus Bückeburg erbeten hatte[62]), hat er nicht erhalten — einfach deswegen nicht, weil Herder mit dem

[59]) Ebenda S. 109.
[60]) Journal der Reise. Werke 4, 434.
[61]) Vgl. oben S. 447 das 'noch neuerlich' von Gerstenbergs Briefen.
[62]) Goethes Werke IV 2, 3,5.

bis dahin Niedergeschriebenen sich kein Genüge gethan hatte. So kann uns nun die erste Gestalt des Herderschen 'Shakespeare', verglichen mit Goethes sogenannter Rede 'Zum Schäkespears-Tag'[63]) — richtiger: Sendschreiben zum Vorlesen am Shakespeare-Tag — als eine Art von historischer Urkunde dienen: jene, indem sie die hauptsächlichen Themata der Strassburger Gespräche aufzeichnet und wenigstens theilweis zum ersten Mal ausführt, diese, indem sie darlegt, was der Dichter der Geschichte Gottfriedens von Berlichingen aus denselben zu eignem Gebrauch entnommen, wie er sie in sich verarbeitet hat. Drei Kapitel offenbar haben sich ihm besonders eingeprägt. Erstens: nicht Drama sondern Geschichte haben wir bei Shakespeare, nicht die überlieferte Kunstform, sondern freie Darstellung eines grossen 'Geschehnisses' (événement) in seinem ganzen Verlauf. Zweitens: alles entspringt bei Shakespeare aus den Charakteren ('aus Sitte', Ethos). Wenn Lenz, indem er sich darauf beruft, seine 'Anmerkungen übers Theater' seien bereits 'zwey Jahre vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz' vorgelesen worden, diesen Gedanken für sich in Anspruch zu nehmen versucht hat, so ist aus dem Sendschreiben an Gerstenberg zu erweisen, dass doch Herder vor ihm die These formulirt hat. Drittens: die Tragödie schildert das Walten des Schicksals, den Kampf einer nur im Wahn des Menschen bestehenden freien Selbstbestimmung mit der Macht der Nothwendigkeit. Gerade diese Belehrung hat Goethe am tiefsten verstanden. Ergreifender noch als in der Geschichte Gottfriedens zeigt sich das im 'Egmont'. Ich habe diesen dritten Punkt, der das Wesen der Tragödie im Innersten betrifft, schon anderwärts zu erörtern versucht und mag mich hier nicht wiederholen.[64]) Über den ersten Punkt hat Haym in seiner gründlichen Weise volles Licht verbreitet, indem er, besonders auf Grund der vorletzten Redaction,

---

[63]) Der junge Goethe 2, 39 ff.

[64]) Shakespeare im Anbruch der klassischen Zeit unsrer Litteratur, Rede zum Shakespeare-Tag (23. April). Weimar 1889 S. 19 f. Die Rede, nur in 100 Abzügen gedruckt, wird in umgearbeiteter Gestalt wiederholt im Septemberheft der 'Deutschen Rundschau'.

den Verfasser des Shakespeare-Aufsatzes wider den ungerechten Vorwurf vertheidigt, dass er die Grenzen von Drama und Epos verwischt habe.

Weimar, Juni 1889. Bernhard Suphan.

Briefe von Minna Herzlieb. Wahlverwandtschaften vor Goethe.

An Wilhelmine Schorcht, Wielands Enkelin.

Jena den 26ten Feber 1814.

. . . . .

Verlangen Sie nicht, dass ich Ihnen Rechenschaft davon ableiste warum ich Ihnen nicht früher schrieb, da ich doch eingestehen muss das es mir eigentlich an Zeit dazu nicht gefehlt hätte, und wenn ich die Stunden die ich im Geiste bei Ihnen zubrachte und in der vergeblichen Sehnsucht nach einem persöhnlichen Zusammensein, mit Ihnen, zum Schreiben angewant hätte: so wäre mir gewiss schon die zweite Freude Ihres lieben schriftlichen Besuches geworden. So stehe ich mir bei allen Freuden und Genüssen des Lebens immer selbst im Lichte! im Kleinen wie im Grossen ist dies seit Jahren mein Schicksahl! aber ich will nicht klagen sondern es als eine höhre Fügung anerkennen und in ruhiger Ergebung einer freundlichern Zeit hoffend und vertrauend entgegen gehen. Hätte ich alles stöhrende und traurige mit mir allein auszumachen gehabt so würde ich nur halb so viel gelitten haben! — aber lassen Sie mich lieber durch Schweigen die trübsten Erinnerungen meines Lebens fliehen. — — —

Wie ich mich auf den Frühling, den ersten warmen Sonnenblick und die schöne Zeit der Blüthen freue, kann ich Ihnen liebes Minchen gar nicht beschreiben! es ist mir als hätte meine Nathur diese freundlichen Gaben des Himmels nie schmerzlicher entbehrt und ernstlicher bedurft als in diesem Jahre. Diese schöne Zeit bringt mir aber auch noch so manche Freude die ich dankbar erkennen werde. Dass ich Ihr und Louisens Herüberkommen unter meine ersten Freuden rechne, würden Sie mir beide gewiss gern und ohne Versicherung glauben, wenn Sie sehen könnten, welchen Platz Sie in meinem Herzen eingenommen haben. . . . . .

Unser stilles und so einfaches Leben, wie Sie es wohl bei uns kennen, und was nach der Beschreibung Ihres friedlichen Kreises und Treibens dem Ihrigen recht nahe kömmt; ist in dieser Zeit sehr angenehm, durch die längstersehnte Ankunft, der liebenswürdigen Kügelchens, unterbrochen worden. Wir haben

sie zwar viel gesehen, aber doch wenig so, dass ich, die ich sie noch nie gesehen hatte, mir nicht noch mehr von Ihnen gewünscht hätte. Im Geräusch so vieler Menschen die Ansprüche machen durften dem Meister näher zu treten, musste der nur im Stillen Verehrende natürlich immer mehr in Hintergrund zurücktreten. Aber ihre Bekantschaft hat mir doch unendlich viele Freude gemacht, es sind liebenswürdige Menschen.

. . . . . .

Ihre treue Wilhelmine Herzlieb.

Die Kenntniss des vorstehenden Briefes verdanke ich der Nichte der Adressatin. Sie gab mir noch zwei andere Briefe an dasselbe Minchen und zwei an deren Schwester Amalia in die Hand; sie stammen alle aus der Zeit vom 21. September 1813 bis zum 31. Oktober 1815, enthalten Freundschaftsversicherungen, handeln von kleinen Einkäufen, die Wielands Enkelinnen für Minna oder diese für jene gethan, und überbringen auch ein Recept für die Küche. Nur eine Stelle aus dem ersten Briefe verdient als neue Bestätigung des Patriotismus der Wilhelmine noch ausgehoben zu werden. Sie schreibt:

Wie oft mein liebes Minchen, habe ich nicht in dieser Zeit der erhebenden Gerichte auch Ihrer gedacht! Wohl haben wir Ursach uns zu freuen und doch habe ich nicht den Muth mich ganz den Gefühlen hinzugeben, die so nathürlich nach so langen Druck ihr altes Recht behaupten wollen. Ich kann es mir aber doch nicht verbergen, wie unbeschreiblich wohl es mir thut, meine, zwar noch nie ganz gesunkenen Hoffnungen, aber doch zuweilen einer Unterstützung bedürftigen, auf so vielfältige Weise fester gestellt zu fühlen; Ach mein liebes Minchen! wie viel leichter und williger erträgt man die grössten Entbehrungen, wenn man nur noch hoffen kann! Durch eine zahllose Reihe trüber Stunden hoffe auch ich mir eine glückliche Zukunft doppelt genussreich versprechen zu können. Wenn aber diese Zeit beginnen wird! — — — — Man erwartet dass des grossen Kaisers Bewegungen jetzt darauf hindeuten, sich Berlins zu bemächtigen; in welcher Spannung mich dies hällt werden Sie mit mir fühlen; aber ich will stark sein um mich nicht meiner Freunde ganz unwerht fühlen zu müssen . . . . Wäre es nicht in dieser Zeit wirklich so unsicher sich von den seinigen zu trennen, ich wäre schon längst einmahl bei Ihnen gewesen. Noch kürzlich hielt mich die Nachricht, das unsere Feinde die Gegend hier von allen Seiten umgeben, davon ab eine recht gute Gelegenheit zu benutzen; Sie können denken dass ich nicht wünschen kann abwesend zu sein wenn sie einrücken sollten.

Beiden Briefen ist die Klage über erlebtes Leid, die Hoffnung auf Glück gemeinsam. Für die Verwandtschaft der Schreiberin mit Ottilie ergibt sich kein Anhaltspunkt; man müsste denn die Äusserung: hätte sie alles Traurige mit sich allein auszumachen gehabt, so würde sie nur halb so viel gelitten haben, vergleichen wollen mit Ottiliens Brief an die Freunde (Thl. 2 Kap. 17): mein Innres überlasst mir selbst. Übrigens ist das Übereintreffen mancher Eigenschaften der Minna und Ottilie zwar nichts Zufälliges, aber auch nichts den Wahlverwandtschaften Ursprüngliches und Wesentliches. Den Kern des Romans glaube ich in Wielands Erzählung 'Freundschaft und Liebe auf der Probe' vorgebildet zu sehen. Wieland lässt Nadine von Blumau in seinem Pentameron (später Hexameron) von Rosenhain folgende 'Anekdote' vortragen:

Die Erzählerin hat zwei Freundinnen, Selinde und Klarisse. Selinde, zierlicher Gestalt, edel, gut, witzig, von sehr lebendiger Einbildungskraft, in sich verliebt, übermässig lebhaft, leichtsinnig, gefall- und vergnügungssüchtig, erinnert in dieser directen Charakteristik Wielands stark an Luciane. Ihre ältere im gleichen Kloster erzogene (!) Freundinn Klarisse, weniger schön, aber ebenmässigen Körperbaus, will, zumal neben Selinde, so wenig als möglich bemerkt werden und erhebt keine Ansprüche; sie zieht durch einen ihr selbst unbewussten Zauber an und gewinnt sich Freunde wie Selinde Liebhaber; sie geht sparsam mit ihrer Zeit um, theilt den Tag besser ein als Selinde und wendet die Morgenstunden, welche diese mit flüchtigem Blättern in Tageslitteratur und am Putztisch verbringt, immer nützlich und zu bestimmten Zwecken an; sie hat Talente zum Zeichnen und Malen, Klavier- und Harfenspiel, verdeckt aber bescheiden ihre ausgebreiteten Kenntnisse, die sie hartnäckigem Fleisse verdankt; sie ist frei von Launen, Grillen, übereilten Urtheilen und leichtsinnigen Zu- und Abneigungen, eine geborene Feindin alles Übertriebenen, aller Unnatur, Selbsttäuschung und Unredlichkeit gegen andere und sich selbst, alles ist in ihr ruhig, gemässigt und in Harmonie mit sich selbst; ihr Ernst hat nichts Düsteres, ihr gesetztes Wesen nichts Schwerfälliges

und Drückendes, Heiterkeit und Frohsinn ist immer über ihr liebliches Gesicht ausgebreitet. Diese Figur, für welche Wieland mehr Liebe aufwendet als für Selinde, trägt offenbare Züge Ottiliens; ja sogar ihre ungewöhnliche Vestalenmässige Art sich zu kleiden erbt diese. Während anfangs die Anspruchslosigkeit als Hauptkennzeichen Klarissens bezeichnet ist, treten später ihre Kenntnisse, ihre Klugheit, Weisheit und vor allem die Mässigung stärker heraus und sie erinnert dann an Charlotte, von der auch gilt: sie werde selten warm, und niemals bitter und sei immer gleich bereit, Friede zu machen.

Diese Freundinnen sind an zwei Freunde vermählt: Mondor ein reicher Adeliger, Raymund ein weniger mit Glücksgütern gesegneter Maler. Mondor war von einer ernsthaften, mit etwas schwarzer Galle tingirten Sinnesart, sagt Nadine; von warmem Kopf und noch wärmerem Blut: äusserst reizbar, heftig und anhaltend in seinen Leidenschaften und schwer von einer Idee, die er sich in den Kopf gesetzt hatte, abzubringen; in allen seinen Ideen, Gefühlen und Forderungen war immer etwas Übermässiges und Grenzenloses. Eine Reihe dieser Eigenheiten trifft für Eduard zu. Dagegen ist zwischen dem leichten, fröhlichen, sorglosen, raschen und unbeständigen, geselligen, gutartigen und biederherzigen Raymund und dem Hauptmann keine Charaktergemeinschaft. Die Freundschaft beider ist angenehm und auch nützlich, sie finden bei einander Rath und Beistand; so verspricht sich Eduard mit Grund Nutzen vom Hauptmann.

Raymund nun ist der Gatte Klarissens, Mondor mit Selinde verheiratet. Anfangs herrscht in beiden Ehen Glück, bald treten Missverständnisse wenigstens bei dem zweiten Paare ein, ohne dass irgend einen Theil eigentliche Schuld träfe. Die Folge ist, dass jeder der Freunde in dem Weibe des andern sein grösseres Glück sieht. Bei Mondor wächst wie bei Eduard die Neigung zur Leidenschaft gerade wegen der gänzlichen Entferntheit Klarissens von allen Künsten der weiblichen Koketterie. Raymund beobachtet diese Schwärmerei seines Freundes wie der Hauptmann die Schwenkung Eduards, findet zur gleichen

Zeit Selinde schön, kommt auf einen 'vertraulicheren' Fuss mit ihr wie die 'Vertraulichkeit' des Hauptmanns und Charlottes durch ihre Aufmerksamkeit auf Eduard vermehrt wird, und ohne dass er Grund hätte sich von Klarisse zu scheiden, bedünkt es ihn ein wahres Freundesstück, Mondor von einer Frau zu helfen, die ihn mit aller Liebenswürdigkeit nur unglücklich mache. Da ward in Frankreich, in dessen deutscher Provinz die Ehepaare leben, die Auflöslichkeit der Ehe verkündet; die Freunde sprechen gerne und öfters von dem neuen Gesetz; ebenso wird an Charlottes Tafel in französischer Sprache von Ehegesetzen und Ehescheidungen gehandelt. Endlich entdecken sich die Freunde gegenseitig und vereinbaren den Tausch der Frauen; das erinnert an die Scene zwischen Eduard und dem Major (Thl. 2 Kap. 12), wo ebenfalls die Freundschaft als Nebenmotiv ausgespielt wird. Raymund (der Major) trägt Klarisse (Charlotte) die Absichten vor, sie willigt in die Scheidung; auch darein, Mondors Gemahlin zu werden, wie Charlotte dann auf Eduards Bitte dem Major ihre Hand zusagt. Ein Jahr gehts gut in den neuen Ehen; dann aber ward Mondor der gleichmässigen Klarisse überdrüssig und für Raymund wurden Selindens Launen zu kostspielig. Die Freunde offenbaren sich aufs neue einander und einigen sich, den Tausch rückgängig zu machen: 'Alles trat nun wieder in die alte Ordnung zurück' und die Paare leben äusserst glücklich; also ein fröhlicher Ausgang statt des tragischen der Wahlverwandtschaften, wo aber auch nahe am Ende (Kap. 17) ein Ruhepunkt eintritt und es heisst: 'So bewegte sich fast Alles wieder in dem alten Gleise'.

Diese Erzählung von Freundschaft und Liebe auf der Probe, die dadurch nicht reiner wird, dass Klarisse vom zweiten Gatten den Verzicht auf allen 'zwangrechtlichen Anspruch' sich ausbedingt, konnte nach der Meinung eines Zuhörers in Wielands Pentameron 'zu einem der artigsten Romane' ausgesponnen werden. Mit den Wahlverwandtschaften erfüllte Goethe diesen Wunsch. Es lassen sich noch Einzelheiten vergleichen: Mondor ist gerne in seinem Büchersaale wie Eduard bei seinen Papieren; das Empfindliche eines ersten Widerspruchs des Gatten trifft Eduard

wie Selinde; das Wielandische Bild: Klarisse spielte meistens ihre eigene Partie fertig weg, ohne sich zu bekümmern, ob Mondors Instrument mit dem ihrigen zusammen gestimmt war, mag zu dem bedeutungsvollen Zusammenspiel der Goetheschen Romanhelden den Anstoss gegeben haben u. s. f. —

Wielands Erzählung ist im 'Taschenbuch auf das Jahr 1804, herausgegeben von Wieland und Goethe, Tübingen, Cotta' zuerst erschienen. Die Jahre zwischen dieser Veröffentlichung und dem Abschluss der Wahlverwandtschaften erweiterten und änderten den Stoff, die Motive. Erlebnisse, auch die Begegnung mit Minna Herzlieb traten dazu.

Graz. Bernhard Seuffert.

Horaz in Jakob Schwiegers 'Geharnschte Venus'.

Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 74. 75 Zweites Zehen V Str. 3, 6 ff.:

Der Donner läst die Hütten stehn,
Palläste müssen untergehn.
Wohl dehm, der wie ich tieffer wohnet.

dürfte entlehnt sein aus Horaz Carm. II 10, 9 ff. (Müller):

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus et celsae graviore casu
Decidunt turres feriuntque summos
Fulgura montes.[1])

[1]) Vgl. Burkard Waldis, Esopus I 36 V. 43 ff.:

Welchs Flaccus vns anzeiget schon
In einem kurtzen Saphicon,
Vnd sagt, 'die grossen hohen Tannen
Mit sturm der Wind thut weidlich zannen.
Jhe höher die Thürn gebawet werden,
Jhe grössern fall bringens zur Erden.
Der Donner trifft die hohen Berg.'
Man schlecht den Rysen vor das Zwerg.
Gemeinlich falln die hohen klimmer;
So ertrincken gern die guten schwimmer.

S. Kurz zur Stelle. — Von Horaz wäre weiter auf Herodot zu verweisen III 10.

Vgl. ferner 'Zuschrift' des sechsten Zehens S. 98 V. 17 ff.:

. . . Doch, wenn auch Marzialens
wird bey der Welt gedacht: so steifft die Hoffnung mich,
es werde mich nicht ganz erstechen Morten Stich,
stürb' ich schon diesen Tag . . . .

mit Carm. III 30, 6

Non omnis moriar . . .

'Zuschrift' vor dem zweiten Zehen S. 29 V. 21 ff.:

Wer die allzugrossen Lasten
über können an-wil-tasten,
mag es tuhn. Ich bin zu schwach,
meine Schultern geben nach.

mit Carm. I 6, 5 ff.:

Nos, Agrippa, neque haec dicere nec gravem
Pelidae stomachum cedere nescii,
Nec cursus duplicis per mare Ulixei,
Nec saevam Pelopis domum
Conamur, tenues grandia, . . .

Wien, 24. Januar 1889. F. Arnold Mayer.

Gleim über Pyras Tod.

Halberstadt 12 (?) März 1774: Ein Narr war Pyra, dass Er über die cacatas chartas seines Kritikasters sich zu Tod ärgerte. Bester Schmid, ein Narr war Pyra. Streichen sie's aus aus ihrem mir im Übrigen so sehr willkommen gewesenen Brieflein — streichen sie's selbst aus, mein bester Schmid, sie haben an der Meritesse des vortrefflichen Pyra gröblich sich versündigt. Denn bei den Musen, es ist eine grobe Lästerung seiner Kritikaster, dass Pyra sich todt ärgerte. Drey Tage vor seinem seeligen Ende schrieb der vortreffliche Mann nach Potsdam mir in einem sehr aufgeräumten Thone und ersuchte mich mit meinem Kleist zu ihm zu kommen. Wir thaten's. Kleist und Gleim wollten in seinem Leben den würcklich grossen Mann noch einmahl sehen; wir eilten nach seiner Wohnung und auf dem Wege ward uns sein sterblicher Rest entgegengetragen. — Wir gingen, die hinterlassene Mutter zu trösten und hörten aus ihrem Munde, dass er nichts weniger als Ärgernis gehabt hätte. Schreckliche Menschenbosheit war es, dass die Hallischen Bemüher hernach öffentlich sich's rühmten, sie hätten ihn todt gespottet, woher dann selbst in dem guten Seelen-

behältnis meines lieben Schmidt ein Schein von Wahrheit übrig geblieben ist. Aber auch dieser soll und muss nicht weiter übrig bleiben; denn ich will von nun an mit allem Ernst drauf denken, sein Vermächtnis, Untersuchung der Schönheiten in Virgils Äneis, zum Druck zu befördern, und in der Vorrede soll die reine Wahrheit gesagt werden von Ihrem Gleim.

Diesen Brief Gleims an Klamer Schmidt bewahrt die K. Bibliothek in Berlin (M. S. Germ. Oct. 296, Bd. II).

Dass Ärger Pyras Tod herbeigeführt habe, ist oft erzählt. Waniek (J. Pyra S. 128 f.) führt die Tradition auf das 'Tintenfässl' zurück; Gleim wiederholt hier Langes Irrthum, dass sich die 'Bemüher' des tödtlichen Ärgerns gerühmt hätten (Waniek S. 130 f.). Klamer Schmidt sagt in einem in die 'Büchse' gelegten Gedichte: 'Ein Nagel war zu Pyras Sarge Der Pfeil der Critica!' (Archiv f. Litteraturgeschichte 4, 352.) — Den Besuch bei dem todten Freunde erzählt Gleim auch in der Selbstbiographie (Körte S. 24). Die 'Critischen Untersuchungen der Schönheiten in Virgil's Äneas' liegen noch heute ungedruckt in Gleims Archiv (Waniek S. 67 f.).

Berlin. Ludwig Geiger.

Eine Stimme über Lessing.

Friederike Jerusalem, Chanoinesse zu Wülfinghausen, die Tochter des Abtes und Schwester von Werthers Urbild, geboren 1759, antwortete dem Archivrath Kestner in Hannover auf dessen Frage, ob sich im Nachlass ihres Vaters Briefe berühmter Schriftsteller befänden, am 3. Oktober 1833:

... Von Lessing seiner Hand ist es ... nicht wahrscheinlich. An meinen Bruder hat er vielleicht geschrieben, aber dessen seine Papiere sind ja leider vernichtet gewesen und nicht zurück geschickt; meinem Vater aber war Lessing zur mündlichen Unterhaltung hinreichend nahe; sein eigentlicher Wohnort war Wolfenbüttel, aber bei der Nähe der beiden Städte verging wohl keine Woche, in der er nicht auch in Braunschweig war; ich erinnere mich sehr wohl, dass auch ich ihn mehreremal in meines Vaters Hause und auch in andern freundschaftlichen Cirkeln gesehn habe; er hatte die allerausdruckvollste Physiognomie, die man nie ver-

gessen kann, und dabei die lebhafteste und allerangenehmste Unterhaltung; seine letzte Lebenszeit ward aber durch einige Widerwärtigkeiten getrübt, wodurch seine Heiterkeit sich verlor und wohl mit seinen frühen plötzlichen Tod beförderten; vielleicht fehlte es ihm dabei auch wohl an den festen religiösen Überzeugungen, durch die jeder Kummer gemildert werden kann.

Der Brief befindet sich im Kestnerschen Familien-Archiv.

Kiel. Eugen Wolff.

Zu Goethes Egmont.

Gomez äussert im vierten Aufzug über Albas staunenswerthe Führung des Heeres aus Italien nach den Niederlanden: 'Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen[1]) und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundenen gleichsam durchschmiegte, die strengste Mannszucht hielt und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Anstoss zu leiten wusste.' Wenn er hier bei den Franzosen auch der Ketzer gedenkt, so waren die Führer der Hugenotten, der Admiral Coligny und der Prinz von Condé, freilich damals durch den Frieden von Amboise mit dem Hofe versöhnt, aber es schwebt dabei der von Strada berichtete Antrag beider an König Karl IX. vor, ihn mit 50000 Hugenotten zu unterstützen, wenn er das spanische Heer in den engen Alpenpässen überfallen wollte, wobei sie auch auf die Unterstützung der Schweizer und der Genfer hinwiesen. Doch der König begnügte sich damit, an den Grenzen ein zur Abwehr hinreichendes Heer aufzustellen, wie auch Genf, Graubündten, Bern und Zürich thaten. Hierauf hätte sich L. Zürn berufen können, der 1887 in Herrigs Archiv 79, 122 f. die neben den Schweizern genannten Verbundenen auf die Genfer als Verbündete der Schweizer bezog, was, wie ich jetzt sehe, schon Buchheim sechs Jahre früher gethan hatte. Seine Gründe gegen

[1]) Da das Wort hier in der Apposition steht, so muss es wohl 'Königliche' heissen, ein Ausfall des die, wie er sonst bei durch und verbundenen Wörtern statthaft, ist hier ausgeschlossen.

die bisherige Auffassung sind überzeugend, doch die Beschränkung der Verbundenen auf die Genfer nicht zutreffend. Auch Graubündten gehörte zu den Verbundenen, den Föderati oder Alliés der dreizehn Schweizer Orte. Von den letztern waren Zürich und Bern als Hauptvertreter des Protestantismus besonders berufen, Wache bei dem gegen die religiöse Freiheit gerichteten Zuge zu halten. Gomez beginnt mit dem grössten Staate, welchen Albas Heer berührte, erst darauf nennt er die Schweiz; des beschwerlichen Zuges über die Alpen wird gar nicht gedacht, da hier keine Feinde zu fürchten waren.

Wenn Zürn hier im Recht ist, so beruht dagegen auf dem offenbarsten Irrthum seine unbesehens von andern nachgesprochene Behauptung, unter dem Klugen, dessen Alba später gedenkt, als er von Oraniens Ausbleiben Kunde erhalten, verstehe ich Alba, während ich an der von ihm angeführten, ja ausgeschriebenen Stelle wörtlich sage: 'In dem Augenblick, wo alles zur Ausführung bereit ist, soll Alba erfahren, dass Oranien ihm doch zu klug gewesen und seine Erwartung geschickt getäuscht hat.' Wenn ich in den Worten Albas: 'So war denn diesmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu sein', eine Verhöhnung seiner eigenen für untrüglich gehaltenen Klugheit sehe, so widerspricht dies jener Deutung keineswegs. Alba hatte gedacht, der kluge Oranien werde zu klug sein, als dass er durch sein Nichterscheinen seinen Zorn auf sich ziehen sollte, aber dieser war klug genug, es für gefährlich zu halten, seiner Einladung zu folgen. Der Sinn ist offenbar, Oranien sei noch klüger als er selber gewesen, wonach ich im guten Rechte war, dies als eine vom Unmuth eingegebene Selbstverhöhnung zu bezeichnen, die schon eingeleitet ist durch das unmittelbar vorangehende: 'Er wagt es, nicht zu kommen', d. h. er scheut sich nicht, meinen Zorn sich zuzuziehen, was ich ihm nicht zugetraut hatte. Dabei muss er sich gestehen, dass Oranien sich nicht von ihm betreten lassen wird, was er nicht ausspricht, aber gleich darauf in den Worten andeutet: 'Ist's räthlich die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht?' Freilich ist der Ausdruck äusserst zugespitzt, aber dies entspricht eben

Albas verbissenem Ärger, dass Oranien nicht so verblendet wie Egmont ist. Dieser hatte im zweiten Aufzug Oranien ermahnt, 'sich nicht durch Klugheit verführen zu lassen', aber der mit Recht argwöhnische Freund kannte Albas 'Mordsinn', und da er dessen Plan, 'sich der Häupter zu versichern', ahnte, hütete er sich, ihm in die Hände zu fallen. Gerade dies ärgerte Philipps Henker, dass Oranien ihn ganz durchschaute, ja auch so klug war, ihn bis zum letzten Augenblick auf sein Erscheinen hoffen zu lassen.

Köln. Heinrich Düntzer.

Findlinge aus der jüngeren Romantik.

1. Arnim an W. Dorow.

Berlin d. 14 März 1810.

Sie erwerben sich um mich das höchste Verdienst, lieber Dorow, ich erwarte mit Ungedult Ihre Sendungen, sie sind mir beyde recht lieb, das Geld werde ich noch heute durch den Geh. [Rath] Stägemann Ihnen besorgen, er hat sicher Gelegenheit zur Auszahlung in Königsberg. Sie wünschen eine Beschreibung von Brentano, er ist aber mein vertrauter Freund und so würde meine Schilderung mehr sein Verhältniss zu mir, als ihn selbst angehen; was man übrigens von seinem Gesange gesagt hat ist gewiss durchaus wahr, er hat einen kleinen aber sehr schönen Kreis von Liedern in der Kehle und in den Fingern, die ihm so leicht niemand besser singt, auch die Art seines Anstandes erhöht die Wirkung, sein Gesicht ist mehr bedeutend als schön und das wirkt in aller Kunstübung das meiste; ein ganz schöner Kopf ist ohne Bewegung das höchste Kunstwerk. Stägemanns scheinen viel Gefallen an seinem Umgange zu finden, aus seinen Schriften, unter denen ich Ihnen den Ponce de Leon besonders empfehle, werden Sie die Gewandtheit und den Witz seiner Sprache kennen lernen. Von Tieck weiss ich nichts weiter, als dass er noch immer an der Gicht leidet und in München lebt. Vielleicht lockt auch ihn die neu zu errichtende hiesige Universität hieher, wozu tüchtige Männer berufen sind, es wird hier ganz munter werden. Himmel, der Ihnen fatal gewesen, ist hier noch nicht liebenswürdiger geworden, er bessert sich indessen, da die Leute wenig Nachsicht gegen ihn haben. Reichardt ist jetzt zu den Prinzenhochzeiten nach Weimar und Hildburghausen gereist, dann kommt er hieher. Sie verwundern sich über manche anzügliche

und thörigte Rezensionen in hiesigen Zeitungen? Ich verwundre mich, wenn ich eine kluge lese und darum lese ich meist gar keine, schreibe was mir Spas macht und lass drucken was die Buchhändler haben wollen. Ein Paar Bücher die von mir in nächster Messe erscheinen sollen mit dem letzten fertigen Bogen zu Ihnen wandern, Sie werden mich drin finden und ich rechne auf Ihre Freundschaft dass sie Ihnen in dieser Hinsicht nicht gleichgültig seyn werden.

Manche Geschäfte, die sich durch den Tod meiner verehrten Grossmutter die mich auferzogen . . . [eingerissen] verhindern mich heute in der Linie [?] unsres Briefwechsels fortzuschreiten, nur eins fällt mir ein: hab ich Sie je auf den abentheuerlichen Jean Rebhu aufmerksam gemacht, das Buch hat viel Prächtiges, ein andres Buch, was zum Theil in Preussen spielt: der scheinheilige Betrüger in den Begebenheiten Herrn Tartuffe Windrohr. Fr. u. Leip. 1765 enthält viel schöne Novellen, es ist ein Mensch wie der alte Voss. Scherfner frägt mich nach meinem Streite mit dem alten Schurken Voss, sagen Sie ihm dass nach meiner zweyten Antwort nichts weiter von ihm erfolgt sey, was mir sehr lieb, denn die ganze miserable Verhandlung machte mir entsetzlichen Ekel. Leben Sie recht wohl.

Achim Arnim.

In meinem Besitz. Nur Arnims blinder Zorn gegen den verbissenen Feind des 'Wunderhorns' kann durch die gemeine Robinsonade des herumtrügenden und herumbuhlenden Tartuffe sich an Voss erinnert fühlen. Die verworrenen Schriften des Jan Rebhu mit ihren tollen Abenteuern, närrischen Parodien, Wortspässen, studentischen Zeitbildern, ernsten und komischen Rittergeschichten, frommen Einsiedelepisoden müssen Arnim sehr ergetzt haben. Sie wären einer zusammenfassenden Charakteristik werth. Einiges ist wie ein Vorklang des Schelmuffskystils.

2. Brentano gegen Kotzebue.

Schelmuffsky war ein vielgepriesener Liebling der jungen Romantik. Arnim hat ihn im 'Wintergarten' mit interessanten Änderungen fragmentarisch erneuert, Brentano (5, 380) kennt keine schärfere Probe der Philisterei als das Nichtverstehen und Nichtbewundern des köstlichen Buches. Ihm möchte ich einen sehr lustigen Ausfall gegen Kotzebue, seinen alten Freund vom Wasa und Godwi her, in der 'Wünschelruthe' zuschreiben, wo ja auch die satyri-

schen 'Briefe über das neue Theater' erschienen sind. Nr. 13 (12. Februar 1818):

Der Herr v. Kotzebue ist vom Kaiser von China zum Fahnenjunker der gesunden Vernunft angestellt worden, und er hat seine Werbfahne von Löschpapier ausgesteckt, wie die Wirthe, wenn frisches Klebebier angekommen, dasselbe Stroh aushängen, aus dessen Frucht jenes gebrauet. Es ist zwar bis jetzt nicht bekannt geworden, dass die Landsknechte der gesunden Vernunft wie die pauvres honteux in solchen Nöthen gesteckt, dass sie hätten betteln mögen, wenn sie sich dessen nicht geschämt, und dass sie also jetzt nichts eiligeres zu thun haben, als ihren letzten Mantel der Liebe zu verkaufen und sich bey Hrn. v. K. zu Chinesischen Soldaten anwerben zu lassen; ja wir können so gar im Gegentheil von hoher Hand versichern, dass diese Leute in viel zu wohlhäbigen Umständen sind, als dass sie sollten nöthig haben eine Charge bey H. v. Kotzebue anzunehmen. Da er aber ein solch Geschrei über seine Progressen erhoben, ist es auch zu den Ohren des grossen Mogul gerathen, der hat sich so schändlich darüber gefreuet, dass er durch den Hrn. v. Schelmufsky, der eben wieder von neuen Reisen retour gekommen, ihm eine lange Gnadenkette mit des Moguls Bildniss von feinster Platina geschickt; o sappermente wie lässt ihm die so ungemein propre und was sieht er desshalb so sehr weitläuftig in die Welt hinein, dass alle Leute auch gleich stehen bleiben in grosser Verwunderung und unter einander zischeln, wie dass diess nehmlich die vornehme Standesperson sei, der etwas rechts hinter den Ohren stecke, und die nächstens alle kranke Unvernünftige vielleicht 'mal todt schlagen würde.

Berlin. Erich Schmidt.

Körnerfunde.[1]

Der Seite 155 f. dieses Bandes abgedruckte Brief Theodor Körners veranlasst mich aus dem Archive meiner Familie einen Brief ebendesselben an meinen Vater mitzutheilen,

---

[1]) Zu Vierteljahrschrift 2, 154: Die erste Zeile des Stammbuchblattes klingt an Schiller an; vgl. Tells Worte III 1 'Wer . . . Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft' . . . Zu 2, 156: Klassigs (nicht: Klossigs) Kaffeehaus ist die jetzige europäische Börsenhalle, Brühl und Katharinenstrassenecke. Theodor Distel.

worin die Duellgeschichte mit Sello gleichfalls besprochen wird. Er lautet:

Leipzig d. 7ten Dezember.

Lieber Freund.

Sello ist, wie ich späterhin, als du schon fort warst, von meinem Sekundanten erfuhr, wirklich nach uns nach Colditz gekommen, und hat meine Begleiter in Frohburg getroffen; er that den Vorschlag, nach einem Ziele zu schiessen, und wer den besten Schuss gethan, sollte dem andern die Kugel durch den Kopf jagen. Uibrigs kam er ohne Sekundanten. Dass ihn mein Sekundant über diese Proposition lachend zurechtgewiesen, versteht sich von selbst. Zuletzt hat er vorgeschlagen, sich in Berlin auf die Klinge zu schlagen, und deshalb noch genauere Nachricht zu geben, was aber noch nicht geschehen ist. — Er bleibt ein Hasenfuss! Dies zur Nachricht, Glück auf dem Weg. Lebewohl und grüsse wer meiner denkt, besonders Verinna und Schmid.

Körner.

Freyherrn v. Biedermann

Hoch und Wohlgeb. in Freyberg.

Über die vorkommenden Personen ist Folgendes zu bemerken:

Mein Vater, Gustav Heinrich, war damals Bergamtsassessor zu Freiberg. — Leopold Sello, aus der Mark Brandenburg, war vor 40 Jahren Geheimer Bergrath und Bergamtsdirector zu Saarbrücken. — Verinna ist der Spanier Timoteo Alvar Verina, gestorben als Bergwerksdirector zu Madrid. — Über Schmid hat schon Distel das Nöthige beigebracht.

Hieran knüpfe ich die fernere Mittheilung eines Gedichtes aus unserm Archiv. Es ist ein gedrucktes Festgedicht mit dem Titel: 'Unserm Freunde Gustav Freiherrn von Biedermann am Tage Seiner feierlichen Disputation den 18. September 1810. Leipzig, gedruckt mit Weinedelschen Schriften.' Unterzeichnet ist es von fünfundzwanzig Freunden verschiedener Lebensstellungen, darunter Körner. Als Dichter ist letzterer zwar nicht genannt, aber mein Vater nahm als selbstverständlich an, dass er es war, und einer der Unterzeichner, der als Appellationsgerichtspräsident zu Leipzig verstorbene Dr. Beck, hat es mir später auf Anfrage aus seiner Erinnerung bestätigt; auch ist der Ton ganz Körnerisch.

Zu Erklärung des 'feierlichen' im Titel ist zu erwähnen, dass mein Vater bei seiner Disputation von dem, den Grafen und Freiherren zustehenden, vor ihm seit dreissig Jahren nicht ausgeübten Rechte Gebrauch machte, ohne Präses zu disputiren. Nun das Gedicht.

Wir grüssen Dich freundlich, die himmlischen Horen,
Wir, die wir die Farben des Lebens geboren,
Gebietend dem Sonnen- und Mondesglanz.
Wir flechten Dir freundlich am freundlichen Tag
Zum süssen Erwachen im trauten Gemach
Beim frohen Gesange, beim schwebenden Tanz
Von Lorbeer und Myrthe den duftigsten Kranz.

So wollen wir selbst in den tosendsten Stürmen
Des wechselnden Lebens Dich gnädig beschirmen,
Wir machen das wogende eben und gleich;
Und wandle so fort, und wandle so hin
Mit glühendem Eifer und redlichem Sinn,
Im Herzen so edel, so innig und weich,
Dann bist Du ganz fröhlich, dann bist Du ganz reich.

Doch zieht Dich hinunter der Bergesalte,
Der da unten hauset in furchtbarer Spalte
In gähnenden Klüften der schweigenden Nacht,
Dann fürchte den ewig geöffneten Schlund!
Der schloss mit dem Orkus den blutigen Bund,
Und tückisch verlacht er im finsteren Schacht
Der Himmlischen liebend beschützende Macht.

Drum haben wir Dir durch das farbige Leben
Die treusten der Herzen zu Freunden gegeben,
Zu frohen Gesellen in Ernst und in Pflicht.
Auch siegelt wohl Liebe mit purpurnem Mund
Mit dem lachenden Tage den reizenden Bund;
Und können die Freunde, die theuern, es nicht,
So fessle Dich Liebchen ans rosige Licht.

Dresden, März 1889. W. Frh. v. Biedermann.

Der Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte übersendete am 12. Juli zur Aufnahme in die Vierteljahrschrift folgende

Preis-Ausschreibung.

Der Verein für Hamburgische Geschichte bestimmt einen Preis von 1000 ℳ für den besten binnen 3 Jahren im Manuscript eingereichten Beitrag zur Kenntniss des Antheils Hamburgs an der Entwickelung der deutschen Litteratur während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Nähere Bestimmungen.

1. In erster Linie erwünscht ist eine Gesammtdarstellung des Hamburgischen Litteraturlebens von 1700 bis 1750; doch werden auch eingehende Monographien über einzelne während dieses Zeitraums in Hamburg besonders gepflegte Litteratur-Gattungen, sowie über einzelne namhafte, dieser Zeit angehörige Hamburgische Schriftsteller Berücksichtigung finden.
2. Es wird erwartet, dass die einzusendenden Arbeiten einerseits auf streng wissenschaftlicher Forschung beruhen und neue Resultate von Erheblichkeit zu Tage fördern, andererseits nach Form und Inhalt geeignet sind, das Interesse weiterer Kreise zu erregen.
3. Die einzureichenden Arbeiten dürfen zuvor weder ganz, noch theilweise im Druck erschienen sein.
4. Dieselben müssen bis zum 1. Mai 1892 dem Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte zugestellt werden.
5. Die Arbeiten sind anonym einzusenden und dürfen nicht von der Hand der Verfasser geschrieben sein. Jedes Manuscript ist mit einem Motto zu versehen, welches sich auch auf einem beigelegten, den Namen des betreffenden Verfassers enthaltenden, verschlossenen Couvert befinden muss.
6. Den vom Vorstand des Vereins für Hamburgische Geschichte zu ernennenden Preisrichtern steht das Recht zu, den ausgesetzten Preis unter zwei gleich würdige Bewerber zu theilen.
7. Das Eigenthumsrecht an den eingesandten Arbeiten bleibt den Verfassern vorbehalten.

NB. Etwaige Anfragen werden erbeten unter der Adresse des Ersten Vorstehers des Vereins, Dr. Th. Schrader, Hamburg, Eilbeck, Hinter der Landwehr 6/7.

Hamburg, den 9. April 1889.

Die Trinklitteratur in Deutschland
bis zum Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts.

1. Die Behandlung der Trunksucht in den Schriften des Mittelalters.

Von der eigentlichen Trinklitteratur, die im sechzehnten Jahrhundert, als die Trunksucht zu einem allgemeinen furchtbaren Nationalübel ward, einen wichtigen und umfangreichen Zweig der deutschen Dichtung bildet, ist in der guten mittelhochdeutschen Zeit noch keine Spur vorhanden. In jenem Zeitpunkt, da die strenge Beobachtung der feinen Umgangsformen und eines anständigen Betragens bei Tische in der ritterlichen Gesellschaft als Äusserung einer tüchtigen sittlichen Gesinnung und daher als sociale Pflicht aufgefasst wurde, galt es natürlich auch für unschicklich sich an der Tafel dem Weingenusse zu sehr hinzugeben und sich, zumal in Gegenwart höher gestellter Herren und vornehmer Damen, zu betrinken. Und so kennt auch die höfische Lyrik der besten Zeit keine Preislieder zum Ruhme des Weines und die höfische Epik der besten Zeit weiss bei der Darstellung der Mahlzeiten nichts von ausschweifenden Gelagen und den üblen Folgen der Trunkenheit zu erzählen.

Allerdings gilt dies nur für die tonangebende beste Gesellschaft. In den breiten Schichten des deutschen Volkes ist das Laster der Trunksucht niemals ausgestorben. Es fiel schon den Römern als das hervorstechendste volksthümliche Gebrechen auf, das ganze frühere Mittelalter hindurch ereifern sich gegen dieses die predigenden Geistlichen und die dichtenden Didaktiker; bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entstehen in bürgerlichen Dichterkreisen zwei Werke, der Weinschwelg und die Wiener Meerfahrt, welche sowohl für das Lob und die Vertheidigung des Weingenusses, als auch für die realistische Darstellung eines wüsten Gelages alle Motive und Mittel im Keime enthalten, die in der späteren Trinklitteratur in überreichen Saaten aufschiessen.

Im Weinschwelg[1]) (und ähnlich in einem schwächeren Seitenstück, dem Weinschlund[2])) rühmt ein Zecher im Übermasse die Vorzüge und wunderbaren Wirkungen des Weines und erhebt seinen Genuss über alle anderen Freuden der Erde, auch über Liebe und Frühlingslust. Die Wiener Meerfahrt[3]) aber eröffnet die lange Reihe der Kneipschilderungen, die in Fischarts grotesker Trunkenlitanei gipfeln. Hier finden wir bereits die mannigfaltigen, aber in typische Unterabtheilungen gegliederten Unarten und Thorheiten der Berauschten, deren tolle Gespräche und Prahlereien, die allmähliche Steigerung von den Anfängen harmloser Freude bis zu dem lärmenden, eklen Ende bei allgemeiner Besinnungslosigkeit und die unheilvollen Folgen des schweren Rausches.

So zechten Wiener Bürger. Doch auch in die höfischen Kreise drang die Verrohung vor. Rasch binnen eines Menschenalters vollzog sich diese Veränderung, wie uns die entgegengesetzten Äusserungen von Vater und Sohn im Meier Helmbrecht erweisen. Der Greis erzählt, wie er's in seiner Jugend bei Hof gefunden. Die Ritter waren hovelîch unde gemeit, Turnier, Tanz und Gesang erfreute sie; dann las einer vom Herzog Ernst vor, andere jagten und trieben Kurzweil; Betrüger und Zuchtlose wurden nicht geduldet. Der Sohn berichtet dagegen von den neuen Sitten: statt bei schönen Frauen, sitzen nun die Ritter den ganzen Tag beim Weine; Tugend und Anstand ist von ihnen gewichen, Lug und Trug ist nun hövischeit, Raub und Todschlag ersetzen das Turnier.[4]) Es sind allerdings nicht die besten ritterlichen Kreise, in denen Meier Helmbrecht der Sohn verkehrte, aber der niedere Adel machte den Anfang und der höhere sank bald nach. Darum fühlen sich schon die ältesten Lehrdichter, die sich an die vornehmsten Adeligen wenden, bemüssigt, gegen die Trunksucht und deren Begleiterinnen, Spielsucht, Unkeuschheit und andere, in scharfen Strafpredigten anzukämpfen, so Thomasin

---

[1]) K. Lucae, Der Weinschwelg, Halle 1886.

[2]) Zeitschrift f. deutsches Alterthum 7, 405—409.

[3]) v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 2 Nr. 51.

[4]) Erzählungen und Schwänke hg. von Lambel S. 131 ff. V. 921—1035.

(V. 297ff.), so Freidank, der im 35. Kapitel seiner 'Bescheidenheit': 'von trunkenheite' die schädlichen Folgen dieses Lasters mit volksthümlichen Wendungen, die Jahrhunderte hindurch sprichwörtlich gebraucht wurden, geisselt. Und die späteren Minnesinger selbst machen ihren ritterlichen Genossen die bittersten Vorwürfe. Reinmar von Zweter und Konrad von Würzburg beklagen die entschwundene Zeit des höfischen Frauendienstes. Ulrich von Lichtenstein ruft unmuthig aus:

si hânt wîn liep für wîp, für got
die selben luoderære
suln frouwen sîn ùnmære
man sol si bî dem wîne lân.[5])

Und in gleicher Weise schelten Ulrich von Türheim und Friedrich von Sonnenburg.[6])

In Österreich und Baiern, wo übermüthige Bauern in den Ritterstand einzudringen suchten und so den Verfall der höfischen Bildung beschleunigten, wie bedauern hier die Satiriker z. B. Stricker in der Klage (vor 1250) den gräulichen sittlichen Zustand ihrer adeligen Zeitgenossen! wie der sogenannte Seifried Helbling (zwischen 1280 und 1300), der, Erzähler und Zuchtmeister zugleich, in Wirthshausscenen ein früher Vertreter des satirischen Genrebildes, in seinen Ermahnungen die eben vergangene Zeit als Muster anführt, das rasche Sinken der ritterlichen Gesinnung von der idealen Höhe zu grob materiellen Ansichten in packenden Gegensätzen darstellt, Trunksucht und Üppigkeit wirksam geisselt![7])

Mit den Satirikern gingen die Prediger Hand in Hand, die besonders nach dem grossen Aufschwung der volksthümlichen Predigt im dreizehnten Jahrhundert von bedeutendem Einfluss auf das gesellschaftliche Leben und die späteren Lehrdichter wurden. Aber sie schossen über das Ziel hinaus, indem sie jegliches ritterliche Vergnügen als sündige Erdenlust verdammten und so dem zerfallenden

---

5) Der vrouwen buoch hg. von Lachmann S. 635 V. 10—14.

6) Uhland, Schriften 5, 266f.

7) Hg. von Seemüller, Halle 1886. Vgl. S. 306 und Nr. I V. 356 ff. Nr. XIII V. 94 ff.

höfischen Leben den letzten Stoss versetzten. Der gewaltigste unter ihnen, Berthold von Regensburg (1250—1272). setzte mit gemeinnützigen Rathschlägen bei den wirklichen Bedürfnissen des Volkes ein, weil er nicht nur für das geistige, sondern auch für das körperliche Wohl seiner Nebenmenschen, für Gesundheit und Erhaltung des Lebens besorgt war. Häufig, bei Besprechung der sieben Todsünden und sonst eifert er gegen die Trunksucht: Wer sich überisst und betrinkt, der wird ein Dieb, Räuber und Ehebrecher; der Schlemmer, der den ganzen Tag beim Weine liegt, wird Gott Rechenschaft geben müssen für das ihm verliehene Pfund der Lebenszeit, das er vergeudet: des Teufels Jungherr frâzheit, der nur durch die himmlische Jungfrau mâze bekämpft werden kann, gehört zu den fünf 'schädlichen Sünden', die nicht nur die Seele, sondern auch den Körper verderben. Die Vögel in den Lüften begnügen sich mit der Stillung der Nothdurft, der Mann aber vertrinkt heutzutage sein Schwert, die Frau Ring und Haupttuch.[8])

Berthold ist ein Vorbild des Sittenpredigers im poetischen Gewande Hugos von Trimberg (1300—1313); dieser führt im allgemeinen den Plan durch, die sieben Todsünden in einer bittern Satire gegen das weltliche Treiben seiner Zeitgenossen zu beschreiben. In mehreren Kapiteln beschäftigt er sich mit der Gefrässigkeit und der Schlemmerei. Die Thiere mögen gierig fressen, so lehrt er, der Mensch aber soll nach der massvollen Sitte essen, die Gott ihm vorgeschrieben hat. (Eine Stelle, die sich mit dem Anfang von Reinerus Thesmophagia berührt.) Unmässigkeit schädigt den Körper, sie macht das Haupt wirr und die Glieder müde, die Zunge lallen und die Augen überfliessen, sie schädigt die Seele, weil sie andere Laster nach sich zieht und das Hirn dem Säufer so betäubt, dass er den Glauben an Gott verliert. Hugo schiebt mehrere Trinkanekdoten ein, erzählt auch den Inhalt der Wiener Meerfahrt und überbietet diese Kneipdarstellung durch viele Zusätze. Auch den Morgen nach der Kneipe schildert er, wie sich da nie-

[8]) Bertholds von Regensburg Predigten hg. von Pfeiffer, Wien 1862 S. 103. 190. 19. 225. 424. 431.

mand zurecht findet; der gestern ein Affe war, glaubt nun ein Priester zu sein, ein anderer hält den Tag für die Nacht, hier liegen vier auf einem Brett, dort friert einer, der den Rock verloren hat.[9])

Meister Reuaus, sich in seinen Ausführungen an den Renner anschliessend, bietet bei Besprechung der Trunkenheit auch drastische Bilder aus dem Kneipleben. Hier spricht der Bezechte zur Wand: ich bitt' dich, leih mir deine Hand. Er füllt sich, wie ein Schwein und richtet am nächsten Morgen durch ein neues Gelage sein wirres Haupt wieder ein. Kommt er heim, so prügelt er sein Weib, dass sie die ganze Nacht auf der Bank weinend liegen bleibt.[10])

Durch diese Lehrdichtungen wird die Satire auf alle Stände vorbereitet, welche das spätere Mittelalter in zahlreichen Werken, in den verschiedenartigsten Einkleidungen, zuletzt in der ergreifenden Form des Todtentanzes durchzieht. Auch in diesen Dichtungen wird die Trunksucht breit behandelt, so klagt der Verfasser von Des Teufels Netz[11]) (Anfang des 15. Jahrhunderts): An der Donau und am Rhein, da will jetzt männiglich voll sein, wie ein Mastschwein. Den Trunkenen kann man nicht trauen, sie thun des Abends, was sie am Morgen gereut. Verschwendung, ehelicher Streit und Schande sind im Gefolge der Trunksucht. In anderen Kapiteln tadelt er (wie später Brant) den Koch und den Kellermeister, die Küchenjungen und Aufträger, welche die Herrschaft bei Speise und Trank betrügen und von der Tafel ihren Freunden und Dirnen zutragen. Das Wirthshaus nennt er des Teufels Kapelle und schilt die Wirthe, dass sie die Leute berauben und so viel Unfug und Gotteslästerung in ihren Räumen dulden.

Und in ähnlicher Weise wird die Trunksucht sammt Gefolge in all den zahlreichen Sittenspiegeln, Allegorien,

---

[9]) Der Renner, Bamberg 1833 V. 9446—9572. 9938—9950. 9628—9640. 9769 f. 10165 ff. 10210 ff. 10310. 10494—10572.

[10]) Hg. von Schönbach, Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung 1, 27 V. 327 ff.

[11]) Hg. von Barack, Litterarischer Verein Nr. 70 V. 583—680. 8372—8479. 8753—8805. 12744—12906.

Parabeln und Beispielsammlungen der Meistersinger und der gelehrten Dichter des 15. Jahrhunderts behandelt. Die Anlage dieser Kapitel bleibt im grossen und ganzen die gleiche, in Einzelheiten aber sind sie schon darum für die Entwicklung dieses Litteraturzweiges nicht unmittelbar wichtig, weil Brant am Ausgange dieser Periode alles, was seine nächsten Vorgänger an Werth darboten, für sein Narrenschiff verarbeitet und dadurch erst an die von ihm beeinflusste Trinklitteratur des 16. Jahrhunderts weiter gegeben hat.

Aber in den Dichtungen der bürgerlichen Kreise und des niederen Volkes taucht im 15. Jahrhundert auch der Gegensatz zu dieser moralisirenden, Mässigkeit predigenden Richtung auf: die Verherrlichung des Weingenusses, der Tafelfreuden, des leichtsinnigen Schlemmerlebens. Hans Rosenblüt werden die ersten Weingrüsse und Weinsegen[12]) zugeschrieben, Lieder die sich von einander nur durch den Eingangsvers (bei den ersteren: Nun grüss dich Gott ..., bei den letzteren: Nun segne dich Gott ...) unterscheiden, im übrigen aber Motive des Weinschwelgs und die im 15. Jahrhundert beliebten Kosenamen des Weins gleichmässig verwerthen. Mit den unerhörtesten Lobeserhebungen feiert hier der Dichter den Wein und preist unermüdlich dessen vielseitige Tugenden und heilsame Wirkungen. Aus Dankbarkeit grüsst und segnet er ihn immer von neuem und vertheidigt das Trinken mit Aussprüchen der Bibel und heimischen Redensarten, die in der späteren Trinklitteratur häufig wiederkehren, und erwähnt auch die Thiermetamorphose.[12])

Und ähnlich, nur in lebendigerer, poetischer Ausführung besingen den Wein die neu erwachten Volkslieder, welche sich an die alten Motive der Vagantenlyrik des 12. Jahrhunderts, die Carmina potatoria und verwandte Erzeugnisse anschliessen. Diese volksthümlichen Schlemmerlieder feiern den Genuss des Augenblicks, sie verklären die Armuth und preisen den Leichtsinn. Sie begrüssen den Wein als

---

[12]) Altdeutsche Blätter 1, 401 ff., besonders Nr. 19. 20 und 18. Mehr darüber unten S. 513.

Buhlen und lieben Freund und lassen ihn mit reicher Einbildungskraft in den verschiedensten Gestalten auftreten. Sie schildern in realistischer Zeichnung das Treiben der Zecher, wie sie einander zutrinken, den Rundtrunk um den Tisch senden, Saufturniere abhalten und den Wirth hohnnecken.[13]) Die eigene Fröhlichkeit genügt dem weinseligen Dichter nicht, er fordert alle Menschen zum heiteren Kneipleben auf und protestirt ausdrücklich gegen die Lehrdichter: 'Welcher Cato wolt uns weren, frölich sein in allen eren?'[14])

Einzelne Trinklieder beginnen mit dem Preise des Herbstes und bilden so den Übergang zu jener, bei den späteren Minnesingern auftauchenden Gruppe der Herbstlieder, in welchen Mai und Liebeslust herabgesetzt werden gegenüber den Früchten des Herbstes, dem Wein und den schmackhaften Speisen.[15]) Und wie die Trinklieder immer schmutziger werden, so sinken auch die Herbstlieder zu einer gemeinen Verherrlichung der Magenfülle, der gröbsten Streiche und des blutigen Haders herab. Dichtungen verwandten Charakters sind Neidhartz gefrâſz[16]), in welchem der Dichter in unabsehbarer Reihe die Unmenge der zu vertilgenden Speisen aufzählt, oder grössere epische Darstellungen, wie Von Metzen hochzit[17]) und vor allem Wittenweilers Ring[18]), welche die haarsträubendsten Schilderungen wüster Gelage und unsauberer Situationen in ekelerregender Detailmalerei vorführen.

In directem Gegensatze zu der Gesinnung, die aus diesen Werken spricht, erhob am Ende des 15. Jahrhunderts seine warnende Stimme ein Mann von verbissenem Charakter und ascetischen, sittlichen Grundsätzen: Sebastian Brant, der mit erbarmungslosem Ingrimm auch das geringste Vergehen und jede Regung der Natur verdammte. Wie sein

---

[13]) Uhland, Volkslieder Nr. 213—234.

[14]) Goedeke-Tittmann, Liederbuch S. 141.

[15]) Vgl. meine Schrift: Caspar Scheidt, der Lehrer Fischarts. (Quellen und Forschungen LXVI.) Strassburg 1889 S. 96.

[16] Liederbuch der Clara Hätzlerin I Nr. 91.

[17]) v. Lassbergs Liedersaal 3, 399.

[18]) Hg. von Bechstein, Stuttgart 1851. Litterarischer Verein Nr. 23, besonders 34^{d}—38^{c}.

unmittelbarer Vorgänger Jodocus Gallus die Schlemmer in sein Liechtschiff (1483) aufnahm, so widmete Brant das sechzehnte Kapitel seines Narrenschiffes den Zechern und Prassern. Der Wein, so führt er hier aus, macht Kopf und Hände schlottrig und kürzt die Lebensdauer, er verdummt die Weisen, erzeugt Unkeuschheit und viele Übel. Noah selbst, der ihn pflanzte, konnte ihn nicht vertragen; Loth sündigte seinethalben, den Söhnen Aarons ward er von Gott verboten. Durch den Wein verlor Holofernes seinen Kopf, Cyrus die Schlacht gegen Thamyris, Bennedab seine Habe, Alexander seine Ehre. Dann schildert Brant das Treiben der Zutrinker und verzeichnet ihre Gespräche. Mit diesen Motiven und den ausgezeichneten Wirthshaustypen des Holzschnittes zu diesem Kapitel[19]) hat Brant den Trinkdichtern des 16. Jahrhunderts ebenso reichen Stoff an die Hand gegeben, wie mit den fruchtbaren Andeutungen zu Kneipschilderungen in seinem zweiundsiebenzigsten Kapitel, einer Fundgrube von derben Redensarten, komischen Bezeichnungen und drastischen Vergleichen.

Zunächst war das Narrenschiff ein Vorbild für Murners Narrenbeschwörung (1512), die nur leidenschaftlicher und derber geschrieben ist. Murners achtzehntes Kapitel gegen die Weintrinkerinnen und Trinker entspricht dem Brantschen sechzehnten. Auch hier wird V. 62 ff. erzählt, wie die Kneipgenossen sich einander zutrinken, auch hier wird vor dem Wein gewarnt, weil er der Gesundheit und dem Gute Schaden bringt; und abschreckende Beispiele aus der Bibel: Herodes, Loth und Holofernes werden angeführt. Im 21. Kapitel der Schelmenzunft knüpft Murner an das 72. des Narrenschiffes an, geht aber in unfläthigen Scherzen weit über dieses hinaus. Auch in der Mühle von Schwindelsheim (V. 990 ff.) kehrt er zu dem gleichen Gegenstande zurück, klagt darüber, dass Säufer von den Fürsten übermässig geehrt werden, dass keine Obrigkeit dem Zutrinken wehren kann, weil es jede selbst betreibt. Wieder belebt Murner seine Ausführungen mit anschaulichen Redensarten.

---

[19]) Brants Narrenschiff, hg. von Zarncke S. LI Anm. 1.

2. Die Schriften für und gegen das Trinken im sechzehnten Jahrhundert.

Mit Murner haben wir bereits die Schwelle des 16. Jahrhunderts überschritten. Es beginnt ein neues Zeitalter, auf allen Gebieten ein neuer ausserordentlicher Aufschwung, in welchem sich die Nation wieder ihrer Zusammengehörigkeit, ihres Werthes bewusst wird. Es sind die eigenartigen Tugenden deutscher Männer, welche im 16. Jahrhundert vorwiegend gepflegt werden: Treue, Tapferkeit und Willenskraft, aber auch deren Kehrseite, die besondern deutschen Laster: Trunksucht, Rauflust, Verschwendung und Spielsucht, welche mit der neuen Gefolgschaft des Grobianismus in den höchsten und den niedersten Kreisen zahllose Anhänger finden. Die grösste Anspannung der körperlichen und geistigen Kräfte verlockte die Menschen zu ausserordentlichen Genüssen. Ausserdem konnten breite Schichten des Volkes, deren Gut und Blut durch die dauernde Unsicherheit der Verhältnisse, stete Kämpfe und die grässlichsten ansteckenden Krankheiten jeden Augenblick bedroht oder verderbt wurde, ihre Sorgen und Qualen nur bei den Scherzen wüster Kneipgenossen und bei den Phantasiegebilden, die der Rausch erzeugte, auf Stunden vergessen. So griff das Laster der Trunksucht rasch um sich, bis es der winterliche Zeitvertreib des Ritters und die stille Freude des Gelehrten, zum guten Ton am fürstlichen Hofe und im Pfarrhause ein verderbliches Vorbild für die ganze Gemeinde wurde.[20]) Diese Seuche drohte die Thatkraft des Mannes, die Sittsamkeit des Weibes zu untergraben, darum versuchten einsichtsvolle und mässige Fürsten und Obrigkeiten schon im Anfang des Jahrhunderts durch Verwarnungen und Gesetze diesen Dämon. zu vernichten. Einzelne Fürsten, wie Moritz von Hessen, stifteten Mässigkeitsorden; auf mehreren Reichstagen wurden eindringliche Edicte gegen die Trunksucht erlassen, so zu Köln 1512, zu Augsburg 1530 und 1570. Die Lehrdichter haben diese Edicte sorgfältig aufgezeichnet oder gar obrigkeitliche Er-

[20]) Zahlreiche historische Beispiele verzeichnet Oberbreyer, Ius potandi, Heilbronn 1874 S. X—XV.

lässe in Verse gekleidet, wie es z. B. Meyer Conrad in Ain spruch von der Ordnung aines Ersamen Radts zu Vlm, abzustellen die gottlosen laster vnd sünd, Nemlich das Zutrinken, Gotteslesterung vnd Eebruch . . . 1526 thut[21]), oder in Versen die Obrigkeit zu kräftigem Einschreiten aufgefordert, wie Daniel Drechsell mit Ein Spruch des Propheten Esaie, Nürnberg 1563[22]) den Rath der Stadt Caden. Auch Luther hatte bereits von den Fürsten und Obrigkeiten verlangt, sie sollten die 'Epikurer', wie öffentliche Übelthäter ernstlich bestrafen oder umgekehrt das Vollsaufen strenge befehlen, damit die Leute davon abliessen[23]), und hat in verschiedenen Schriften gegen die 'Bauchsorge und den Epikureismus' gewettert.[24]) Seinem Beispiele folgten zahlreiche protestantische Pfarrherren, welche gegen die Trunksucht der Laien und ihrer eigenen Amtsgenossen auf der Kanzel[25]) und in Lehrdichtungen predigten.

Während in den früheren Jahrhunderten die Trunksucht von den Moralisten im Verein mit anderen Lastern bekämpft wurde, ersteht im 16. Jahrhundert mit dem Anwachsen der Sauflust zu einem nationalen Leiden eine eigentliche Trinklitteratur, an der sich neben dem geistlichen vorwiegend der gelehrte Stand betheiligte. — Es sind Schriften für und gegen das Trinken, die aber bei einer Darstellung dieser Litteratur nicht gesondert betrachtet werden können, weil sie ineinander übergehen. Die meisten Gegner des Trinkens schildern eben Zustände, die sie tadeln wollen, mit einem Behagen, welches die moralische Nebenabsicht völlig in den Hintergrund schiebt, während die Mehrzahl der Fürsprecher den Weingenuss nur scheinbar vertheidigt nnd durch eine Parodie lehren und bessern will. Andere hinwiederum preisen nur das mässige, herzerfreuende Trinken, verurtheilen

---

[21]) Verzeichnet bei Weller, Annalen der poetischen Nationallitteratur . . . 1, 305 Nr. 63.

[22]) Berlin Kgl. Bibl. Yh 3391.

[23]) Tischreden Nr. 443. 486.

[24]) Ebenda Nr. 439. 2975. 'Wider Hans Worst'. Vgl. unten S. 499.

[25]) Beispiele gibt Oberbreyer, Von dem schweren Missbrauch des Weins, Heilbronn 1880 S. V—VII. Wickram, Rollwagenbüchlein Nr. XXXVIII u. s. w.

aber das 'viehische Saufen'. Einzelne verfassen Streitgedichte zwischen dem Schlemmer und dem Mässigen, zwischen Wein und Wasser, deren beiderseitige Rollen der Dichter selbst übernimmt. Hiebei begegnet es diesem freilich häufig, dass er ohne zu wollen den Wein viel beredter und mit einem natürlicheren Brustton der Überzeugung vertheidigt als das Wasser. Und mancher verfasst wohl kurz hintereinander mit dem gleichen Eifer ein Lob der Trunkenheit und ein Lob der Nüchternheit.

Die humanistische Form des Encomiums wurde für diese Zwecke häufig verwendet, aber noch andere mannigfaltige Mittel der Darstellung und Einkleidung lösen in der Trinklitteratur einander ab: Von der einfachen Verwarnung bis zu ausgebildeten Gesetzbüchern der Sauforden, bis zu Werken mit strenger Eintheilung in Paragraphen, juridischen Fragen und Entscheidungen nach dem Vorbild römischer Rechtsquellen[26]), Allegorien und Elegien, trockenen Zusammenstellungen alphabetisch geordneter Regeln[27]), polemischen Dialogen und dramatischen für die Bühne berechneten Darstellungen, Fastnachtspielen und Tragödien, in lateinischer und deutscher Sprache, in Distichen und in Knittelversen, in rhetorischer oder in schmuckloser Prosa. Auch die moralische Ansicht der Verfasser hat verschiedene Grade, und während einzelne Asceten, wie Friederich oder Nigrinus, die geringste Freude verbieten wollen, erlauben andere, wie Obsopöus, einen tüchtigen Trunk, soweit es eben die Constitution des betreffenden Zechers zulässt.

Gewöhnlich ist es das Zutrinken, welches die Dichter befehden, jene bekannte Sitte, sich Halbe oder Ganze vorzukommen, die im 16. Jahrhundert von allen Ständen, ja von Frauen und Jungfrauen betrieben wurde. Nicht nur in Gläsern und Bechern, sondern auch in Kannen und Kübeln, in Küchengeschirren, Stiefeln und Hüten, ja in den unsaubersten Gefässen setzte man einander die grössten Mengen Wein oder Bier, aber auch ekelhafte und schäd-

---

[26]) Ius Potandi oder Zech-Recht 1616 hg. von Oberbreyer.

[27]) Beschreybung des grausamen Lasters der Trunkenheit, zur Warnung In Reymensweyss vnd nach der ordnung des ABC gestellt. 1608. Weller, Annalen 2, 474 Nr. 967.

liche Flüssigkeiten vor, die unter dem Titel des Bescheids, oder des Willkomm- und Abschiedstrunkes auf einen Zug geleert werden mussten, widrigenfalls den Säumigen eine unbarmherzige Verhöhnung oder als empfindliche Strafe der Ausschluss aus der Gesellschaft traf.

Der emsige Fleiss auf den neu erstandenen Universitäten, wie auch der Kneiplärm, der uns allenthalben entgegentönt, gibt dem 16. Jahrhundert überhaupt einen studentischen Anstrich. Auch das erste Werk der Trinklitteratur ist aus Universitätskreisen hervorgegangen: die Erfurter Scherzrede De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda 1516.[28]) Der Erfurter Professor Eobanus Hessus, der selbst dem Schlemmerleben sehr ergeben war und manches Trinklied dichtete, steht der Abfassung dieser Schrift sehr nahe. Wichtig ist sie schon darum, weil sie auf viele Nachfolger eingewirkt, an Scheidt mehrere Motive für dessen fliegende Blätter und an Fischart längere Zusammenstellungen von Liederanfängen und Redensarten für die Trunkenlitanei abgegeben hat.[29]) Die verschiedensten Bezeichnungen für das Bier, die stärksten Schimpfnamen und Flüche der damaligen Zeit und überhaupt ein lebhaftes Bild des rohen studentischen Treibens wird hier entrollt. Die Warnung vor der Trunksucht fehlt am Schlusse nicht, abschreckende Beispiele und Aussprüche der Kirchenväter verstärken sie.

Ebenfalls aus dem Jahre 1516 stammt das erste ironische Gesetzbuch. Wie die 'Artikel' der verkehrten Tischzuchten, so sind hier von dem Freiherrn Johann von Schwarzenberg zusammengestellt 'der Zutrinker vnd Prasser Gesatze, Ordenung vnd Instruction'.[30]) Die gleiche Schrift hat Schwarzenberg noch einmal veröffentlicht unter dem Titel: Ain Büchle wider das zůtrincken mit sunderen Vorreden, figuren vnnd Reymen 1534.[31]) Der alte Text ist

---

[28]) Zu dieser und anderen Schriften der Trinklitteratur gab reiche Nachrichten Philipp Strauch in dieser Vierteljahrschrift 1, 64—98.

[29]) Vgl. meine Schrift: Caspar Scheidt S. 41 f., S. 127 f.

[30]) Gedr. Oppenheim. Berliner Kgl. Bibl. Yz 2991.

[31]) Abgedr. in Teutsch Cicero . . Bl. LXXIX ff. (Titel s. Goedeke 2², 235 Nr. 6) Berl. Kgl. Bibl. Wr 4960.

hier wörtlich beibehalten, nur eine Vorrede ist hinzugefügt und zu jedem Kapitel ein bis zwei Reimpaare, welche aus der Parodie fallen und ernste Ermahnungen des Verfassers enthalten. Die Einkleidung des Büchleins ist originell: die Stände der Hölle entsenden an ihre Diener und zukünftigen Unterthanen auf Erden in Form eines Erlasses den Auftrag, dem Reichstagsedicte des Kaisers Maximilian gegen das Zutrinken zuwiderzuhandeln. In mehreren Kapiteln erfolgt hierauf die genauere Unterweisung, z. B. Wer nicht Bescheid thun will, dem werft Stolz und Unfreundlichkeit vor oder verhöhnt ihn. Dazu die opponirenden Verse:

Dann werden wir gefallen Gott,
So wir vmb tugend leiden spot.

Sorgt dafür, dass euch Frauen beim Trinken Gesellschaft leisten, und wieder die Verse:

Wiewol die füll bringt niemand ehr,
So schent sie doch die weybsbild mehr.

In diesem Tone geht es weiter: Weist auf das schlechte Beispiel hin, das hohe geistliche und weltliche Herren geben, kümmert euch nicht um die Verbote der Eltern und der Ärzte. Behauptet, das Trinken sei nicht schädlich und erleidet ihr schon Schaden davon, so tragt es geduldig des höllischen Vaterlandes wegen. Wie Christus Wunder wirkte, so kann auch der Teufel durch die Trunkenheit die 'geraden lamm machen, die gehöreten taub, die redenden stummen, die gesehenden plind, die gesunden krank, die keuschen vnkeusch . . . die nacht wird gepraucht für den tag . . . die Geystlichen werden fleyschlich, die weyber männer, die menschen thier'. Den Schluss bildet eine Botschaft des Engels, der die 'hochteutschen' vor den Versuchungen des Teufels warnt. Also ein Streit zwischen Himmel und Hölle gegen und für das Trinken. Doch merkt man leicht, auf welcher Seite das grössere Interesse der Darstellung liegt. Während der Engel kaum ein Dutzend langweiliger Verse zu wege bringt, schreibt der Teufel mehrere Folioblätter mit launigen Einfällen voll.

Wenige Jahre später vertheilt Christoph Hegendorfer, damals Baccalaureus in Leipzig, diesen Streit für und wider das Trinken auf zwei Jugendschriften, die er in gleicher

Länge und mit den gleichen Mitteln ausarbeitet. Zuerst das Encomium Ebrietatis Leipzig 1519[32]), worin er auf des Erasmus Encomium Moriae und antike Schriftsteller als seine Vorbilder hinweist, aber auch die Schrift De generibus ebriosorum wacker ausschreibt.[33]) Seine eigenen Andeutungen sind von den Nachfolgern vielfach benutzt worden. Das Schriftchen wurde in den nächsten Jahren zweimal neu aufgelegt und noch ein Jahrhundert später 1611 zu Magdeburg ins Deutsche übersetzt.[34]) Zu den gewöhnlich aufgeführten Vorzügen des Weines setzt Hegendorfer hier noch das später so beliebte Motiv hinzu: der Wein mache die Folterinstrumente entbehrlich, weil er jeden Verbrecher zur Anzeige seiner Schuld reize. Christliches und Heidnisches wird in der Beweisführung köstlich durcheinander gemengt. Z. B. Gott hat allen Völkern geistige Getränke gegeben und Noah angewiesen, Reben zu pflanzen; und weil der Wein so nützlich ist, darum wurde auch ein Gott, nämlich Bacchus zum Hüter des Weines erwählt. Kurz darnach verfasste Hegendorfer sein Encomium Sobrietatis[35]), in welchem er alle Gründe, die er vorher für das Weintrinken vorgebracht hatte, wieder entkräftet, und so eine um so grössere Wirkung erzielt. Hat er früher den Wein als Grillenvertreiber und Freudenbringer gefeiert, so weist er jetzt darauf hin, dass wir Christen nicht auf der Erde sind um uns zu freuen, sondern um durch Leiden das ewige Leben zu verdienen. Hat er früher Aussprüche heidnischer Philosophen und Dichter für den Wein angeführt, so erklärt er jetzt die gleichen Citate für werthlos, weil sie eben von blinden Heiden stammen. Hat er früher mit Paulus Egineta das Erbrechen als nützlich erklärt, weil es die schädlichen Säfte aus dem Körper entferne, so behauptet er jetzt, der mässige Mensch habe keine schlechten Säfte. Früher: Der Wein macht die Soldaten kühn, jetzt: Die

---

[32]) Berlin, Kgl. Bibl. Xg 8015.

[33]) Dies erwähne ich zur Ergänzung der Ausführungen Zarnckes und Günthers. Vgl. Günther, Plautuserneuerungen in der deutschen Litteratur, Leipzig 1886 S. 74, besonders Anm. 2.

[34]) Goedeke 2², 584 Nr. 12.

[35]) o. O. u. J. Berl. Kgl. Bibl. Xg 8005.

Schlachten gewinnt man nicht durch tolles Wagen, sondern durch nüchterne Erwägung. Früher die Frage: warum tadeln die Moralisten statt der Trunksucht nicht lieber grössere Verbrechen, als Geiz, Unkeuschheit u. s. w.?, hier die Antwort: weil Trunksucht der Anfang aller Laster ist.

Im Jahre 1531 erschien eine grössere Schrift Sebastian Francks Von dem grewlichen Laster der Trunckenheit.[36]) Voll von Sprüchwörtern und Redensarten, welche in den späteren Sammlungen des Verfassers unter den Schlagwörtern Wein, Trunkenheit u. s. w. wiederkehren.[37])

Im Jahre 1536 verfasste Obsopöus in ausdrücklichem Anschluss an Ovids Ars amandi eine umfangreiche Schrift in lateinischen Distichen De arte bibendi[38]), die ein Jahr darnach von Gregorius Wickgram getreu ins Deutsche übersetzt und mit witzigen Randbemerkungen versehen wurde.[39]) Die Bezeichnung des Trinkens als Kunst war schon früher geläufig. Murner rechnet in der Narrenbeschwörung zu den sieben neuen Künsten: Wein mit Kübeln trinken, schlemmen und demmen u. s. w.[40]) Im Jahre 1525 erschien Ein schön new Lied vonn Siben newen erfundenen Künsten .. Diese sind hier: schwören, zutrinken, spielen, betrügen, Unkeuschheit, Eigennutz, Schmeichelei.[41]) Und 1534 beklagt sich Schwarzenberg im Kummertrost, dass das Trinken als Kunst betrachtet werde.[42])

Die Ars bibendi ist keine Parodie. Obsopöus hält das Trinken im Ernst für eine Kunst, die geübt und gelernt sein will. Obsopöus liebt den Wein und die heitere Gesellschaft. Er verträgt einen ordentlichen Schluck und stellt im Wettrinken seinen Mann. Die Ansicht seiner Ge-

---

[36]) Titel bei Goedeke 2², 10 Nr. 7. Berlin, Kgl. Bibl. Db 4090. In Auszügen gedruckt in Scheibles Kloster Bd. 1.

[37]) Goedeke 2², 9 f. Nr. 1 und 2.

[38]) Berlin, Kgl. Bibl. Xc 11312. Abgedruckt in Gruters Delitiae poetarum Germanorum 4, 1202 ff.

[39]) Goedeke 2², 460. Berlin, Kgl. Bibl. Xc 11344.

[40]) Kap. 6 V. 157—161.

[41]) Weller, Annalen 1, 301 Nr. 50.

[42]) Teutsch Cicero Bl. CLVII. — Die 'Schmorotzerei' als Kunst dargestellt in Ottenthalers 'Schmorotzer Trost', Strassburg 1569. Berlin, Kgl. Bibl. Yh 3851.

nossen theilend, hält er es für seine Pflicht, vornehmen Personen und guten Freunden jedweden Bescheidtrunk nachzukommen und betrachtet es als grosse Schande, vor den Übrigen unter den Tisch getrunken zu werden. Aber er ist ein Diplomat im Trinken, er ist sorgfältig darauf bedacht, sich vor allen seelisch und körperlich schädlichen Folgen des Trinkens zu behüten. Er fürchtet die schlotternden Beine und den wirren Kopf. Die Kunst des Trinkens ist ihm nun, diesen richtigen Mittelweg einzuhalten, die Anerkennung seiner Zechgenossen, die Freuden eines kleinen Räuschleins zu geniessen, doch zugleich das wüste, gottlose Treiben am Ende einer Kneipe, und die Folgen: Gicht, Delirium, Vergeudung des Gutes u. s. w. zu vermeiden, also wie es Wickgram in einer Randglosse ausdrückt: 'sich mit fürsichtigkeit auch inn trincken mannlich zu erzeygen'. Dies lehrt nun Obsopöus in drei Büchern nach den Erfahrungen seiner an Tafelfreuden reichen Vergangenheit und mit vielen historischen Beispielen. Wer nicht nur zu Hause bei seiner lieben Gattin dem Weine zusprechen will, sondern auch in der Kneipe, der wähle nicht, so warnt sein erstes Buch, eine böse Gesellschaft, Schlemmer, Gotteslästerer und Streithähne von Profession, sondern ehrbare, heitere, sangeslustige Genossen. Das dritte Buch aber gibt genauere diätetische Vorschriften: Wer nicht zu rasch trunken sein will, der setze vorerst mit tüchtiger Speise ein Fundament in seinen Magen, und esse Rettig, bittere Mandeln und dürre Feigen. Er trinke nie überflüssig 'in die Luft', sondern nur, wenn man ihm vorkommt. Dann ein paar commentwidrige Regeln, wie: bestich den Knecht, dass er dir Wasser in den Wein menge. Entspinnt sich ein Streit, so steh keinem bei, denn Trunkene wissen nicht, was sie thun. Hast du eben genug, um allein nach Hause zu finden, so schleich dich heimlich hinweg. — Eine Allegorie, die Schilderung der Gärten der Mässigkeit und der Trunkenheit, füllt das zweite Buch. Im Garten der Trunkenheit werden die Schlemmer in Thiere verwandelt und kommen durch Krankheiten, Prügeleien u. s. w. übel zugerichtet wieder hinaus. Im Garten der Mässigkeit aber erhöhen Spiel und Tanz die Freuden der Mahlzeit. Nymphen bedienen die

Gäste, und vermengen den Wein mit Wasser. Zum Schlusse des Buches ein hübsches Bild: Der Gott des Weines Bacchus wäre bei seiner Geburt beinahe verbrannt; Nymphen (also Göttinnen der Quellen und Bäche) retteten ihn durch Wasser, darum sollen auch wir den Wein nur mit Wasser trinken.

Obsopöus hatte am Anfange jedes Abschnittes Bacchus um Hilfe angerufen bei seiner Verherrlichung des Weines. Bacchus wird in der Trinklitteratur eine Art von Schutzpatron; die Säufer heissen Bacchi Diener und Bacchanten, die Vertheidiger des Weines entleihen sich seinen Hofstaat und seine Embleme und ergreifen die letzte Berufung an sein Tribunal. Unter Bacchi Auspicien findet in Leonhard Schertlins Künstlich trinken 1538[43]) ein Streit 'mit vnd wider d'säuffer' statt. Schertlin schliesst sich im Titel und in der Benutzung einiger seltener historischer Anekdoten an Obsopöus an, entnimmt aus Schwarzenberg die Verse des Engels und den dazu gehörigen Holzschnitt und kennt jedenfalls Hegendorfer und Sebastian Franck.[44]) Ohne rechten Grund erklärt sich zum Schluss des Wortwechsels der Anwalt der Mässigkeit für besiegt und wird Bacchi Diener. Mit der üblichen moralischen Ermahnung verabschiedet sich der Verfasser vom Leser.[45])

Kurz nach der 2. Auflage des Schertlin benutzte dessen Holzschnitte und die Thiermetamorphose Hieronymus Bock in Der vollen Brüder orden.[46]) Hier nimmt der Narr — im Anschluss an Brants und Murners Ideen — die Trinker in Bacchi Zunft auf und hält ihnen ihr Treiben in einem Spiegel vor. — Zeitlich, örtlich und inhaltlich berühren sich mit den letzterwähnten Dichtungen die beiden ersten Schriften Caspar Scheidts: De Generibus Ebrioso-

[43]) Strauch a. a. O. S. 86 ff.; über die 2. Auflage ebenda S. 87.

[44]) Beiells Antwort auf die Widmung Schertlins, welche dieser gleich nach der Vorrede abdruckt, enthält einen grossen Theil von Francks 1. Kapitel (A 3).

[45]) Zwei Abschnitte dieser Schrift B 2b—B 4a und C 1b—C 2b hat mit Nennung der Quelle wieder abgedruckt Jörg Wickram in Siben Hauptlaster, Strassburg 1556. Bl. LXXXIIIIb ff.

[46]) Strauch S. 90—97.

rum et Ebrietate Vitanda und Die volle Bruderschafft. Beide wurden in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre zu Worms veröffentlicht und stehen in unverkennbarer Abhängigkeit von De generibus ebriosorum und Bock.[47])

Scheidt nennt seine zweite Schrift ein Fastnachtspiel. Dieser Form haben sich mehrere Dichter zur Befehdung der Trunksucht bedient. Eines der lebendigsten Stücke, die zur Trinklitteratur gerechnet werden müssen, ist doch wohl Hans Rudolf Manuels Fastnachtspiel vom edeln Wein und der trunkenen Rotte.[48]) Den ersten Theil dieses Spiels bildet eine prächtig gezeichnete, fröhlich-derbe Kneipe, bei welcher einige unmuthige Zecher den Wein und seine Wirkungen verwünschen. Im zweiten Theile müssen sie ihre Äusserungen vor Gericht verantworten. Sie klagen, von ihren Weibern unterstützt, dass der Wein sie zu Rauflust, Unkeuschheit und Gotteslästerung verleitet habe. Rebmann aber und die übrigen Vertheidiger des Weines messen alle Schuld jenen zu, welche diese edle Gabe Gottes im unmässigen Genuss missbrauchen. Eine ähnliche Gerichtsscene finden wir in Hans Sachs Fastnachtspiel vom Buhler, Spieler und Trinker.[49]) Der Trinker und seine Gegner halten sich hier die üblichen Beispiele für und gegen das Trinken aus der Bibel und den heidnischen Schriftstellern vor, bis der Richter entscheidet, dass alle drei gleich nichtswürdig seien und sich bessern müssten.[50]) Hans Sachs hat auch einzelne Dialoge gegen die Trunkenheit geschrieben, so 1536 Ein kampffgesprech zwischen Wasser und Wein[51]), in welchem Bacchus und Neptun einander ihre beiderseitigen Vorzüge und Nach-

[47]) Strauch S. 68—82; meine Schrift C. Scheidt . . S. 41 f. und unten S. 514.

[48]) Niclaus Manuel, hg. von Baechtold, Frauenfeld 1878 S. 305 ff.

[49]) Sämmtliche Fastnachtspiele von Hans Sachs, hg. von Goetze (Braunes Neudrucke Nr. 26. 27) S. 54 ff. Vgl. über die Quellengeschichte Szamatólski, Vierteljahrschrift f. Litteraturgeschichte 2, 90 ff.

[50]) Vgl. auch: Fastnachts-Gespräch den Hopffenbrüdern und Weinschläuchen zur Warnung ... von Nic. Erbenius, Erfurt 1582. Weller. Annalen 2, 242 Nr. 73.

[51]) Hg. von Keller 4, 247—254. Vgl. Carmina Burana S. 232 De conflictu vini et aquae.

theile abwägen, bis Juppiter erklärt, beide seien in den Grenzen, die ihnen Gott gezogen, nützlich und gut, doch darüber hinaus verderblich. Und 1551 Ein kurtz gesprech von dem zutrincken dem schedlichen laster[52]), in welchem der Dichter einem Trunkenen die Schäden der Trunkenheit aufzählt, während im gleichen Jahre Jörg Wickram in seinem Dialogus von der trunckenheit[53]) einem Klausner gegenüber den Wein vertheidigt. Auch hier kämpfen die Gegner mit den abgebrauchten Waffen der biblischen und heidnischen Exempel. Den Hauptschlag führt der Dichter mit der Behauptung, das Wasser habe mehr geschadet als der Wein, weil durch die Sintfluth Tausende getödtet wurden. Der Klausner aber parirt: die Sintfluth war eben eine Strafe Gottes für das Schlemmen und Prassen der damaligen Menschen. Und mit der Androhung des neu erwachten göttlichen Zorns besiegt und bekehrt er den Dichter.

Bacchus ist nicht der einzige Schutzherr und Meister der Trinker, seine Stelle nimmt häufig, besonders in den späteren Schriften der Verführer zu allem Bösen, der Teufel ein. Der Teufel ist im 16. Jahrhundert nicht mehr der leicht zu überlistende gemüthliche Tölpel des Mittelalters, er wird wieder der fürchterliche Gegner des Menschengeschlechtes, der mächtige Fürst des höllischen Reiches und übernimmt, als Personification der bösen Leidenschaften, die Rolle des früheren Narren. Die protestantischen Kreise fassten ihn nach Luthers Vorbild sehr realistisch auf und Luther gibt auch den ersten Anstoss zu der umfangreichen Teufellitteratur der protestantischen Pfarrer. Schwarzenberg und andere hatten es ausgeführt, dass der Teufel durch die Trunkenheit den Menschen ausserordentlichen Schaden zugefügt habe, Luther bezeichnet den eigenartigen nationalen Teufel der Deutschen als 'einen guten Weinschlauch der Sauff heissen muss, dass er so durstig und hellig ist'[54]); von da ist bis zur Annahme eines besondern

[52]) Hg. von Keller 3, 517—522.

[53]) Goedeke 2, 463.

[54]) Werke, Jena 6, 167ª.

Teufels der Trunkenheit, eines persönlichen Saufteufels kein weiter Schritt.[55])

Mattheus Friederich hat ihn 1551 in der Schrift Wider den Saufteufel in die Trinklitteratur eingeführt.[56]) Wie es der weitere Titel angibt, enthält das Werk erstlich 'Etliche wichtige vrsachen, Warumb alle Menschen sich fur dem Sauffen hůten sollen. Item das das halb vnd gantz Sauffen Sünde vnd in Gottes Wort verboten sey'. Die vorgeführten Gründe sind meist religiöser Natur und der Pfarrherr Friederich zeigt sich als einer der frömmsten und strengsten Dichter gegen das Trinken. Hierauf folgen 'etlich Einreden der Seuffer', welche der Dichter sofort widerlegt. Übereinstimmend mit Schwarzenberg fragen hier die Säufer: Sollen wir Mönche werden und uns abtödten? Der Dichter antwortet: Nein, ihr sollt die richtige Mittelstrasse wählen. Dann neue Einwendungen: Wir können ohne Rausch nicht einschlafen. Der Dichter: Dies bläst euch nur der Teufel ein, widersteht ihm und ihr werdet auch nüchtern den Schlaf finden. Dann: Bier dürfen wir trinken, weil der Apostel Paulus in seiner Epistel nur den Wein verbietet. Antwort: Er kannte das Bier nicht, verbietet aber überhaupt Unmässigkeit in geistigen Getränken. Oder: Pfarrherren trinken auch. Dichter: Sie werden Gott dafür Rechenschaft leisten müssen. Und wieder wie bei Schwarzenberg: Der Gesellschaft und der Freunde wegen, und um nicht verhöhnt zu werden, muss man trinken. Antwort: Des Herrn wegen, sollt ihr dieses kleine Leiden ertragen.

Im Jahre 1557 veröffentlichte Friederich eine neue Ausgabe des Saufteufels[57]), welche er um den Abdruck von Schwarzenbergs Der Zutrinker und Prasser Gesatz[58]) und (N 3 ff.) um einen eigenen Sendbrief an die 'vollen Brüder' in Deutschland vermehrt hat. In dem letzteren

---

[55]) Allgem. deutsche Biographie 12, 534 (J. Francks Artikel Hocker).

[56]) Goedeke 2, 480 Nr. 5. Ich citire nach einem Abdruck Leipzig 1552. Berlin, Kgl. Bibl. Db. 3102.

[57]) Widder den Saufftеuffel, gebessert und an vielen örtern gemehret u. s. w. Frankfurt an der Oder. Berlin, Kgl. Bibl. Db. 3104.

[58]) H 3 ff. Über die Holzschnitte und die Verse des Engels berichtet er nur kurz.

beklagt er, dass sich das Übel nur vergrössert habe, erwähnt die Existenz von Sauforden, die Sauorden heissen sollten und nur 'des Teufels Merterer'[59]) zu Mitgliedern haben. Ja, sein Büchlein ward durch diese dem Feuertode übergeben, wie Wielands Idris durch den Göttinger Hain: (O^{b}) 'So erfare ich, das solche Ordensleute das Büchlein wider den Sauffteuffel an einem Ortt, Erstlich zur staupe gehawen, darnach zerhackt, vnd zuletzt ins Fewer geworffen vnd verbrandt haben. Damit sie die öffentliche Warheit vnd Gottes wort, welches darinnen angezogen wirt, verdampt vnnd verworffen haben'.

Diese erweiterte Ausgabe wurde später im Verein mit den Beschreibungen der anderen Lasterteufel, der Spiel-, Tanz-, Hoffarths-, Eheteufel u. s. w. in beiden Auflagen des umfangreichen Sammelwerkes Theatrum Diabolorum neu abgedruckt.[60])

Die allgemeine Eintheilung, zahlreiche Beispiele, im Anfang die Betonung des nationalen Elements, die besondere Ermahnung an die Prediger, zum Schluss die Einwendungen der Trinker, übernimmt von Friederichs Werk Georg Nigrinus (eigentlich Jörg Schwartz) in seinen deutschen Versen Wider die rechte Bacchanten 1559.[61]) Auch Francks Laster der Trunkenheit benutzt Nigrinus, wie es die Verwendung derselben Sprichwörter und ähnlicher Genrebilder erweist.[62])

Erwähnt wird der Saufteufel öfter, so in dem 'Spruch des Propheten Esaie'[63]) und er wirkt noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach in den Prosaschriften

---

[59]) Ein Ausdruck, der auch Ägidius Albertinus und Grimmelshausen geläufig ist.

[60]) Vgl. Goedeke 2, 481 f. Nr. 18. 23. Ausgabe 1569 S. 316—340; Ausgabe 1575 S. 272—292. Nach der ersten Ausgabe sind bei Hub, Die deutschen Volksbücher und Schwänke S. 336—358, Schwarzenbergs Instruction und der Sendbrief an die vollen Brüder neu gedruckt.

[61]) . . das ist Bacchi diener, so dem . . laster der trunkenheit ergeben sind auß heiliger schrifft . . vnd heidnischen Bůchern ein sehr lůstig vnd nůtzlich Bůchlein Reimenweiss gestellet . . Franckfurt am Mayn. Berlin, Kgl. Bibl. Yh. 3061.

[62]) Von der trunksüchtigen Ehegattin, bei Franck F 2, bei Nigrinus S. 27 f.

[63]) Darüber mehr unten.

'Philosophischer Saufmantel, darinn sich der Wollustige Sauffteuffel verkappt vnd verkleidet'[64]) von dem Halberstädter Pfarrer Ammersbach, der wie Friederich die Einwendungen der Trinker widerlegt, und 'Saufteufels Natur. Censur und Cur'[65]) von Hartmann, wo die Beschaffenheit der Füllerei, die Nothwendigkeit ihrer Unterdrückung von obrigkeitlicher Seite und abermals die Einwendungen der Trinker mit wörtlichen Entlehnungen aus Friederich vorgebracht werden.

3. Die Motive der Trinklitteratur.

In diesem kurzen Überblick über den äusseren Entwickelungsgang der Trinklitteratur wurden besonders jene Schriften charakterisirt, welche die Hauptvertreter der verschiedenen Formen bilden, deren sich die Bekämpfer der Trunksucht im 16. Jahrhundert bedienen. Diesen grösseren und wichtigeren Werken schliesst sich eine grosse Zahl kleinerer Flugblätter und Dichtungen an. An der Abfassung all dieser Schriften aber betheiligte sich nur ein bestimmter Kreis von Männern mit gleichartigen Ansichten und verwandtem Bildungsgrade, in früherer Zeit Humanisten, später nach dem Auftreten Luthers meist protestantische Prediger. Schulmeister, Professoren und Studenten. Ausserdem kennt jeder spätere Dichter seine Vorgänger, schreibt sie aus oder benutzt sie doch in der Darstellung. Franck wirkt auf Obsopöus, Schertlin, Nigrinus und Scheidt ein; Schwarzenberg auf Schertlin, den wieder Wickram, und auf Friederich, den Nigrinus und die späteren Bearbeiter des Saufteufels benutzen. Schwarzenbergs und Schertlins Holzschnitte wandern von einem Buch ins andere; De generibus ebriosorum und Hegendorfer geben reichen Stoff für viele Nachfolger, Brant ist allen ein Vorbild. So ist bei dem verwandten Inhalt dieser Schriften auch eine gleichförmige Verwendung derselben technischen Mittel und ein ähnlicher.

---

[64]) . . dass Ihn die Weltkinder in seiner hesslichen vnd gresslichen Mordgestalt nicht alsbald erkennen vnd scheuen, sondern für einen Engel des Liechts halten vnd anbeten. Quedlinburg 1665. Berlin. Kgl. Bibl. Db 3171 b.

[65]) Rothenburg 1679. Berlin, Kgl. Bibl. Db 3018. S. 76 ist Friederich citirt.

schematischer Aufbau von vornherein anzunehmen und in der That rasch zu erkennen und leicht nachzuweisen.[66])

Vor allem zählen die Moralisten die Schäden, welche die Trunksucht verursacht, in möglichst langer Reihe auf. Nach den menschlichen Gütern, welche die Trunksucht bedroht, werden ihre Folgen in bestimmte Gruppen eingetheilt. Die sittlichen Ansichten des Dichters werden dann unterstützt durch Mittheilungen aus seiner eigenen Beobachtung und Erfahrung, durch passende Aussprüche der Bibel oder berühmter, heiliger Männer, durch Beispiele aus dem eben eröffneten reichen Schatze der klassischen Schriftsteller des Alterthums. Doch es wird nicht nur gelehrt und gewarnt, das Laster wird auch in seiner ganzen Abscheulichkeit dargestellt. Die mannigfaltigen, aber in typische Unterabtheilungen gegliederten Unarten und Tollheiten der Berauschten werden mit bestimmten Thier-Charakteren verglichen, aber auch der Gang der Kneipe wird genau beschrieben. Religiöse, patriotische und komische Motive, sowie die entgegengesetzten Ansichten der Fürsprecher des Weins treten noch zu diesen verschiedenen Gliedern der Darstellung hinzu.

Nach vier Seiten werden die Folgen der Trunksucht ins Auge gefasst: Die Schäden an der Seele, der Ehre, dem Gute und dem Leibe. Berthold von Regensburg zeigt bereits diese Zusammenstellung[67]), ferner die Wiener Meerfahrt in ihren Schlussversen[68]), Der deutsche Cato[69]), Schwarzenberg im Beginn des Kummertrosts[70]), Hans Sachs in dem kurzen Gespräch von dem Zutrinken[71]) und viele andere. Franck theilt seine Kapitel darnach ein: 1. Erweis, dass die Trunkenheit dem Seelenheil, 2. dem Leibe, 3. der Ehrbarkeit, 4. dem Gute schade. In den weiteren

[66]) Dieser Umstand bewog mich, eine Darstellung der Trinklitteratur zu versuchen, obwohl ich davon überzeugt bin, dass mir viele hieher gehörige Schriften entgangen sind.

[67]) 1, 525.

[68]) V. 657 ff.

[69]) Rumpfübersetzung V. 568—571.

[70]) Der Teutsch Cicero Bl. CLVII.

[71]) Hg. von Keller 3, 517—522. Hingegen in: Dreyrley scheden der trunckenheyt 3, 523 nur 1. Leib, 2. Ehre, 3. Gut.

Kapiteln folgen die Sünden, welche aus der Trunkenheit entstehen. Dieselbe Eintheilung in Wickrams Sieben Hauptlaster oder bei Nigrinus: 1. Schäden des Leibes, 2. des Gutes, 3. der Ehre und Tugend, 4. der Seele u. s. w.

Schädigung der Seele. In dem Zeitalter der Sittenreinigung, der heftigsten kirchlichen Kämpfe wurde natürlich der religiöse Standpunkt in der Lehrdichtung kräftig betont und die reichen Mittel, welche die christliche Lehre der Befehdung menschlicher Leidenschaften an die Hand gibt, wurden reichlich verwendet. Die Auffassung der Dichter ist hierbei verschieden, strenger oder milder. Manche, wie Franck oder Friederich, verwehren jede Weltlust, drohen immer mit dem Zorne Gottes und dem nahenden jüngsten Gerichte, ja Friederich erinnert an den Todtentanz, den Kaiser und Könige, Hohe und Niedere antreten müssen.[72]) Nigrinus betrachtet das Fleisch als den Todfeind des Menschen und verlangt, dass man es ertödte; während Obsopöus sich freudigst dem Genusse der Tafel hingibt im Vertrauen auf einen gütigen und milden Schöpfer. Der Hauptgrund, der gegen das Trinken angeführt wird, ist immer: Gott (beziehungsweise Christus) hat in persönlichen Aussprüchen oder durch die Worte der Bibel, seiner Jünger und Heiligen die Trunksucht verboten, darum müssen wir Christen und Ebenbilder Gottes[73]) das übermässige Trinken vermeiden. Hegendorfer beginnt so sein Encomium Sobrietatis, Friederich seine 'Ursachen' wider das Saufen, Moyss von Assmannshaussen verfasst eine Schrift über dieses Thema.[74]) Friederich citirt hierzu aus der Bibel Paulus Ephes. 5; Prov. Salomonis 23; Lucae 21; Levi 10; Paul. 1 Thim. 3; die Strafandrohungen Jesaia 5; 1 Corinth. 5. 6; 2 Moses 20. Diesen Stellen fügt Aldenbergs Tractat von der Trunkenheit[75]) noch den Hinweis auf die Vernichtung von Sodoma

[72]) Zweite Auflage S. 12.

[73]) Scheidt, Die volle Bruderschafft V. 179; Obsopöus-Wickram E 2.

[74]) Von dem schweren Missbrauch des Weins, darin vermeldet wirdt, wie wir Gott so höchlich erzürnet, vnd er vns so hart gestraffet hat u. s. w. hg. von Oberbreyer, Heilbronn 1880. Im zweiten Theile dieser Schrift wird den einzelnen Ständen und Lebensaltern gelehrt, wie sie sich gegen die Trunkenheit verhalten sollen.

[75]) Erfurt 1550. Berlin, Kgl. Bibl. Yh. 2291.

und Gomorrha, auf die Bestrafung des Pharao und die Zerstörung Jerusalems hinzu. Ausserdem erwähnen fast alle Moralisten, wie bereits Brant, die abschreckenden Beispiele von Noah, Loth, Holofernes und Herodes.

Einzelne Bibelstellen, Sirach 32, Psalm 104, die Hochzeit zu Kanaan sind den Weintrinkern nicht ganz abhold und werden deshalb von diesen in ihren Einwendungen gegen die Moralisten immer wieder hervorgeholt. Von den Kirchenvätern wird am häufigsten Hieronymus als Gewährsmann angeführt, weil er sich gegen die Trunksucht der Priester geäussert hatte, ferner Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus, Origines u. a. Spätere verwenden in ähnlicher Weise wiederholt die Aussprüche Martin Luthers.

Die Schäden, welche die Trunksucht der Seele zufügt, werden dadurch ins Unberechenbare vermehrt, dass dieses Laster alle andern nach sich zieht. Bereits Berthold von Regensburg und Hugo von Trimberg haben darauf hingewiesen und das Volksbuch vom Bruder Rausch lehrt diese Wahrheit in einer Allegorie. Hier verdingt sich nämlich der Teufel unter dem Namen Bruder Rausch in ein Kloster und verleitet daselbst die Mönche zu Buhlerei und argem Streit. Die Vitae patrum aber erzählen ein Beispiel, das Friederich, Wickram[76]), Pauli[77]), Nigrinus, Hartmann und andere nacherzählen: der Teufel habe einmal einem Menschen keine Ruhe gelassen, bis sich dieser zu einer von den drei Sünden, einem Rausch, Ehebruch oder Todschlag entschlossen. Der Mensch wählte die geringste und betrank sich, aber im Rausche bewegte ihn der Teufel leicht dazu, dass er des Nachbars Weib schändete und den Gatten, der ihn überraschte, im Streit erschlug. Hegendorfer nennt die Trunksucht aller Laster Anfang, Friederich die Mutter aller Sünden. Er, sowie der Verfasser von De generibus ebriosorum, Franck u. a. zählen eine lange Reihe der Sünden auf, die der Trunkenheit folgen. Es sind besonders Unkeuschheit, Gotteslästerung, Streitsucht, Zorn, Trägheit, Verschwendung, Diebstahl, Verläumdung, Thorheit, Verzweiflung, die immer wieder erwähnt, ja bei Franck

[76]) Rollwagenbüchlein S. 129.

[77]) Schimpf und Ernst Nr. 243 vgl. Österleys Nachweise S. 501.

jede in einem eigenen Kapitel behandelt werden.[78]) Frischlin beschreibt in seiner Elegia in ebrietatem 1604[79]), wahrscheinlich von Obsopöus angeregt, das Haus der Trunkenheit, das irgendwo zwischen Rhein und Donau liegen soll. Wie bei Obsopöus umstehen sie Schwester und Dienerinnen. Sie heissen bei Frischlin Venus, blasphemia, prodiga mens, ira, libido, furor, iactantia, caedes u. s. w.

Die Erregung der Fleischeslust, der Unkeuschheit wird also immer in erster Linie der Trunkenheit vorgeworfen. Das alte Sprichwort Sine Cerere et Baccho friget Venus wird immer von neuem citirt[80]) und glossirt. Franck gibt eine doppelte Übersetzung: (C 4^b) 'denn wo Ceres und Bacchus ist, da ist allwegen Venus auff der hochzeit' und (F^b): 'denn in wein vnd brot erkalt die Venus' und fügt viele ähnliche Aussprüche hinzu. Wickram in seinen Sieben Hauptlastern geht von der Trunkenheit zur Schilderung der Unkeuschheit über (S. LXXVII) und erzählt als Überleitung einige Geschichten, in welchen sich Trunkene der Fleischeslust hingaben. In beiden Ausgaben des Theatrum Diabolorum ist der Saufteufel vor dem Eheteufel eingereiht. Gemeinsam behandelt werden beide Laster in einer Schrift: Ein höfliche vnnd nutzbarliche vermanunge, auch warnunge von wegen der grewlichen trunckenheit, vnd des darauss fliessenden lasters der vnkeüscheit, für die junge welt u. s. w. Wien 1551.[81]) Hier wird zuerst die Natur der Laster geschildert, dann die Bibelstellen und Gottes Drohungen gegen sie angeführt.

Die Trunkenheit erzeugte Laster, die vornehmlich den Christen verboten waren. Die speciellen Gebote der christlichen Lehre werden den Trinkern eindringlich vorgehalten. Dieser Standpunkt zeigt sich schon öfter im Titel, so in einer Schrift von 1622: Christliche Abmahnung von der Trunckenheit[82]), die an Schwarzenbergs englische Botschaft

[78]) Ähnlich in dem Flugblatt Vom Zutrincken, Neun laster vnnd missbreuch, die erfolgen auss dem schäntlichen zutrinken, Bamberg 1523. Prag, Universitäts-Bibl. XXIX H 41.

[79]) Opera Poëtica 1604. 3, 557—564.

[80]) Vgl. bereits Carmina Burana Nr. 178.

[81]) Berlin, Kgl. Bibl. Yh 2431.

[82]) Durch Guilelmus Fabricius Hildanus. Berlin, Kgl. Bibl. Yh 9841.

anknüpft. Und die Protestanten betrachteten die Vermeidung dieses Lasters als eine besondere Pflicht ihres Bekenntnisses, wie dies Friederichs Fragen erweisen: Sind wir Christen, sind das die Evangelischen, sind das die Früchte des Evangeliums? [83])

Dem gegenüber war es um so wirkungsvoller, wenn die Moralisten darauf hinwiesen, dass Andersgläubige, besonders die Heiden des Alterthums ohne strenge religiöse Gebote, doch viel mässiger lebten, als die christlichen Deutschen, ja dass sie die Trunkenheit, die bei uns zur Ehre gereiche, für eine Schande hielten.[84]) Zur Erhärtung dieser Behauptung wiederholen sie nun die Aussprüche von Socrates und Plato, Cicero, Seneca und Plinius gegen das Trinken, verweisen auf die Muster antiker Mässigkeit, auf den sparsamen Curius, den nüchternen Fabricius, den strengen Cato, erzählen, dass die Römer nach Valerius Maximus ihren Weibern den Wein verboten hätten, dass die Lacedämonier ihren Kindern das abschreckende Schauspiel betrunkener Sklaven vorführten, dass die ägyptischen Priester sich völlig des Weingenusses enthielten. Allerdings konnten auch die Fürsprecher des Weines in der antiken Litteratur und Geschichte manches Beweismaterial finden, etwa dass Homer 'vinosus' zubenannt wurde, dass Ennius nur im Rausche dichtete, dass Plato, Horaz und Martial den Wein priesen u. s. w. Aber die Gegner des Trinkens wiesen diese Citate als Aussprüche 'blinder Heiden' zurück und nannten hingegen besonders jene antiken Zecher, denen der Weingenuss schlecht bekam, als: die römischen Cäsaren Tiberius, Vitellius, Commodus, oder Alexander den Grossen, der im Rausche seinen Freund erschlug, Hannibal, der in Capua durch Schlemmerei sich und sein Heer verderbte, oder Epicur, den das 16. Jahrhundert als den Urheber einer gottlosen, nur niedriger Sinnenlust ergebenen Philosophie betrachtete.[85])

---

[83]) 2. Ausgabe Q 3.

[84]) Scheidt, die volle Bruderschaft V. 182. Dazu Parallelstellen von Strauch a. a. O. S. 82, ferner Hans Sachs, Unterschied der menschen und der unvernünfftigen thiermenschen. Keller 16, 474 ff. besonders 477 V. 29 f.

[85]) Vgl. die Parallelstellen von Strauch a. a. O. S. 75. Und Luthers Aussprüche oben S. 490.

Schädigung der Ehre. Der Schaden, welchen die persönliche Ehre durch die Trunksucht erleidet, wird von den Moralisten in der Darstellung des seelischen Ruins überhaupt besprochen. Einen neuen triftigen Beweggrund gegen das Trinken aber bietet ihnen die Schädigung der Ehre des ganzen Volkes. Die deutsche Nation könnte die erste sein, so gemahnen sie; durch die Begabung und die Tapferkeit der einzelnen könnte sie allen anderen Völkern machtgebietend entgegentreten, wenn nicht die Trunksucht ihrer Ehre und ihrem Gut einen solchen Schaden zufügen würde. Auch hier wies Brant den Weg. In seinem 92. Kapitel führt er aus, man brauche jetzt nicht mehr auf die hohen Schulen der Wälschen zu gehen, weise Männer und gelehrte Bücher finde man nun auch im deutschen Vaterlande, und es würde uns an nichts gebrechen, (V. 31 f.) 'wer nit der win, und das wir Tütschen voll went sin, und mögen kein recht arbeit tůn'.[86]) Ähnlich rühmt Hutten in seinem Gespräche Inspicientes die vielen guten Eigenschaften der Deutschen: Kraft, Schamhaftigkeit, stramme Zucht u. s. w. und fügt hinzu: 'Wo sye die behalten möchten, und darbey nüchter lebten, wüsszte ich kein nation für sye zů setzen'.[87]) Dieselbe Idee drückt der schöne poetische Prolog aus, mit welchem Friederich seinen Saufteufel eröffnet:

Du edle deutsche Nation
Die Du werst aller Lande ein Kron,
So Du von Deinem Sauffen liesst,
Deins lobs ein end kein Mensch nicht wüst u. s. f.

Er führt dann Luthers Gedanken aus, wornach jedes Land seinen Teufel, Deutschland eben den Saufftеuffel habe. Nigrinus Wider die Bacchanten (S. 76) sagt, die deutsche Nation ist lange unüberwindlich dagestanden, jetzt aber hat sie Bacchus überwunden, und er bedauert gleich am Beginne seiner Schrift, dass die Trunkenheit in Deutschland mehr, als in jedem anderen Lande regire. Diese Behauptung wird während des ganzen Zeitraumes aufgestellt, so schon von Schwarzenberg: 'Auch in der Lombardia wird ge-

[86]) Vgl. Zarnckes Anmerkung dazu, und Zarncke, Die deutschen Universitäten des Mittelalters 1, 255.
[87]) Böcking 4, 269 ff. bes. 282 ff. und § 34.

trunken, aber am meisten in Deutschland, in den letzten 50 Jahren ist diese Plage des Zutrinkens mit den Malafranzosa nach Deutschland gekommen', später von Ringwaldt und anderen und noch am Beginne des 17. Jahrhunderts von Frischlin, der in seiner Elegie nach der Beschreibung der Trunksucht die Frage aufwirft: Quae peperit mater? Aus der Unterwelt ist sie gekommen und wurde dann der Reihe nach von den Scythen, Arabern, Spaniern und Italienern verjagt, bis sie Teutonus excepit. Der Deutsche hat ihr ein Heim eröffnet, wo sie Jünglinge und Männer Tag und Nacht verehren. Erwacht, deutsche Männer, ruft Frischlin, und treibt dieses Ungeheuer aus eurem Lande! Wenn ihr nüchtern seid, müssen alle Völker vor eurer Macht weichen. Die Welt könnt ihr erobern, habt ihr vorher Bacchus besiegt. — Das Gegentheil davon behauptet nur Mistes, der in Schertlins Künstlich Trinken den Wein vertheidigt: Trunkenheit geht durch Gallien, Spanien und alle Länder, warum soll sie uns Deutschen zur Schande gereichen? Zu einem Scherze verwendet Obsopöus das nationale Motiv: (E 3) über Tische und Bänke verschüttet man bei uns den Wein, zum Zeichen dass Deutsche geschlemmt haben.

Schädigung des Gutes. Das Gut war im 16. Jahrhundert eine sehr bewegliche Habe, die rasch den Besitzer wechselte. Einerseits ein hastiges Ringen nach leichtem Erwerb, die Entdeckung goldreicher Länder, die Erschliessung neuer gewinnbringender Handelsquellen, andererseits die fortwährenden politischen Umwälzungen, Kämpfe, Strassenraub, der fabelhafte Aufwand, der bei Hochzeiten, Taufgelagen und Leichenschmäusen, und besonders von Frauen in kostbaren Gewändern getrieben wurde. So wurden die rasch gewonnenen Reichthümer rasch vergeudet und neben den ersten deutschen bürgerlichen Millionären finden wir jene Massen heimatloser Bettler, die ihr Leben lang von den Almosen des Augenblicks zehrten. Die Trunksucht, das Wirthshausleben entwand dem niederen Manne vollends den geringen Verdienst, störte die dauernde Arbeit der Hände und verhinderte so das Aufkommen eines ruhigen, behaglichen Wohlstandes. Dies mussten die Mo-

ralisten besonders jenen Zechern immer von neuem zurufen, denen zahlreiche Schlemmerlieder die Armuth im verklärten Lichte des 'göttlichen Leichtsinns' vorspiegelten. Franck führt es in seinem vierten Kapitel aus, dass uns das Schlemmen zu Bettlern macht (D): 'Was ist's dann wunder dz Juden vnd Türcken reich sind. Bey den erbeyt man, bey vns frisst vnd saufft man zů'. Alle leben zu üppig, die Bürger wie Fürsten, die Bauern geben nach oben ein böses Beispiel. 'Frösch müssen storcken haben. sollich volck, sollich fürsten, das Gott einen mit dem andern straff.' Und Nigrinus in seinem zweiten Kapitel, Der Schaden des Guts (S. 25 ff.), klagt (im Anschluss an das bekannte Lied):

> Hätt mancher auch den zoll am Rein
> So müsst' er doch verschlemmet sein,

kein Handwerk passe mehr den Leuten, endlich werden sie Bettler, Betrüger und Diebe. Auch die Weiber wollen mit in die Kneipe. Bei feierlichen Anlässen werde furchtbar vergeudet, der Wein aus Übermuth verschüttet. — Andere Lehrdichter weisen nur kurz darauf hin.

Schädigung des Leibes. Die Wanderlust und Raufsucht, das unruhige und ungeordnete Leben der leichtsinnigen Menschen des 16. Jahrhunderts gefährdete deren Gesundheit ohnedies schon in böser Weise; die Unmässigkeit im Essen und Trinken trat nun hinzu, die körperlichen Übel vermehrend, die Wirkungen der herrschenden Seuchen verschlimmernd. Dass die Trunksucht auch eine körperlich schädliche, das Leben verkürzende Sünde sei, darauf hatten schon Berthold von Regensburg und Hugo von Trimberg hingewiesen; die Trinkerdichter aber stellten die üblen Wirkungen zusammen, welche die Trunksucht auf die einzelnen Glieder des Leibes ausübt, in genauer oft ekelerregend realistischer Ausmalung, in kürzerer oder längerer Reihe, meist in ähnlichen Ausdrücken.

Schwarzenberg hatte im Scherze die Wunder, welche der Teufel durch die Trunkenheit wirkte, aufgezählt. Hegendorfer in seinem Encomium Sobrietatis beginnt mit einer kürzeren Reihe: (A 3^{b}) genae pendulae, oculorum vlcera. tremulae manus etc.; facit ebrietas vt nec homo quidem

appellari possis. Ähnlich Scheidt I V. 31 f., während Franck in seinem zweiten Kapitel (Trunkenheit verdirbt auch den Leib, sie ist die Ursache vieler Krankheiten und eines frühzeitigen Todes) die Reihe der Folgen vermehrt: (C^b) 'blöden kopff, schwindel imm haupt, trieffende augen, ein stinckender athem, böser mag, zitternde hände, das podagra, die wassersucht u. s. w. daher kommet auch das sprichwordt, Ehs ertrinckenn mehr imm glass, denn imm wasser. Der Bacchus bringet mer vmb dann Mars vnd Pallas'. Bei Schertlin beklagt sich der alte Zecher Silenus über seine körperlichen Leiden: (Ich hab' — —)

Grillen; im kopff hab' ich sausen
Von überschwencklichem bausen
Darzů mir zittern händ und füss
In lenden hab' ich d'bewl vnd drüss
Das zipperlein vnd Podagra
Des soldes bin ich nit gar fro
Die augen gschwelln vnd trieffend mir

und ganz ähnlich in der 'höflichen und nutzbarlichen vermanung' (B 1), wo der Stein, die Frantzosen-Beulen und das Podagra aus dem Weingenuss hergeleitet werden. Friederich fügt der oben angeführten Reihe noch hinzu (D 2^b f.) 'mancherley flüsse, schnupffen, schnuder, halsgeschwer, brustgeschwer, feule an lunge vnnd leber'. Ähnlich Obsopöus, Nigrinus, Hans Sachs [88]) und andere. Albertinus hat in seinem Tractat De conviviis et compotationibus ein längeres Kapitel Corruptio corporis.

Nach diesen vier Gesichtspunkten war die ernste Lehre der Moralisten eingetheilt. Doch darüber hinaus bot der behandelte Stoff den vorwiegend realistisch und humoristisch beanlagten Trinkerdichtern genug Momente dar, welche in scherzhafter und drastischer Weise ausgeführt werden konnten und so im Gewande des Scherzes die ernsten Worte der Lehre verstärken sollten. Neben den Folgen der Trunksucht wurden auch die Wirkungen des Weines auf die Bezechten beobachtet. Der Wein macht diese sinnlos und unverständig, aber auch wild und roh. Doch je nach der Verschiedenheit des Charakters der Zecher

---

[88]) In den zwei oben S. 498 f. erwähnten Dichtungen.

äussert sich der Rausch bei jedem einzelnen in anderer Weise und lässt so dessen eigentliche Natur erkennen. Darum wurde die Wirkung des Weines gerne nach den vier Temperamenten geschieden dargestellt. So theilt ein fliegendes Blatt: Ein kurzweilig Gedicht von den vier unterschiedlichen Weintrinkern[89]) und ebenso Hans Sachs in Die vier wunderberlichen eygenschafft unnd würckung des weins 1528[90]) die Menschen nach ihren 'Complexionen' ein. Der Sanguineus wird ausserordentlich heiter und blöde durch den Weingenuss, er ist wie ein Lamm; der Cholericus fängt Streit und Hader an und prügelt daheim Weib und und Gesinde, er ist wie ein Bär: der Phlegmaticus bleibt bezecht unter dem Tische liegen und besudelt sich scheusslich wie ein Schwein; der Melancholicus ist geschwätzig und phantasirt wie ein Affe.

Neben den vier Temperamenten finden sich hier auch die Vergleiche aus dem Thierreiche, die, weiter fortgesetzt, eine grössere Zahl von Zecher-Typen, zuletzt neun bis zwölf, charakterisiren konnten. Menschliche Schwächen und Eigenarten mit bestimmten Thiergattungen zu vergleichen war ein durch die äsopische Fabel, die im 16. Jahrhunderte vielfach verbreitet und nachgeahmt wurde, vorbereiteter und gebräuchlicher Vorgang. In der Trinklitteratur finden wir schon von Anfang an kurze Vergleiche aus der Thierwelt mit dem äusseren Gebahren der Zecher. Einer der ältesten und häufigsten ist 'saufen wie eine Kuh': die altdeutschen Tischzuchten, Brant[91]), Murner, Franck, Obsopöus, Jörg Wickram und viele andere gebrauchen ihn. Für einen schlimmeren Grad der Unanständigkeit wird die Sau herangezogen, meist — wie schon in Luthers Tischreden — in Verbindung mit dem in dieser Zeit so verrufenen Philosophen Epicur. Hartmanns Saufteufel berichtet (S. 36^b f.): 'etliche sind wie die Schweine, welche die Tische voll speien'. Friederich verlangt in seiner Vorrede, dass die Obrigkeit die 'Epicurische Sew' bestrafe, und warnt im

[89]) Scheible, Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts S. 135 ff. o. J.

[90]) Ein kurtzweiliger spruch hg. von Keller 4, 237—243.

[91]) Kap. 16 V. 53. Dazu Zarnckes Anmerkungen.

Beschlusse vor dem 'viehischen und sewischen' Laster; ähnliche Ausdrücke gebrauchen Obsopöus[92]), Schertlin, Scheidt und andere.[93]) Und wie die 'niederdeutsche Tischzucht' eine längere Reihe von Vergleichen zwischen den gegen die Tischzucht Verstossenden und bestimmten Thieren durchgeführt und Geiler die Schlemmer den Thieren gleichgestellt hatte[94]), und wie noch heute die verschiedenen Grade und Abarten des Rausches als Spitz, Affe, Bär u. s. w. bezeichnet werden, so stellen die meisten Schriftsteller der Trinklitteratur die sich verschieden betragenden Zecher als Thiere dar. Die ungezogensten sind Schweine, die wilden streitsüchtigen sind Bären, die albernen Esel, die tölpisch herumspringen, sind Kälber, die alles ausplaudern, Gänse u. s. w. Mehrere der hierher gehörigen Schriften haben ein Titelbild, auf welchem Zecher mit den betreffenden Thierköpfen um eine Tafel schmausend sitzen; viele erwähnen eine völlige Verwandlung der Menschen zu Thieren. Diese Metamorphose durch den Wein geht auf eine jüdische Überlieferung zurück.[95]) Als Noah den Wein pflanzte, düngte er die Erde mit dem Mist von Schafen, Bären, Schweinen und Affen. Darum hat der Wein auf jene, die von ihm berauscht werden, eine vierfache Wirkung, der Eigenart dieser Thiere entsprechend. Diese Sage erzählen Rosenblüt in seinem 18. Weinsegen[96]), Hans Sachs in einem Spruche[97]), Pauli in einem Schwank.[98])

Sie wurde bereits in dem ersten Werke der Trinklitteratur De generibus ebriosorum mit der griechischen Sage der Zauberin Circe verwoben, die ja humanistischen Kreisen sehr nahe lag. Circe erwähnen auch Scheidt (I V. 10), Obsopöus (D 3 f.), Nigrinus, Hans Sachs in:

---

[92]) E 4.

[93]) Mehrere Parallelen bei Strauch a. a. O. S. 75, Anm. zu V. 53. Ausserdem Fischarts Thierbilder. Vgl. Flögl, Geschichte des Grotesk-Komischen 3, 351.

[94]) Vgl. meine Schrift Caspar Scheidt S. 14 und 24.

[95]) Strauch a. a. O. S. 83 und meine Schrift S. 42 f.

[96]) Altdeutsche Blätter 1, 412.

[97]) Keller 4, 237.

[98]) Österley S. 162.

Die wunderpar würckung des weins im menschen[99]), 1553. Grimmelshausen[100]) und andere. In den älteren Darstellungen dieser Thiermetamorphose, in De generibus ebriosorum (A 5), bei Obsopöus (D 3ᵇ), Schertlin[101]) wird das Gebahren jedes Thieres nur mit kurzen Strichen skizzirt. Hieronymus Bock in Der vollen brüder orden vergleicht in breiter Darstellung die Eigenart verschiedener Thiere mit den verwandten Unarten eines Zechers und entrollt über den Vergleich hinausgehend manches satirische Genrebild. Scheidt aber hat sein Schriftchen Die Volle Brüderschaft dem ganzen Inhalt nach nur der Thiermetamorphose gewidmet und dieses Motiv am klarsten und schematisch gleichförmigsten durchgeführt.[102])

Spätere Dichter, Aegidius Albertinus in seinem oben erwähnten Tractat 1598[103]) und Hartmann im Saufteufel 1679 (S. 37 f.) bilden nach den gleichen Thierklassen eigene Schlemmerzünfte, eine Säwische Schlemmerzunft, eine Wolfs- und Eselsschlemmerzunft, eine Affen-Schlemmer-Compagnie u. s. w., deren Treiben in der alten Weise dargestellt wird.

Ausser diesen Vergleichen wird aber die Thierwelt von den Moralisten noch in ganz anderer Art zur Lehre verwendet. Die Thiere werden den Menschen auch als nachahmenswerthe Vorbilder gerühmt, die immer nüchtern bleiben und nur zur Befriedigung der Nothdurft saufen. Schon Freidank und die altdeutschen Tischzuchten werfen den Säufern die beschämende Thatsache vor, dass jedes Vieh des Abends in den richtigen Stall treffe, während jene ihr eigenes Heim nicht finden könnten. Schwarzenberg (in seiner Vorrede), Franck (C 2), Friederich (Q 3), Scheidt (II V. 177—181), Bock[104]), Albertinus in der Hofschul 1600[105]) und viele andere erklären in ähnlichen Wendungen

[99]) Keller 4, 232—236.
[100]) Simplicius Buch 1 Kap. 30.
[101]) Strauch a. a. O. S. 88.
[102]) Vgl. meine Schrift S. 43.
[103]) Strauch a. a. O. S. 97 f.
[104]) Strauch a. a. O. S. 96. Beschluss V. 21 f.
[105]) Institutiones vitae aulicae oder Hofschul, München, besonders Bl. 156ᵃ und 166ᵃ. Vgl. auch die Beispiele bei Pauli Nr. 240; Schertz mit der Wahrheit Bl. 74 f.

das 'unvernünftige Vieh', das mit dem Saufen aufhört, sobald es den Durst gelöscht hat, für weit gescheuter als die schlemmenden 'Kinder Gottes'. Nur Obsopöus protestirt in scherzender Weise gegen diese Ansichten der Moralisten. Die Thiere bleiben freilich nüchtern, meint er (H b), doch 'die thier trinckn khein wein, des wassers hat bald jeder gnug'.

Auch die abschreckende Zeichnung des widerlichen und lächerlichen Verlaufs eines Saufgelages bildete ein fruchtbares Motiv der Trinklitteratur. Beeinflusst von den älteren satirischen Bildern aus dem Wirthshausleben und von Brants 72. Kapitel verfassen auch die Lehrdichter des 16. Jahrhunderts sehr häufig Kneipschilderungen in immer reicherer und wirkungsvollerer Darstellung bis zu dem Gipfelpunkt dieser Litteratur, Fischarts Trunkenlitanei.[106]) Viele dieser Schilderungen sind sehr dramatisch gehalten und zu ihrer Ausbildung haben sicherlich die zahlreichen Kneipscenen der Fastnachtspiele des 15. und der Komödien des 16. Jahrhunderts beigetragen. Übrigens gehören Dichtungen, wie die Prodigus- und Hecastus-Dramen, welche die ausgesprochene Aufgabe besorgten, vor dem Schlemmerleben zu warnen, auch ihrer Tendenz nach zur Trinklitteratur im weiteren Sinne.[107])

Noch im 17. Jahrhundert gibt es Schriften, die zur Trinklitteratur gerechnet werden können und die in der oben gegebenen Darstellung gelegentlich erwähnt wurden. Sie sind in der Regel in Form und Inhalt von den älteren Werken dieses Litteraturzweiges abhängig. Der deutsche Durst ist im Jahrhundert des grossen Krieges nicht verloschen, und es fehlt auch nicht an Dichtern, die ihn besingen[108]) oder die das Treiben der Säufer schildern[109]),

[106]) Darüber habe ich ausführlich gehandelt in meiner Schrift C. Scheidt S. 122—127.

[107]) Ebenda S. 37.

[108]) Z. B. Fleming, Finckelthaus, David Schirmer, Johann Georg Schoch, Weckherlin; dann Tscherning, Lob des Weingottes 1634, Kindermann, Lobgesang des Zerbster Biers 1658.

[109]) Z. B. Grimmelshausen, Simplicius, Kap. 30. 32 ganz in der Manier der Trunkenlitanei. Albertinus, Der Landstörtzer Gusmann

auch nicht an Moralisten, die mit zornigem Eifer die Trunksucht befehden. Aber diese Moralpredigten ertönen nun wieder, wie vor dem 16. Jahrhundert nur innerhalb grösserer Lehrdichtungen, die gegen die verschiedensten Laster, häufig gegen die sieben Todsünden insgesammt gerichtet sind[110]), oder innerhalb satirischer Darstellungen, die alle Gebrechen der Zeit geisseln.[111]) Von einer eigentlichen, zusammenhängenden Trinklitteratur mit gleichmässig abgefassten Schriften, die nur für oder gegen die Trunksucht das Wort erheben, kann nur im Zeitalter der Reformation die Rede sein.

Prag. Adolf Hauffen.

Zu Lessings dramatischen Fragmenten.

1. Virginia und Emilia Galotti.

In der Festschrift zur fünfzigjährigen Gedenkfeier der Begründung des Düsseldorfer Realgymnasiums hat neuerdings Volkmann S. 233 ff. einen trefflichen kleinen Aufsatz über die Quellen der Emilia Galotti niedergelegt. In eindringlicher Vergleichung wird geprüft, welche Motive des spanischen Virginiadramas Montianos, das Lessing bekanntlich in der theatralischen Bibliothek recht breitspurig analysirt hat, noch in der Emilia nachklingen; es wird weiter wahrscheinlich gemacht, dass nicht unwesentliche Züge der

1615 S. 472. — Die Motive der Schilderung bleiben die gleichen durch Jahrhunderte. Vgl. z. B. die Kneipe auf dem Brocken in Heines Harzreise: 'Der eine brüllte, der andere fistulierte, ein dritter deklamierte aus der 'Schuld', ein vierter sprach Latein, ein fünfter predigte von der Mässigkeit und ein sechster stellte sich auf den Stuhl und docierte: Meine Herren! Die Erde ist eine runde Walze, die Menschen sind einzelne Stiftchen darauf' u. s. w.

[110]) Ägidius Albertinus, Lucifers Königreich vnd Seelengejäidt (darunter III die Fresser, Sauffer, Schwelger vnd Störtzer) 1616. — Spital Vnheylsamer Narren vnd Närrinnen aus dem Italienischen des Garzoni von G. F. Messerschmidt, Strassburg 1618. Johann Mayer, Speculum peccatorum mortalium, München 1665 u. s. w.

[111]) Moscherosch, Gesichte Philanders von Sittewaldt, besonders 2. Theil 6. Gesichte. Soldatenleben.

französischen Virginia Campistrons von Lessing für sein bürgerliches Trauerspiel verwerthet wurden. Nicht alles ist gleich überzeugend: Volkmann überschätzt wohl den Einfluss des elenden spanischen Machwerks auf die Gestaltung der Lessingschen Charaktere. Ich kann nicht finden, dass Montianos Virginia sich von der Campistrons, Chabanons, Crisps u. s. w. irgendwie deutlich abhöbe: überall dieselbe ingénuité de l'héroïsme, mit Chabanon zu reden (Tableau de quelques circonstances de ma vie p. 111). Und des Virginius Hitzköpfigkeit lag als Motivirung seiner furchtbaren That so nahe, dass Lessing Montianos Vorbild nicht brauchte, um Odoardo heisses Blut in die Adern zu giessen: er fand zudem dieselben Motive auch in anderer, näher liegender Quelle. E. Schmidt hat schon Recht, nur von 'leichten Anregungen' Montianos zu sprechen: die sichersten sind der Zug, dass Appius der Virginia bei den Palilien nachstellt wie Hettore der Emilia in der Kirche, und dass die Amme Publicia von Verginia verlangt, sie solle Icilius und ihrem Vater die Nachstellungen des Appius verschweigen, grade wie Claudia das von Emilia fordert. Dass Montianos Icilius (III, 5) dem Decemvir seine Aufwartung zu machen sich verpflichtet fühlt, erinnert an Appianis gleiche Absicht gegenüber dem Prinzen.

Viel bedeutender war Campistrons Einfluss. So lächerlich auf uns seine Virginie wirkt, in der von Virginius nur erzählt wird, ohne dass er je auftritt, in der Mama Plautia einigermassen seine Rolle übernimmt, so sehr hat sie den Gang des Lessingschen Dramas bestimmt. Claudius (Marinelli), nicht Appius (Hettore), ist der eigentlich Erfindende und Treibende. Die Katastrophe fällt mit der Hochzeit des Icilius (Appiani) zusammen. Ort der Handlung ist bei Campistron der Palast des Appius, bei Lessing fast durchweg Dosalo. Lessings Claudia ist mindestens III, 8 ein Gegenstück zu Campistrons Heldenmutter Plautia: allerdings ist auch in dem alten englischen Spiel, der Tragical comedie of Apius and Virginia an die Stelle der nutrix bei Livius die mater getreten; doch zweifle ich nicht, dass Lessings Claudia unmittelbar an Campistron anknüpft. Endlich hat Campistrons Appius in mancher Hinsicht Les-

sings Hettore zur Vorlage gedient: nur dass des Prinzen gelegentliche Gutmüthigkeit oft ehrliche, wenn auch billige Empfindung eines unstäten Charakters ist, während des Appius Scheinmitleid in eitel Heuchelei aufgeht. Beide beklagen den Eltern gegenüber die grausame Gerechtigkeit, die sie nöthigt, ihnen die Tochter vorzuenthalten. Und bei beiden ist der Diener weit schlimmer als sein Herr: Appius wie Hettore sind von Gewissensbissen nicht frei, die der Helfershelfer betäuben muss.

Volkmann hat nur diese beiden Virginien mit Emilia Galotti verglichen. Aber der Stoff war im 16. bis 18. Jahrhundert ungemein verbreitet und viel bearbeitet. Er dankt diese Popularität gutentheils dem Umstande, dass Ser Giovanni Fiorentino in der 2. Novelle des 20. Tages seines Pecorone eben dieselbe Geschichte in unzweifelhaftem, aber freiem Anschluss an Dionys von Halikarnass erzählt hat; so wurde die ausführlichere Fassung des Griechen reichlich so bekannt wie die knappere des Römers; von Giovanni nahm sie Painter auf in den palace of pleasure. Aus diesem schöpfte z. B. Webster, aus jenem wohl Montiano. Giovannis Novelle durfte also bei Quellenuntersuchungen über die Virginia nicht ganz ausser Acht bleiben; doch ändert sie das Resultat nicht; ob Lessing sie gekannt hat, ist mir nicht erweislich.

Hat Lessing nun noch andere ausserdeutsche Dramen, deren Heldin Virginia war, benutzt? Das mir zugängliche Material reicht nicht weit. Von Juan de la Cuevas Muerte de Virginia y Apio Claudio (1580) weiss ich nur aus Montianos Erwähnung (B. A. Wagner, Lessings spanische Studien S. 9). Ebenso kenne ich Jean Mairets Virginie (1635) und Michel le Clercs Virginie Romaine (1645) nur dem Titel nach aus Marmontels Chef d'oeuvres dramatique und aus der Bibliothèque du théatre français 2, 88. 3, 24. Chabanon hat den Virginiastoff zweimal vorgenommen: eine Tragödie dieses Inhalts sandte er (um 1766) Voltaire zur Prüfung und erhielt zur Antwort, dass Racines und Corneilles Talent vereint nicht ausreichen würde, um diesem Stoff Erfolg zu verschaffen: die Hauptschwierigkeit sah Voltaire in der Gestalt des Appius, dessen Frevel une basse atro-

cité sei, wie sie die französische Bühne nicht dulde. Dagegen hatte der Greis von Ferney nichts dawider einzuwenden, dass Virginius seinen Mord auf der Bühne vollbringe: assassinez, monsieur, assassinez; c'est toujours le mieux; mais souvenez-vous qu'il faut la sausse à ce poisson là (Chabanon, Tableau de quelques circonstances de ma vie p. 119). Ob diese Virginia gedruckt ist, weiss ich nicht; doch scheint es, dass sie zur Aufführung angenommen wurde (Bibliothèque 3, 220). Jedesfalls veranlassten Voltaires Ausstellungen den Dichter zu einem neuen Entwurf, der nahe an Campistron sich anlehnt, in dem aber eine sehr originelle Wendung vorkommt: Appius gewinnt den Virginius durch den politischen Gedanken, seine Ehe mit Virginia werde den Weg bahnen zur Gleichberechtigung der Patricier und Plebejer. Also égalité! Lessing könnte aus chronologischen Gründen nur den ersten Plan gekannt haben: den Mord auf der Bühne, den weder Montiano noch Campistron wagen, hat der deutsche Dichter aber gewiss nicht von Chabanon gelernt, sondern hier waren die Engländer seine Vorbilder.

Schon das alte Spiel von Appius und Virginia (aufgeführt etwa 1563) gipfelt in dem Gespräch von Vater und Tochter, das der tödtliche Streich beschliesst. Auch in Websters Tragödie (gedruckt 1654) IV, 1 tödtet Virginius sein Kind auf offener Bühne; ich bemerke noch, dass Webster den Charakter des Appius hebt: der ursprünglich tüchtig angelegte Mann sinkt erst durch Liebesleidenschaft, durch persönlichen Hass und durch die Verführungskünste des Marcus Claudius bis zur verbrecherischen Ehrlosigkeit herunter. Die Dramen von Betterton (1679), von Moncrif (1755), von Brooke (1756) sind mir unbekannt geblieben; von Dennis 'Appius und Virginia' gibt Monthly Review 1754 p. 228 ein Excerpt. Dennis lässt den Virginius erst im letzten Act auftreten; bei einem Werbebesuch, den Appius der Virginia macht, will Icilius sich seiner bemächtigen, aber die Heldin bietet unerfahren genug ihre Hand, um den Appius dem sicheren Untergang zu entziehen. Ob der Mord der Virginia sich vor den Augen der Zuschauer abspielt, ergibt der Auszug nicht sicher, der

zu einem Vergleich mit Lessings Emilia keineswegs ausreicht.

Aber mindestens éin englisches Virginiadrama hat Lessing sicher gekannt. Mit Hilfe der einflussreichen Lady Coventry hatte ein gebildeter Dilettant, Samuel Crisp, es durchgesetzt, dass Londons beste Bühne, Drury-Lane, am 25. Februar 1754 eine fünfactige Virginia in reimlosen Blankversen von ihm aufführte. Dank den guten Freunden des Verfassers, dank auch der ausgezeichneten Aufführung erreichte das Drama elf Vorstellungen. Garrick erntete als Virginius für ein virtuoses 'thou traitor!' stürmischen Beifall, und eine ganz junge Schauspielerin, Mrs. Graham, die als Marcia debutirte, übte durch Schönheit und Talent die grösste Anziehungskraft (Some account of the english stage 4, 386). Dagegen lehnte die Kritik das gedruckte Drama einstimmig ab, und als Crisp es überarbeitet von neuem bei Garrick einreichte, wies auch dieser es zurück. Voll Feindschaft gegen die Welt, die sein Werk nicht achtete, zog sich der Dichter auf sein Landgut Chessington-Hall bei Kingston in Surrey zurück, wo er am 24. April 1783, 76 Jahre alt, starb (Dictionary of national biography 13, 97).

Der Beweis, dass Lessing Crisps Virginia kannte, genau kannte, ist leicht zu führen. Sein Fragment 'Virginia' (Hempel XI 2, 631), das man bisher allgemein als eignes Werk Lessings angesehen hat, ist nichts weiter als der Anfang einer prosaischen Übersetzung der Crispschen Tragödie (nach März 1754). Ich stelle Original und Übertragung zusammen: Crisp benutze ich in Bells edition, British theatre tome XI (trag. IX), London 1778.

Crisp.	Lessing.
Act I.	Erster Aufzug. Erster Auftritt.
Scene, an Apartment in Claudius's House in Rome. Enter Claudius and Rufus.	Die Scene ein Zimmer in dem Hause des Claudius. Claudius. Rufus.
Claud.	Claudius.
Rufus, didst mark Virginius, with what scorn	Wardst Du es gewahr, Rufus, als wir itzt bei dem Hause des

Crisp.	Lessing.
He ey'd us, as we pass'd his gates but now?	Virginius vorbeigingen, mit welcher Verachtung er uns anblickte?
Ruf.	Rufus.
Old age, and frantic dreams of Rome and glory, Have turn'd his visionary brain.	Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt.
Claud.	Claudius.
Saw'st thou With what impetuous haste and eager looks He issued forth?	Sahst Du, mit welcher ungestümen Eilfertigkeit, mit was für finstern Blicken er herausging?
Ruf.	Rufus.
What is the cause?	Und was mochte die Ursache sein?
Claud.	Claudius.
A summons Is just arriv'd, that calls him to the camp; A battle is expected ev'ry hour. 'Tis lucky, and will favour the design Of our Decemvir on his beauteous daughter.	Eben ist ein Befehl angelangt, der ihn ins Lager zurückruft, weil man sich alle Stunden einer Schlacht versieht. Ein glücklicher Umstand, der dem Anschlage unsers Decemvirs auf seine schöne Tochter zu Statten kommen wird!
Ruf.	Rufus.
This rash pursuit of a contracted maid, I fear, will have some fatal end. Should Appius Employ his pow'r — I tremble at the thought! Virginius is ador'd throughout the tribes; His silver hairs, his honour, his rough eloquence, Would fire all Rome. We must find out some way To turn him from so desperate a course u. s. w.	Diese rasche Verfolgung eines versprochenen Mädchens, fürchte ich, wird einen unglücklichen Ausgang haben. — Sollte Appius Gewalt brauchen? — — Ich zittre bei diesem Gedanken. Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom empören! — Wir müssen darauf denken, den Appius von einem so verzweifelten Unternehmen abzubringen u. s. w.

Also nichts wie eine gute, getreue Übersetzung. Das begründete Lob, welches man der knappen Expositionsscene Lessings gespendet, hat also Crisp sich verdient; leider ver-

sinken die folgenden Scenen fast durchweg in langweilig gespreiztem Pathos; erst die Mordscene erhebt sich wieder höher.

Crisp hat sehr richtig empfunden, dass der dürftige Stoff für die obligaten fünf Acte nicht ausreiche. So hat er eine neue Person geschaffen, die er in den Mittelpunkt einer neuen, nicht eben glücklichen Intrige stellt: in dieser Gestalt, Marcia, der Schwester des Claudius, sehe ich den Keim der Lessingschen Orsina. Ob es nur Zufall ist, dass Crisps Amme Plautia heisst, wie die Mutter bei Campistron, weiss ich nicht; ich finde bei Crisp keine sonstige Berührung mit dem Franzosen. Aber eins der mir unbekannten älteren englischen Virginiadramen könnte vermittelt haben. Noch am 29. Mai 1820 wurde am Drury-Lane-Theater eine ungedruckte Virginia aufgeführt, unter deren Personen eine Plautia erscheint; hier könnte der Name aus Crisp stammen, wie der des Minutius aus Webster.

Eine Beratung zwischen dem Patricier Claudius, einer von Appius abhängig gedachten Persönlichkeit, und seiner plebejischen Creatur Rufus eröffnet das Drama. Glücklich wird des Virginius hitzköpfiges Ehrgefühl gleich in den ersten Worten berührt. Rufus glaubt nicht, dass es gelingen werde, Virginia, die Appius liebt, von ihrem jugendschönen Bräutigam Icilius abzuwenden und sie dem schon alternden Decemvir in die Arme zu führen. Aber Claudius ist sanguinischer: seine edle Schwester Marcia liebt gleichfalls den Icilius und ist doch Virginias beste Freundin: mit ihrer Hülfe hofft er Zwietracht zwischen den Liebenden zu säen. Der Plan ist gut, aber nicht leicht auszuführen: Marcias redlicher Sinn sträubt sich gegen jede gemeine Handlung; erst die Warnung des Bruders, das Leben des Icilius sei gefährdet, wenn er des Appius Nebenbuhler bleibe, macht ihr gequältes Herz, das sich nur allzu gern überreden lässt, den Plänen des Bruders geneigt. So will sie helfen, eine Zusammenkunft der Liebenden, zu der Icilius heimlich aus dem Lager nach Rom gekommen ist, zu vereiteln; so gibt sie Claudius Gelegenheit, ihre Freundin allein im Sinne des Appius zu bearbeiten.

Auf dem Forum trifft der greise Virginius, im Begriff, zum Heere abzugehen, mit dem Decemvir zusammen. Sein treuer Freigelassener Cajus sucht die Zusammenkunft zu hindern, da er von der Hitze des Virginius alles fürchtet: aber umsonst. Cajus scheidet mit einem 'be calm!' Es hilft nichts: einige begütigende Worte des Appius genügen, um zu bewirken, dass der hitzige Greis in pathetische Declamationen über Freiheit und Tyrannei

losstürmt. — In wildem Zorn über den unverschämten Plebejer findet Claudius seinen Patron. Er hat neue Kränkung zu melden: Virginia hat seine Freiwerbung verächtlich zurückgewiesen. Er mahnt den Decemvir zur Fassung. Appius erzählt, wie seine Liebe erwuchs; er wird weicher und weicher, bis plötzlicher Umschlag in Verzweiflung ihm selbst die Gewalt erlaubt erscheinen lässt. Nun enthüllt Claudius seinen Plan mit Marcia; in hoffnungsvollem Jubel stimmt der Liebende bei.

Zweiter Act: Claudius Intrige scheint guten Fortgang zu nehmen. Durch glückliche Zufälle begünstigt, hat Marcia leichte Mühe, den Icilius zu überzeugen, dass die Macht der Eitelkeit Virginias Herz zu Appius gezogen habe. Nur einmal noch will er die Treulose sehen; er lässt Marcia in folternder Gewissensqual zurück. Inzwischen beunruhigen düstere Träume Virginiens ahnungslose Seele: ihre Amme Plautia räth ihr dringend, so lange ihr natürlicher Schutz, ihr Vater, abwesend sei, Appius Rachsucht nicht schroff herauszufordern. So hält sie ihn hin, als er liebeglühend ihr naht, und Icilius überrascht ihn zu ihren Füssen. Er zweifelt nicht mehr an der Treulosigkeit der Geliebten, die zu stolz ist, ihn aufzuklären; die Trennung des Paares scheint geglückt; schon triumphirt Appius: da bricht nach Icilius Scheiden Virginias wahre Liebe, ihr Hass gegen den Tyrannen so rückhaltlos durch, dass ihm jede Hoffnung schwindet und er nur noch nach Rache dürstet.

Jetzt erst taucht, im dritten Acte, der neue Anschlag auf, Claudius solle Virginia als Sklavenkind für sich beanspruchen. Wer der saubere Erfinder ist, wird nicht ganz deutlich: Appius tritt wärmer für den Plan ein als der vorsichtige Claudius, aber Marcia richtet rücksichtslos gegen den Bruder die Anklage, er habe den gemeinen Rath ersonnen. Die beiden verhöhnen die unzeitgemässe moralische Entrüstung ihrer bisherigen Mitschuldigen, die sich blutenden Herzens von jeder Gemeinschaft mit ihnen lossagt: gern möchte sie sich opfern, um nur die verrathene Virginia zu retten. Ihr Erstes ist, dass sie die Freundin und ihre Verwandten von der drohenden Gefahr unterrichtet; schnell gelangt, sein Misstrauen beschämend, Kunde ins Lager zu Icilius. Und zwischen Marcia und Virginia zieht sich nach schwerer Trübung das Band der erprobten Freundschaft von neuem fest. Den Appius aber erschüttert auch die Nachricht, dass beide Armeen von den Decemvirn abgefallen seien, nicht in seinem verbrecherischen Wollen: noch ehe die Sonne wieder die sieben Hügel vergoldet, will er Virginia in seinen Armen halten.

Inzwischen ist Icilius in Rom angelangt. Ein Blick genügt, die Liebenden zu versöhnen, und auch der Marcia bewahrt Icilius keinen Groll mehr. Aber es ist keine Zeit zu verlieren: Flucht nach Ardea, geleitet vom Onkel Numitor, soll Virginien retten; den Tribun selbst fesselt die Pflicht, die mehr vermag als die

Liebe, an seine Vaterstadt. Doch schon ist es zu spät. Claudius hält die Fliehenden auf und schleppt sie vor des Appius Tribunal, um seine Ansprüche zu vertreten. Nur Marcia weiss zu entweichen und den Virginius, der an der Porta Collina mit seinen Soldaten steht, von der Sachlage zu benachrichtigen. Mit zornig vorschnellem Schelten begrüsst der Centurio den Icilius, der noch lebe, da seine Braut doch in der Macht des Tyrannen schmachte; sowie der Tribun zu Worte kommt, gibt er die beruhigende Kunde, dass Appius das Verfahren eingestellt habe bis zur Rückkehr des Vaters; dass Virginia, nicht wie Appius ursprünglich wollte, in des Claudius Gewahrsam, sondern unter Numitors Schutze diesen Zeitpunkt erwarte. Noch ist nichts verloren; aber Virginius will keinen Tag mehr in der Furcht leben of being father to a strumpet; er drängt zur Entscheidung.

In zerrüttenden Zweifeln, schmerzhaft bemüht, den Sturm in der eignen Brust zu beruhigen, findet der fünfte Act den unglücklichen Vater. Er will seine Tochter nicht sehen, er kann es nicht: da tritt sie zu ihm. Ihr Anblick entwaffnet seine Stärke, seine Entschlüsse; sie aber ist mit sich einig, alles zu tragen, was er gut findet, zu tragen als Römerin und als des Virginius Tochter. Gefasst und fest in dem Willen, treu ihres Vaters Wunsch zu gehorchen, kann sie auch Icilius Liebesangst ruhiger ertragen: 'learn to respect my duty and my glory', ruft sie ihm zu; 'for tho' I love, yet still I am a Roman!' Im Glorienschein des Ruhms ist die schwächere Flamme ihrer Liebe erblichen. Plautia, Marcia und Icilius holen sie zum Tribunal ab.

Auf dem Forum warten Appius und sein Helfershelfer ihres Erscheinens. Aus einem kurzen Gespräch erfahren wir, dass Claudius seine Schwester hat festnehmen lassen, um eine unbequeme Zeugin, die ihn durchschaut, loszuwerden; auch Icilius ist verhaftet. Schnell spielt sich die Verhandlung ab. Des Virginius haltlose Hitze erleichtert dem Appius den Spruch, der die Unglückliche in des Claudius Hände liefert. Er will sie fortschleppen. Auf ihr Jammern hat auch ihr Vater keine andere Antwort als: 'armed with patience suit thy mind to thy hard fortune!' Das ist der härteste Schlag für sie: 'Righteous Heaven! what, does my father give me up?' Virginius beugt sich scheinbar fügsam dem Gesetz: nur ein paar Augenblicke des Abschieds unter vier Augen erbittet er sich als letzte Gunst. Sie wird gewährt: Vater und Tochter treten allein auf den leeren vorderen Theil der Bühne. Er sieht für sie nur eine Rettung vor Schmach und Sünde, den Tod. Wohl schaudert sie einen Augenblick zusammen, aber ein Blick in die Zukunft, und sie ruft: 'quick, quick, dispatch!' Schon erhebt er den Dolch, da versagt seine Kraft. Aber jetzt hat sie nur noch den einen Wunsch, zu sterben: 'oh, let me aid thy trembling hand! A moment lost consigns me o'er to shame!' Er stösst zu; in den Tumult, den seine That

hervorruft, mischt sich das Getöse des Aufruhrs. Sein blutiger Dolch entflammt ganz Rom, Appius stürzt fort, Icilius wird befreit, und an der Leiche der Geliebten mahnt Virginius den Lebensmüden, an den Ruhm des befreiten Vaterlandes zu denken and in the Roman to forget the man! —

Die zeitgenössische Kritik hat den Mangel dramatischer Handlung mit Nachdruck betont. Sie hatte Recht dazu. Die eigenthümliche Erfindung Crisps, die Gestalt der Marcia, hat mit dem zweiten Act abgewirthschaftet und keine andere Folge hinterlassen, als dass eben zwei Acte gefüllt sind. Dagegen verräth die bilderreiche kräftige Sprache Spuren von Talent, so wenig ihr übertrieben declamirendes Pathos für Lessings geizig wuchtige Kürze etwas abgeben konnte.

Was nun die Emilia Galotti dem Crispschen Drama verdankt, liegt nicht gerade auf der Hand. Da es aber sicher ist, dass Crisps Arbeit Lessing interessirt hat, so ist eindringende Prüfung unerlässlich, und sie bleibt nicht ohne Frucht.

Zunächst die einzelnen Gestalten des Dramas. Odoardo ist deutlich ein Kind dieses Virginius, mag er seinem Vater auch noch so sehr über den Kopf gewachsen sein. 'Ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren!' (Emil. V, 2). Derselbe Gegensatz bei Crisp. Gleich in den Eingangsworten paaren Rufus und Claudius, da sie von dem hot Centurion reden, old age und impetuous haste; Appius erfährt es (p. 18), wie das greyheaded ruffian storms; selbst der von ihm geliebte Icilius hat unter seiner masslosen übereilten Hitze zu leiden. Besonders klar gab der Monolog des Virginius (p. 51) im Eingang des 5. Actes das Vorbild ab zu den Monologen Odoardos V, 2. 4. 6: 'I must compose this tempest here and settle all within to meet whatever may fall'. 'Ruhig, alter Knabe, ruhig!' Als Virginius seine Tochter nahen sieht, vermag er nicht ihren Anblick zu ertragen: 'Alas, she comes this way! — I must not see her — — I cannot — — — (turning away)'; aber es ist zu spät, schon ist sie da (p. 51). Als Odoardo Emiliens zur letzten Unterredung harrt, ebenso: 'Fort, fort! Ich will sie nicht erwarten. Nein! — (Er will gehen und sieht Emilien kommen.) Zu spät! Ah! —'

Claudia rühmt sorgenvoll seine rauhe Tugend, Icilius (p. 52) fürchtet seine savage honour, die in ihrer Ungeduld alles zerstören wird. Nur die politische Triebfeder hat Odoardo mit Crisps Virginius nicht gemein.

Stärker verschieden sind Virginia und Emilia. Jene ist sehr römische Heldenjungfrau, voll Ruhmbedürfniss und Tugendpathos; ihr gekränkter Stolz wird dem eifersüchtigen Icilius gegenüber zu unweiblichem Trotz. Aber auch ihr fehlen nicht Züge, die Lessings Emilia vorbereiten. Bei beiden blinde kindliche Ergebung in den Willen der Eltern: Emilia: 'Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen' (II, 6); Virginia: 'whatever be the purpose of your soul, it must be noble, since 'tis my fathers' (p. 52); 'hast thou forgot, I am Virginius' daughter? — wouldst thou cancel the bond of my obedience?' Beide haben unheilverkündende Träume: Emilia (II, 7): 'Ich könnte ihm gram sein, diesem Geschmeide — denn dreimal hat mir von ihm geträumt — als ob ich es trüge, und als ob plötzlich sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandle. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.' Virginia (p. 27): 'Plautia, but last night the vision of Lucretia stood before me! — Oh, 'twas a hint from fate ... Plautia, this mighty shade in pity came, t'assist my virtue by her great example and teach me how to die!' — Von der letzten grossen Scene zwischen Vater und Tochter spreche ich noch.

Die Amme Plautia heisst bei Crisp wie bei Campistron die Mutter Virginiens: das mag dazu beigetragen haben, dass Lessing Emilien eine Mutter zur Seite gab. Plautia ist Nebenfigur, aber der Claudia des 2. Acts nicht unähnlich. Gleich ihr geht sie über Virginiens Traum leicht hinweg: 'alas my child! it was a dream ... no more —' (p. 27), und ihre kleine Weltklugheit, weit entfernt von des Virginius und Icilius stolzem Sinn, räth ihrem Pflegling gar, zu Appius freundlich zu sein, um ihn nicht zu reizen (p. 27).

Dass der sonderbare Liebhaber höchst Lessingscher Arbeit, Graf Appiani, in Crisps Icilius nirgend vorklingt, darf nicht Wunder nehmen. Aber auch Appius, der bei Crisp schon altert, hat von dem liebenswürdig schwanken-

den Wesen Hettores nichts: die weiche Stimmung, die ihn anwandelt, als er seine erste Begegnung mit Virginia erzählt; der kleine Ansatz zu erheucheltem Mitleid bei der Schlussverhandlung rechnen nicht; und der schwache Versuch, Virginius freundlich zu behandeln: 'but say, Virginius, why art thou a foe?' (p. 16) ist in Situation und Erfolg von den gewinnenden Worten des Prinzen V, 5 himmelweit verschieden.

Ich komme zu dem Geschwisterpaar Claudius und Marcia. Die Gleichung Claudius = Marinelli ist gegeben: Claudius ist bei Crisp a patrician, aber a dependant on Appius, ein vornehmer Höfling, stets bereit, allen Lüsten seines Herrn blind zu dienen, erfinderisch, aber ohne Scrupel in der Wahl seiner Mittel, dabei feige, sowie Gefahr droht (p. 61); ganz Marinelli. Wie Marcia jenem S. 34 ins Gesicht schreit, sein sei der niedrige Plan, so Claudia III, 8 diesem. Claudius ist es wie Marinelli, der den Mitleid heuchelnden Tyrannen zur angeblichen Gerechtigkeit treibt. Aber diese Gestalt war durch die historischen Quellen im wesentlichen gegeben. Crisp hat ihm eine Creatur, den vorsichtigen Rufus, zur Seite gestellt, aus dem schon E. Schmidt zweifelnd Lessings Pirro erwachsen liess: die von Volkmann erklügelte Beziehung der Namen (Pirro-πυῤῥός, röthlich) ist gewiss baarer Zufall, und Rufus ist bei Crisp ein ebenso ehrloser Bursche wie sein Herr, nur etwas ängstlicher; Pirros gute Regungen fehlen ihm völlig.

Ganz neu erfunden ist von Crisp Claudius Schwester Marcia. Sie ist keine Orsina, gewiss nicht, ist eine temperamentlose, sentimentale Dame, die ihre treulose Schwäche in Thränen und Vorwürfen reichlich abbüsst: aber allerlei Ansätzchen zu Lessings gewaltiger Frauengestalt sind doch in ihr vorhanden. Freilich nur ziemlich äusserlich. Sie gehört in ihrer socialen Stellung zu der Patriziergruppe wie Orsina zum Hofe. Sie ist ein gemischter Charakter, kein schlimmer, wie Claudius und Appius, aber auch kein sittlich untadliger wie die Plebejer; sie hält sich nicht rein von dem verderblichen Einfluss ihres verworfenen Bruders: Orsina ist in den vergiftenden Freuden des Hoflebens tief gesunken. Marcia liebt einen Mann,

dessen Herz der Virginia gehört: Orsina ist Emilien gegenüber in gleicher Lage: beider Liebe ist sündig und doch erweckt sie theilnehmendes Mitleid. Marcia senkt den Verdacht gegen Virginia in die Brust des Icilius; ähnlich und doch anders Orsina ins Herz des misstrauischen Vaters. Marcia wie Orsina durchschauen zuerst den teuflischen Plan in greller Klarheit; Marcia wie Orsina gewähren dem Vater der Heldin das volle Licht über ihre verzweifelte Lage; Marcia wie Orsina werden von Claudius-Marinelli gefürchtet und entfernt. Dass das Geschöpf des biederen Crisp weder von dem dramatischen noch von dem sittlichen Gehalt der grossen Sünderin Lessings die leiseste Ahnung ermöglicht, das thut nichts zur Sache. Die Analogien sind gross genug, um in Marcia das unwürdige Gefäss zu sehen, das Lessing, umgestaltend, mit neuem köstlichen Inhalte füllend, zur Gräfin Orsina umschuf. Möglich, dass in der dreiactigen Emilia das alte Marciamotiv, eifersüchtige Intrige und nachfolgende Reue, noch deutlicher hervortrat: doch glaube ich nicht, dass je Appiani-Icilius der Gegenstand jener Leidenschaft war wie bei Crisp. Soviel von den handelnden Personen.

Im dramatischen Aufbau ist Lessing seinem englischen Vorgänger wenig Dank schuldig: was willst du armer Teufel geben? Einzelne kleine Züge, wie den Traum der Emilia, die Monologe des Odoardo und manches andere, habe ich schon berührt: auch das Motiv, dass Virginia gerade auf der Flucht, im letzten Augenblicke noch, dem Tyrannen in die Hände fällt, hat in der Emilia ein Seitenstück. Nachhaltiger gewirkt hat Crisp nur in einer Scene der Emilia, freilich in der wichtigsten, in der Mordscene, wo Lessing selbst ausdrücklich an sein römisches Vorbild erinnert. Bei Campistron tritt Virginius gar nicht, bei Montiano und Dennis erst in den letzten Scenen des Dramas, bei Crisp und Lessing aber schon früher auf; wir haben uns bei beiden mit eignen Augen überzeugen können, dass von diesem hitzigen Starrkopfe alles zu erwarten ist. Dann gleich der Eingang der Scene: der Vater fürchtet die Unterredung, will fliehen, aber die Tochter kommt allzu schnell dazwischen; auch dieser Eingang stammt aus Crisp.

Odoardo mahnt ironisch zu geduldiger Fassung: 'Was hätt' es denn für Noth? — Du bist, Du bleibst in den Händen Deines Räubers'; Virginius: 'there is no help: submit thee then arm'd with patience'. Drauf sie: 'Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur, lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehn, wer mich hält — wer mich zwingt —'; Virginia ähnlich: 'what, does my father give me up? — Does he confirm the cruel sentence pass'd upon me? — Behold me then a slave! — Here — bind these limbs!' u. s. w. Virginius ist zum Äussersten entschlossen, aber furchtbar schwer wird es ihm, auszusprechen, was er vorhat. 'Canst thou not guess! — Canst thou read the purpose, that shakes me thus!' Emilia: 'O mein Vater, wenn ich Sie erriethe!' — Bei Crisp ist es wohl motivirt, dass Virginius den Dolch zeigt, lange vor dem tödtlichen Streiche zeigt: sein Anblick soll ihm ersparen, das Schreckliche in Worte zu fassen; wie gesucht ist dem gegenüber die Einführung des Dolches bei Lessing. — Wie nun Virginia die grause Nothwendigkeit erkennt, ist auch sie die Entschlossenste ihres Geschlechts: sie will den Tod: 'o strike!' und als er zurückschaudert, drängt sie zur schnellen That, wie Emilia. Auf offener Bühne, ganz abweichend vom Spanier und Franzosen, stossen endlich die Väter zu. Bestürzt eilt der Tyrann herbei: Hettore: 'Grausamer Vater, was haben Sie gethan?' Appius: 'What has he done!' Plautia: 'Oh, horrid cruel father!' Und der Greis redet die sterbende Tochter an: 'Sweet hapless flower, untimely cropt by the fell planter's hand!' im selben Bilde, aber geistreicher Lessing: 'Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!'

2. Fenix und Philotas.

Neuerdings hat Minor in der Zeitschrift für deutsche Philologie 19, 239 den Gedanken ausgesprochen, dass Lessings Philotas durch Calderons Principe constante stark beeinflusst sei. Die Combination, die mir nicht neu war, liegt sehr nahe, ist aber nicht eben unbedingt überzeugend. Gewiss, ein wichtiger Gedanke ist Calderon und Lessing ge-

mein: Philotas und der portugiesische Prinz Don Fernando sind beide Kriegsgefangene; beide wollen sie nicht ihre Freiheit durch eine Schädigung des Vaterlandes erkaufen. Aber über dieses etwas vage Motiv hinaus erstreckt sich die Übereinstimmung nicht; Philotas ist vor allem kindischer Held; er verzichtet nicht nur auf Freiheit, sondern steigert seinen Heroismus bis zu einem forcirten Selbstmord, obgleich ihm ein günstiger Zufall die Gewissheit gegeben hat, dass seine Auslieferung von der Heimat nicht durch Verluste erkauft werden wird; — der leitende Grund in Fernandos Seele ist martyriumsfrohe Religiosität; um keinen Preis will er Schuld daran tragen, dass durch die Hingabe Ceutas an die Mauren Tausende von Christen unter heidnische Herrschaft kämen, dass gar christliche Kirchen zu Moscheen würden; an heroischen Selbstmord zu denken liegt dem frommen Christen natürlich fern. So bleibt bei grössten Verschiedenheiten als gemeinsam übrig höchstens das Regulusmotiv, das Lessing nicht erst aus Calderon kennen lernte: Pradons und Metastasios Regulus waren mehrfach übersetzt und gehörten dem Theaterrepertoir an (Goedeke 3², 367. 370); zur tragédie sans femmes war der Stoff besonders geeignet (Bibliothèque du théatre français 1, 242).

Sei dem wie ihm wolle, nicht unwahrscheinlich ist mirs, dass Lessing sich mit Calderons Drama wirklich schon frühzeitig beschäftigt hat. Boxbergers verdienstliche Sammlung der dramatischen Entwürfe Lessings bringt unter Nr. 39 ein Fragment 'Fenix', dessen Quelle er nicht ermittelt hat. Ich kann nicht zweifeln, dass diese Quelle mit dem Standhaften Prinzen identisch ist oder doch in irgend welcher Beziehung steht. Auch hier sind die Beweisgründe zum Theil recht äusserlich, wodurch ihr Gewicht natürlich nicht gemindert wird.

Bei Lessing tritt die Königstochter Fenix weinend auf, umgeben von ihren Gespielinnen Estela, Nisa und Flora, die sie zu trösten suchen. Ganz ebenso bei Calderon die Königstochter von Fez Fénix mit ihren Frauen Estrella, Zelima, Zara (Flora?) und Rosa (Nisa?). Eine von ihnen, Estela, ist bei Lessing der Prinzessin Freundin und Vertraute, die andern sendet sie hinweg. Ihr berichtet sie, dass eine alte Ver-

abredung der Väter sie dem dummen Prinzen Ramiro von Athen zugesprochen hat; es schimmert durch, sie würde es ohne Schmerz ertragen, seinem jüngern Bruder Fadrique zu gehören. Dieses Motiv, diese ganze Scene fehlt bei Calderon vollständig und beweist, dass Lessings Fenix auch weiterhin andere Bahnen würde gegangen sein als der Standhafte Prinz: immerhin ist auch Calderons Fenix in der Zwangslage, aus politischen Gründen einem Ungeliebten die Hand zu reichen, einem Geliebten zu entsagen; Lessings Ramiro also = Tarudante; Lessings Fadrique könnte Muley, könnte aber auch Don Fernando sein. — In Lessings dritter Scene erscheint der König und der Herzog; die bekümmerte Fenix flieht eine Unterredung, welche die kindliche Ehrfurcht gefährden könnte; ihr Vater selbst scheint Mitleid mit ihr zu empfinden. Auch bei Calderon tritt der König zu seiner Tochter, ein Bild des verhassten Werbers ihr zu reichen; auch er ist Zeuge ihres Grams, doch ohne den Grund zu errathen. Die Ankunft seines Generals Muley unterbricht das Gespräch, und Fenix geht nicht fort; Muley erzählt den Verlauf seines Feldzuges. Möglich, dass der Herzog bei Lessing, der in dem kurzen Fragment nicht zu Worte kommt, dem edlen heidnischen Heerführer entspricht.

Die Übereinstimmung der Namen und auch der Situationen ist zu gross, um zufällig zu sein. Andererseits weist die Lessing eigne 2. Scene auf so ganz andre Voraussetzungen hin, dass der Fortgang der Handlung sich anscheinend nur schwer mit Calderon vereinigen lässt. Wollte Lessing neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ich fürchte, der alte Inhalt mit seinem starken religiösen Kern wäre kräftiger gewesen. Oder hat Lessing nicht den Principe constante selbst gekannt, sondern irgend eine wüst ändernde Bearbeitung? Schon Boxberger hat aus dem argen schülerhaften Ungeschick der Sprache geschlossen, es liege eben nur eine unfreie, oft undeutsche Übersetzung (aus dem Französischen?) vor. Dies Ungeschick ist so gross, dass ich Fenix nun und nimmer in die Mitte der sechziger Jahre setzen möchte, wie Boxberger zu wollen scheint: wir müssen, denke ich, mindestens ein Decennium zurück, etwa in die

Zeit, da der federfixe Berliner Litterat ziemlich flüchtige und ungelenke prosaische Thomsonübersetzungen anfing. Vielleicht geben diese Zeilen einem in spanischen oder französischen Dramen Belesenen einen Fingerzeig, der ihn auf die unmittelbare Quelle der Lessingschen Fenix führt: vielleicht gewährt diese Quelle einen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Philotas.

Göttingen, 9. Juni 1889. Gustav Roethe.

Neue Briefe von und über Jerusalem-Werther.

Den weitaus bedeutsamsten Beitrag zur Entstehungsgeschichte des 'Werther' lieferte Lottes Sohn A. Kestner 1854 mit der Briefpublication 'Goethe und Werther'. Dies aufschlussreiche Werk, dessen laut zeugende Documente am glänzendsten den immer wiederholten Vorwurf von Goethes Leichtfertigkeit in Liebessachen widerlegen, enthält auch die von Joh. Chr. Kestner an Goethe über den Tod Jerusalems gesandten Nachrichten (S. 86 ff.). Wesentliche Beiträge zum Verständniss von Jerusalems Geschick gab 1874 O. v. Heinemann durch die Veröffentlichung der 'Elf Briefe von Jerusalem-Werther' an Eschenburg (Im neuen Reich Jahrg. 4 Bd. 1 S. 970 ff.). Einen Brief des unglücklichen Jünglings an seinen Vater theilte Wilhelm Herbst 1881 mit (Goethe in Wetzlar S. 65 ff.). Im gleichen Jahre erschien F. Koldeweys actenmässig belegte Lebensskizze von 'Werthers Urbild' (Lebens- und Charakterbilder S. 167—202).

Schon in den Briefen an Eschenburg trat eine häufig durchbrechende Melancholie zu Tage; im übrigen reichten ihre Bekenntnisse nicht aus, um ein Gegenstück zum 'Werther' zu liefern. In ihrer geistvollen, sprunghaften Beweglichkeit erinnerten sie höchstens an die Zerfahrenheit von Lenz. Auch Herbst citirt seinen Brief nur als Document 'verstimmter Bitterkeit, eines ätzenden Spottes'. Dagegen hat Koldewey die Acten des Herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel in der glücklich durchge-

führten Absicht herangezogen, ein vom Roman ungetrübtes Gesammtbild der äusseren Geschichte des jungen Jerusalem zu gewinnen. Hieran anknüpfend, will die nachstehende Veröffentlichung einen tieferen Blick in seine innere Geschichte ermöglichen, um so sein schwankendes Charakterbild zu befestigen.

Sämmtliche hier mit Ausschluss alles Unwesentlichen oder Bekannten abgedruckten Briefe befinden sich im Besitz von Lottes Enkel Georg Kestner in Dresden, welcher die litterarischen Traditionen der Familie pietätvoll wahrt. Die Authenticität der Schriftstücke ist durch Karl Wilhelm Jerusalems Schwester Friederike bezeugt, welche dieselben am 13. December 1832 dem Archivrath Kestner in Hannover verehrte.

1.

[o. O. u. J. Aus einer Universitätsstadt nahe Gera; also Leipzig zwischen 1765 und 67.]

Lieber Papa

Mein letzter Brief an Sie, lieber Papa, muss mehr Hypochondrie verrathen haben als ich wirklich selber besitze. Ich schliesse es wenigstens aus Ihrer gütigen Antwort, worin sie meine, vielleicht zuweilen zu finstern Gedanken mit so vieler Gründlichkeit widerlegen, dass ich von der Wahrheit dessen, was Sie mir sagen, ebenso überzeugt bin wie ich es von Ihrer ausserordentlichen Gütigkeit alle Ursache zu sein habe. Aber glauben Sie ja nicht, lieber Papa, dass ich finster genug denke, um dasjenige zu fliehn was alle Menschen wenigstens die von meinem Alter sind suchen. Mein lieber Papa, ich weiss wie reitzend Ehrenstellen und Reichthum sind, und ich werde es mir gewiss nie einfallen lassen, weder aus Liebe zum Sonderbaren oder zur Unthätigkeit unempfindlich dagegen zu sein oder sie gar zu fliehn. Ich werde sie suchen und nicht nur blos weil es meine Pflicht ist sie zu suchen, wie Sie mir gezeigt haben, sondern auch aus Selbst-Liebe und vielleicht Ehrgeitz, von dem ich mir ebenso wenig frei zu sein schmeichle als irgend ein ander frei davon ist. Vielleicht würde niemand bei Verachtung weniger philosophische Gelassenheit bezeigen als ich, und dies würde daher auch allein schon für mich ein hinlänglich grosser Bewegungsgrund sein Trägheit und Unthätigkeit zu fliehn und mich auch um das was der grösste Haufe der Welt hochzuachten pflegt zu bemühen. Allein lieber Papa ich werde mich danach bemühen, so wie ich vielleicht unter gewissen Umständen die Gesellschaft eines grossen Herrn der Gesellschaft meines Freundes vorziehn würde, ob ich gleich gewiss

wüsste, dass mir in jener die Zeit lang werden würde; und nicht weil ich glaube dass Ehrenstellen und grosse Güter zu einem glückseligen Leben unumgänglich nöthig sind. Wie ein Zeller oder Rousseau, wie Sie mir schreiben zu leben ist mir der unausstehlichste Gedanke und ich komme mir unter keiner Vorstellung als dieser unerträglicher vor. Aber in dem engern Kreise einer Familie zu leben, die ihr Glück unter einander zu befördern sucht, wahre Freunde zu besitzen, und dabei ein Amt zu haben, dabei sich Gelegenheit findet zu zeigen, dass ich der Welt dienen kann und dass ich meine Bemühung dazu angewendet habe ihr dienen zu können, und mit diesem Amte dem grossen Getümmel der Welt nicht gar zu nahe zu leben, dies ist ungefähr der Begriff, den ich mir von meiner zukünftigen Glückseligkeit mache. Ich würde vielleicht dabei nicht so viele Gelegenheit haben, mich in einem so grossen Grade wohlthätig machen zu können, aber dafür würden sich mir auch mehr geringe Gelegenheiten darbieten, auf die ich bei einem grössern Amte nicht acht geben könnte — Doch vergeben Sie es mir, lieber Papa, dass ich schon wieder angefangen habe zu philosophiren . . . .

2.

[An seine Schwester Lotte.]

Wolfenbüttel d. 8. December 1770.

. . . Du hast nun lange genug die Sache von der finstern Seite angesehn, lass sie uns nun auch einmal umkehren: wer wollte nur ein fühlendes Herz haben um nur unangenehme Empfindung leichter zu empfinden! — . . . . Es sieht zwar finster in der Welt aus Liebste Lotte Du hast Recht. Aber sie ist nur ein Gemälde im Geschmack von Rembrand auch die Schatten sind schön wenn man sie nur in das gehörige Licht zu bringen weiss — . . .

3.

Wetzlar d. 23. September 1771.

Lieber Papa

Ich hoffe dass Sie meine beiden vorhergehenden Briefe, die ich Ihnen aus Göttingen und von hier geschrieben erhalten haben . . .

Mit meinem Gesandten hoffe ich ganz gut fertig zu werden. Er scheint wenigstens kein böser Mann zu sein. Was geht mich das übrige an. Freilich ist er hier leider der Spott fast aller übrigen —

Meine Arbeiten habe ich auch nun angefangen die unerträglichste die sich vielleicht denken lässt Täglich des Morgens von 9—12 Uhr und Nachmittags von 3—4 Uhr zu schreiben alles was sich nur schreiben lässt, grösstentheils Dinge bei denen gar nichts zu denken ist, das ist wohl die mühseligste Arbeit von der Welt — Doch darüber hilft kein Murren — . . . .

4.

Wetzlar d. 14. December 1771.

Sie schreiben mir alles was für mein Herz wichtig ist wenn Sie mir in Ihrem Briefe sagen dass Sie alle wohl und vergnügt sind; was Sie mir sonst von Braunschweig schreiben könnten interessiret höchstens nur meine Neugierde bis auf wenige Ausnahmen . . . Meinen Patron habe ich seit der letzten Visite von der ich Ihnen geschrieben habe noch nicht wieder gesehn, und hoffentlich werden wir noch lange auf den Fuss leben. Ihn durch Freundschaft zu gewinnen zu suchen, wie Sie mir in Ihrem vorigen Briefe riethen ist eine blos unmögliche Sache. Auf meiner Seite — weil mir alle verstellte Freundschaft unmöglich ist; nicht aus einer [abgerissen] moralischen Delicatesse sondern weil mir die Natur die Fähigkeit zur Verstellung versagt hat — Auf seiner Seite, weil ihn durch Freundschaft regieren zu wollen, ebenso fruchtlos sein würde als den Esel durch Musik zur Mühle führen zu wollen — Alles was ich über mich erhalten kann ist nicht rachsüchtig gegen ihn zu sein, und gegen einen so verächtlichen Menschen der mir dabei so tückischer Weise zu schaden gesucht hat, ist das auch glaube ich genung — . . .

Dass [abgerissen, wohl zu ergänzen: v. Zwierlein die Aufführ]ung des Grafen Bassenheim gerechtfertiget hat mich sehr gewundert, da ich ihm kein Wort davon gesagt — Höfler hat das also hier auch ausgebreitet? ist das nicht ein Schurke — Eine besondere Freundschaft hat an des v. Z. Briefe keinen Antheil; ich habe ihn noch nicht mehr als 3 mal gesehn — . . . Empfehlen Sie mich allen die sich meiner erinnern Ich glaube ich werde Ihnen dadurch nicht viel Mühe machen —

Die Briefe 5 vom 30. November 1771 (Copie) und 6 vom 10. März 1772 enthalten ausführliche Erörterungen über Höflers fortgesetzte Chicanen. Nach der ersten Rechtfertigung des Beschuldigten hätten ihm der Erbprinz und der Herzog selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen.[1]) Bald

[1]) Höfler hatte (nach Koldeweys Mittheilung) zu seinem Secretär einen gewöhnlichen Copisten vorgeschlagen. Als ihm statt dessen in Jerusalem ein Assessor von der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel beigegeben wurde, kam der argwöhnische Beamte seinem neuen Untergebenen von vornherein unwillig entgegen. Am 9. November 1771 beschwert sich Höfler beim Herzog, weil Jerusalem sich weigerte, die Dictatur (wo Protocolle dictando vervielfältigt wurden) zu besuchen, nachdem ihm der Vorgesetzte die Schlüssel zur Registratur entzogen hatte. Nachdem Hofrath von Ditfurth auf Ersuchen als Unparteiischer wirklich unparteiisch einen geheimen Bericht erstattet, erhält Jerusa-

darauf erfolgte eine neue Beschwerde Höflers über Jerusalems Nachlässigkeit unter Vorzeigung eines von diesem copirten Actenbogens mit Schreibfehlern.[2])

7.

Wetzlar d. 31. M[ärz] 1772.

Ich wünsche von Herzen dass Sie die Anlage welche ich Ihnen hierbei schicke mit eben dem kalten Blute lesen mögen mit dem ich sie gelesen habe. Stutzig hat sie mich gemacht aber das ist es alles — Jetzt hätte ich sie nicht mehr erwartet, und so wahrlich niemals — Aber ich Narre der ich mich auf meine Unschuld verliess — Ich war anfänglich willens, sie Ihnen nicht zu schicken. Aber ich kann es nicht, weil ich nun das, was ich Ihnen in meinem vorletzten Briefe schrieb, gänzlich wieder zurücknehmen muss. Eine solche Begegnung ist unerhört! — Ohne einmal meine Verantwortung zu fordern — Ich werde mich indessen verantworten und zwar werde ich es wohl in einem Memorial an den Herzog selbst thun müssen. Heute kann ich nicht, denn heute habe ich das Rescript erst erhalten, ich würde daher heute nicht in dem gehörigen Tone antworten können, ich will es Ihnen denn auch erst zuschicken. Ich sehe es zwar voraus, dass mir dies nichts helfen wird; aber dieser Schritt muss doch erst noch gethan sein, ehe sich ein anderer thun lässt. Denn erhalte ich keine Antwort die mich rechtfertiget und zwar wieder per rescriptum, so muss ich mir nun nothwendig alle Mühe geben andere Dienste zu suchen und Sie bitten alles dazu zu thun — Bis jetzt waren es noch eigentlich blosse private Kränkungen des Höfler über die ich mich zu beschweren hatte. Aber durch diesen neuen Vorfall wird an mir der Charakter eines ehrlichen Mannes öffentlich gekränket. Denn der ist kein ehrlicher Mann der seine Pflichten vorsetzlich vernachlässiget aber auch der nicht der sich den Vorwurf davon mit Gedult machen lässt, wenn ihn nicht die äusserste Noth dazu zwingt — und also erst alles versucht ehe man dies erträgt

Eine jede Stelle sie sei in was für einem Stande sie will wird mir willkommen sein wenn sie mir auch nur den dürftigsten

---

lem eine gelinde Vermahnung und Höfler wird zu besserer Behandlung seines nächsten Untergebenen aufgefordert.

[2]) Nach den Acten hatte sich Höfler am 8. Februar 1772 von neuem über Jerusalems Nachlässigkeit beschwert und ihm — gänzlich unwahr und widersinnig — Vergnügungssucht vorgeworfen. Nach abermaligem vermittelndem Bericht Ditfurths wird die an Höfler früher gerichtete Ermahnung wiederholt und dem jungen Jerusalem ein nachdrücklicherer Verweis ertheilt, dessen Wirkung Brief 7 spiegelt. Übrigens sendet Höfler schon am 11. April abermals Nörgeleien über seinen Secretär ein.

Lebensunterhalt verschafft — Je geringer die Vortheile sind mit denen ich meine jetzigen vertausche je wahrscheinlicher wird es einem jeden werden dass mir Unrecht geschehen ist — Und fürchten Sie ja nicht dass es mich jemals gereuen wird genöthiget gewesen zu sein eine andere Lebensart anzufangen. Dazu kenne ich mich viel zu gut. Sie wissen es selbst dass ich in meiner Entschliessung nicht übereilt bin — Auch Sie werden dabei nichts verliehren. Sie wünschen mich glücklich zu sehn, und das werde ich in jeder andern auch der unbequemsten Lage weit mehr sein, als in meiner jetzigen so wie sie nun ist — Mit was für einem demüthigen Gesichte würde ich in Braunschweig herum gehn müssen wenn ich nicht ebenso öffentlich wieder gerechtfertiget werden sollte als ich beschimpft bin — . . .

Noch eines bitte ich Sie, verliehren Sie ja kein Wort dieser Sache wegen, damit es ja nicht scheinen möge dass ich den Namen eines ehrlichen Mannes als ein Geschenk wieder erhalten hätte das man mir um Ihrer Willen gemacht — Ihre Antwort erwarte ich mit nächster Post — Mein Kopf und mein Herz sind viel zu voll als dass ich Ihnen noch mehr in der Kürze schreiben könnte — Gott segne Sie alle.

Ihr

Eiligst gehorsamster Sohn

8.

Dienstag d. 14. [April 1772].

Wenn sich die Zeiten in den letzten neun Monaten nicht so sehr verändert hätten, so schickte ich mich jetzt wahrscheinlicher Weise dazu an, selbst zu Ihnen zu kommen, anstatt Ihnen zu schreiben; aber nun ist daran nicht zu denken. O wie segne ich den Engel der mir die Freude raubt. — . . . . Ich für mein Theil würde mich sehr darüber freuen wenn die Visitation noch nicht abgebrochen wird. Es würde mir eine unerträgliche Kränkung gewesen sein, wenn ich bei den gegenwärtigen Umständen hätte zurückreisen müssen, denn alsdann wäre alle Rechtfertigung zu spät gekommen. Wenn ich hier meinen Abschied nehme so weiss ich wenigstens dass mich das hiesige Publicum rechtfertiget, wer aber dort? Hier haben Höfler und ich Zeugen unserer Conduite dort aber keine; und ich hoffe dass ich hier in eben so gutem Credit stehe als der worin Höfler steht schlecht ist. Ich würde dies nicht selbst sagen wenn ich nicht glaubte es Ihrer Beruhigung schuldig zu sein — Vor einiger Zeit hat mir der Kerl wieder einen erzgroben Streich gespielt. Sie wissen dass er ein ausdrückliches Rescript bekommen hat — ich selbst habe es gesehn — dass er mir meine Diäten immer für ein ganzes Vierteljahr auszahlen soll. Am Anfange dieses Monats schicke ich ihm die Quittungen für 3 Monat, anstatt der Diäten für 3 Monat aber bekomme ich sie nur von einem, und er lässt mir zurück sagen,

dass ich das übrige nicht bekommen könnte, da es nicht gewiss wäre wie lange wir noch hier blieben — gleichsam als wenn es von ihm dependire herzogliche Rescripte nach seinem dummen Gutdünken wieder aufzuheben. Ausserdem ist es die elendeste Schicane . . . Nächstens wird mein Lob noch weiter in Braunschweig verbreitet werden. Unser H. Canzlist reiset nach Braunschweig, um sich eine Frau zu nehmen. Der Laffe hat sich für 400 Fl. Kleider ausgenommen. Wenn es wahr ist was einer von den fürstlichen Bedienten, die der Gesandte hier hat, meinem Ernst gesagt, so bekömmt der Canzlist 1200 Fl. wie ich. Was Wunder dass Se. Excellenz der Gesandte mich mit ihm auf einen Fuss setzen. Aber der brave Mann er verdient es — denn er ist des H. von Höfler Geschöpf — O bravo bravissimo! — . . .

9.

Dienstag d. 28. [April 1772].

. . . Dabei bleibt es ein für alle mal — bei mir wenigstens — der Antrag mag sein wie er will; so ist er für mich um den Abschied zu fordern gut genung — So gewiss ich meinen vorigen Aufenthalt mit jedem andern ungern vertausche; so gewiss mir kein Glück auf der Welt das Vergnügen bei Ihnen zu sein ersetzen kann; so gewiss komme ich so wie ich jetzt bin nicht wieder zurück — Mit meinem Willen wenigstens nicht — und ich hoffe auch Sie werden es nicht wollen — . . . .

Die nächsten drei Briefe 10 vom 5. Mai, 11 vom 27. Juni (von Herbst veröffentlicht), 12 vom 12. September 1772 (Copie) handeln über das bisher erfolglose Suchen nach einer neuen Stellung in Dresden, Berlin und Gotha.

In Abraham Kästners Nachlass findet sich ein gleichzeitiger Brief Jerusalems, den ich hier einreihe.

13.

Wetzlar d. 15. August 1772.

Wohlgeborener Herr
Hochzuverehrender Herr Hofrath,

Ich wage es mit ehrfurchtsvoller Furchtsamkeit, Ew. Wohlgeboren hiermit einige kleine philosophische Versuche vorzulegen, die ich in den Nebenstunden, welche mir meine hiesigen[1]) trockenen Geschäfte übrig lassen, entworfen habe . . . . Sehn Sie diese kleinen Versuche als unreife Früchte an, von einem Boden,

[1]) Es handelt sich also nicht um die von Lessing veröffentlichten, in Wolfenbüttel verfassten Aufsätze, sondern um die neuen Wetzlarer Abhandlungen, welche Kielmannsegge gesehen. Da sie Kaestner wahrscheinlich doch zurückgesandt, hat Jerusalem dieselben mit seinen anderen Papieren vernichtet.

auf dem eigentlich nur die dürre Saat der Gesetze und des Staatsrechts gebauet wird — Wie sehr werden sie die Unfruchtbarkeit des Boden und des Clima verrathen! — . . .

Hinzu füge ich das Concept eines Briefes vom Abt Jerusalem, dem Vater Karl Wilhelms, mit unbekannter Adresse (an Ditfurth wohl). Er bittet den Adressaten, bei der Entsiegelung von Wilhelms Papieren zugegen zu sein. Von Werth sind folgende Äusserungen:

14.

. . . Nehmen Sie theuerster Mann indessen die Versicherung von mir an, dass so lange der Name dieses Sohnes, ach! er war mehr, er war mein zärtlichster mein vertrautester Freund! (ach was für ein sanfter Gedanke sonst) in meiner Seele gegenwärtig sein wird, (und wann würde sich der einen Augenblick verlieren können) dass auch der Ihrige mit der innigsten Regung der Dankbarkeit unzertrennlich dabei gegenwärtig bleiben wird. Ihre grossmüthige Protection hat ihn zwar nicht schützen können, aber sie ist ihm sein grösster vielleicht sein einziger Trost gewesen. Er hat Sie und Ihr Haus mir nur allein genannt . . . . . .

Die Schwester Wilhelms, Friederike Jerusalem, Chanoinesse zu Wülfinghausen (geb. 1759, Dichterin), fügte dem Blatte die Bemerkung bei: 'Die ersehnten Papiere sind leider leider alle vernichtet gewesen, es hat sich nichts davon gefunden.' Eben dieselbe theilte dem Archivrath Kestner in Hannover am 8. August 1833 mit, dass selbst der Abschiedsgruss, welchen der Unglückliche für seine Angehörigen hinterliess, nicht abgesandt wurde! Trotzdem habe der Vater Höfler als Urheber des Unglücks wohl erkannt und im ersten Schrecken dessen Namen genannt. —

Der Stil der Briefe des jungen Jerusalem lässt auf einen hochbegabten und selbstbewussten Verfasser schliessen; 'ein leerer eitler Bursche', wie ihn Schlosser nennt, war er nun wohl nicht.

Charakteristisch tritt der Hang zur Einsamkeit, die Verachtung der grossen Welt, hervor, ein Kennzeichen von Jerusalems Geistesverwandtschaft mit den sentimentalen Genies. Dieser trotz aller Ableugnung gegenüber dem zurechtweisenden Vater (Brief 1) echt Rousseausche Zug, diese früh hervortretende weltfeindliche Philosophie (ebd.), dieses Sehnen nach einem k l e i n e n Amt und dem e n g e n

Familienkreis (ebd.) entspricht durchaus dem Goetheschen Werther, welcher den unruhigsten Vagabunden 'in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder und der Geschäfte zu ihrer Erhaltung all die Wonne' finden lassen will, 'die er in der weiten öden Welt vergebens suchte'.

Damit in Zusammenhang steht die Hypochondrie, welche die vorliegenden Briefe in unvergleichlich grösserer Ausbreitung begriffen zeigen als alle bisher über Jerusalem erschlossenen Quellen. Diese unglückliche Neigung ebenso wie den Hang zum philosophischen Speculiren erweisen schon unsere ersten Briefe als von jeher tief in seinem Wesen begründet. So hat doch Goethe diesen seelischen Grundzug divinatorisch erkannt, wenn er — nach seinen an Schönborn gerichteten Worten — im Werther einen jungen Menschen darstellen will, 'der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt'. Ähnlich wie Baron Kielmannsegge, 'einer der wenigen, denen er (Jerusalem) sich genähert', dem Dichter erklärt hatte (Goethes Werke Hempel 22, 377): 'Das ängstliche Bestreben nach Wahrheit und moralischer Güte hat sein Herz so untergraben'. In der That ist dem jungen Jerusalem zur Quelle des Verderbens geworden gerade was Lessing als demselben 'nicht im mindesten fürchterlich' bezeichnet: 'das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien'.

Richtig erkannte Goethe, dass eine so zart besaitete Seele durch rein mechanische Arbeit zur Verzweiflung gebracht werden musste (s. Brief 3). Auch die — in der That charakteristischen — Schreibfehler (Brief 6) hat der Dichter in 'verklärter' Gestalt durch den Brief vom 24. December verewigt. — Über den im Roman erwähnten gesellschaftlichen Verdruss des empfindsamen Jünglings — wie inzwischen festgestellt war, im Hause des Grafen Bassenheim — finden wir in Brief 4 zum ersten Male eine directe

Äusserung des Betroffenen, sogleich mit dem von Goethe stark herausgearbeiteten Zusatz, dass die Verbreitung der peinlichen Nachricht ihn fast mehr empört als der Vorfall selbst.

Nun das Zerwürfniss mit dem Gesandten, welches, durch Kestners Bericht angedeutet, neuerdings durch Koldeweys Actenauszüge im einzelnen objectiv belegt, hier von Fall zu Fall — worauf es im wesentlichen ankommt — in subjectiver Wirkung auf den unglücklichen Jüngling erscheint. Wenn Goethe von Napoleon I. u. a. vorgeworfen wurde, dass er das Motiv gekränkten Ehrgeizes in die Liebesgeschichte Werthers hineingearbeitet habe, so sehen wir, dass für Jerusalem, das Vorbild Werthers im zweiten Romantheile, gerade umgekehrt verletztes Ehrgefühl als wesentlichster Grund zum Selbstmord anzunehmen ist. Über die unglückliche Liebe schweigt sich der Jüngling gegen den Vater aus; jedenfalls zeigen ihn schon die seelische Stimmung und die äussere Lage, in welche ihn der Verfolgungseifer des Gesandten gesetzt, zu dem entsetzlichen Schritte genügend disponirt. Der wahre Entwickelungsgang seiner Melancholie scheint in der ursprünglichen Fassung des Romans noch hervor: durch den Verdruss bei der Gesandtschaft hält Werther seine Ehre 'unwiederbringlich gekränkt', und dieser Vorfall gibt ihm 'eine Abneigung gegen alle Geschäfte und politische Wirksamkeit'. Erst daher wird es auch für Jerusalem erklärlich, dass er sich einer 'endlosen Leidenschaft' hingab, 'worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöschen musste'.

Nicht bedeutungslos ist es, den Brief an Abr. Kaestner (13) heranzuziehen: nachdem der Unglückliche die amtliche Laufbahn in Unehren sich verschlossen sieht, will er sich vielleicht eine wissenschaftliche Existenz begründen, die seinem Selbstbewusstsein und Ehrgeiz Genüge thut. Ob Kaestner eine den jungen Autor nicht befriedigende Antwort ertheilt hat?

Unter dem Einfluss all dieser Misserfolge und von vertrauteren Freunden entfernt, wird Jerusalems Empfindung für Frau Elisabeth Herd ihm als Planke erschienen sein, an welche sich der Ertrinkende klammert, — als der letzte

Versuch, seinem unbefriedigten Selbstgefühl Nahrung und Halt zu geben, und so mag er sich — aber jedenfalls erst im letzten Stadium seiner Krankheit (denn von einer solchen müssen wir sprechen) — in die Liebesleidenschaft hineingebohrt haben: der Gedanke konnte noch allenfalls seinem überall zurückgewiesenen, tödtlich verletzten Ehrgefühl und Selbstbewusstsein neue feste Grundlage geben, dass das geliebte Weib, alle Schranken nichtachtend, seinen Manneswerth höher anschlug als die heiligsten äusseren Bande! Da auch diese Planke sank, sah der Schiffbrüchige keine Stütze mehr, welche ihn über Wasser hielt.

Jerusalem lebt also nicht dauernd von einer Leidenschaft allein, er gehört nicht zu denen, die da 'liebten und thaten weiter nichts mehr'; vielmehr ist die unglückliche Liebe allenfalls nur der letzte Act in seiner Lebenstragödie, und Goethe hat Recht gethan, wenn er seinen Helden nicht in blinder Verzweiflung scheiden, sondern ihn thatsächlich aus der Welt hinausgedrängt werden lässt: 'Er fand sich durch alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens anfasst, und so rückte er endlich, ganz seiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endlosen Leidenschaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, in seine Kräfte stürmend, sie ohne Zweck und Aussicht abarbeitend, einem traurigen Ende näher'.

Gerade also um zu zeigen, dass seinem Werther die Liebesleidenschaft alles, zum einzigen Besitzthum geworden ist, musste der Dichter ihm Stück für Stück sämmtliche sonstigen Lebensgüter sichtbarlich rauben. —

Noch eine Bemerkung drängt sich auf: Goethes ursprünglicher Verdacht, dass 'der verfluchte Pfaff sein Vater' an Jerusalems Selbstmord die Hauptschuld trüge, wird durch die vorstehenden Briefe entkräftet. Wohl lässt des Vaters hohe Stellung unserm Jüngling die ihm gewordene Ehrverletzung besonders empfindlich erscheinen (s. Brief 7: 'Mit was für einem demüthigen Gesichte' bis zu Ende):

wohl mag die verzärtelnde Erziehung, auf welche sich auch aus der Art schliessen lässt, in welcher der Vater von ihm spricht (Brief 14), beigetragen haben zu 'übertreiben und verderben die Kräfte' — wie Goethe seinen Verdacht unter anderm erläutert —; aber als wahren Schuldigen erweisen die hier vorliegenden Nothschreie des Gehetzten den braunschweigischen Subdelegaten (Gesandten) Höfler. Die Documente sprechen in dieser Hinsicht für sich selbst. Goethe hatte bald durch schriftlichen und mündlichen Bericht Kenntniss von der traurigen Rolle erhalten, welche Höfler gespielt. Koldewey wirft schon nach Veröffentlichung der diese Misshelligkeiten behandelnden Ministerialacten die Frage auf, weshalb wohl Goethe von allen Betheiligten nur eine Gestalt, eben Höfler, ungenutzt gelassen: 'Ob die Rücksicht auf die hohe Stellung des Mannes den Dichter dazu bewogen?' Goethe hatte doch kaum einen braunschweigischen Subdelegirten zu scheuen; und warum schont er dann nicht den vielvermögenden Abt Jerusalem in seinem Sohne? 'Oder ob', fragt Koldewey weiter, 'er daran verzweifelt hat, der vertrockneten Seele des störrischen Bureaukraten eine poetische Seite abzugewinnen?'

In der That, sollte Goethe sich mit der episodischen Charakteristik 'der pünktlichste Narr' u. s. w. (Brief vom 24. December) begnügt haben? Im Brief vom 12. August stellt Werther den extremen Gegensatz zu seinem Gefühlswesen in Albert als Typus dar: 'Ach ihr vernünftigen Leute', 'ihr sittlichen Menschen', 'ihr Nüchternen', 'ihr Weisen'! 'Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheuet den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester, und dankt Gott wie der Pharisäer, dass er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen', — während 'man alle ausserordentliche Menschen, die etwas Grosses, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien müsste'. Nun hat Goethe seinem Freunde Kestner ausdrücklich bekannt (21. November 1774): 'Wenn ich noch lebe, so bist Dus, dem ichs danke — bist also nicht Albert'. Und Kestner äussert gegen Hennings (7. November 1774): 'Wenn ich von ihr (Lotten) hätte

lassen müssen, so stehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre. Darin erkenne ich mich in Albert nicht'. — Allerdings konnte nun Brentano, der Mann Maximilianens, nach der Seite der Nüchternheit Züge für den Albert herleihen. Indessen scheint Goethe von dem 'angesehenen Handelsmann' ein Erheben über die Alltäglichkeit von Anfang an nicht erwartet zu haben: 'Ihr Künftiger', schreibt er über Maximiliane an Betty Jacobi (31. December 1773), 'scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist und also, heisa!! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuthen müssen'. — In Wahrheit ist es die überall triumphirende nüchterne Vernünftigkeit, durch welche sich Werther aus der Welt gedrängt sieht. Sollte nicht derjenige Mann, welcher für Werthers Urbild jene tödtlich nüchterne Vernünftigkeit repräsentirte, den Dichter darauf hingewiesen haben, in Werthers Nebenbuhler zugleich die extrem entgegengesetzte Gemüthsanlage zu verkörpern? —

Wie dem auch sei, in der Lebenstragödie Jerusalems, dessen Charakter Goethe (im Gegensatz zu Lessing) mit Recht als Typus der Zeitsentimentalität auffasste, stellt die unglückliche Liebe nur den letzten Act dar, während der Dichter sie zur Haupthandlung erhebt, um den Inhalt der vorhergehenden Lebensacte geschickt in dieselbe zu verwickeln. Derjenige, welcher zuerst die Seelenentwickelung des unglücklichen Jünglings treffend auffasste, war sein Freund Eschenburg. Er schreibt, wahrscheinlich an den Pastor Goetze zu Warberg bei Helmstädt, einen Verwandten Jerusalems (Abschrift von R. Abeken im Kestnerschen Familien-Archiv):

15.

Ich glaube es gern, dass die ganze Lage, worin er sich dort befand, zu seinem Missvergnügen viel beigetragen, dass der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst, bester Herr Pastor, bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte, in seiner unglücklichen Fertigkeit, eine schwarze Idee unverrückt zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrössern als zu zerstreuen, und alles nur von der unangenehmen Seite anzusehen, und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft

übertriebenen Delikatesse und einem vielleicht zu wenig gemässigten, wiewohl auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeize, endlich in einem Hange zu gewissen verliebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten, und von denen er, wie ich gewiss weiss, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen, in allen diesen Umständen glaube ich Keime zu finden, woraus wahrscheinlicherweise, vielleicht aus einem mehr als dem andern, der Entschluss zu jener schrecklichen That nach und nach erwachsen ist.

Man hat nach alledem nicht nöthig, zur Erklärung von Jerusalems Selbstmord mit Koldewey die philosophische Überzeugung des jungen Mannes heranzuziehen: wer nach undeutlichen Vorstellungen (Leidenschaften) handele, werde sich verachten, oder gar mit Herbst anzunehmen, dass die fast lüsterne Neugier nach geistigen Entdeckungen und den Entschleierungen der jenseitigen Welt eine Rolle spielte. Der selbstgewählte Tod des Unglücklichen war der natürliche Abschluss eines durch reale Ursachen bedingten seelischen Entwickelungsprocesses.

Kiel, Januar 1889. Eugen Wolff.

Der vorweimarische Faust.

1.

Dass uns in der Göchhausenschen Handschrift (*U*) Goethes Faust in seiner ursprünglichen Gestalt, d. h. in der Fassung, in der ihn der Dichter mit nach Weimar brachte, erhalten sei, ist eine in der ersten Freude des unerwarteten Fundes gefasste Ansicht, die bei näherer Prüfung leider nicht Stich hält. Zweifel an der Vollständigkeit der Dresdner Handschrift, von Erich Schmidt selbst angedeutet, erhoben sich bald mit Rücksicht auf gewisse Plusstücke des Fragments von 1790 (*S*) und sind soeben von Pniower ausführlicher begründet worden (Vierteljahrschrift 2, 146 ff.). Wir werden sehen, wie berechtigt diese Zweifel sind. Aber mit der Anerkennung der Lückenhaftigkeit von *U* sind noch nicht alle Bedenken erledigt. Wir müssen weiter gehen und die directe Abkunft der Handschrift *U* von dem vorweimarischen

Originale = *O* überhaupt in Frage stellen. Schon das Verhältniss der Fassungen des 'Königs in Thule', in dieser Zeitschrift 1, 57 ff. erörtert, hätte vollkommen zu dem Schlusse berechtigt, dass *U* eine Überarbeitung, nicht eine Abschrift von *O* sei; ich habe diese Folgerung damals nicht gezogen, weil ich jene Stelle der Italienischen Reise[1]), worin berichtet wird, dass das nach Italien mitgenommene Manuscript 'noch das erste' sei (Hempel 24, 480) zu enge dahin verstand, als könne überhaupt nur éin Manuscript existirt haben. Das braucht man aber aus den Worten nicht herauszulesen, und es ist auch unwahrscheinlich, denn der Dichter wird seiner Mutter am 1. December 1777 (Briefe 3, 320[b]) kaum das Original überschickt haben, das er in Weimar in den ersten Jahren, wo sein Faust vielbegehrt war, schwerlich entbehren konnte. Dass zwischen *O* und *U* ein Mittelglied liegen müsse, hat auch Düntzer erkannt (Gegenwart 1888 Nr. 11 S. 166 f.), aber seine Vermuthung, dass die Göchhausen aus der handschriftlichen Sammlung geschöpft habe, die die Herzogin Amalia von des Dichters Werken besass (ihr 1782 als Geburtstagsgeschenk überreicht), scheitert an der Thatsache, dass diese zweibändige Sammlung 'Doctor Goethens Schriften', die sich jetzt im Goethe-Archiv befindet, den Faust gar nicht enthält.[2]) Es ist dies merkwürdig, weil die Empfängerin gegen Knebel von 'allen ungedruckten Schriften' des Dichters spricht (Knebels litterar. Nachlass 1, 192), man muss sich jedoch mit dem Factum abfinden.

Die Abschrift, auf welche *U* zurückgeht — es könnte ganz wohl eben diejenige sein, die der Dichter für seine Mutter anfertigen liess, Thusnelda könnte sie im October 1780 in Frankfurt copirt haben, da sie als Begleiterin der

[1]) Der Brief der Italienischen Reise vom 1. März 1788 trägt keine Aufschrift, muss aber, wie sein Inhalt ergibt, an Herder gerichtet sein. Ich zweifele nicht, dass er mit demjenigen identisch ist, den Goethe nach Ausweis seiner römischen Brieftabelle (Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 402) an dem angegebenen Tage wirklich an Herder gesandt hat. Schmidt, Faust in ursprünglicher Gestalt S. VIII lässt ihn eigens für die Italienische Reise componirt sein, aber mit Unrecht, wie Düntzer, Gegenwart 1888 Nr. 11 S. 166 f. gezeigt hat.

[2]) Erich Schmidt, Goethe-Jahrbuch 10, 299.

Herzogin Amalia zwölf Tage dort verweilte — war um nicht wenige Scenen ärmer als das Original, dessen lücken- und skizzenhafte Theile nicht aufgenommen waren. In einzelnen Partien muss sie wie gesagt auch überarbeitet gewesen sein, doch möchte ich der glättenden Hand des Dichters in diesem Falle keine allzu breite Wirkung zutrauen. Was in *U* erhalten ist, wird sich grösstentheils von *O* nicht sehr weit entfernen, aber es ist eben bei weitem nicht alles Alte darin erhalten, und darum empfiehlt sich Vorsicht beim Gebrauche des Wortes 'Urfaust'.

Prüfen wir zunächst die Plusstücke von *S* und untersuchen wir, was davon etwa für alt zu halten sei. Für alt, d. h. für älter als die italienische Reise, während und nach welcher Goethe das Gedicht wie bekannt nicht unbeträchtlich gefördert hat. Denn von seiner ursprünglichen im Juli 1786 dem Verleger Göschen mitgetheilten Absicht, den Faust als Fragment zu geben (Bd. 7 sollte enthalten: 'Tasso, zwei Akte. Faust, ein Fragment. Moralisch-politisches Puppenspiel') war er bereits zurückgekommen, als der erste Band der 'Schriften' 1787 erschien; auf einem Vorblatte dazu theilte er den Subscribenten mit: 'Ich darf jetzt hoffen, dass ich wenigstens keine ungeendigten Stücke, keine Fragmente dem Publico werde mittheilen dürfen' (Hempel 29, 275); und in Übereinstimmung damit berichtete er am 20. Januar 1787 aus Rom an Frau v. Stein: 'Ich habe Hoffnung Egmont, Tasso, Faust zu endigen, und neue Gedancken genug zum Wilhelm' (Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 264). Der Plan, das Stück zu vollenden, wird während der ganzen Reise festgehalten. An Carl August Rom 8. December 1787: 'An Faust gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles andere hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werde ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muss einen magischen Kreis um mich ziehen.' An Herder 1. März 1788: 'Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wiedergefunden zu haben . . . Ich habe schon eine neue Scene aus-

geführt.'[3]) An Carl August 28. März 1788: 'Lila ist fertig, Jery auch. Meine kleinen Gedichte sind bald zusammengeschrieben, so bliebe mir für den nächsten Winter die Ausarbeitung Fausts übrig, zu dem ich eine ganz besondere Neigung fühle.' Nach der Rückkehr kam zuerst Tasso daran, den er Anfang April 1789 der Herzogin Luise vorlas (an Carl August Nr. 58. 59, vgl. Goethe-Jahrbuch 8, 278). Von Faust hören wir längere Zeit nichts, bis am 5. Juli 1789 mit einem Male die Absicht der Vollendung aufgegeben erscheint: 'Faust will ich als Fragment geben, aus mehr als einer Ursache, davon mündlich' (an den Herzog Nr. 61). Christiane hatte ihn auf andere Gedanken gebracht. Die Zusammenstellung des Fragments war am 5. November 1789 vollendet: 'Ich bin wohl und fleissig gewesen. Faust ist fragmentirt, das heisst in seiner Art für diesmal abgethan ... Nun wünsche ich, dass Ihnen das Stückwerk noch einmal einen guten Abend machen möge' (an Carl August Nr. 62). Das Manuscript gibt er aber nicht aus der Hand; er schreibt an Carl August 20. November 1789: 'Vom Faust schickte ich etwas, wenn ich mir nicht vorbehielte, einen der ersten Abende nach Ihrer Rückkunft Sie, Ihre Frau Gemahlin, und wen Sie sonst berufen mögen, vorlesend zu bewirthen.'

Bei der Hast, mit der das Fragment zusammengestellt ist, und der zunehmenden Gleichgültigkeit gegen das Werk, die im Gefolge der Stimmung der römischen Elegien eintrat, ist es von vornherein wenig wahrscheinlich, dass zwischen dem 5. Juli und dem 5. November 1789 mehr als das Allernothwendigste für dasselbe geschehen ist. Selbst die Umgestaltung der Scenen mit dem Schüler und in Auerbachs Keller ist vermuthlich schon in Italien erfolgt, obwohl ein zwingender Beweis dafür nicht zu erbringen ist. Neue Scenen dürfen dieser Zeit nun gar nicht zugetraut werden und da auch der directe Zuwachs in Italien sich auf die 'Hexenküche' und den Eingangsmonolog zu 'Wald und Höhle' zu beschränken scheint, so dürfen wir schon aus

[3]) Zweifellos die Hexenküche, die bekanntlich im Garten Borghese geschrieben ist (Eckermann, 10. April 1829). Von den fünffüssigen Jamben der Scene 'Wald und Höhle' hätte er wohl nicht behauptet, dass sie ihm niemand aus den alten herausfinden solle.

diesem Grunde das Scenenbruchstück von *S*, das mit den Worten einsetzt 'Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, Will ich in meinem innern Selbst geniessen' (= V. 1770—1867 des vollständigen ersten Theils nach Erich Schmidts Zählung, der ich durchweg folge), der alten Dichtung zuweisen. Eine genauere Untersuchung erhebt die Zugehörigkeit dieses Bruchstücks zu *O* über allen Zweifel.

Schon Kuno Fischer (Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Composition[2] S. 398 ff.) hat, noch ohne *U* zu kennen, schwerwiegende innere Gründe dafür geltend gemacht. Sie ergeben sich ihm aus einer scharfsinnigen Analyse des Charakters des Mephistopheles, der sich als doppelgestaltig erweist. Alle Stellen, die den Begleiter Fausts als abstracten Dämon des Bösen darstellen, gehören wie Kuno Fischer überzeugend nachweist erst der späteren Schillerischen Zeit an. In der Jugenddichtung war Mephisto viel realistischer gehalten, die alte Volksfigur des Teufels war, soviel es anging, vermenschlicht worden. Der Dichter hatte auch hier neuen Wein in die alten Schläuche gegossen. Dass der überkommene Typus der Volksdichtung indess in *O* principiell aufgehoben sei, wie Kuno Fischer will — er sieht in dem früheren Mephisto überhaupt keinen Teufel mehr, sondern nur ein untergeordnetes, im Dienste des Erdgeistes wirkendes Wesen — glaube ich nicht, und *U* V. 527 ff. 'Hätt Luzifer so ein Duzzend Prinzen, die sollten ihm schon was vermünzen' steht dem direct entgegen.[4]) Aber am doppelten Mephisto ist nicht zu

[4]) Die Absicht, den Mephisto zu dem Erdgeiste in irgend eine Beziehung zu setzen — ob gerade in die von Kuno Fischer vorausgesetzte lasse ich dahingestellt — hat in der That bestanden, als die Prosascene 'Trüber Tag, Feld' verfasst wurde, die ich mit Scherer und anderen zu den ältesten Theilen des Faust zähle. Aber sie wurde früh verlassen, und zwar zweifellos vergessen, als die Gretchenepisode entstand. Diese gehört ohne Zweifel ganz dem Jahre 1775 an und ist der Lilizeit entsprungen. Fausts leidenschaftliche Liebe ist die des Dichters und er gibt in den heissen Ergüssen Fausts seiner eignen Empfindung ergreifenden Ausdruck. Ohne diese Voraussetzung liesse sich die unverhältnissmässige Ausdehnung, die die Episode gewonnen hat, schwer begreifen. 'Wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe ich ging zu Grund' schreibt er am 7. März 1775 an Gustchen Stolberg, und hat dabei gewiss die ersten Gretchenscenen im Sinne.

zweifeln und ebensowenig an dem Ergebniss der Fischerschen Untersuchung, dass unser Scenenbruchstück in Hinsicht auf den Charakter des Mephistopheles mit Entschiedenheit sich auf Seite der vorweimarischen Dichtung stellt (S. 443 ff.). Ich wiederhole Fischers Argumente nicht, erweitere die Untersuchung aber, wie soeben auch Pniower gethan hat (Vierteljahrschrift 2, 149 ff.), durch Bezugnahme auf gleichzeitige Briefe und Beobachtung einiger sprachlicher Eigenheiten; wir werden auf diesem Wege mit Pniower S. 151 die zweite Hälfte des Jahres 1774 als Abfassungszeit der Scene gewinnen. Vierteljahrschrift 1, 57 habe ich den Erfahrungssatz, den am 15. November 1774 Goethe der Fahlmer gegenüber ausspricht (Briefe 2, 204): 'Die Tage sind kurz und die Kunst ist lang' zu Faust V. 558 f. gehalten; aber noch genauer stimmt dazu, schwerlich ganz zufällig, eine Stelle unseres Plusstückes: 'Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang' (V. 1787). Auf dieselbe Zeit führen auch die übrigen Parallelen. Wenn der Dichter am 31. August 1774 an Fritz Jacobi jenen Brief richtet, worin er ihn auffordert, sich 'der papirnen Vestung Spekulations und literarischer Herrschafft' zu entreissen: 'Denn das raubt dem Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird herumgeführt von dem und ienem, hie in ein Gärtgen da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtgen' (ich schreibe die Fortsetzung nicht aus), so steht diese Stelle, trotz mancher Abweichungen, in unverkennbarer Beziehung zu Faust V. 1830 ff. (D. Jacoby, Goethe-Jahrbuch 1, 194): 'Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculiert, Ist wie ein Thier, auf einer Heide Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt, Und rings umher liegt schöne grüne Weide.' Der Gedanke der Anfangsverse des Scenenbruchstücks, dass Faust alle Freude und alles Leid, das nur immer dem Menschen zugetheilt ist, durchkosten, auf sein Ich vereinigen will, kehrt in specieller Anwendung auf die Kunst in ihrem Verhältniss zur Natur in dem Briefgedicht an Merck vom 4. December 1774 wieder: 'Denn dein Herz hat viel und gross Begehr, Was wohl in der Welt für Freude wär', Allen Sonnenschein und alle Bäume, Alles Meergestad' und alle Träume, In dein Herz zu sammeln

mit einander' (Briefe 2, 327 vgl. 3, 325). Und wenn der Dichter hier von dem Wohl und Weh spricht, das 'der ganzen Menschheit zugetheilt ist', so glaube ich die Verwandtschaft des Ausdrucks mit der Stelle in 'Des Künstlers Vergötterung' vom 18. Juli 1774 (Briefe Goethes an Sophie von La Roche hg. von v. Löper S. 55), wo von den 'der Menschheit zugetheilten Plagen' die Rede ist, mit in Anschlag bringen zu dürfen, und bemerke dazu noch, dass der Gebrauch von 'Menschheit' im Sinne von Mensch als Ganzes, als Gattung (wie Thierheit), Mensch in abstracto (wie Gottheit) oder 'Menschsein' in Briefen und Dichtungen Goethes aus der Jugendzeit ganz besonders häufig vorkommt: 'Wir schöpfen den Schaum von dem grosen Strome der Menscheit mit unsern Kielen und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben'. An Anna Luise Karsch, Offenbach 17. August 1775; 'Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit' An Lavater 31. December 1775 (Briefe 3, 12. Vgl. an denselben 6. März 1776 Briefe 3, 37 'Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt'); 'O, was sind wir Grossen auf der Woge der Menschheit' Egmont (Hempel 7, 24, das Gespräch der Regentin mit Machiavell war im Anfange des Jahres 1776 bereits vorhanden, vgl. Briefe 3, 22). In unserem Plusstücke begegnet noch eine Stelle derart: 'Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist Der Menschheit Kronen zu erringen, Nach der sich alle Sinne dringen' (V. 1804 ff.), wo 'Der Menschheit Krone' nichts weiter bedeutet als das Höchste des Menschseins, die Quintessenz der menschlichen Existenz; an Herschen ist trotz Friedrich Vischer (Neue Beiträge S. 314) absolut nicht zu denken, wenigstens liegt davon nichts in dem Worte 'Krone'.

Diese Stelle leitet zu den sprachlichen Eigenheiten über, denn der schwache Accusativ von 'Krone' möchte dem Dichter um die Wende des Jahrhunderts schwerlich noch entschlüpft sein, ebensowenig die starke Flexion des Possessivs hinter dem Artikel V. 1825: 'Sind ihre Kräfte nicht die meine' oder das starke Adjectiv hinter 'alle' V. 1791: 'alle edle Qualitäten'. Auf den volksmässigen Plural 'Jungens' V. 1837, der in *A* beibehalten ist, lege ich weniger

Nachdruck, obwohl er allerdings den Werken der klassicistischen Periode fremd zu sein scheint (vgl. Der junge Goethe 2, 128. 3, 612. Hempel 8, 213). Ähnlich 'Frauens' *U* V. 1008, 'Docktors' 'Professors' *U* V. 14, 'Damens' Briefe 2, 225 vom 9. Januar 1775, 'Bubens' Briefe 2, 232 vom 6. Februar 1775, 'Maidels' Der junge Goethe 3, 221.

Damit ist wohl dieses Scenenbruchstück für *O* gesichert. Die Verse 1770—1841 sind also ein Theil der vorweimarischen Faustdichtung und zwar eine Frucht des Herbstes 1774. Auch den Monolog des Mephistopheles V. 1851—67 müssen wir mit Kuno Fischer (S. 405ff.) für *O* in Anspruch nehmen, weil auch in diesem nicht der spätere 'Junker Satan', sondern der menschliche Mephisto das Wort führt. Dagegen halte ich die Verse, die den Anschluss an die Schülerscene herstellen (1842—50), für ein Erzeugniss des Jahres 1789. Denn mit der scenischen Anweisung in *U* vor V. 249 'Mephistopheles im Schlafrock eine grose Perrücke auf' stehen sie nicht in vollem Einklange. Als Goethe diese Tracht vorschrieb, lag es augenscheinlich noch nicht in seiner Absicht, die Schülerscene der Weltfahrt unmittelbar vorausgehen zu lassen. Mephistopheles sollte wohl vielmehr wie im Volksbuche zunächst im Hause Fausts 'als Diener seine Pflicht erfüllen'. In dieser seiner Eigenschaft als eine Art von Famulus empfängt er in Abwesenheit Fausts den jungen Fuchs und mystificirt ihn, als er merkt, dass dieser ihn für den Professor hält. Wenn nun der Schülerscene ursprünglich im Rahmen des Ganzen ein anderer Platz zugedacht war, so müssen wir auch den sich unmittelbar an sie anschliessenden kurzen Dialog zwischen Faust und Mephistopheles (V. 2051—72), der die Weltfahrt vorbereitet, auf die redigirende Thätigkeit am Faust in oder nach Italien zurückführen: denn er dient ja nur dazu, eine Brücke zu 'Auerbachs Keller' hinüber zu schlagen, da es unerträglich schien, beide Scenen wie in *U* unvermittelt nebeneinander stehen zu lassen. Auch ein äusserer Grund spricht hier gegen Überweisung an *O*, denn die Montgolfierschen Versuche, die die 'Feuerluft' voraussetzt, hat Goethe nicht vor 1783 in den Kreis seiner Interessen gezogen (Briefwechsel zwischen Goethe

und Knebel 1, 50. Goethes naturwissenschaftliche Schriften hg. von Steiner 1, 67). Bescheidene Zweifel steigen mir auch angesichts des Zaubermantels auf. Dass dieser der Sage angehört, ist ja bekannt. Aber hat sich Goethe in der ältesten Faustdichtung dieses Sagenzuges wirklich bedient? Ist es Zufall, dass des Zaubermantels in *U* nirgends Erwähnung geschieht? Und wenn die beiden Weltfahrer einen so bequemen Mantel haben, warum reiten sie dann in *U*? Die später 'Nacht offen Feld' überschriebene Scene zeigt sie uns 'auf schwarzen Pferden daher brausend' und in dem kleinen Auftritte, den *U* hinter 'Auerbachs Keller' einschaltet, sehen wir sie auf der Landstrasse dahinziehen wie gewöhnliche Sterbliche.[5])

Nun zu der merkwürdigen Scene 'Wald und Höhle'. Der Eingangsmonolog ist wie wir wissen erst für *S* in Italien oder kurz nach der Rückkehr verfasst. Ehe *U* bekannt war, hat man ziemlich allgemein auch den folgenden Dialog für Neuschöpfung erklärt. Jetzt sind wir aber eines Besseren belehrt worden, denn einen Theil dieses Gespräches, die Verse 3342—69, lesen wir auch in *U*, freilich an einer anderen und zwar der richtigeren Stelle, nämlich als Fortsetzung des Dialogs, der den Zusammenstoss mit Valentin vorbereiten sollte. Sie schliessen sich an V. 3659 an ('Mir ist's ganz tugendlich dabei, Ein bisschen Diebsgelüst, ein bisschen Rammelei') und sind in *A* durch die Ankündigung der Walpurgisnacht und durch die nicht eben gehaltvolle Versreihe über den in die Höhe rückenden Schatz ersetzt. Wie Goethe zu dieser wunderlichen Umstellung gekommen ist, wissen wir nicht, das eine aber dürfen wir behaupten, dass er sie nur aus Noth vorgenommen hat, weil er, der Faustdichtung durch Christiane entfremdet, gewisse vorhandene alte Ansätze zu dem Auftritte nicht organisch fortzubilden wusste. Ohne Annahme eines alten Scenenentwurfes bleibt der sonst unerhörte Vorgang völlig räthselhaft, da eben Neuschöpfung einer ganzen Scene,

[5]) Die Hereinziehung dieses Sagenzuges ist jedoch sicher schon in Italien erfolgt: 'Tasso kommt nach dem neuen Jahr. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden'. Italienische Reise Rom den 11. August 1787.

die doch aus einem Gusse zu erfolgen pflegt, die Herübernahme alter Bestandtheile ausschliesst. Es ist auch ganz unwahrscheinlich, dass gerade dieser Auftritt, der sich schon dadurch als entbehrlich verräth, dass er nirgends recht untergebracht werden kann[6]), für *S* neu gedichtet sein sollte, da wie gesagt dem Fragmente nur soviel Mühe als unbedingt nöthig war zugewendet wurde. Ich halte demnach den grössten Theil der Verse 3251—3337 für Bestandtheil des Originals, und meine, dass dies auch der ganze Ton und die sprachliche Gestalt (z. B. 'zu was Neuen': 'freuen' V. 3254), sowie der Anklang der Stelle 'Einmal ist sie munter, meist betrübt, Einmal recht ausgeweint, Dann wieder ruhig, wie's scheint, Und immer verliebt' (V. 3320 f.) an das Lied Klärchens im Egmont 'Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein', das noch in Frankfurt entstanden sein muss (Arndt, Briefe an die Gräfin Stolberg S. 104) nahe legt. Über Änderungen und Zusätze im Einzelnen wage ich nichts zu behaupten. Doch möchte ich nicht glauben, dass zu den eventuellen Erweiterungen auch die Verse 3270 f. 'Und wär' ich nicht, so wärst du schon Von diesem Erdball abspaziert' gehören, weil sie ein in *S* nicht zur Geltung gekommenes Motiv anschlagen, das für *S* also nicht erfunden sein kann, und weil sie als Urzelle für den in der zweiten Periode ausgedichteten Vergiftungsversuch gedient zu haben scheinen. Mit Hülfe solcher Stellen, deren namentlich in der Prosascene 'Trüber Tag Feld' mehrere wichtige begegnen, glaubte der Dichter im Frühjahr 1788, als er in Rom den Faust wieder vor-

[6]) Den unglücklichsten Platz hat die Scene im vollendeten ersten Theile erhalten. Sie steht daselbst vor dem Monologe 'Meine Ruh ist hin', wir sollen also glauben, dass Gretchen noch unverführt sei. Das ist nun aber mit Rücksicht auf die Verse 3291 f. 3307—10. 3336 f. eine zu starke Zumuthung. Wenn Faust sein Ziel nicht erreicht hätte, wäre das Bächlein seiner Liebe schwerlich so schnell wieder seicht geworden; ja ich gehe weiter und behaupte: diese Verse setzen einen längeren intimen Verkehr zwischen Faust und Gretchen voraus und Faust hat sich nur aus Überdruss von Gretchen entfernt. Mit V. 3309 f. vergleiche man die Klage des Mädchens in der 6. Römischen Elegie: 'Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus'.

nahm, den verlornen Faden wiederfinden zu können und er baute darauf den Plan der Vollendung des Dramas.

2.

Wir haben gesehen, dass in das Fragment (*S*) Theile des vorweimarischen Faust übergegangen sind, die in der Göchhausenschen Handschrift fehlen. Aber auch dieser Ausgabe von 1790 sind bekanntlich mehrere in *O* bereits vorhandene Scenen vorenthalten worden. Da dies nun nicht nur die 'tragischen Scenen in Prosa' sind, die der Dichter Anfang Mai 1798 in Reime zu bringen suchte (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe [4] 2, 66), ohne dass es ihm durchweg gelungen wäre, sondern ausserdem auch das von vornherein in Versen abgefasste Valentinbruchstück, da mithin die prosaische Fassung nicht das einzige Hinderniss für die Aufnahme in *S* gebildet haben kann, so erwächst uns die Pflicht, sorgfältig zu untersuchen, ob nicht auch der vollendete erste Theil von 1808 vorweimarische Bestandtheile enthalte, die in *U* nicht überliefert sind.

Es können nur drei Partien in Frage kommen, der Spaziergang, die erste Hälfte des in *S* fragmentarisch mitgetheilten Auftrittes und der erschütternde Schluss der Valentinscene. Über das übrige gehen die Meinungen kaum auseinander (doch vgl. Suphan, Goethe-Jahrbuch 6, 308).

a) Der Spaziergang. Ehe *U* bekannt war, hat ausser Scherer (wir erfahren es erst durch Erich Schmidt, Faust in ursprünglicher Gestalt S. XXIX, früher war er anderer Ansicht: Aus Goethes Frühzeit S. 102. 110) wohl niemand einen Zweifel daran geäussert, dass der Haupttheil der Spaziergangsscene der Frankfurter Zeit angehören müsse. Düntzer, Kuno Fischer und v. Löper haben sich direct in diesem Sinne ausgesprochen, desgleichen (in Vorlesungen) Friedrich Zarncke. Wie wir nicht zweifeln, steht auch jetzt noch die grosse Mehrheit der Goethefreunde auf Seite dieser Gelehrten. Durch ihren natürlichen frischen Ton, ihre lebendige dramatische Strömung namentlich am Anfange, dann wieder wo Faust von den Bauern begrüsst wird, hebt sich diese Scene von allem merklich ab, was Goethe seit der Rückkehr aus Italien geschaffen hat. Sie stellt sich

durch diese Eigenschaften neben die Volksscenen im Egmont und lässt so über die Zeit ihres Ursprungs keinen Zweifel. Sie zeigt die Manier der holländischen Maler auf die Poesie angewendet. Diese waren dem Dichter besonders während der Reise an den Niederrhein 1774 nahe getreten.[7]) Nach der Rückkehr aus Italien huldigte er andern Göttern. Weit schwerer als diese Erwägungen fällt aber das ausgeprägt Frankfurtische Localcolorit der Scene ins Gewicht. In Bezug darauf hat Zarncke eine interessante Beobachtung gemacht und mir freundlichst gestattet, hier davon Gebrauch zu machen. Der Anfang spielt nämlich, wie er mit Hülfe alter Stadtpläne und Ansichten ermittelt hat, vor dem Sachsenhäuser Affenthore, da wo die Darmstädter und die Offenbacher Landstrasse sich kreuzen. Damals standen dort noch keine Häuser. An dieser Stelle theilen sich die Spaziergänger. Die einen 'Handwerksbursche' gehen südwestlich nach dem Forsthause (bei Goethe Jägerhaus), die andern ziehen die Gerbermühle vor (bei Goethe 'Mühle'), die in entgegengesetzter Richtung am Maine liegt. Der eine, der nach dem Wasserhofe will, kann ein Stück mit den letzteren gehen, denn ihre Ziele liegen nahe beisammen (der Wasserhof ein wenig südöstlich von der Gerbermühle). 'Der Weg dahin ist gar nicht schön', weil er durch eine baumlose Niederung führt. Wenn ein Vierter die Genossen nach 'Burgdorf' heraufzulocken sucht, so beruht dieser Name auf absichtlicher Änderung für Oberrad; der Dichter wollte nicht zu deutlich sein, weil die dann auftretenden Schüler, worunter doch Studenten zu verstehen sind, ebensowenig nach Frankfurt passen wie Doctor Faust und sein Famulus Wagner. Der Leiermann hat sich mit gutem Bedacht an der Strassenkreuzung (Mainz-Darmstadt-Offenbach) aufgestellt. Faust und Wagner haben sich ebenfalls nach Oberrad hinausgewendet und sie treten auf, als sie auf einer Anhöhe vor dem Dorfe Halt gemacht haben und

[7]) Gewisse Gemälde des Adriaen van Ostade und David Teniers könnten direct eingewirkt haben, doch will ich dieser Grille nicht nachhängen. Viele von den holländischen Gemälden, die Goethe auf seiner Düsseldorfer Reise studirt haben wird, befinden sich jetzt in der Münchner Pinakothek.

zurückschauen. Die 'rauhen Berge' V. 907 meinen den Taunus, auf dem zu Ostern noch Schnee zu liegen pflegt, in dem 'hohlen finstern Thor' erkennen wir wiederum das Affenthor, der von Schiffen belebte Fluss V. 931 ist natürlich der Main. Eine solche Treue der Schilderung frankfurtischer Gegend wäre dem Dichter um das Jahr 1800, nachdem er seiner Vaterstadt seit fünfundzwanzig Jahren entfremdet war, schwerlich noch zuzutrauen, namentlich da nicht der geringste Grund vorlag, die Scene bei Frankfurt zu localisiren. In Weimar hätte er sich eben an seine thüringische Umgebung gehalten, da es ja ganz gleichgültig war, wo er seine Spaziergänger wandern liess. Durch Zarnckes Beobachtung ist wie ich meine die Sache erledigt, ohne dass die Reihe der Beweise für das Alter der Spaziergangsscene bereits erschöpft wäre. Bekanntlich wird das Lied 'Der Schäfer putzte sich zum Tanz' im Wilhelm Meister II 11 (Hempel 17, 134) citirt, ohne jedoch mitgetheilt zu werden, offenbar weil es zum Faust gehörte und nicht vorweggenommen werden sollte. Nun ist, wie auch Pniower (Vierteljahrschrift 2, 153) hervorhebt, der erste Band der Lehrjahre vor der Wiederaufnahme der Faustdichtung im Jahre 1795 erschienen. Noch mehr aber: das Buch, in welchem das Citat vorkommt, war aller Wahrscheinlichkeit nach schon am 12. November 1783 vollendet. Denn an diesem Tage schreibt Goethe an Frau v. Stein (2, 144 Fielitz): 'Heute ists ein Jahr dass ich das vierte Buch Wilhelm Meister angefangen habe und heute endige ich es'; diese vier Bücher fielen aber mit den jetzigen zwei ersten zusammen (Düntzer bei Hempel 17, 7). Da nun Beschäftigung mit dem Faust abgesehen von der Vorbereitung des Fragments nicht vor Juni 1797 nachweisbar ist und andererseits die enge Beziehung des Tanzliedes zu der Spaziergangsscene nicht bezweifelt werden kann, so folgt aus alle dem, dass dieser Auftritt schon in *O* vorhanden gewesen sein muss. Zu diesem Ergebnisse stimmt ausser dem Briefe Boies, den Constantin Rössler gelesen zu haben versichert[8]),

---

[8]) Ich halte diese Mittheilung, der ja allerdings eine Bestätigung zu wünschen ist, für richtig, weil sie zu allem stimmt, was wir sonst

auch die Erwähnung des russisch-türkischen Krieges V. 862, der 1774 zu Ende ging (vgl. v. Löper, Faust [2] S. LI Zu Dichtung und Wahrheit 4, 167). Wenn die Frau Rath in Briefen von 1793 und 1794 sich mehrfach der Wendung 'Krieg und Kriegsgeschrei' bedient, so braucht sie dieselbe nicht aus dem Faust zu kennen, sondern der bibelkundigen Frau wäre wohl ebensogut unmittelbare Erinnerung an Marc. 13, 7 zuzutrauen (DWB. unter Kriegsgeschrei). Die Stellen lauten: 'Verzeihen Sie dass Ihnen von Kriegs und Kriegsgeschrey so was vor tragire? An Christiane 20. Juni 1793, 'Kriegs und Kriegsgeschrei soll nicht in Anschlag kommen' An dieselbe 1. April 1794. Diese Briefe befinden sich im Goethe-Archiv. Kenntniss davon erhielt ich bei Gelegenheit einer Vorlesung derselben vor den weimarischen Herrschaften durch Suphan am 3. April 1889.

Ich halte den Spaziergang so wie er steht und liegt für alt und nehme keineswegs nur eine vorweimarische

---

wissen. Boie war am 15. October 1774 in Frankfurt und hörte den Faust vorlesen. Was er hörte, machte ihm den Eindruck eines fast fertigen Stückes (Weinhold, Boie S. 70). Wodurch sollte dieser Eindruck bedingt worden sein, wenn man ausser dem grössten Theile der Gretchentragödie auch die umfassende und wichtige Spaziergangsscene und Auerbachs Keller herausnimmt? Was bleibt denn da noch übrig? Dass die Gretchenepisode grösstentheils der Lilizeit angehören muss, wird durch die von Arndt hervorgehobenen Anklänge an Briefe an die Gräfin Stolberg bewiesen und ist auch aus allgemeinen Erwägungen wahrscheinlich, s. o. Ich rücke die letzten Gretchenscenen bis in den Herbst 1775 hinab und halte die Kerkerscene für die letzte vorweimarische Schöpfung Goethes. Aus Wagners Kindermörderin so weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie es Erich Schmidt thut (Faust in ursprünglicher Gestalt S. XXI), bin ich nicht im Stande, weil mit nichts wahrscheinlich zu machen ist, dass Wagner irgend eine fertige Gretchenscene gekannt hat. 'Ich erzählte ihm wie andern meine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe von Gretchen. Er fasste das Sujet auf und benutzte es für sein Trauerspiel' heisst es in Dichtung und Wahrheit; kein Wort von einer Mittheilung fertiger Theile. Meine Ansicht geht dahin, dass alle Partien von *O* mit Ausnahme des grössten Theils der Gretchenscenen, also auch der Spaziergang und Auerbachs Keller (trotz der 'verklärten Spaziergänger' und der Umschreibung des Rattenliedes in dem Briefe vom 17. September 1775) im Herbst 1774 bereits fertig vorlagen und Boie vorgelesen worden sind. Andernfalls bleibt der Ausdruck 'fast fertig' unbegreiflich.

Skizze an. Eine leichte stilistische Überarbeitung ist natürlich zuzugestehen. Ausgeschlossen von *U* und *S* blieb er, weil die Überleitung zu dem Auftreten des Mephistopheles in Pudelsgestalt noch unausgeführt war. Denn die Verse 1118—1176 müssen jung sein, weil sie mit dem älteren Plane, der in der Prosascene zu Tage tritt, ebensowenig harmoniren wie mit dem Rösslerschen Briefe Boies. Ausserdem darf mit voller Sicherheit die schöne Rede Fausts 'Vom Eise befreit sind Strom und Bäche' ausgeschieden werden, nicht etwa nur wegen ihrer von dem Übrigen abstechenden Ruhe und Gehaltenheit und ihres an das Rhetorische streifenden Pathos, sondern aus einem objectiv-philologischen Grunde. Sie setzt nämlich thatsächlich Ostern als Zeit der Handlung voraus und steht dadurch mit dem spätgedichteten zweiten Monologe, der in die Osternacht verlegt ist, in Beziehung. In den alten Theilen des Spaziergangs dagegen kommt keinerlei Anspielung auf Ostern vor, im Gegentheil, es lässt sich behaupten, dass ursprünglich als Zeit der Handlung Ostern gar nicht vorgeschwebt haben kann. Denn zu Ostern setzt man sich weder im Freien nieder (V. 1022 ff.), noch gibt es zu dieser Zeit 'grünumgebne Hütten' (V. 1071, gemeint sind die weissen Winzerhäuschen inmitten der grünen Weinberge), und der Tanz, den die Bauern unter der Linde aufführen (auch das hätte zu Ostern seine Bedenken) ist ein Maitanz oder Pfingstreihen.

b) Wir sehen uns weiter um nach den alten Partien des fertigen ersten Theils. Da es unwahrscheinlich ist, dass Goethe jene Scene zwischen Faust und Mephistopheles, deren zweite Hälfte in *S* Aufnahme gefunden hat, in der Mitte, sogar mitten im Satze angefangen habe, so erhebt sich die Frage, wieviel von der ersten, grösseren Hälfte schon in *O* vorhanden gewesen sei. Altes und Neues ist nun darin sichtlich contaminirt, aber eine Scheidung beider Schichten stösst auf Schwierigkeiten. Wir können auch hier an Kuno Fischers Untersuchungen anknüpfen. Durch diese ist wie ich meine festgestellt, dass die Wette dem ursprünglichen Plane fremd gewesen ist. Die Verse 1648—1743 sind daher von vornherein auszuscheiden und damit fällt ein beträchtlicher Bruchtheil so-

gleich aus dem Bereiche von *O* heraus. Dasselbe gilt von der Versreihe, in welcher Anspielungen auf den zweiten Monolog vorkommen, also haben wir fernerhin auch die Verse 1579—1606 und dazu natürlich auch den Geister-Chor der zweiten Periode zuzuweisen. So bleibt denn nicht mehr viel übrig, und auch von dem Reste muss noch manches abgezogen werden. 'Ich bin zu alt, um nur zu spielen, Zu jung, um ohne Wunsch zu sein' steht nicht im Einklang mit der alten Dichtung, nach welcher Faust ein noch junger Mann sein muss; er ist erst seit zehn Jahren als Lehrer thätig und macht auf ein naives Mädchen schnellen und tiefen Eindruck. Älter als 30—35jährig sollen wir ihn uns schwerlich vorstellen. Überhaupt möchte ich die Verse 1544—71 dem 25jährigen lebensfrohen Dichter nicht gern zutrauen, da er doch nur schreibt was er erlebt, was er fühlt. Für *O* lässt sich demnach nur weniges reclamiren. Ich halte für alt die Verse 1533—43, denn die beiden Schlusszeilen erinnern an eine Stelle des Satyros (Ende des 3. Acts Der junge Goethe 3, 481): 'Und nun ledig des Drucks gehäufter Kleinigkeiten, frey wie Wolken, fühlt was Leben sey'; und sodann das Stück V. 1635—48 aus inneren Gründen, weil der frühere Mephisto, nicht der spätere das Wort führt. 'Ich bin keiner von den Grossen' hätte der 'Junker Satan' schwerlich von sich gesagt. Ob nicht auch die Verse 1712 f. 'Ich werde heute gleich, bei'm Doctorschmaus, Als Diener, meine Pflicht erfüllen' *O* zufallen, lasse ich dahin gestellt; sie könnten alt sein, weil sie ein in *A* nicht zur Geltung gebrachtes Motiv — Mephistos Dienstleistungen im Hause Fausts, vor der Weltreise — andeutend berühren. In den Rahmen von *O* würden schliesslich auch die Zeilen 1744—64 ganz wohl passen, ohne dass sich ein zwingender Beweis für ihre Ursprünglichkeit führen liesse. Doch würde Faust die Worte: 'In deinen Rang gehör' ich nur' dem Junker Satan schwerlich zurufen, und wenn Mephisto hier nicht in irgend einem Verhältnisse zum Erdgeiste gedacht wäre, würde er wohl nicht mit demselben in einem Athem genannt werden.

c) Nun zur Valentinscene. Diese hat in *U* den Platz, den der Zusammenhang einzig und allein zulässt, hinter 'Dom.

Exequien der Mutter Gretgens'. Denn durch den furchtbaren Auftritt vor ihrem Hause war Gretchen so an den Pranger gestellt, dass sie sich nicht mehr unter ihren Verwandten in der Kirche hätte sehen lassen dürfen (vgl. V. 3757). Und wenn die ganze Stadt von ihrer Schande wusste, wozu brauchte es dann des bösen Geistes? Ihre Gewissensqualen erklären sich psychologisch nur unter Voraussetzung der Verborgenheit der Sünde und dem Bangen vor der Entdeckung. Diese ist nun Schritt für Schritt eingetreten — zwischen der Beerdigung der Mutter und der Ermordung Valentins ist eine geraume Zeit verstrichen, während der wir einen fortgesetzten Verkehr zwischen Faust und Gretchen anzunehmen haben — und natürlich hat man nicht unterlassen, auch dem Bruder die Sache zuzutragen. Er passt nun dem Verführer auf, um ihm seinen verdienten Lohn heimzuzahlen. Der Zusammenstoss mit Faust, der, wie die Prosascene 'Trüber Tag Feld' lehrt, im ältesten Faustplane lag und mit Valentins tödtlicher Verwundung enden sollte, fehlte in *O* noch, denn die Verse 3660—3715 müssen der zweiten Periode (mit Schiller) angehören, weil Mephistopheles in seiner späteren Rolle auftritt, als höllischer Dämon, der mit übernatürlichen Kräften begabt ist. Das Lied musste der Dichter später einfügen, um das Eingreifen Valentins zu motiviren. In den Zusammenhang passt es schlecht, weil ja an Gretchen nichts mehr zu 'bethören' war und überdies bei den Besuchen Fausts doch gewiss eher alles Aufsehen vermieden werden musste. Und welchen Zweck sollte wohl in dem Stadium, in welchem das Verhältniss stand, ein Ständchen gehabt haben? — Dagegen erlaube ich mir die Meinung zu vertreten, dass die Scene zwischen Valentin und Gretchen (V. 3722—75) der vorweimarischen Dichtung angehört, weil sie nach Inhalt und Form den Geist derselben wiederspiegelt. Der Auftritt ist von einer dramatischen Kraft, die der Dichter in dieser Stärke nur noch in der Kerkerscene entfaltet hat, und ob ihm diese 1797 oder in den folgenden Jahren noch zu Gebote gestanden habe, möchte ich doch bezweifeln, so gross seine Schöpfungen aus dieser Zeit nach anderen Richtungen hin auch sein mögen. Und

dann erwäge man doch die sprachliche Form! Schwache Singularcasus wie 'Leichen' (Dativ), 'Jammerecken' (Accus.), 'Sachen' (Accus.), die Comparativformen 'mehre' (V. 3737). 'bälder' dürften sich aus den Werken der klassicistischen Zeit wohl schwerlich nachweisen lassen, und Formen mit Abstossung des Schlussvocals im Reime wie 'Hur': 'nur' V. 3730, 'Bürgersleut': 'Zeit' V. 3751 sind deutliche Spuren des an den gesprochenen Frankfurter Dialekt sich anlehnenden Jugendstils. Auch können die unregelmässigen Verse 3740 ff. dem an der Antike geschulten Dichter wohl kaum zugetraut werden.

Basel, $\frac{\text{28. März}}{\text{5. Mai}}$ 1889. Rudolf Kögel.

Schillers Fragment: Das Schiff.

In der Nachlese zu Schillers Werken, welche Hoffmeister 1840 veröffentlichte, findet sich ein dramatischer Entwurf, der den Titel Das Schiff trägt und nicht unwesentlich durch eine andere Skizze ergänzt wird, die zuerst Goedeke im 15. Bande der kritischen Ausgabe bekannt gab. Goedeke schiebt freilich noch hinter der Erwähnung des Oceanus den anderweitig aufgefundenen Plan eines Gedichtes ein, der folgendermassen lautet: 'Seine Götter ruft der Meerkönig zusammen und berathschlagt mit ihnen, wie sie gegen die menschliche Kunst ihr alte Götterfreiheit behaupten wollen, weil die Mechanik ihnen über den Kopf wachse. Alles Göttliche verschwindet aus der Welt, und die alten Götter machen den Menschen Platz. Immer hör' ich die Humanität rühmen, man will sie überall pflanzen und darüber wird alles Grosse und Göttliche ausgerüstet. Wie klein war die Welt des Odysseus, als beide Äthiopien sie umschlossen, aber da war der Mensch noch gross und kräftig stand er da.' Aber abgesehen von der ganz äusserlichen Anknüpfung des Meergottes, der ernsthaften Verkörperung natürlicher Gewalten, an den Oceanus, eine launige allegorische Figur, gehört auch diese Skizze ganz und

gar nicht in unseren Zusammenhang: ein völlig verschiedener Gedankenkreis spricht aus dem grösseren dramatischen Entwurfe und aus dem kleineren Gedichtversuche zu uns. In diesem handelt es sich um einen Vergleich der früheren poesievollen Zeit mit der Nüchternheit und Leere unserer Tage, in jenem um die Zusammengehörigkeit des Menschen mit seiner Muttererde; dieser gehört augenscheinlich in die Periode der 'Götter Griechenlands', jener fällt, wie Hoffmeister richtig bemerkt, wegen des überwiegenden Ideengehaltes in die Epoche des 'Wallenstein' und seiner Nachfolger; dieser enthält noch den schmerzlich empfundenen Gegensatz zwischen der freiheitlichen Welt des klassischen Griechenthums und der beschränkten Lebenswirklichkeit der Gegenwart, der doch schon in den 'Künstlern' überwunden ist, jener trägt nicht mehr die leisesten Spuren einer solchen inneren Zerrissenheit. Wir verweisen demnach diesen Entwurf eines Gedichtes in die Zeit vor 1789 und demgemäss aus dem Zusammenhange unseres Fragmentes.

Es bleiben die beiden Theile übrig, welche in Spemanns Deutscher Nationallitteratur (Bd. 125) mit *A* und *B* bezeichnet sind und die nicht nur aus dem oben angedeuteten inneren Grunde, sondern auch nach den ebenda von Boxberger abgedruckten Briefstellen mit grosser Sicherheit in das Jahr 1798 gesetzt werden können. Weshalb Boxberger einen Satz aus einem Schillerschen Briefe des Jahres 1804 mittheilt, in dem von den Memoiren eines tüchtigen Seemanns gesprochen wird, ist unklar; das Einzige, was wir daraus lernen können, ist, dass Schiller auch später noch sich mit Gegenständen beschäftigt hat, welche unserem Stoffe nahe liegen. Bestimmt aber gehören beide Theile des Entwurfes in dieselbe Zeit; eine genaue Prüfung der Einzelheiten, für die es uns hier an Raum mangelt, ergibt dies zur Evidenz.

Wenn wir nunmehr versuchen wollen, uns die Entstehungsgeschichte des so bestimmten Fragmentes verständlich zu machen, so haben wir vor allem die Aufgabe, die äusseren Anregungen zusammenzustellen, welche den Dichter auf den Gedanken eines solchen Dramas brachten. Schiller

schreibt zunächst an Goethe (den 26. Januar 1798), dass er die Reisebeschreibungen eines Volney und Niebuhr gelesen habe, aber es für absolut unmöglich halte, den Stoff zu einem epischen oder tragischen Gedicht in aussereuropäischen Völkermassen zu finden; doch schon der Brief vom 13. Februar desselben Jahres zeigt, dass eine Sinnesänderung in Schiller vorgegangen ist: 'es ist keine Frage', so heisst es da, 'dass ein Weltentdecker oder Weltumsegler wie Cook einen schönen Stoff zu einem epischen Gedichte entweder selbst abgeben oder doch herbeiführen könnte.' Und wenige Zeilen später: 'Wenn ich mir aber eben diesen Stoff als zu einem Drama bestimmt denke, so erkenne ich auf einmal die grosse Differenz beider Dichtungsarten. Da incommodirt mich die sinnliche Breite ebenso sehr, als sie mich dort anzog; das Physische erscheint nun bloss als ein Mittel, um das Moralische herbeizuführen; es wird lästig durch seine Bedeutung und den Anspruch, den es macht, und kurz, der ganze reiche Stoff dient nun bloss zu einem Veranlassungsmittel gewisser Situationen, die den inneren Menschen ins Spiel setzen.' Hier zweifelt Schiller also noch daran, ob es ihm bei einem Versuche gelingen würde, die Masse des rein Materialen zum Aussprechen eines Gehaltes zu bewältigen; dass dieser Zweifel in einem späteren Stadium verschwand, beweist eben das uns vorliegende Fragment.

Jedoch noch in anderer Beziehung sind die beiden genannten Schreiben von Bedeutung, da sie mit dem Hinweis auf Volney, Niebuhr, Cook und Le Vaillant, sowie mit der Bemerkung, dass der Dichter in jenem Winter 'viele Reisebeschreibungen' gelesen habe, uns erwünschten Aufschluss über die Quellen des Fragmentes gewähren. Was Schiller aus diesen Darstellungen entlehnt haben kann, ist entweder örtliches und zeitliches Stimmungsbild oder dieses und jenes für Bewohner ferner Länder charakteristische Moment; die eigentliche Fabel bietet sich dem Künstler selten in Berichten solcher Art dar. Und für diesen Zweck dürften ihm weder die Landreisen Carsten Niebuhrs bedeutende Anregungen geboten haben, obwohl sie damals grosses Aufsehen erregten, noch die Schilderungen eines Volney, denn

beide zeigen eine gesuchte Nüchternheit des Ausdruckes, sowie jene streng wissenschaftliche Darstellungsweise, die es verschmäht, jemals das eigene Subject zur Sprache kommen zu lassen. Was Daru in seiner Notice sur Volney bemerkt, gilt ebenso für Niebuhr: Il ne dit point, par où il a passé, ce qui lui est arrivé, quelles impressions il a éprouvées. Il évite avec soin, de se mettre en scène; c'est un habitant des lieux, qui les a longtemps et bien observés, qui vous décrit l'état physique, politique et moral. Indessen darf nicht übersehen werden, dass Volney durch Charakter und Thaten Niebuhr weit überlegen ist.

Dagegen ist die Kenntniss der Reisebeschreibungen von Le Vaillant gewiss von grossem Einfluss auf Schiller gewesen. Hier haben wir, nach Schillers eigenen Worten, einen 'wirklich poetischen Charakter' und 'wahrhaft mächtigen Menschen', der es versteht, in spannender, oft dramatischer Form seine romantischen Abenteuer zu erzählen und dessen ehrenhaftes und unerschrockenes Wesen wohl geeignet ist, unsere ganze Theilnahme zu fesseln. Gleich beim Beginne seiner ersten Reise nach Süd-Afrika (1790) ereilt ihn ein eigenthümliches Geschick: während er auf dem Lande jagt, wird seine Flotte durch ein englisches Geschwader angegriffen und das Schiff, auf dem sich seine ganzen Habseligkeiten befinden, in die Luft gesprengt. N'ayant pour toute ressource que mon fusil, dix ducats dans ma bourse et le mince habit que je portais, quel parti me restait-il à prendre? qu'allais-je devenir? Zum Glück trifft er auf einen europäischen Colonisten, der sich seiner aufs freundlichste annimmt und ihn drei Monate lang beherbergt, und es entstehen zwischen beiden Beziehungen, denen das flüchtig skizzirte Verhältniss Jennys zu seinem Patron in unserem Fragmente völlig entspricht. Auch der Charakter des gutmüthigen und ehrenhaften Pflanzers trägt ganz die Züge jenes boerman, ebenso wie Le Vaillant durchaus die Bezeichnung 'Engel der Unterdrückten' verdient, mit der Jenny bei Schiller charakterisirt wird. Dazu kommt dann die bekannte wunderhübsche Episode Le Vaillants mit einer jungen Eingebornen, Narina, deren Goethe in einem Brief an Schiller gedenkt (den 14. Februar 1798), und die

ganz sicher Ursache mehrerer kurzer Notizen ist, wie: 'Eine Eingeborene liebt den Europäer und beweint ihn nach seiner Abfahrt'. Möglich erscheint schliesslich noch, dass die decorativen Bemerkungen: 'Korallen, Seegras, Seevögel' u. s. f. auf die anschaulichen Schilderungen bei Le Vaillant zurückgehen.

Ebenso unverkennbar ist ferner der Einfluss, den Cooks von Forster 1778 herausgegebene Reisebeschreibung auf unseren Dichter geübt hat. Auch hier muss schon die ganze Art der Darstellung ein empfängliches Gemüth mächtig berühren; Wieland hat nicht Unrecht, wenn er bei der Anzeige dieses Buches im Merkur bemerkt: 'Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Ist aber der so weit gereiste Mann noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffasst, den neuen Gegenständen, die sich ihm darstellen, noch mit Liebe entgegenschlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Grossen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiss ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte, als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer fasst und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu halten.' Und einige Seiten später: 'Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf ihrer ersten Fahrt überstanden, so zusammen, dass sie die Skizze zu mehr als einer grossen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze machen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen.' Wären uns aber auch diese Sätze Wielands unbekannt, wüssten wir nicht, dass Schiller Cooks Reisen gelesen hat, so würden uns doch einige Andeutungen

unseres Fragmentes dies vermuthen lassen: 'England strickt ein Netz von Entdeckungsfahrten um den Globus, womit es alle Meere umfängt', 'Der Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist und auf dem Meere wohnt' und ähnliches mehr. Auch die Botany-Bay, welche Schiller erwähnt, wurde von Cook im Jahre 1770 entdeckt und so verlockend beschrieben, dass die englische Regierung sich entschloss, hier eine Colonie zu gründen, und zu deren Anlegung die sämmtlichen Verbrecher im Reiche bestimmte. Kam es auch nachher anders, so blieb doch der Name Botany-Bay auf lange Zeit hinaus der Schrecken aller Verbrecher Englands.

Indem wir jetzt zu den secundären Quellen übergehen, die bei der Entstehung des Fragmentes eingewirkt haben können, begeben wir uns noch mehr als bisher auf das Gebiet schwankender und uncontrolirbarer Vermuthungen. Immerhin mag auf einzelne auffallende Ähnlichkeiten hingewiesen werden.

In der bei Voss im Jahre 1793 erschienenen bändereichen 'Geschichte der Schiffbrüche oder Nachrichten von den merkwürdigen Schicksalen und Begebenheiten der berühmtesten Seefahrer auf ihren Reisen in verschiedene Weltgegenden' werden im 4. Bande S. 86 ff. die 'Begebenheiten eines Spaniers' erzählt. Gleich zu Anfang bemerkt der Verfasser, dass es eine Gemüthskrankheit gewesen sei, die ihm den Aufenthalt in Europa unmöglich gemacht und ihn in die weite Welt getrieben habe; 'er hat die Schrecknisse der europäischen Sitten kennen gelernt, und weil er alles in Europa verloren, was ihm theuer war, so umfasst er mit Hoffnung das neue Vaterland', sagt Schiller. Kaum befindet der Spanier sich jedoch eine Woche auf dem Meere, da bricht eine Empörung unter der Schiffsmannschaft aus, in der er verwundet und mit seinem Hofmeister und dem Kapitän des Schiffes gefangen genommen wird. Aber als ob die Meuterer für ihre Ruchlosigkeit bestraft werden sollten, erhebt sich bald darauf ein furchtbares Unwetter, in welchem das Schiff an eine wüste Insel verschlagen wird; dort setzt man am nächsten Morgen die drei Gefangenen aus und lenkt das Schiff wieder in das Meer zu-

rück. Die Verlassenen kommen nach mannigfachen Gefahren und Mühsalen in ein Dorf, dessen Bewohner sie freundlich aufnehmen, weshalb sie längere Zeit verweilen; endlich gelingt es ihnen, einen Eingeborenen zu finden, der sie in bewohntere Gegenden führt, von denen sie schliesslich nach Europa heimkehren. Und nun lese man die kurzen Aufzeichnungen Schillers, welche ganz das Aussehen haben, als seien sie bald nach der Lektüre eines Buches aus dem Gedächtniss und mit Erweiterungen niedergeschrieben: 'Landen und Absegeln. Sturm. Seetreffen. Meuterei auf dem Schiff. Schiffsjustiz. Begegnung zweier Schiffe. Scheiterndes Schiff. Ausgesetzte Mannschaft. Proviant. Wassereinnehmen. Handel. Seekarten, Compass, Längenuhr. Wilde Thiere, wilde Menschen.' Ausser gelegentlichen anderen Notizen, etwa: 'Ein Kapitän, der von einer rebellischen Mannschaft ausgesetzt wird oder geworden ist', würde hierher gehören der kurze Abschnitt, welcher mit den Worten beginnt: 'Das Schiff, welches auf der Rhede liegt, ist von der aufrührerischen Mannschaft in Besitz genommen.'

Auf eine weitere Quelle leitet uns ein sonderbarer Irrthum Schillers. Beiläufig nennt er nämlich Isle Bourbon eine selten besuchte Station, während in der That diese schon im Jahre 1664 besiedelte Insel sich zweier grosser Häfen und einer nicht unbeträchtlichen Bewohnerzahl erfreute. Vielleicht stammt dieses Versehen aus Fra Paolino da San Bartolomeos 'Reise nach Ostindien', die im 15. Bande des Magazins von merkwürdigen und neuen Reisebeschreibungen erschien, jener Sammlung, in der Schiller auch Le Vaillants Bericht kennen gelernt hatte. Dort heisst es nämlich S. 444: 'Am zwanzigsten Mai fuhren wir, nach einem zwanzigtägigen Aufenthalte von Isle de France ab, und nach vierundzwanzig Stunden langten wir zu St. Denis auf der Insel Bourbon an. Sie ist ebenfalls voll Berge, nur mit dem Unterschiede, dass diese nicht so spitzig sind wie jene auf Isle de France. Letztere wird von den Seefahrern weit stärker besucht, weil sie einen sehr schönen Hafen hat, woran es der Insel Bourbon gänzlich fehlt.'

Die Notiz unseres Fragmentes: 'Krieg in Europa macht Krieg in Indien' entspringt wohl der Bekanntschaft mit ähnlichen Vorkommnissen des englisch-französischen Krieges. Beispielsweise wurden im Jahre 1792, als wieder einmal der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, des letzteren ostindische Besitzungen, welche 1785 restituirt waren, von neuem von den Engländern erobert.

Was endlich die 'Memoiren eines tüchtigen Seemanns' betrifft, so will es uns unwahrscheinlich dünken, dass hiermit Rochons Voyages à Madagascar, à Maroc et aux Indes orientales gemeint sein sollten. Zwar ist das Buch 1802 erschienen und der Verfasser erst im Mittelländischen, dann im Indischen Meere gewesen, aber der Astronom Rochon, der 1786 von seiner Regierung zur Beobachtung des Venusdurchganges entsandt war, entspricht so wenig der Vorstellung, die man sich von einem 'tüchtigen Seemann' macht, dass ich allein aus diesem Grunde an der Richtigkeit der Düntzerschen Vermuthung zweifeln möchte. Übrigens kommt es ja gar nicht auf die nähere Feststellung des betreffenden Buches an; das Werk von La Peyrouse, an das man auch wegen des gleichnamigen Kotzebueschen Schauspieles (1798!) denken könnte, ist es nicht. Ebenso wenig möchte ich auf den Namen unseres Helden, der abwechselnd Jenny und Eduard genannt wird, also wohl Eduard Jenny heissen soll, besonderes Gewicht legen, da nach Ausweis der 'Deutschen Biographie' gerade zu jener Zeit eine schweizerische Kaufmannsfamilie Jenny zu Ansehen zu gelangen begann und der auch sonst nicht allzu seltene Name Schiller durch irgend einen Zufall bekannt gewesen sein mag.

Ich versuche nunmehr eine kurze Charakteristik des Fragmentes. In leidlich sicheren Zügen sind nur die Hauptpersonen gezeichnet. Da haben wir zunächst die typischen Figuren des 'Einen, der sich wegsehnt' und des 'Anderen, der zu bleiben gedenkt', der 'Europäer, die in ihr Vaterland heimstreben', und der 'anderen Europäer, die es verliessen und das Glück unter einem anderen Himmel aufsuchen'. Schärfer individualisirt treten diese Typen in Jenny und dem zweiten 'jungen Europäer' hervor; von diesem wird uns erzählt, dass er sich mit Freude und Hoff-

nung in seinem neuen Vaterlande ansiedelt, von jenem dass sein ganzes Herz nach Europa gewendet ist. Zwischen beiden stehen als vermittelndes Element theils der Seemann, der überall und nirgends zu Hause ist, theils der in Indien heimisch gewordene Europäer, der ausdrücklich den Ankommenden und Abgehenden gegenübergestellt wird. Um diese Charaktere und getrieben durch das Hauptmotiv gruppirt sich nun folgende Handlung, die leider bloss in ihren Anfängen erkennbar ist.

Auf einer spärlich besuchten Insel oder einer nur selten von Schiffen berührten Küste Indiens (Afrikas, Australiens) lebt eine kleine Colonie von Europäern: ein Pflanzer, der durch irgendwelche Schicksale hierher verschlagen ist, seine Tochter, zwei junge Europäer und einige Nebenpersonen, die gelegentlich aufgezählt werden. Der eine der beiden jungen Männer, der mit Hoffnung die neue Heimat umfängt[1]), ist der Geliebte der Pflanzerstochter; der andere, der auch in Diensten des Pflanzers steht, ist der Held des Stückes, Eduard Jenny. Wie Jenny in diese Gegend gekommen ist, wird nicht berichtet, da das etwas rohe Motiv: 'Seelenverkäufer schaffen einen ordentlichen Menschen durch Zwang nach Indien' sicherlich von Schiller bei der Ausführung nicht verwandt worden wäre. Weshalb er in der Fremde weilt, erfahren wir aus den kurzen Andeutungen, die das Fragment über Jennys Vergangenheit enthält. Eine unglückliche, auf einem Irrthum beruhende Geschichte hat ihn von Europa exilirt; wahrscheinlich hatten die Leute mit seiner unglücklichen Liebe zu einer reichen Kaufmannstochter eine strafbare That in Verbindung gebracht und dies ihn zu dem verzweifelten Entschlusse der Flucht getrieben. Aber mit ganzem Herzen hängt er an der alten Heimat, seine einzige Freude ist, Schiffe aus Europa, aus dem Lande seiner Liebe ankommen zu sehen und Nachrichten zu empfangen. Aus diesem Grunde ist es für ihn ein harter Schlag, als sein Patron, dessen Neigung er durch Fleiss und Treue in hohem Grade erworben hat, ihn zum

---

[1]) Wir bedienen uns im Folgenden fast ausschliesslich der Worte Schillers, soweit wir nicht ergänzen zu dürfen geglaubt haben.

Eidam wählt. Seinen Wohlthäter durch Zurückweisung zu kränken ist ihm unmöglich, und dazu kommt, dass er jetzt mehrere Jahre vergebens die Wirkungen seiner nach Europa geschickten Briefe und der Versprechungen eines Freundes erwartet, und auf dem Punkte steht, die Hoffnung aufzugeben. Ehe er sich jedoch auf der Insel bindet, eilt er noch einmal an das Ufer, da er von einem neu ankommenden Schiffe hört. An demselben Tage nämlich, wo der Kaufmann (Pflanzer) sich gegen den Europäer erklären will, langt ein Ostindienfahrer auf der Rhede an, um Passagiere abzusetzen und dann weiterzusegeln.

Auf dasselbe Schiff hat auch die Tochter des Kaufmanns ihr Absehen gerichtet, um mit ihrem Liebhaber nach Europa zu fliehen, weil sie den Vater nicht zu erweichen hofft. Sie versieht sich mit Juwelen und Gold. Eine gewisse Härte ihres Vaters — er hat ihr seinen Entschluss erklärt — und die Heftigkeit ihrer Liebe entschuldigen ihren Entschluss.

Als erster ist Eduard am Strande. In seinem Herzen tobt der Zwiespalt zwischen der Pflicht, die ihn an die Insel gekettet hält, und der Sehnsucht nach dem Lande seiner Liebe, mit bangen Zweifeln harrt er des nahenden Schiffes, denn in ihm können Nachrichten ruhen, die über seine ganze Zukunft entscheiden. Er appellirt an die lebendige moralische Theilnahme der Natur und wendet sich an das Meer, das in unzähligen schnellbeschwingten Wogen von der Heimat stille Kunde bringt. Es ist derselbe Ausdruck starker Sehnsucht, der die Schiffsmannschaft des Aias, den Chor der Sophokleischen Tragödie, ihr schönes Meereseiland Salamis personificiren lässt, dieselbe Stimmung, welche aus Scherasmins Worten (Oberon 4, 22) oder aus Geibels 'Abschied von Lindau' zu uns spricht. In schönem Gegensatze hierzu redet der sich expatriirende Europäer, der zuerst auf kleinem Boote von dem Schiff ans Land kommt, die fremde Erde an und begrüsst dieselbe wie ein empfindendes Wesen; eine Scene, deren Wirksamkeit wir in Erinnerung an ähnlich bewegte und empfindungsreiche Stellen der 'Elektra' und 'Richard II.' wohl verstehen können.

Inzwischen ist auch des Pflanzers Tochter unter dem Schutze der hereinbrechenden Dämmerung an das Ufer gekommen. Der Liebhaber hält sich fern: er kämpft mit sich selbst, er verschmäht den Reichthum der Tochter und kann doch nur durch ihren Edelmuth das Ziel seiner Wünsche erreichen. Sie sieht, wie Eduard die wenigen bisher gelandeten Passagiere und die mit den Briefen versehenen Matrosen vergeblich nach Mittheilungen aus Europa fragt, sieht seinen Kummer und spricht ihn an. In dem nun folgenden Gespräch erkundigt sie sich des näheren nach Europa, erhält von Jenny eine wehmüthige Schilderung der Heimat zur Antwort, und erklärt ihm dann ihren Entschluss. Aber auch er ist jetzt fest entschlossen; er will die Tochter des Kaufmanns abschlagen und selbst nach Europa gehen.

Da jedoch tritt etwas ein, das alle diese Pläne fürs erste zerstört. Das Schiff nämlich, auf das man alle Hoffnungen gesetzt, legt nicht Anker, sondern sticht wieder in See; von den wenigen vorher Gelandeten erfährt man, dass schon seit längerer Zeit eine Meuterei zu befürchten gewesen wäre, die jetzt wahrscheinlich ausgebrochen sei.[1]) Es entsteht eine allgemeine Aufregung auf der Insel und man beschliesst einmüthig, den bedrängten Schiffsofficieren und Passagieren zu Hülfe zu kommen.

Der zweite Act, so vermuthen wir, würde uns nun auf das Schiff selbst geführt haben. Auf diesem befinden sich die Personen, von denen wir bisher nur gehört haben: der Freund Jennys als Hauptmann des Schiffes, Jennys Geliebte und deren Vater, der ganz arm geworden ist und sich deswegen aufs Meer begeben hat, um ausser Europa sein Glück zu verbessern. Der Kapitän ist beiden sehr befreundet, ja noch mehr, er ist von heisser Liebe für die Braut seines Freundes erfüllt und hat aus diesem Grunde nie auf Eduards Briefe geantwortet. Aber auf dem Schiffe selbst erstand ihm ein Nebenbuhler, eben der, der jetzt das Haupt der Meuterer ist, und vielleicht hätte eine der Scenen des zweiten Actes eine Unterredung dieses Meuterers mit dem

---

[1]) So wird sich wohl am bequemsten der Widerspruch lösen lassen, der zwischen den einzelnen hierher gehörigen Bemerkungen besteht.

jungen Mädchen vorgeführt, in der er sie vergeblich beschwört, ihm zu willfahren und dadurch dem Vater und dem Kapitän das Leben zu retten. In dies von wilder Leidenschaft erregte Gespräch tönt nun plötzlich Waffenlärm hinein: die Bewohner der Insel haben die Empörer überrumpelt, und Eduard ist es, der nicht nur der Geliebten und ihrem Vater, sondern auch dem treulosen Freunde die Freiheit wiedergiebt. Aber auch noch eine andere Erkennung findet statt: der verarmte Kaufmann findet in dem reichen Pflanzer seinen längst verloren geglaubten Bruder wieder. Das Stück kann so endigen, heisst es bei Schiller, dass Eduard in dem gefangenen Hauptmann des Schiffes seinen Freund entdeckt, dass er ihm sein Schiff wieder erobern hilft, und dass die Aufrührer statt der vorigen Bewohner auf der Insel zurückbleiben. Dem jedoch steht nicht nur der Umstand entgegen, dass dann das Verhältniss des Kapitäns zu Jenny keinen natürlichen Abschluss findet, sondern vor allen Dingen, dass sich diese dürftige Handlung nicht durch vier oder fünf Acte dehnen lässt. Und da wir ein 'entscheidendes Motiv, warum Jenny nach Europa geht', gefunden haben, so ist es wahrscheinlich, dass jetzt der Oceanus aufgetreten wäre und den 'ungeheueren Sprung launigt entschuldigt hätte'.

Von nun an verschwimmen die Angaben des Fragmentes so sehr, dass Combinationen über den weiteren Fortgang der Handlung kaum statthaft erscheinen möchten.

Berlin. Max Dessoir.

Ein Weimarer Hans Faust.

Ich Hans Faust bekenne mitt diser meiner handschrifft, das ich dem durchlauchtigisten Hochgebornen fursten und herren, herren Johanns Fridrichen dem Eldern Herczogen zu Sachsen etc. vnd gebornen Churfursten meinem gnedigisten in s[einer] f[ürstlichen] g[naden] dinst getreu gewher, gehorsam sein und do ich ichtwas erfure, das sein f. gn. und der selbigen sonen meinen gnedigen jungen herren zu nachteil und scheden furgenomen werden wolte, dasselbige s. f. g. jderzeitt vertreulichen vnd un-

verzüglichen berichten und mich als s. f. g. diener getreulich vndtertheniglich auch ane alle argelist und gefherde erzeigen und halten wil, wie ich des s. f. g. gelobt und vermittelst aydes stad geschworen und zugesagt habe und einem frommen diener geburet und whol anstehet. Des zu vrkund hab ich disen brif mit aigener hand vndterschriben, gescheen zu Weymar Sontags nach conversionis Pauli 1553.

Materiell und formell weicht diese im Sächs. Ernestinischen Gesammt-Archiv zu Weimar befindliche Urkunde[1]) von den Dienstverschreibungen, wie sie in jener Zeit üblich waren, befremdend ab. Die Bestellung von Kundschaftern war in dieser Form überhaupt nicht gebräuchlich. Dass man damals in Weimar zu ungewöhnlichen und etwas abenteuerlichen Mitteln sich entschloss, erklärt sich aus der Lage. Johann Friedrich war noch nicht lange aus kaiserlicher Gefangenschaft zurückgekehrt, des grössten Theils seiner Lande verlustig, von dem Gipfel seiner mächtigen politischen Stellung verdrängt; mit Besorgniss schaute er auf die weitere Entwickelung der Dinge. Der alte Kurfürst, wahrscheinlicher noch seine Umgebung wollte das Haus Sachsen gegen weitere Fährlichkeiten durch rechtzeitige Auskundschaftung schützen. Dazu konnte kein sesshafter und kein unbedeutender Mann dienen. Der verpflichtete Hans Faust muss mit weiten und politisch unterrichteten Kreisen Fühlung gehabt haben.

Ausserdem fehlt in der Urkunde auffälliger Weise die durchaus übliche Erwähnung der Gegenleistung des Hauses Sachsen. Allerdings erhielt Faust seinen Lohn; auf der Rückseite des Concepts ist bemerkt, dass er auf Widerruf mit einem jährlichen Gehalt von 20 Gulden, einer für jene Zeit immerhin bedeutenden Summe, angestellt war. Aber dass diese Honorirung nicht in der Urkunde selbst bestimmt wird, lässt auf eine abnorme Stellung oder Qualität der Person des Hans Faust schliessen.

Nimmt man noch hinzu, dass das älteste Faustbuch den Doctor Faust aus Rod bei Weimar stammen lässt, worunter man nicht mit Scheible (Kloster 11, 342) Roda im

[1]) Canzlei-Concept. Reg. Rr. S. 1—316, Nr. 386. Das unterschriebene Exemplar der Urkunde fehlt leider, wenn es überhaupt existirte.

Altenburgischen, sondern die kleine noch heute bestehende Wüstungsgemeinde Kleinroda oder Rödichen bei Weimar zu verstehen hat; beachtet man ferner, dass des Doctor Faust Aufenthalt im Kursächsischen beglaubigt ist, so hat die Identificirung dieses merkwürdigen politischen Agenten Hans Faust mit dem ja auch politisch thätigen Dr. Johann Faust etwas Verlockendes. Entgegen steht jedoch der gewichtige Umstand, dass der Doctor schon ein Dutzend Jahre für uns verschollen ist und wohl gestorben war, als die oben mitgetheilte Urkunde ausgestellt wurde. So lange also nicht das Leben des Doctors entgegen der jetzigen Annahme über das Jahr 1540 hinaus verfolgt werden kann, darf in dem Hans Faust unserer Urkunde, über dessen Vorleben und Thätigkeit in weimarischen Diensten jeder weitere Beleg fehlt, nur ein Träger des auch früher vorkommenden Namens gesehen werden.

Weimar. C. A. H. Burkhardt.

Die streitenden Liebhaber.

Man verstatte mir, noch einmal (vgl. Vierteljahrschrift 1, 111 ff.) auf das Motiv der im Rostocker Liederbuche (1605 – 1608) von Peter Fabricius aufgezeichneten Gesangsposse, welches ich vor einem Jahre nur bei dem Holländer Cats (1634) nachzuweisen vermochte, zurückzukommen. Unter den mir seither bekannt gewordenen Bearbeitungen ist die älteste die von Boccaccio in seinem 1338 begonnenen Jugendwerke Il Filocolo gelieferte. Zur Verherrlichung seiner Geliebten Fiammetta hat der italienische Dichter mit kühnem Anachronismus in die romantische Liebesgeschichte des Florio und der Biancofiore eine Episode eingeschaltet, welche die geselligen Unterhaltungen der vornehmen neapolitanischen Kreise des 14. Jahrhunderts lebendig genug vor Augen führt. Filocolo, wie sich der seiner nach Ägypten entführten Geliebten nachreisende Florio nennt, wird nach Neapel verschlagen und gelangt in eine heitere Gesellschaft, welche sich im Garten ähnlich

der berühmteren des Decamerone ergötzt; doch nicht Novellen bilden den Stoff der Unterhaltung, sondern ein an die provenzalischen Tenzonen[1]) erinnerndes und offenbar aus ihnen hervorgegangenes Fragespiel.[2]) Die erste Liebesfrage wirft, von der Königin Fiammetta aufgefordert, Filocolo selber auf. Bei einem Feste, erzählt er, geriethen zwei Liebhaber eines Mädchens in Streit, welcher von ihnen der bevorzugte sei. Da die Mutter der Jungfrau gleichfalls zugegen war, baten sie diese, 'che alla figliuola comandasse che o con parole o con atti dimostrasse, qual di loro da lei piu fosse amato.' Lachend erfüllt die Mutter, indem sie die Tochter herbeiruft, ihren Wunsch. 'Disse la giouane: Ciò mi piace; et guardati amendue alquanto, uideche l'uno haueua in testa una bella ghirlanda di fresche herbette e di fiori, et l'altro senza alcuna ghirlanda dimoraua, allhora la giouane, che similmente in capo una ghirlanda di uerdi fronde haueua, primieramente leuò quella di capo a se, et a colui che senza ghirlanda le staua dauanti, la mise in capo, et appresso quella che l'altro giouane in capo haueua, ella prese et a se la pose, et loro lasciati si tornò alla festa, dicendo ch'il commandamento della madre et lo piacer di loro haueua fatto.' Da die Jünglinge nun wieder uneins sind, welche Gunstbezeigung als die höhere anzusehen sei, richtet der Erzähler Filocolo dieselbe Frage an die Zuhörer, und Fiammetta entscheidet, 'che quegli ch'il dono della ghirlanda ricevette, sia piu dalla giouane amato.'

Die Frage gefiel und ward in der italienischen Litteratur noch öfter verwerthet.[3]) In einem Streitgedichte zwischen einem Adriano und Frate Andrea da Pisa[4]) sind es drei Liebhaber, der dritte erhält einen scherzhaften

[1]) Vgl. H. Knobloch, Die Streitgedichte im Provenzalischen und Altfranzösischen. Breslauer Diss. 1886.

[2]) Filocopo, Vinegia 1551 Bl. 202ª (Buch 5).

[3]) Die folgenden Nachweise entlehne ich der trefflichen Geschichte der italienischen Litteratur von A. Gaspary 2, 7. 638 (1888).

[4]) Nach einer Florentiner Handschrift aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts gedruckt bei Wiese, Giornale storico della letteratura italiana 2, 124 f. (1883): Tre giovan son piacenti et saggi.

Backenstreich. Ähnlich lässt der 1571 gestorbene Andrea Calmo[5]) in seiner ersten Ekloge die Schäferin Lidia ihre drei Bewerber behandeln:

Hor son contenta. Dami'l capel, Notola,
E prendi sta ghirlanda, per residuo
Di quant' amor tu poi sperar da Lidia,
E tu Turbido accetta in testimonio
Questo capelo, in cambio del tuo baculo
Per saldo, et resto al nostro matrimonio.
Prendi ancor tu l'acuto dardo, Lucido,
Che fia per pagamento del tuo ambastio
E riuolgi la mente al altro stimulo.

Genau an Boccaccio schliesst sich ein Angelo Poliziano († 1494) zugeschriebenes Sonett[6]) und eine 1575 entstandene Schäferkomödie Il pentimento amoroso von Luigi Groto[7]) an. In der letzteren erscheinen zwei Hirten Nicogino und Ergasto, welche einander die Liebe der Schäferin Dieromene streitig machen und auf Pans Rath ihre Entscheidung erbitten. Nachdem beide ihre Sache lang und breit vorgetragen, gibt Dieromene die unerwartete Antwort:

Poi ch'altro a dir non resta, tu Nicogino
Prendi la mia ghirlanda, e'n testa portala.
Tu Ergasto sii contento, ch'io mi pigli la
Tua e sopra il capo a me la ponga.

Grotos Lustspiel fand in Frankreich und, was meines Wissens noch nicht beachtet worden ist, in Deutschland Beifall. Eine französische Übersetzung La Dieromène ou le repentir d'amour, pastorale von Roland Brisset erschien Tours 1592 und Paris 1595; und nach dieser arbeitete Zach. Lund vor 1636 sein prosaisches Schäferspiel: Rew vnd Leidt vber die Liebe der Schäfferin Dieromene.[8])

---

[5]) A. Calmo, Le giocose moderne et facetissime Egloghe Pastorale. Trivigi 1600 p. 17.

[6]) Poliziano, Opere volgari ed. Casini 1885, p. 268: Con ciò sia che sien dui diversi amanti.

[7]) Ich benutze die Ausgabe: Venetia 1585. Die angeführte Stelle steht Bl. 21b (Act I Sc. 4). Vgl. auch Klein, Geschichte des Dramas 5, 151—153 (1867).

[8]) Vgl. Herrigs Archiv 82, 109, wo ich aber den Zusammenhang mit Brisset und Groto noch nicht bemerkt habe.

Längst jedoch war in Deutschland die kluge Antwort der umworbenen Dame auf anderem Wege bekannt und beliebt geworden. Früher als in Frankreich und England war hier eine Übertragung von Boccaccios Roman Filocolo erschienen, welche mehrfache Auflagen erlebte und auch in Feyerabendts 'Buch der Liebe' (1578 u. ö.) aufgenommen wurde.[9]) Die erste Ausgabe, betitelt 'Ein gar schone newe histori der hochen lieb des kuniglichen fursten Florio vnnd von seyner lieben Bianceffora', ist 1499 zu Metz gedruckt und fügt der Erzählung Philocolos (Bl. lxxiij^b—lxxv^a) einen charakteristischen Holzschnitt bei.

Somit ist die Vermuthung, dass die in Rostock um 1605 aufgezeichnete Gesangsposse direct aus Boccaccios Filocolo herstamme, durchaus zulässig. Der Gang der Handlung, insbesondere die Einführung der Mutter, welche in den übrigen aufgezählten Darstellungen fehlt, und einige übereinstimmende Ausdrücke sprechen vollends für einen engeren Zusammenhang mit dem beliebten Romane. Viel undeutlicher ist dieser Zusammenhang in einem sechsstrophigen Liede bei Melchior Franck, Tricinia nova 1611 Nr. 15. Auch hier zwei Liebhaber, welche von der Jungfrau in der bekannten Weise abgefertigt werden; aber keine Dramatisirung, sondern Erzählung; die Figur der Mutter ist auch hier fortgefallen. Hoffmann von Fallersleben, der die Dichtung in seine Deutschen Gesellschaftslieder (1860) 1, 21 Nr. 12 mit der Überschrift 'Tenzone' aufnahm, wies durch die letztere richtig auf den Ursprung derselben hin, wenn ihm auch die eigentliche Quelle verborgen blieb.

Dagegen irrt Ellinger, wenn er Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 311—313 sich bemüht, antike Elemente in dem Franckschen Liede nachzuweisen. Er geht nämlich von der von Titz verdeutschten poetischen Erzählung Rhodopis des Holländers Cats (1634)[10]) aus, in der dasselbe Motiv verwerthet und wie im deutschen Volksbuche illustrirt wird: die Ägypterin Rhodopis theilt so ihre Gunst

---

[9]) Goedeke 1^2, 353 f. H. Herzog, Germania 29, 216—218. — Die Übersetzung des Filocope von Adrien Sevin erschien Paris 1542. 1555. 1575, die englische von H. Grantham London 1567 und 1587.

[10]) S. Vierteljahrschrift 1, 112.

zwischen dem Dichter Knemon und einem Hofmanne. Aber Ellinger übersieht dabei, dass dieser Zug nicht in den von Cats benutzten antiken Quellen[11]) vorkommt, sondern erst von diesem frei hinzugesetzt ist.

Es bleibt also Boccaccio der älteste Gewährsmann der Erzählung und ist vermuthlich auch als ihr Erfinder anzusehen. Höchstens kann man sein Vorbild in der provenzalischen Dichtung suchen, in der schon mehrere der anderen unter Fiammettas Vorsitze aufgeworfenen Liebesfragen wiedergefunden worden sind. Auch der Vierteljahrschrift 1, 112 citirte Schwank von dem Weibe und den drei Liebhabern, den Wackernagel[12]) aus einigen von Isidor aufbewahrten Versen des Ennius herleitet, hat doch erst in einem solchen Joc partit zwischen Savaric de Mauleon, Gaucelin Faidit und Uc de la Bacalaria[13]) seine eigentliche Ausprägung und Zuspitzung erhalten.

Berlin. Johannes Bolte.

Nachtrag
zu: Wielands Berufung nach Weimar.
(Die Züricher Abschiedsrede.)

Vierteljahrschrift 1, 353 habe ich fälschlich die Bemerkung der Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Deutsche Litteraturdenkmale 7. 8 S. 567 Z. 18), Ah quel Conte sei für Wielands Goldnen Spiegel das Vorbild, auf die Psammis-Episode eingeschränkt. Jetzt erst konnte ich das mir damals unzugängliche Werk wieder in die Hand bekommen. Der Recensent liess sich offenbar durch die Verwandtschaft

[11]) Herodot 2, 134 f. Aelian, Var. hist. 13, 33. Strabo p. 808 Casaub. Plinius, Hist. natur. 36, 12, 82. Vgl. Diodor 1, 64. Athenaeus p. 596b. O. F. Kleine, Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft 1835, 186—190.

[12]) Zeitschrift f. deutsches Alterthum 6, 292. R. Köhler, Germania 6, 306.

[13]) Bartsch, Chréstomathie provençale[2] p. 151 (1868). Knobloch, Die Streitgedichte 1886 S. 44.

der Crébillonschen Figur des Schah Baham mit der Wielandschen des Schah Gebal leiten; aber obwohl Wieland eine besondere Vorliebe für jenen Schah bekannt hat (Gedanken über eine alte Aufschrift S. 5), finde ich kaum eine engere Beziehung des Schah Gebal zu ihm, als zu dem Sultan im Sopha, auf welchen ich 1, 357 verwies. Ausserdem mag den Recensenten der 8. Theil des Ah quel Conte verführt haben, worin ein Stückchen Höflingswirthschaft und Kammersitzung abspielt; Politisches also wie im Goldnen Spiegel, aber keine vorbildliche Scene. Und eine solche kann ich überhaupt nicht entdecken. Crébillons Ecumoire gibt zweifellos engere Anknüpfung.

Es sei erlaubt, an diese nöthige Berichtigung eine kleine Nachlese anzuhängen.[1]) Ich hätte die Behauptung, dass Wieland den Prinzen die Ansichten seines Goldnen Spiegels vorgetragen habe, durch Verweise auf seine Äusserungen in den nächsten Jahren stützen sollen. Er denkt über die Wichtigkeit der Erziehung noch 1775 gerade so wie zur Zeit der Abfassung der scheschianischen Königsgeschichte (vgl. T. Merkur 1775 2, 134; oben 1, 406); er betrachtet, wie die politischen Berichte des Merkurs zeigen[2]) (vgl. besonders 1773 1, 276), auch die gegenwärtigen Ereignisse vornehmlich als Belege für die Morallehre, als Beispiele von Grossmuth, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Menschenliebe (vgl. 1773 3, 291). wie schon früher die Geschichte überhaupt (oben 1, 409); er rühmt die Reisen Friedrichs und Josefs (1773 2, 297 f.), wie er ehedem das Reisen den Fürsten ans Herz legte (oben 1, 428); er sehnt wiederholt das Ende der Kriege herbei, wie er auch vorher friedliebend war (oben 1, 427); er sieht die Glückseligkeit der Staaten nach wie vor in der Moralität der Menschen (1773 1, 276) u. s. w.

---

[1]) Richard Heinzel machte mich aufmerksam, dass im Briefe S. 375 statt des unverständlichen en joli vú zu lesen ist: enjolivée.

[2]) Springer war damit beauftragt; aber ob er der Berichterstatter ist, wird durch Wielands Ausgewählte Briefe 3, 149 fraglich. Wer er auch war, damals am allerwenigsten hätte der Herausgeber des Merkurs eine von der seinen abweichende politische Meinung vorbringen lassen.

Über das Ziel seiner Morallehre bietet Wielands 'Vorbericht zum Anti-Cato' (T. Merkur 1773 3, 99 ff., besonders S. 109) genaueren Aufschluss, als ich oben 1, 416 f. gab; auch catonische Tugend lehnt er als Schwärmerei ab; die Anrede der 'Tugend' an Herkules (T. Merkur 1773 3, 152 ff.), d. i. an Carl August[3]), erlaubt sparsamen Genuss der Lust.

Die Art, wie Wieland Moral vortrug, lässt sich aus einer Anmerkung im Teutschen Merkur 1773 3, 177 vermuthungsweise schliessen; er sagt da, die Sittenlehrer möchten 'statt allgemeiner Theorien (die uns in der Ausübung fast immer ungewiss lassen) sich häufiger mit genauer Erörterung dessen, was in besondern Fällen moralisch recht ist, beschäftigen'. So verspricht er einen Dialog über die Frage, ob ein Staat unter einem schwachen oder unter einem bösen Regenten in grösserer Gefahr sei übel regirt zu werden, und ich bin überzeugt, dass die Weimarischen Prinzen diesen unter dem Titel 'Stilpon' (T. Merkur 1774 3, 295 ff.) veröffentlichten und andere Dialoge, die Wieland bereit liegen hatte, deren Freiheit aber, wie er sagt, die Drucklegung nicht erlaubte, dem Inhalte nach hörten. Das Aufwerfen solcher 'akademischen Fragen', wobei das 'Für und Wider einer zweifelhaften moralischen Aufgabe' untersucht wurde, ist für Wielands Charakter, Wissen und Lehrmethode bezeichnend; entschieden war er nicht, Systeme missachtete er, die praktische Ausbildung glaubte er so am besten zu fördern.

Auch den angeblich 'nach dem Englischen' mitgetheilten 'Unterricht eines alten Persischen Monarchen an seinen Sohn' (T. Merkur 1773 3, 167 ff.) hat sicherlich Wieland für seine fürstlichen Zöglinge berechnet, wenn er auch gegen einige Punkte dieser 'Regierungskunst' polemisirt; sie ruht auf demselben Grunde wie die Vorschriften des Goldnen Spiegels, ergänzt diese durch praktische Rath-

---

[3]) Die Wahl des Herkules ist zum Geburtsfest des Durchlauchtigsten Herzogs Carl August, Erbprinzen zu S. W. u. E. aufgeführt worden; so lautet der Titel im Merkur; der offenbar officielle Einzeldruck des lyrischen Dramas nennt den Erbprinzen nicht Herzog, sondern Durchlauchtigsten Fürsten; darnach ist doch wohl 1, 432 zu berichtigen.

schläge. Wielands Zusätze zu dem 'Unterricht' sind wegen der darein versteckten Ausfälle auf französische Justiz (S. 182) und die Zersplitterung Deutschlands (S. 177 f.) beachtenswerth. Über die Schwierigkeit der Wahlen in den kleineren Republiken des römisch-deutschen Reiches d. h. in den Reichsstädten spricht er hier wie im 'Stilpon', und die gleichzeitigen 'Abderiten' spotten lustig über das Kleinwesen solcher Städtlein. Trotzdem wird auch hier nirgends deutlich deutsche Einigungspolitik getrieben.

Wie enge die erwähnte, im Septemberheft des Merkurs 1774 gedruckte 'Unterredung' 'Stilpon oder über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara' mit Wielands Erzieheramt zusammenhängt, lässt sich an dem durch den Inhalt nicht bedingten Schlusse prüfen: der Philosoph wird des Landes verwiesen d. h. Wieland wird seines Einflusses auf Carl August beraubt (vgl. oben 1, 433). Noch deutlicher tritt dieses Ereigniss in der an den Goldnen Spiegel anknüpfenden 'Geschichte des Philosophen Danischmende' heraus, die im Januarstück des Merkur 1775 beginnt. Auch Danischmende wird aus dem Reiche vertrieben; doch mit guten Wünschen des Sultans. Natürlich ist Danischmende wieder Wieland selbst. Es ist von einigem Interesse, an Danischmende zu beobachten, wie die Zurücksetzung in Weimar auf Wieland wirkte. Zunächst preist er die häusliche Glückseligkeit, die er jetzt in der Musse erst recht genoss, als das einzige sichere Gut; seine Frau rückt nun in seine Schriften ein und wird als Perisade (vgl. Ausgew. Briefe 3, 238) aufs liebevollste gezeichnet. Sodann kommt der Verdruss über das vorzeitige Ende seines Einflusses in einer politischen Schwenkung zum Ausdruck; der verdrängte Prinzenerzieher schwärmt nun wieder wie in seiner Jugend für die kleinen Freistaaten (T. Merkur 1775 2, 52), feiert die Erhebung der Colonien von Nordamerika (2, 93) und decretirt: die grossen und kleinen Sultane sind die ersten Ursachen alles Übels in der Welt (2, 47), was er freilich später abschwächt, um den Bonzen ihr Schuldtheil nicht zu verkürzen (2, 110). Ja noch mehr: Wieland wird in dieser Zeit den Anschauungen der Sturm- und Drangperiode zugänglich. Es gibt Augenblicke, ruft Danischmende aus,

wo die Natur zu laut schreit, um sich übertäuben zu lassen. Aus seinem Munde kommen nun Phrasen, wie: ich möcht' toll werden über die dummen Einrichtungen in der Welt! oder: das Herz im Leibe blutet einem ehrlichen Kerl, der u. s. w. (T. Merkur 1775 1, 58 f.). So hatte der Hofphilosoph des Schah Gebal früher nicht gesprochen. Jetzt vertheidigt derselbe Wieland den Enthusiasmus (dem Kalender gegenüber), der im 'Anti-Cato' ihn verworfen hatte. Jetzt nimmt der Popularphilosoph die Individualität des Naturmenschen in Schutz (1775 3, 254), wenn er auch das Krankhafte des Geniewesens klar sieht (3, 265).

Seinem jungen Fürsten hat sich Wieland mit solcher Wandlung nicht entfremdet, seine monarchische Gesinnung hatte ja nur einen kleinen Stoss bekommen; es ist zur Genüge bekannt, dass er schon 1777 die Volkssouveränität bestimmter verwarf als im Goldnen Spiegel.

Wenn Wieland zu Anfang des März 1775 schreibt: er könne sich nicht von einem Prinzen, dem er sich ganz zu eigen gegeben habe, gerade zu einer Zeit, wo er seine Freunde am nöthigsten habe, entfernen (Ausgew. Briefe 3, 200), so lässt eben diese Äusserung erkennen, dass seine Stellung zu Carl August nur äusserlich, nicht auch innerlich verändert war. Und darum ist es nicht belanglos, hier auf den Anflug von Naturburschenthum bei Wieland hinzuweisen und an das Titanenthum in seiner auf den Erbprinzen berechneten 'Wahl des Herkules' zu erinnern. Wieland kam den Neigungen des Fürsten, seine kraftvolle Natur auszuleben, entgegen; er durfte das jetzt entschiedener, da er mehr Freund als Erzieher war, und er that es wohl absichtlich, um dem veralteten Hofwesen, in welches Carl August nun eingeführt wurde, entgegen zu arbeiten. So ist des Herzogs Übergang vom Vertrauen auf Wieland zur Freundschaft für Goethe nicht mehr ein erstaunlicher Sprung. —

Zum Schlusse möchte ich hier eine oben 1, 349 u. ö. als Quelle benutzte ungedruckte Rede Wielands mittheilen; als einzige Probe der Art, wie er zu seinen Schülern sprach, ist sie an sich von Werth und erlaubt doch auch einen Schluss auf seine Vortragsweise vor den Weimarischen Prinzen.

Die Rede hat er seinen Zürcher[4]) Schülern, Grebel und den beiden Ott, zum Abschied gehalten. Sie ist aus dem Nachlasse Paul Usteris in den Besitz des H. Regierungsrathes Hagenbuch in Zürich gekommen; ich verdanke ihre Kenntniss meinem Freunde Bächtold. Die Handschrift ist nicht die Wielands. Sie ist auch nicht eine gleichzeitige Abschrift von Wielands Original oder eine Niederschrift nach seinem Dictat, weil der Schreiber das spätere Todesjahr Grebels beigesetzt hat. Eine zweite ebenfalls fremde Hand (vielleicht Usteris) hat nicht nur eine grosse Zahl von Fehlern, aber nicht alle, verbessert, sondern auch Lücken ausgefüllt; die Fehler sind zumeist Hörfehler; es handelt sich also um ein Dictat. Nun sind zwei Ableitungen möglich: entweder copirte der Schreiber ein schlecht geschriebenes Dictat Wielands — etwa die Nachschrift eines der drei Schüler — und der Corrector hat theils conjicirend, theils durch genauere Lesung undeutlicher Stellen nachgebessert; oder dem Schreiber selbst wurde aus einer älteren guten Niederschrift dictirt und der Corrector tilgte seine Fehler nach der Vorlage aus. Für die Echtheit der Überlieferung sind beide Ableitungsarten ziemlich gleichwerthig. Ich gebe die Handschrift mässig verbessert in Druck, regle Accente und Interpunction, deren zahllose Kommata sich am besten aus Pausen des Dictirenden erklären, ändere Hörfehler wie sens statt sans, pié statt pied, ces statt ses, empreuntés, notres entretiens frequens oder Schreibfehler wie par statt pour u. dgl. m.

Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass sich Wieland selbst der französischen Sprache beim Unterricht gelegentlich bedient hat, sie war ihm damals sehr geläufig und ihr Gebrauch entsprach wohl der Sitte der feineren Züricher. Auffallender ist der rhetorische Schwung der Rede, weil diese Sprechweise den damaligen Druckwerken Wielands nicht so eigen ist; er bestätigt das Zeugniss über seine hinreissende Beredtsamkeit, das Erfurter Zuhörer ihm ausstellten (oben 1, 346). Doch ist kein falscher Prunk zu sehen, alles athmet echte Wärme und wirkliche Liebe zu seinen Schülern.

[4]) nicht Bernern, wie ich oben 1, 349. 350. 353 und im Register irrig schrieb.

Der Inhalt ist in drei Punkten besonders wichtig. Die Äusserungen über Religion und Christenthum sind entschiedener, als sie sonst in Wielands zumeist allgemeiner Tugendlehre fallen; sie erwecken aufs neue den Wunsch, L. Hirzel möge die erhaltene Nachschrift von Wielands Religionsunterricht veröffentlichen (vgl. Archiv für Litteraturgeschichte 12, 603). Es ist aber wohl zu beachten, wie Wieland seinen oft gelehrten Satz, dass die Tugend Freude nicht ausschliesse, auch auf die Religion anwendet; asketisches Christenthum ist nicht in ihm. — Dann fesseln die Urtheile über Frankreich, bewundernd für seine Kunst und Wissenschaft, verächtlich gegen seinen Luxus und seine Sittenlosigkeit. Sie sind die Vorläufer dessen, was im Goldnen Spiegel über die Nachbarn gesagt wird (oben 1, 352 f.), und der Ansichten, die Wieland zu seinen Aufsätzen über die französische Revolution mitbrachte. Auch die Auswahl französischer Lektüre ist charakteristisch. Sie führt auf den dritten bemerkenswerthen Punkt: die Betonung der Politik im Unterricht. Schweizerisches Republicanerthum steckt Wieland im Blute und sein letztes Ziel ist, seine Schüler zu guten Bürgern und Beamten zu erziehen.

Mit einigem Erstaunen wird man auch die Weltklugheit beobachten, welche der 26jährige Predigersohn, der doch niemals in der Welt gelebt hatte, entwickelt. Auch sie ist ein Beweis, dass er schon am Ende seines Züricher Aufenthaltes aus den höheren Sphären auf die Erde zurückgekehrt war, wenn sie auch mehr aus Büchern als aus Erfahrung geschöpft ist. Ich möchte einen Theil derselben als Lehre seines Freundes Zimmermann ansprechen; deutlich hat auch dessen Werk über die Einsamkeit eine der Ermahnungen beeinflusst.

Und nun möge der Wortlaut der Rede folgen.

C. M. Wieland
à ses élèves de Zurich, Jean Conrad Ott, Jean Gaspar Ott, et Jean Rodolphe de Grebel (mort a° 1762 [? 1767 ?]).

Messieurs,

je ne saurais me séparer de vous, sans m'entretenir avec vous pour la dernière fois sur le pied du rapport qui à subsisté entre nous pendant le cours entier de cinque années.

si je vous ai regardés comme des sacrés depôts confiés à moi par vos parens, et par votre patrie, si j'ai employé tout ce que je puis avoir de talens et de lumières pour développer en vous le germe de toutes les perfections que la nature a mises dans vos âmes, si je vous ai inspiré l'amour du vrai, la connoissance du bon, et le goût du beau, si je vous ai fait sentir les germes divins de la vertu, et la force puissante de la religion, si j'ai porté devant vous le flambeau de l'expérience et de la sagesse de tous les âges, si j'ai pris soin de ne vous laisser rien ignorer dont l'ignorance est un mal — Accordez-moi pour la dernière fois cette attention et cette docilité qui a secondé mes travaux passés, et permettez que je vous rappelle les principes, qui si vous les prendrez pour guides de votre vie ne manqueront pas de vous conduire à ce dégré de perfection, et de bonheur où je désire vous voir arrivés un jour.

je vous ai dévoilé la nature humaine. L'étude plus importante de l'homme, le point, où toutes nos recherches, toutes nos connoissances se doivent concentrer, c'est l'homme. Vous sentez l'excellence de sa constitution, vous connoissez ses rapports, ses fins, ses désirs, ses espérances. C'est l'amour de vous-même qui vous oblige à aimer vos semblables. C'est la nature qui vous y porte, c'est la nécessité qui vous entraine, c'est la religion, la voix de Dieu, qui vous le commande. Aimez les hommes, ne souffrez aucune idée dans votre esprit, aucune inclination, aucune passion dans votre coeur, qui y donne atteinte. Faites plus, élevez votre âme à l'amour de la nature humaine. Les hommes ne sont pas toujours faits pour être aimés, mais la nature est toujours aimable. Honorez les talens, respectez les sages, aimez les vertueux. Que le sentiment de vos besoins vous rende toujours compatissans, que la connoissance de vos fautes vous rende faciles à pardonner.

N'oubliez jamais ni la dignité, ni la foiblesse de l'homme.

Que la première respire dans vos sentimens, qu'elle règle vos actions, qu'elle anoblisse vos plaisirs. Que la dernière vous rende circonspects dans votre conduite, lents à condamner, et toujours disposés à croire les hommes plutôt malades, que méchans.

Vous désirez vivement d'être heureux: jouissez du bonheur de vos semblables, cherchez d'y contribuer, rendez les heureux, et vous le serez vous-même. Le sage, le vertueux, l'ami des hommes trouve mille moyens de satisfaire ses inclinations bienfaisantes. Sa seule présence embellit tous les lieux, et porte la paix et la joie dans tous les visages; il se réjouit avec les heureux, il partage les peines des affligés: ses soins, ses conseils, ses services sont à tous les gens de bien; il fait la gloire et le bonheur de ses parens, de son épouse, de ses enfans, de ses amis. Ce n'est pas par ce qu'on appelle liberalité, par une bourse toujours ouverte; c'est par la bonté du coeur, par la justice, par

la douceur et la facilité du caractère, par la gayeté de l'humeur, par la complaisance et par toutes les autres vertus sociales, qu'on fait le plus de bien aux hommes; c'est en remplissant bien tous les devoirs, qui naissent de notre état et de nos rapports, que nous sommes véritablement heureux, et que nous répandons le contentement et la joie sur tout ce qui nous approche. Vous avez appris la juste valeur des choses: la noblesse du sang, les dons de la fortune, la beauté, l'esprit, le génie valent tout ou rien selon l'usage qu'on en fait. Un beau fat, un riche faquin, un genre de talens, qui a le coeur vicieux, n'en sont que plus méprisables.

Se faire un mérite de sa figure, de sa parure, de son opulence, c'est avouer qu'on manque de tout autre mérite; c'est déclarer devant tout le monde, qu'on se sent ni esprit, ni connoissances, ni vertu. Les hommes de cette espèce ne doivent rien ni à la nature, ni à eux-mêmes. C'est le tailleur, et le perruquier, qui partagent avec le marchand à étoffes et la brodeuse l'honneur de les avoir créés. Depouillez-les de ces perfections empruntées, en quoi diffèrent-ils des Orang-outangs de l'Amboin!

Vous conviendrez sans peine Messieurs le ridicule extrême de ces fous-là. Mais n'oublierez-vous jamais que l'homme aux talons rouges qui contemple avec grande satisfaction sa jolie figure dans tous les miroirs, et l'homme d'esprit, qui ne cesse jamais de nous faire sentir sa supériorité, qui décide tout et n'a des oreilles que pour lui-même, ont tous les deux le cerveau également blessé et sont également ridicules aux yeux des hommes sensés.

La modestie accompagne et rélève le vrai mérite. Faites voir aux autres, que vous les estimez, que vous sentez votre infériorité, et que vous oubliez avec eux votre supériorité, et ils ne manqueront que rarement de vous rendre justice.

Il n'y a rien qui blesse d'avantage que la fierté et les airs hautains des gens qui se sentent au dessus de nous par quelque endroit que ce soit. La supériorité nous humilie, la modestie met une sorte d'égalité entre nous et les hommes qui nous surpassent; ce n'est que la modestie qui rend le mérite aimable.

Il y a un art où il est plus difficile de réussir qu'en tous les autres, et qui toute fois est le premier, le plus nécessaire, le plus utile, le plus beau de tous les arts. C'est l'art de vivre, c'est l'art où Socrate excellait. On aime à se tromper sur cet article, on se flatte de vivre, et on ne fait que végéter, on croit vivre en homme, et on ne vit qu'en reptile ou en papillon. L'homme qui vit véritablement, jouit de toutes ses facultés et de toute la nature; il connoit les avantages, et il sait en tirer profit. Inaccessible aux maux imaginaires, il jouit de tous les plaisirs réels. L'exercice perpétuel de son esprit, la pratique de ses devoirs, l'amitié, la bienfaisance sont pour lui des sources intaris-

sables de cette volupté pure et délicieuse dont nos Epicuréens modernes n'ont aucune idée. Il ne perd pas son tems à apprendre avec regret par la propre expérience, ce que l'expérience d'autrui lui aurait pu apprendre à moindre frais; il profite des vices et des vertus, des erreurs et des lumières de ceux qui ont vécu avant lui; il ne perd pas son tems non plus à faire des vains projets pour l'avenir, à poursuivre des biens chimériques, ou à se tourmenter des maux qui n'arriveront peut-être jamais. Il jouit véritablement du présent et préfère le bon qui est au meilleur qui n'est que possible; en un mot le sage, qui seul sait vivre, possède le secret d'étendre son existence en multipliant à l'infini ses plaisirs; et en laissant échapper aussi peu de momens qu'il est possible, sans être marqués ou par quelque belle action, ou par un sentiment agréable, ou par quelque autre acte, qui tend à l'amélioration de son état ou de celui des autres; et s'il a des talens supérieurs, il jouit par avance de son immortalité par l'espérance de vivre dans le souvenir des gens de bien, et d'être l'objet de l'amour et de l'admiration de la postérité la plus reculée; idée qui ne paroît ridicule qu'aux petits esprits, mais qui est très-naturelle aux âmes bien nées, et qui enivre des plaisirs les plus purs et les plus délicieux ceux qui savent s'y livrer.

Il faut savoir vivre avec soi-même, il faut savoir vivre avec les autres. Voilà les parties principales qui constituent ce grand art dont je parle. Permettez Messieurs, que je vous rappelle ici le précis de notre entretien fréquent sur cette importante matière.

La plupart des hommes s'ennuyent dans la solitude, et pourquoi? Ne savent-ils que faire avec eux-mêmes? Manquent-ils d'esprit pour penser, pour réfléchir? N'ont-ils rien à se dire? ou ont-ils leurs raisons de se cacher à eux-mêmes? Redoutent-ils quelque juge intérieur qui les démasque et qui leur reproche tout ce qu'ils cachent aux yeux du monde par ses dehors imposans? N'y auroit-il rien dans leur esprit, dans leur coeur, qui vale la peine d'être regardé! C'est précisément cela. L'homme sage et vertueux (je ne parle pas du sage idéal des Stoiciens) aime à se retirer chez lui, à se contempler soi-même, à s'entretenir avec ses pensées. Il y trouve toujours de quoi s'occuper. Il y a des erreurs à détruire, des vices à corriger, des connoissances à étendre. Il analise, il épure, il arrange ses idées, il consulte l'oracle de la raison, il étudie son coeur; il examine les principes de ses actions. C'est dans les entretiens solitaires qu'il découvre les enchantements trompeurs de l'imagination, et les moyens de s'en délivrer; c'est dans ces entretiens qu'il apprend tout-ce qu'il lui faut pour être réellement ce qu'il cherche d'être dans l'esprit des hommes.

Apprenez donc à vivre avec vous-mêmes, et sachez que tous les momens, où vous vous perdrez de vue pour vous livrer aux

illusions des objets qui vous entourent, sont autant de momens d'existence perdus pour vous.

Pour vivre bien avec les hommes il ne suffit pas d'être sage, vertueux, aimable; il faut avoir étudié le mécanisme de la nature humaine, il faut connoître la différence des tempéramens et des caractères, il faut connoître particulièrement ceux avec lesquels on est obligé de vivre. Il faut enfin de la modération, de la souplesse, et souvent de la finesse pour usage de toutes ses connoissances.

Prenez vos mesures, que les hommes vous puissent faire aussi peu de mal, et obligez-les à vous faire autant de bien, qu'il est possible. Les hommes les plus corrompus respectent la vertu, l'intégrité, l'innocence, quoique le sentiment de ce qu'ils sont eux-mêmes, rende naturellement difficile de supposer aux autres des vertus qu'ils aiment à croire impossibles. Quoiqu'en disent les misanthropes et les sots, le moyen le plus sûr de gagner une estime et une confiance générale, c'est de convaincre les hommes par sa conduite, qu'on est homme de bien. Il y a trois sortes de gens que je vous conseille d'éviter avec soin. Les sots, qui se piquent de lumières, les gens d'esprit libertins, et les prétendus philosophes, qui traitent la religion de fanatisme et la vertu de belle chimère. Vous allez séjourner quelque tems en France, Messieurs, vous connoîtrez par vous-mêmes la nation la plus aimable et la plus méprisable, la plus spirituelle et la plus insensée de l'univers. Vous avez étudié l'esprit des lois, c'est la France, qui vous en donnera le commentaire et la clef.

Nés dans le sein d'une république, entourés dès vos plus tendres années d'objets, qui ne vous présentèrent que l'image de la liberté, de l'égalité, de la simplicité, formés par la lecture des anciens républicains, disciples de Socrate, de Platon, de Plutarque — la France sera un monde nouveau pour vous; vous vous croirez transportés sur les îles imaginaires des romanciers, tout vous semblera enchantement et illusion.

On vous a parlé du luxe, on vous a appri à le détester avant de le connoître. C'est dans la capitale de la France que vous le verrez triompher. Gardez-vous d'en juger d'après les impressions qu'il fera sur vos sens. Vos yeux vous en présenteront tout ce qu'il a de plus séduisant, votre raison vous en fera sentir les suites, et votre humanité en frémira. Vous verrez la nature méprisée, le bonsens et la vertu ridiculisés, toutes les notices du vrai et du beau confondues. Vous verrez des hommes indignes de porter le nom de leurs ancêtres, qui se sentant incapables de faire honneur à leur sexe, s'efforcent à contrefaire les femmes; des femmes, qui se dépouillent à l'envie des Grâces de leur sexe pour plaire, et qui sont charmées d'être moins aimables pourvu qu'elles soient plus à la mode; vous verrez des hommes d'état travestis en petits-maîtres, des capitaines, qui ne ressemblent

à César, que par leurs exploits amoureux, des gens sortis de la fange, des traitans, des usuriers, qui insultent par leur fastueux étalage d'une opulence excessive à la nation qu'ils dépouillent; des femmelettes, qui décident à leur toilette du sort de l'Europe, et des moines qui forment les maitres du monde. Vous verrez tous les effets du pouvoir arbitraire, de la mauvaise économie, de l'irreligion, des plaisirs. Et si vous avez vu tout-cela, avec quelle satisfaction, si vous êtes sages, retournerez-vous dans votre patrie, dans un pays libre, où les hommes égaux par la nature, le sont aussi par les loix de l'état, dans une république, dont la médiocrité exclut les grandes passions, les grandes entreprises, les grandes fortunes, et les grandes maux; où la vertu, au lieu d'être ridicule, est essentielle au bien, et même à la sûreté de l'état, où ce sont les loix, qui vous gouvernent, les loix, qui vous protègent, les loix, qui vous jugent. Malheur à tout républicain, qui après avoir vu toute la pompe, qui environne les rois, ne pense ce que Solon pensa à la vue de la cour et des richesses de Croesus!

je vous ferais l'injure la plus sensible, Messieurs, si je vous croyois capables d'augmenter le nombre de ces jeunes étourdis, sans esprit, sans éducation, sans principes, qui ayant tué quelque tems à Paris dans la société du rebut des sots, s'en retournent avec un ridicule mépris pour la constitution, pour les moeurs, et la manière de vivre de leur patrie, et regrettent précisement, ce qui fait le malheur public de l'état qu'ils ont quitté. Si ces imbéciles avoient osé se produire dans les assemblées des honnêtes gens, s'ils n'auroient pas été trop barbares et trop nigauds pour éviter le commerce des sages, ils auroient appris au milieu de Paris, que c'est aux sujets d'un monarque, à louer, à envier le pays, les gens, les citoyens d'un état libre et médiocre; que ce faste, qui éblouit les yeux, ce luxe, qui enchante les sens et empoisonne le coeur, sont la source de mille et mille maux qui assassinent l'état, et que tous ces faquins du bel-air, que les jeunes étrangers prennent pour les modèles de l'élégance et de la belle manière de vivre, et qu'ils affectent de copier en vrais singes, sont précisément ce qu'il y a de plus méprisé pour les honnêtes gens, et ne servent à Paris qu'à exciter la bile des poètes et à faire rire le parterre.

Pour vous, Messieurs, qui avez appris à penser et apprécier les choses, vous tournerez en avantage, ce qui gâte l'esprit et les moeurs de la plupart des autres, et vous reviendrez, j'ose l'espérer, plus éclairés, plus aimables, plus accomplis d'un pays, d'où beaucoup de jeunes Allemands s'en retournent avec la santé affaiblie et l'innocence perdue pour jamais.

j'ai dit beaucoup de mal de la nation que j'aime le plus, quoique je n'en ai pas dit la centième partie de ce que leurs auteurs les mieux accrédités en disent. Je ne trouverai pas la

fin, si je me mettrois à dire tout le bien, que j'en pourrois dire. L'esprit du luxe agissant sur le fond du caractère national des François a poussé les plus beaux fruits. Ce qu'Athène étoit autrefois par rapport au génie des arts et de la philosophie, à la politesse, à l'élégance, Paris l'est aujourd'hui. Au milieu de cette ville voluptueuse et corrompue, vous trouveriez, si vous auriez le talent que l'ange Ithuriel accorde au Scythe Babouc, des sages, des patriotes, des gens aussi estimables par les qualités de l'esprit, que par celles du coeur, des hommes, qui unissent l'art de plaire aux mérites solides, des beaux-esprits géomètres et des philosophes qui sacrifient aux grâces, vous y trouveriez des femmes sensées et même vertueuses, à qui on pardonne la raison et la vertu en faveur des agrémens de leur esprit et des charmes de leur commerce. En un mot vous y trouveriez toute sorte de talens et de mérites, et si vous auriez envie de vous former un modèle idéal d'un homme parfait, c'est en France, c'est à Paris, que vous devriez chercher les originaux pour en prendre les différents traits dont l'assemblage formeroit votre homme accompli.

On entend toujours les gens qui ont voyagé parler de ce qu'ils ont vu. A les entendre, on ne voyage, que pour faire des grands yeux, à la vue de toutes ces étranges choses, qui ne sont pas communes chez nous. Ils ont vu des villes, des places, des temples, des palais, des jardins, ils ont vu des visages, des équipages, des cordons bleus, ils ont vu que le roi de France mange et boit comme un autre, et voilà tout. Ce sont là toutes les observations, qu'on fait ordinairement, et c'est pour apporter ces belles connoissances dans sa patrie, qu'on dépense son argent. je ne prétend pas, Messieurs, vous proposer les Platons et les Montesquieus pour modèles sur la manière de voyager, qui vous conviendra le mieux. Mais je suis persuadé que le tems et l'argent que vous employerez à séjourner dans des pays étrangers, vous pourroit procurer des avantages réels.

Les règles principales qu'il faudra suivre avec attention pour cet effet, sont d'éviter la dissipation, de bien distribuer votre tems, de chercher partout à vous instruire, et de vous ménager tous les jours quelques heures de retraite destinée à la lecture, et la réflexion sur ce que vous aurez observé ou entendu. Et puisque la mémoire la plus ténace est trop souvent la plus infidèle, je vous conseille de jeter sur le papier tout ce que vous jugerez digne d'être retenu.

je le répète faites de la lecture une des vos occupations les plus sérieuses, et laissez passer aussi peu de jours sans en employer deux ou trois heures dans votre cabinet. Les auteurs, que je vous conseille d'étudier avec le plus d'attention sont les caractères de La Bruyère, l'esprit des loix, les moeurs, l'ami des hommes du Marquis de Mirabeau, le livre de l'esprit, dont la lecture ne peut nuire, qu'aux esprits mal tournés, et l'histoire

naturelle de M. Buffon. Outre les bons historiens vous y joindrez toutes sortes d'ouvrages d'esprit et les pièces du tems, qui vaudront la peine d'être lues. Si vous négligez cet exercice, vous vous trouverez insensiblement l'esprit démonté et la tête vide; le vide sera rempli par mille et mille bagatelles, la raison s'éclipsera, le coeur sera ouvert à toutes sortes d'impressions, et il se pourroit très-bien, qu'en peu de mois vous seriez étonnés de ressembler à des originaux que vous méprisez à présent. Il faut du contrepoison pour prévenir les effets d'un air infecté. Rien de plus corruptible, que le commerce des gens du monde, de ces hommes légers, occupés uniquement à se divertir et à faire valoir les avantages les plus frivoles, de ces hommes qui pour être charmans n'en ont pas souvent l'esprit moins gâté ou le coeur moins vicieux, enfin de ces gens sans religion, sans principes, sans moeurs, dont le monde fourmille, et dont on ne sauroit éviter la rencontre qu'en évitant la société. Le moyen de vous garder des effets dangereux de l'exemple général, de la corruption qui a infecté toute la masse du monde, si ce n'est en fortifiant en vous par des lectures convenables les principes de la sagesse et de la piété, les goûts de l'ordre et les sentiments beaux et vertueux, en nourissant l'âme d'alimens sains et solides, et en élevant le coeur par les méditations les plus dignes d'une créature raisonnable, qui va répondre à Dieu de tout ce qu'elle a fait, et qu'elle n'a pas fait dans le peu d'années qui lui sont accordées pour bien vivre, et pour se préparer à mourir. — C'est pour cet effet, Messieurs que je vous prie de conserver de tems en tems quelques heures à méditer les vérités de notre religion et les livres divins qui les contiennent. La philosophie éclaire la raison, mais la religion seule nous inspire la force de résister aux tentations du monde, de vaincre nos passions et d'agir en immortels. Sans elle la sagesse n'est qu'un feu follet, sans elle la vertu languit et cède toujours en combattant. Ah! mes chers amis, que l'homme sage, que l'homme qui préfère la vertu à tout, seroit à plaindre, s'il n'auroit pas cette douce et consolante conviction que tout est bien dans le plan de l'intelligence infinie, et que tout sera enfin au mieux par ce que c'est elle, elle qui soutient, qui anime, qui gouverne l'univers. Qu'il seroit à plaindre si ses vues, ses efforts, ses espérances se bornoient dans le court espace de cette vie de théâtre, qui si elle n'étoit que ce que les Epicures modernes en font, ne vaudroit pas la peine d'être supportée! Ô religion, ô oracles sacrés de la sagesse céleste, ô espérances du chrétien, que serions-nous sans vous; exposés à tous les orages de la vie, en proie à nos erreurs, à nos doutes, à nos passions, opprimés par nos semblables, désolés par le spectacle affreux de tous les maux qui accablent l'humanité, nous trainerions une vie malheureuse pour nous précipiter dans l'abîme obscure de l'éternité ou du néant.

Vous connoissez le christianisme dans sa pureté, dans sa simplicité sublime, et vous seriez indigne de le connoître, si vous étiez capables de rougir de vous déclarer chrétiens au milieu d'un monde d'athées et d'Epicuréens. Ne parlez jamais de la religion, si ce n'est que l'occasion l'exige absolument, et alors parlez-en avec respect; mais faites voir par une conduite conforme à vue chrétien et digne des espérances du chrétien, que vous l'êtes.

La religion, vous le savez, n'est pas ennemie de la joie et des plaisirs qui conviennent à la nature, respirent la décence, et s'accordent avec la vertu. La nature, la société, les sciences, les beaux-arts vous présentent une infinité de plaisirs, qui pour être innocens et raisonnables n'en sont pas moins délicieux. Vous savez Messieurs combien les hommes se trompent sur cet article. La manie des plaisirs, ou fades et frivoles, ou criminels et pernicieux dans leur suite, cette fureur que vous verrez regner dans la capitale de la France, est la plus forte épreuve que ceux qui en sont possédés, ne connoissent pas les plaisirs réels. Ils épuisent leur imagination, ils émoussent leurs sens, pour chercher hors de la nature les plaisirs, qu'ils trouveraient dans eux-mêmes, dans leur coeur, dans celui de chaque homme, dans tout ce qui l'environne, s'ils étoient disposés à être heureux. Je vous l'ai dit mille fois, mes amis, les sages vous l'ont démontré, votre expérience leur rendra témoignage, ce n'est que le vrai, le bon et le beau qui sont les sources des plaisirs réels, et ce ne sont que les âmes belles éclairées et vertueuses qui sont en état d'y puiser. La vertu épure les plaisirs des sens, réalise ceux de l'esprit et enivre le coeur de délices, de transports, qui dans les moments où nous les éprouvons, nous semblent dignes d'être achetés par des siècles de peines et de travaux.

C'est dans ce qui mérite véritablement le nom de bonne compagnie, que vous jouirez des plaisirs les plus doux que la vie sociale vous peut offrir. Les savans, qui savent oublier qu'ils le sont, les beaux-esprits, qui savent se taire, les poètes, qui ne vous lisent pas leurs ouvrages, les guerriers qui ont de la douceur et de la compassion, les avocats, qui ne prouvent pas juridiquement tout ce qu'ils disent, les femmes, qui savent unir la vertu à la bonne humeur et la gayeté à la décence — toutes les personnes de cette trempe forment ce qu'on appelle la bonne compagnie.

Cherchez partout les hommes illustres, les vrais savans, les grands artistes; abordez-les avec le respect, qu'on doit aux talens rares et éminens sans leur parler de leurs ouvrages, ne vous piquez pas d'être connoisseurs avec eux, écoutez-les en homme intelligent, parlez peu et cherchez à profiter de leurs lumières.

Si vous répondez à mes voeux et à mes espérances, vous retournerez dans votre patrie plus éclairés, plus polis, plus aimables, vous laisserez aux François leurs folies, leurs préjugés et

leurs vices et apprendrez d'eux l'art de charmer l'esprit et de gagner le coeur, vous trouverez le secret d'allier le bon sens à l'esprit, la modestie au savoir, la vertu aux qualités agréables, la noble simplicité aux belles manières, la façon de parler d'un républicain austère aux moeurs douces et faciles d'un François. Vous continuerez pendant toute votre vie de cultiver votre esprit par anoblir vos sentiments, et d'apprendre à bien penser, surtout pour agir bien tout.

Le ciel qui a réglé votre destinée, vous donnera les occasions de vous rendre utiles à la société et de vous acquiter de vos devoirs envers votre patrie. Vous connoissez ces devoirs. Soyez bons citoyens, et si la patrie vous appelle, vous serez bon magistrats.

Apprenez l'art d'obéir, et vous saurez celui de gouverner. À quel état, à quels devoirs particuliers vous puissiez être appellés un jour, soyez vertueux, et vous honorerez la place, que vous occuperez.

Vivez heureux, mes chers amis! Que le ciel répande toutes ses grâces, toutes ses bénédictions sur vous. Que son esprit vous anime, que ses anges vous conduisent.

Puissiez-vous trouver partout des amis, qui vous aiment autant que je vous aime! Puissiez-vous remplir toutes mes espérances! Puissiez-vous faire le bonheur de vos parens et de vos amis! Puissiez-vous enfin devenir les ornements de votre patrie, et les modèles de ceux qui viendront après vous — Ici les expressions me manquent — mon coeur se fond; il s'exhale en voeux, et en bénédictions pour vous. Que le ciel daigne les exaucer, et je serai le plus heureux des hommes.

Zuric, ce 16. May 1759.

Graz. Bernhard Seuffert.

Goethe und Hygin.

Prometheum autem in monte Scythiae nomine Caucaso ferrea catena vinxit. — Sed de eius solutione haec memoriae prodita est causa: Cum Iupiter Thetidis conubium pulchritudine corporis inductus peteret, neque a timida virgine impetraret, neque ea re minus efficere cogitaret, illo tempore Parcae feruntur cecinisse fata, quae perfici natura voluit rerum. dixerunt enim, quicunque Thetidis fuisset maritus, eius filium patre fore laude clariorem: quod Prometheus non voluntate, sed necessitudine vigilans auditum Iovi nunciavit: qui veritus id, quod ipse Saturno patri fecisset in simili causa, ne patris regno privaretur, coactus destitit Thetim velle

ıxorem et Prometheo pro beneficio meritam retulit gratiam eum-
ɪue vinculis liberavit.

So Hygin. astrol. II 15 (wahrscheinlich nach dem astro-
ıomischen Epos des Kallimacheer Hermippos).

Goethe. Der befreite Prometheus.

[Kaukasos. Prometheus gefesselt. Tiefe Nacht.
Gesang der Parzen.]

Auf mächtigen Pfeilern
unten von Wogen des Meers umflossen
ruhen kühne Gewölbe.
Da dringen die Strahlen der Sonne
treffend herein und spielen mit
Immer lebendigen Schatten
Tief innen wohnet heiliger Dämmer
dort erwartet von allen
Schätzen des Meeres umgeben
Thetis den Gatten.

Ades der Erderschüttrer
Und Poseidon bauten sie auf
mit Kräfften der Götter.
Berge stürzten zusammen und
andre stiegen aufgerichtet
Empor, ewige Zeichen
Ihrer Herrschaft.

[Sonnenaufgang.
Prometheus
zur Sonne]

Auch meiner Seele nimmt hinweg Dein Licht den Gram
Des tiefen langen Sinnens über meinen Schmerz
Den unverdienten.

[zu den Parzen]

Höret an die ihr tief in der Nacht
in den Hölen geworfene Brut
auf den Thronen euch setzend dahin. —

Auf der Hyginstelle beruht auch:

So sangen die Parzen,
Es horcht der Verbannte . . .

Folglich hat Riemer mit Recht den gefesselten und
len befreiten Prometheus unterschieden. Dies Bruchstück
ʒehört zum befreiten und ist von dem ʻersten Monolog
ɜammt dem Chor der Nereiden', von dem Riemer spricht,
ɾerschieden. Ob schon Goethe oder erst Riemer die Ver-

wechslung oder Gleichsetzung der Okeaniden mit den Nereiden vorgenommen hat, bleibt dahingestellt.

Berlin. Carl Robert.

Parallelstellen zu Goethes Faust.[1]

Auf Faustische Anklänge an das deutsche Volkslied ist schon mehrfach hingewiesen worden; so hat Waldberg das 'Schwing dich auf, Frau Nachtigall' im 'Venusgärtlein' wiedergefunden und im Goethe-Jahrbuch 4, 349 ff. fernere Motive verfolgt. Das alte Runda dröhnt in Auerbachs Keller, wo auch der burschikose Vorschlag einer Papstwahl nicht bloss im allgemeinen dem lustigen Brauche der akademischen Jugend, sondern im besonderen der bekanntlich sehr zähen Überlieferung akademischer Trinkpoesie entspricht. Rudolphi Wasserhuns Kauff-Fenster, Hamburg 1644, enthält S. 57 ff. 'Ein Schmauslied' in Form einer derben Commersscene mit durchgeführter Verspottung katholischer Ceremonien; darin heisst es:

Frisch sauffet drein, sey du ein Schwein,
Ein Kalb er, ich ein Hase.

Es sitzen wir, an Zahl vnd Zier
Geleich den Cardinälen,
Ey last uns auch, nach Römschem Brauch,
Zum Bapste einen wehlen,

Lysista sol, so geht es wol,
Aus euch, O Jungfern, sehen,
Ob Phileman, genugsam kan,
Für einen Bapst bestehen.

Der Gewählte hält eine grosse Bierrede und schliesst den Chorus der Cardinäle mit einer eigenen Strophe ab. Welche Qualität den Ausschlag gibt, den Mann erhöht, bleibt hier nicht zweifelhaft. Unmittelbare Bekanntschaft mit Wasserhun ist schwerlich anzunehmen, nur das Nachleben seines Lieds in ähnlichen Kneipgesängen.

[1]) Ich möchte gleich eine leidige Verwirrung ausbessern, die in meinen Auszügen aus Goethes Tagebüchern die Jahre 1807 f. betroffen hat. Lies: 6. und 10. November, 13. Mai, 'zum 30.'.

Zum 'Spaziergang' eine Parallele aus J. G. Schochs Viertem Hundert poetischer Schertzreden 1660 S. 144 Nr. LIV:

Hertz-Stärckung.

Ein Weib, Toback und Bier, das kan das Hertze laben,
Wol dem der dieses kan beysammen immer haben.

Berlin. Erich Schmidt.

Bemerkungen und Nachträge zu H. Meyers Kleinen Schriften.

Im Archiv für Litteraturgeschichte 15, 201 hat W. von Biedermann einige Ergänzungen und Einwände zu meiner Einleitung vor Meyers Kleinen Schriften zur Kunst (Deutsche Litteraturdenkmale 25) vorgebracht, gegenüber welchen ich mir nachfolgende Bemerkungen erlaube.

Was mich veranlasst hat, in dem Aufsatz 'Chalkographische Gesellschaft zu Dessau' (Einl. S. IX) den Schluss von Propyläen II 1, 153 gleichfalls 'vorwiegend' Meyer zuzuschreiben und für Goethe nur mehr eine redigirende Mitwirkung anzunehmen, sind neben gewissen Stileigenthümlichkeiten, wie z. B. S. 155 im oberen und zu Anfang des mittleren Absatzes, S. 156 im zweiten Satze des unteren Absatzes u. a., — die Erwähnungen von Bildwerken, denen Goethe keine so eingehende Betrachtung gewidmet hat wie Meyer, wie 'die reizenden Gedichte des Julius Romanus aus dem Pallaste del T. zu Mantua' (S. 159), oder die Gemälde des Hannibal Carracci in Capo di Monte, die Goethe (Ital. Reise S. 186) gar nicht erwähnt, ferner eine Äusserung an Schiller (8. December 1798), wo er schreibt: 'Das zweite Stück der Propyläen ist nun ganz abgegangen. Manuscript zum dritten (= II, 1) ist vorräthig, wovon etwa nur noch die Hälfte zu redigiren ist' —, das wären, nachdem Goethe nach dem Brief an Schiller vom 21. Juli schon damals mit Redaction seiner eigenen und der Meyerschen Aufsätze für das 3. Stück, darunter der Niobe, beschäftigt war, nur noch die Aufsätze über die Restauration von Kunstwerken, über die chalkographische Gesellschaft und die

Nachricht an Künstler und Preisaufgabe. Ich gestehe, dass auch hiermit eine vollgiltige Entscheidung über den Antheil beider Verfasser an dem fraglichen Aufsatz noch nicht gewonnen ist. Wenn im letzten Theil Meyer an vielen Stellen unverkennbar ist, so finden sich im zweiten Theil, der Beurtheilung einzelner Kupferstiche, viele Stellen, die unbedenklich Goethe zugewiesen werden dürfen; vielfach bekommt man den Eindruck, als ob die Beschreibung des Gegenstandes von Goethe, die Beurtheilung der Ausführung von Meyer herrühre.

Dass die 'Weimarische Kunstausstellung von 1801 u.s.w.' (Einl. S. LXXII) im Journal des Luxus und der Moden 1802 S. 113 Goethe allein zugeschrieben wird, kann gegenüber den von mir für Meyers Antheil vorgebrachten Gründen deswegen nicht ins Gewicht fallen, weil Goethe den Aufsatz 'im Namen der vereinigten Kunstfreunde' unterzeichnet hat und daher der Kürze halber auch als der alleinige Verfasser bezeichnet wurde, obwohl schon der Wortlaut der Unterzeichnung diese Auffassung ausschliesst. Vgl. Einl. S. CLXII zu 1831 und Brief Goethes an Wieland Goethe-Jahrbuch 9, 108.

Ähnlich verhält es sich mit dem 'Bericht über den Zustand des herzogl. freien Zeicheninstituts u. s. w.' (Einl. S. C f.). Wenn im Morgenblatt 1807 S. 1163[b] ein Passus aus diesem Bericht mit den einleitenden Worten abgedruckt ist, dass er 'den Zweck des Instituts in einem so freundlichen, lieblichen Ton angebe, wie ihn nur ein Meister darzustellen verstehe', so folgt hieraus keineswegs, dass Goethe wirklich der Verfasser war; denn da es sich hier nicht um eine Originalcorrespondenz, sondern nur um einen Abdruck handelt, so kann dieser Ansicht des Morgenblattes, dass Goethe der Verfasser sei, nur der Werth einer Vermuthung beigemessen werden.

Dass die 'Boisseréeschen Kunstleistungen' Kunst und Alterthum V 1, 185—191 (Einl. S. CLII) von Meyer sind, wird durch S. Boisserées Brief an Goethe vom 22. August 1824 nur bestätigt, aus ebendemselben ergibt sich, dass die S. 191 ff. gegebene Anzeige des Kölner Domwerks von Boisserée wirklich von Goethe herrührt.

Zu dem Aufsatz 'Steindruck-Stuttgart' S. CLV (Kunst und Alterthum V 3, 153—159) bemerkt v. Biedermann, derselbe könne nicht von Goethe verfasst sein, da er ihn im Briefe an Boisserée vom 27. Juni 1826 nur die 'von mir ajustirte Recension' nenne. Hier scheint ein unlösbarer Widerspruch vorzuliegen, da am 20. Juni 1826 Goethe an Meyer schreibt: 'Den Aufsatz über Stuttgart habe nach Boisseréeschen Mittheilungen und Andeutungen geschrieben'. Allein gerade diese Äusserung gibt uns mit jener zusammengehalten den erwünschten Aufschluss: Goethe hat von Boisserée 'Mittheilungen und Andeutungen' über die 13.—15. Lieferung des Boisseréeschen Lithographiewerkes erhalten, und daraus 'den Aufsatz über Stuttgart' gemacht, eine Arbeit, die er nun Meyer gegenüber recht wohl als die seinige bezeichnen, Boisserée gegenüber die 'von mir ajustirte Recension' d. h. die Überarbeitung der von Boisserée erhaltenen 'Mittheilungen und Andeutungen' nennen kann, eine Bezeichnung, durch die er Boisserée die Hauptarbeit, sich nur die Ajustirung zuschreibt. Am 6. Juli schreibt er an Boisserée: 'Hierbei, mein Bester, eine Abschrift, wie der 'Aufsatz' in den Druck gegangen, er wird sich, scheint mir, recht gut ausnehmen, sowie die Tabelle, welche nach Gebühr ins Reine schreiben lassen'. Hiernach scheint auch der Entwurf der Tabelle, wie der des Aufsatzes 'Stuttgart' von Boisserée herzurühren.

Aus demselben Brief Goethes (vom 27. Juni 1826) ergibt sich, dass der Aufsatz 'Dom zu Köln. Vorhalle u. s. w.' (Kunst und Alterthum V 3, 146—147), den ich Einl. S. CLV Goethe zugeschrieben habe, von Meyer ist. Eine Abschrift desselben ist dem Briefe beigelegt.

Zu Einl. S. LXXXII f. und CXII. Wenn in Pästers Buch 'Versuch einer Griechen-Symmetrie des menschlichen Angesichts' Anm. 1 Goethe als Verfasser des Urtheils über diese Schrift im I. Programm der Jenaer Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1805 S. X bezeichnet ist, so rührt dies von dem Umstande her, dass Fernerstehende in Folge der Unterzeichnung des Programms mit Goethes Namen diesen als Verfasser ansehen mussten.

Ähnlich verhält es sich mit dem Aufsatz über ein

'altes Gemälde von Correggio' im Programm zur Jenaer Allg. Litt.-Ztg. 1809 (Einl. S. CVI). Gaedertz in Westermanns Illustr. Monatsheften 1889 (Mai) S. 239 ff. theilt einen Brief Meyers an d'Alton vom September 1808 mit, und sucht die Thatsache, dass einzelne Ausdrücke jenes Aufsatzes, den er Goethe zuschreibt, sich fast wörtlich mit dem Urtheil Meyers in dessen Briefe decken, aus der gemeinsamen Betrachtung und Besprechung des Gemäldes zu erklären. Diese Thatsache erbringt vielmehr den Beweis, dass das Urtheil im Jenaer Programm nicht von Goethe, sondern eben von Meyer ist.

In demselben Programm findet sich ein Abschnitt 'Rafaels Gemälde in Spanien. Aus handschriftlichen Reisebemerkungen von einer Person, welche vor wenigen Jahren durch ganz Spanien gereiset war'. Ich hatte in dieser Person W. von Humboldt vermuthet. L. von Urlichs hat mich brieflich aufmerksam gemacht, diese Person dürfte vielmehr Humboldts Frau gewesen sein, 'die für Malerei mehr Sinn und Begeisterung besass als ihr plastischer Gemahl'. Ich schliesse mich dem an.

Einl. S. CXXXIX unten habe ich die Vermuthung ausgesprochen, dass die Stücke X und XI in Kunst und Alterthum II 3, 180—190 von Goethe seien. Da es sich jedoch in X bloss um den bildlichen Schmuck der betreffenden Poesien handelt und der Stil und die Auffassung eher für Meyer sprechen, so wird dieses Stück wohl richtiger Meyer zuzuschreiben sein, wie alle übrigen des ganzen Abschnittes 'Bildende Kunst' von S. 97—190. Denn auch die Beschreibung der Medaillons von Graf Tolstoy halte ich nunmehr, wie die erste Erwähnung derselben (Kunst und Alterthum II 1, 177 f.), für Meyers Arbeit. Goethe schreibt nämlich darüber in den Tages- und Jahresheften Abs. 1010: 'Wie höchlich lobenswerth diese Arbeit angesprochen werden musste, setzten die Weimarischen Kunstfreunde in Kunst und Alterthum mehr aus einander'. Hätte Goethe allein diese Beschreibungen verfasst, so würde er wohl so gut sich als Verfasser genannt haben als bei Mantegnas Triumphzug Caesars in Absatz 1008. Die ganze Behandlungsweise erinnert in beiden Aufsätzen weit mehr an Meyer als an Goethe.

Zu S. CXXXXVIII. Die Anzeige von Horners 'Bildern des Griech. Alterthums' in Kunst und Alterthum IV 2, 168 ff. schreibt L. Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich S. 44, Goethe zu. Die Anzeige der Schlusslieferungen in Kunst und Alterthum VI 2, 302 ist aber laut Umschlag von Meyer, der daher wohl auch die früheren (IV 2, 168 ff. V 2, 115 f.) verfasst hat, während die dritte Erwähnung in dem Aufsatz 'Steindruck—Schweiz' (VI 1, 31) von Goethe ist (s. Einl. S. CLV ff.).

Zu den Anmerkungen Einl. CLXVII kann ich nach brieflichen Mittheilungen von H. Heydemann in Halle folgende Nachträge geben. Neudruck S. 78 Z. 21: Die zwei männlichen unbekleideten Statuen in Neapel sind die sog. Tyrannenmörder (so auch v. Urlichs, Deutsche Litteratur-Zeitung 1887 Nr. 18). S. 82 Z. 24: Die Minerva von Portici ist abgebildet bei Müller, Denkmäler der alten Kunst I 10, 37. S. 82 Z. 25: Der Sturz der Minerva in der Villa Medicis ist nach Heydemann der Torso der École des beaux arts (Monum. III 13?). S. 82 Z. 28: Der Kopf des Apollo ist nach Heydemann und v. Urlichs der sog. Apollo Pourtalès, jetzt im britischen Museum, = Müller, Denkmäler der alten Kunst II 11, 123.

Calw. Paul Weizsäcker.

Eine Quelle für Hebels Schatzkästlein.

Die hübsche und in viele Lesebücher übergegangene Geschichte Kannitverstan in Hebels Schatzkästlein (Ausgabe von Behaghel 2, 120 f.) ist vielleicht einer Sammlung 'Anekdoten aus dem Leben des Generals Custine' 1794 (S. 12—17) entnommen. Wenigstens ist die Ähnlichkeit beider Fassungen zu auffallend, um zufällig zu sein, wenn auch, wie man gleich sehen wird, der Erzähler, offenbar ein Franzose, die ganze Geschichte in französischer Weise zu wenden versteht. In unserer Quelle nämlich wird berichtet, dass Custine, 17 Jahre alt, mit seinem Hofmeister nach Amsterdam reiste. Dort fragt er einen Holländer

nach dem Besitzer eines schönen am Kanal liegenden Landhauses und erhält die Antwort: Ik kan niet verstaan. Er sieht eine schöne Dame, fragt, wie sie heisse, und erhält dieselbe Antwort. Er hört auf der Strasse ausrufen, dass ein Mann das grosse Loos in der holländischen Lotterie gewonnen habe und erhält auf seine Frage, wer das sei, dieselbe Antwort. Endlich begegnet er einem Leichenzuge und auch hier wird ihm keine andere Antwort auf die Frage nach dem Verstorbenen zu Theil. An gewissen moralischen Wendungen nach der Erwerbung der letzten Kunde fehlt es bei dem französisch-deutschen Berichterstatter gleichfalls nicht. Nur freilich hat der Anekdotenerzähler einen Schluss, den Hebel nicht brauchen konnte. Er erzählt nämlich, dass einige Tage später Custine mit seinem Hofmeister in eine Gesellschaft gekommen sei, daselbst jene schöne Dame, nach der er sich früher erkundigt, gesehen und sich ihr eilig genähert habe mit Äusserungen des Beileids über den Tod des seligen Herrn Kannietverstaan. Der Erzähler schliesst: 'Die Dame stutzte, die Gesellschaft ward aufmerksam, es kam zu Erklärungen, und unter einem Lachen, das den ganzen Saal durchschallte und gar nicht aufhören wollte, enträthselte sich das Missverständniss. Custine konnte nie an die Geschichte denken, ohne eine Anwandlung zum Lachen zu empfinden, und man durfte ihn nur an sie erinnern, wenn man ihn guter Laune haben wollte. Jenem Vorfalle, pflegte er zu sagen, dank' ich's, dass ich Deutsch, Italienisch, Englisch und Holländisch spreche.'

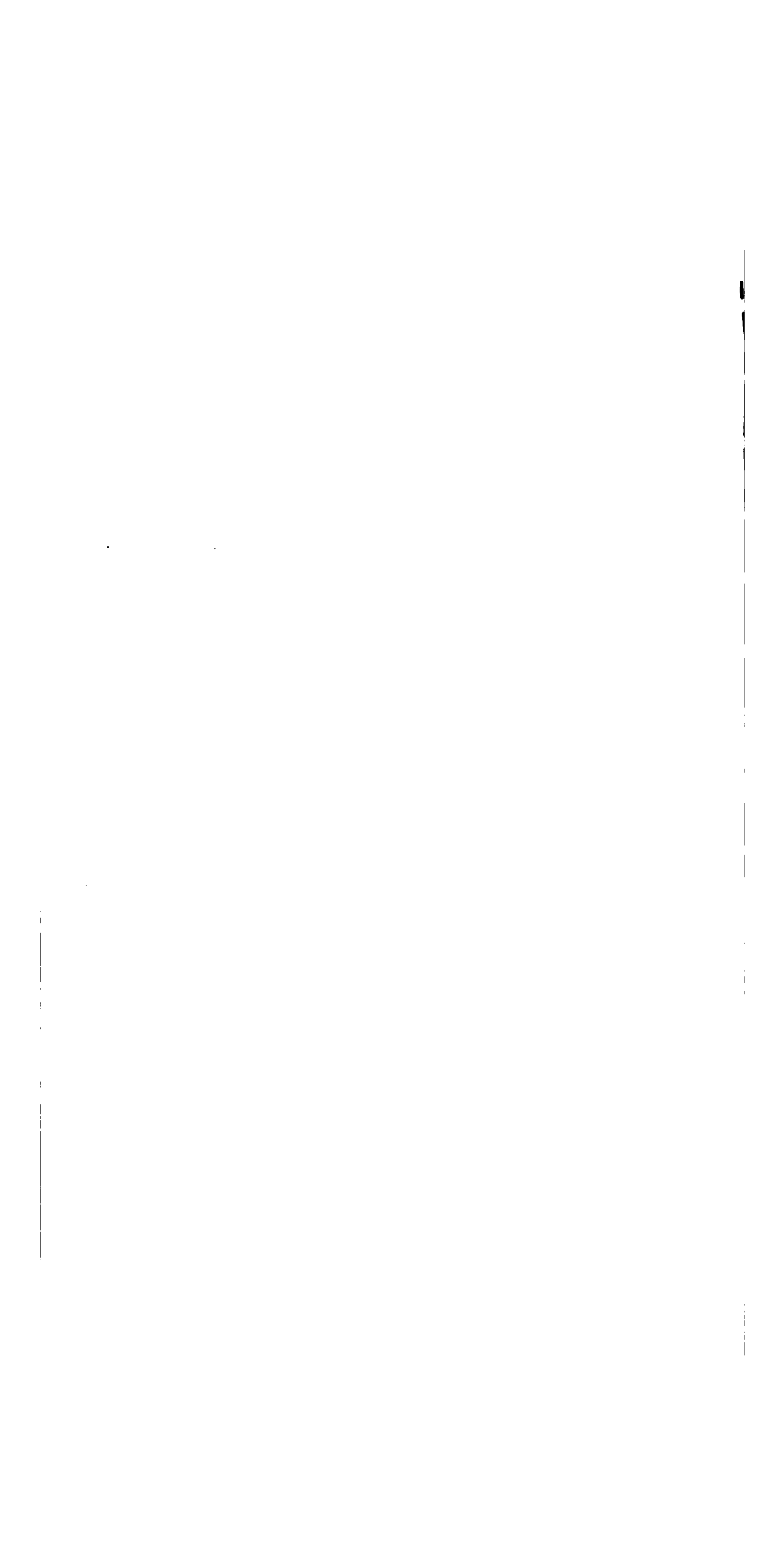
Berlin. Ludwig Geiger.

Berichtigungen.

E. Götze in Dresden sendet folgende Verbesserungen ein: Bd. 1 S. 199 Z. 3 v. u. lies: Schillers. — Bd. 2 S. 64 Anm. 230: Verfasser ist Schmaling, vgl. Goedeke 3, 375. S. 65 Anm. 234 Z. 2 v. u. lies: 1705 statt 1708. S. 67 Anm. 240 Z. 3 liess: Entschluss statt Eifers. S. 73 Anm. 258 lies: 1759. — Die beiden letzten Druckfehler hatte auch der Verfasser bemerkt.

S. 127 Z. 1 lies: Home. Anm. 63 S. 501 soll lauten: Vgl. S. 490.

REGISTER



Bogen 1—28 hat Ferdinand Eichler registrirt.

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ZWEITER BAND

ERSTES HEFT

WEIMAR

HERMANN BÖHLAU

1889

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.

Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

Zuschriften in Angelegenheiten der Redaction dieser Zeitschrift empfängt

Professor Seuffert,
Graz (Steiermark), Harrachgasse 1.

Goethes Werke.

Herausgegeben
im
Auftrage

der Grossherzogin Sophie von Sachsen.

Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen:

I. Abth.: Goethes Werke, 50 Bände,
II. Abth.: Goethes naturwissenschaftliche Schriften, ca. 10 Bände,
III. Abth.: Goethes Tagebücher,
IV. Abth.: Goethes Briefe.

Bei Abtheilung III und IV ist die Bändezahl im Voraus nicht zu bestimmen.

Erschienen sind:

I. Abth.: Bd. 1: Gedichte 1. Bd. ℳ 3,80, Bd. 2: Gedichte 2. Bd. ℳ 2,80, Bd. 6: West-östlicher Divan ℳ 3,80, Bd. 7: Noten und Abhandlungen zum besseren Verständniss des Westöstlichen Divans ℳ 2,60, Bd. 14: Faust 1. Theil ℳ 2,50, Bd. 15, 1. Abth.: Faust 2. Theil, Text ℳ 2,70, Bd. 15, 2. Abth.: Faust 2. Theil, Lesarten ℳ 2.
III. Abth.: Bd. 1: Tagebücher 1. Bd. (1775—1787) ℳ 3,80, Bd. 2: Tagebücher 2. Bd. (1790—1800) ℳ 3,70.
IV. Abth.: Bd. 1—3: Briefe 1.—3. Bd. (1765—1778). Bd. 1—3: ℳ 10.

In diesem Jahre erscheinen mindestens acht Bände der Abtheilungen I, III und IV.

Jede Abtheilung ist für sich zu beziehen; einzelne Bände dagegen werden nicht abgegeben. Der Subscribent einer Abtheilung verpflichtet sich zur Abnahme sämmtlicher Bände derselben.

Es erscheinen zwei Ausgaben, eine in mittlerem Octavformat, eine in grossem Octavformat.

Der Preis eines Bandes der I. Abth. der kleinen Ausgabe beträgt bei einem Umfang von 20—25 Bogen ca. ℳ 2,40 bis ℳ 3,00, der der II.—IV. Abth. ca. ℳ 3,20 bis ℳ 4,00. Der Preis eines Bandes der grossen Ausgabe beträgt bei dem oben angegebenen Umfang ca. ℳ 3,20 bis ℳ 4,00, der der übrigen Abtheilungen ca. ℳ 4,00 bis ℳ 5,00. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise.

Der Einband eines Bandes der kleinen Ausgabe (Halbsaffian) wird mit ℳ 2,00, der der grossen Ausgabe mit ℳ 2,60 berechnet.

Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft wird von der kleinen Ausgabe ein Vorzugspreis für je ein Exemplar bewilligt. Derselbe beträgt, bei dem oben angegebenen Umfang, für einen Band der I. Abth. ℳ 2,00 bis ℳ 2,50, für einen Band der übrigen Abtheilungen ℳ 2,80 bis ℳ 3,60. Bei grösserem Umfang erhöht sich der Preis in entsprechender Weise. Eine Ermässigung des Preises des Einbandes und der grossen Ausgabe findet nicht statt.

Die Subscriptions-Anmeldungen von auswärtigen Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft haben ausschliesslich bei der Verlagshandlung zu erfolgen unter Bezeichnung derjenigen Buchhandlung, durch welche sie die Goethe-Ausgabe zu beziehen wünschen.

Weimar, im März 1889.

Hermann Böhlau,
Verlagshandlung.

Das Register zu Band I dieser Zeitschrift wurde an die Abnehmer desselben versandt.

Der vollständige I. Band dieser Zeitschrift ist durch die Buchhandlungen auch zur Ansicht zu beziehen. Preis ℳ 10,40.

WEIMAR. — HOF-BUCHDRUCKEREI.

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ZWEITER BAND

ZWEITES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1889

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ZWEITER BAND

DRITTES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1889

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

INHALT

VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

ZWEITER BAND

VIERTES HEFT

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1889

Einzelne Hefte werden nicht abgegeben.
Bitte die folgenden Seiten des Umschlages zu beachten.

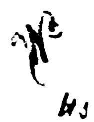
INHALT

Zuschriften in Angelegenheiten der Redaction dieser Zeitschrift empfängt

Professor Seuffert,
Graz (Steiermark), Harrachgasse 1.

Der vollständige I. Band dieser Zeitschrift ist durch die Buchhandlungen auch zur Ansicht zu beziehen. Preis ℳ 10,40.

WEIMAR. - HOF-BUCHDRUCKEREI.



INHALT

